image
not
available

H. nat.
Hgu d (1
Wilmsen

<36610020100017

<36610020100017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

# Handbuch der Naturgeschichte für die Jugend und ihre Lehrer.

Von

F. P. WILMSEN,
Prediger an der Evangel. Parochialkirche zu Berlin.

HERZOGLICH LEUCHTENBERG ZENTRALBIBLIOTHEK

Erster Band.

Berlin, 1821.
Druck und Verlag von C. F. Amelang.
(Brüderstrasse No. 11.)

Bibl. Mus. Zool. Univ.
Digitized by Google

Digitized by Google

Seinem theuren Amtsgenossen

dem

ehrwürdigen Jubelgreise

Herrn

# Carl Ludwig Gronau

Erstem Prediger an der Evangel. Parochialkirche
zu Berlin

widmet dieses Werk

als

ein öffentliches Denkmal

seiner Hochachtung, Ergebenheit und Theilnahme

und

zur Feier des 50jährigen Amtsjubiläums

Desselben

am 16ten April 1820

der Verfasser.



Bibl. Mus. Zool. Monac.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Vorrede.

Bei der Menge von Handbüchern der Naturgeschichte, welche für den Unterricht der Jugend bestimmt sind, scheint es nothwendig, einem neuen gleichsam eine Entschuldigung oder Rechtfertigung seines Erscheinens mitzugeben, besonders wenn es von einem Schriftsteller herkommt, welcher keinem Beruf zu einem solchen Werke zu haben scheint. Der Verfasser dieses Handbuchs erkennt es lebhaft, daß er in diesem Falle sei, und wenn er dennoch die Rechtfertigung seines Unternehmens schuldig bleibt, so wird er hiezu von der Ueberzeugung bestimmt, daß die Beschaffenheit des Werkes selbst seine kräf-

Digitized by Google

tigste Rechtfertigung werden müsse, wenn nicht jede andere unwirksam seyn soll. Daher sei es genug, die Vorzüge anzudeuten, welche der Verfasser seinem Werke zu geben suchte, und die Quellen anzugeben, aus welchen er schöpfte. Die Richtigkeit und Schönheit der Abbildungen, welche durch die fleißige Benutzung des reichen Museums der Naturgeschichte, dessen sich Berlin jetzt erfreut, und durch die Liberalität der Verlagshandlung in einem vorzüglichen Grade möglich war; die Sorgfalt in den Beschreibungen und Darstellungen, die zweckmäßige Ausführlichkeit und Vollständigkeit in den Einleitungen, die treueste Benutzung der besten Hülfsmittel, endlich das Bestreben, jeden Naturgegenstand, und besonders jedes Thier in seiner Eigenthümlichkeit aufzufassen, und sein Verhältniß zu dem Ganzen, seine Lebensweise und seine Beziehung zu dem Menschen darzustellen, das sind die Vorzüge, welche der Verfasser seinem Werke zu geben suchte.

Die Quellen, woraus ich schöpfte, waren fol-

gende: Endler Naturfreund. Breslau, 7 Bände. Bechstein gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands 4 Bände. Bingley Biographien der Thiere, übersetzt von Bergk, 2 Bände. Die beiden Handbücher der Naturgeschichte von Funke und Löhr. Laurops Sylvan, ein Taschenbuch für Forstmänner, Jäger ꝛc. 3 Jahrgänge. Blumenbach's Handbuch der Naturgeschichte, nach der 8ten Ausg. Voigt Uebersicht der Naturgeschichte, z. Gebrauch für höhere Schulen. Jena 1819. Zimmermann die Erde und ihre Bewohner. Bei dem Gewächsreich die Schriften von Wildenow, Sprengel, von Humboldt und Anderen. Auch die lehrreichen Bemerkungen und Aufsätze, welche Oken's Isis über Naturgeschichte enthält, sind von mir sorgfältig benutzt worden.

Gern hätte ich noch mehr Fleiß auf die Darstellung gewandt, wenn nicht dieser Gegenstand einer lebendigen und blühenden Darstellung größtentheils so ungünstig wäre. Die Artikel: Mensch, Ele-

phant, Hund, Jagdhund, Fuchs und Kameel werden indeß von dem Fleiß, der auf die Darstellungen verwandt ist, Zeugniß geben. In den Einleitungen wird man sie, wie ich hoffe, nicht ganz vermissen.

Möge übrigens der bedeutende Aufwand, und die rühmliche Sorgfalt, welche die Verlagshandlung auf die Abbildungen verwandt hat, dem Werke besonders zur Empfehlung gereichen, und des Verfassers guter Wille, ein nützliches und zweckmäßiges Handbuch zu liefern, nicht unerkannt bleiben.

Berlin im Januar 1820.

Der Verfasser.

# Uebersicht
## des Inhalts und seiner Abschnitte.


Seite

1. Allgemeine Einleitung . . . . . 1
2. Verbreitung der Thiere auf der Erde . . . . 7
3. Verbreitung der Pflanzen auf der Erde . . . 18
4. Allgemeine Uebersicht der Natur-Erzeugnisse . . 36
5. Uebersicht der Klassen des Linnéschen Systems . . 40

A. Das Thierreich im Allgemeinen . . . . 43
Von den Säugethieren überhaupt . . . . 59
1. Aehnlichkeit und sonderbare Bildung . . 63
2. Größe . . . . . 79
3. Alter . . . . . 84
4. Stärke und Lebenskraft . . . . . —
5. Stimme . . . . . 88

Seite

I. Der Mensch . . . . . 92
Ernährung . . . . . 121
Verschiedenheit der Körperbildung . . . 122
II. Säugethiere mit vier Händen Quadrumana. 133
Das Affengeschlecht . . . . . —
III. Thiere mit Flatterhäuten . . . 162
IV. Digitata oder Säugethiere mit freien Zehen an allen vier Füßen . . . . . 166
V. Solidungula, Thiere mit Hufen. . . . 383
VI. Bisulca (Pecora) wiederkäuende Thiere . . 402
VII. Multungula (Belluae) . . . . . 481
VIII. Palmata, oder Säugethiere mit Schwimmfüßen . . . . . 534
IX. Cetacea . . . . . 572

## Vögel.

Von den Vögeln überhaupt . . . . . 581
Naturgeschichte der Vögel überhaupt . . . . 589
Ueber die Eintheilung der Vögel . . . . . 593
Vom Halse und Rumpfe . . . . . 595
Von den Federn . . . . . 598
Von der Farbe der Federn . . . . . 602
Von den Flügeln . . . . . 604
Von dem Fluge . . . . . 606
Von dem Schwanze der Vögel . . . . . 608
Von den Füßen der Vögel . . . . . 609

Seite

Von den Sinnen der Vögel . . . . . 610
Gedächtniß und Phantasie . . . . . 612
Von der Stimme der Vögel . . . . . 613
Von den Nestern . . . . . 617
Von den Eiern der Vögel . . . . . 620
Von den Bestandtheilen und dem Bebrüten der Vogeleier. 621
Von den Jungen der Vögel . . . . . 625
Von dem Alter der Vögel . . . . . 627
Von dem Aufenthalt der Vögel . . . . . —
Von der Nahrung der Vögel . . . . . 636
Vom Nutzen und Schaden der Vögel . . . . . 642
Sonderbarkeiten der Gestalt und des Baues der Vögel . 644
Bedeckung . . . . . 648
Größe und Schwere . . . . . 650
Alter . . . . . 651
Körperkraft . . . . . 653
Stimme. . . . . 654
Lebenskraft . . . . . 660
Allgemeine Bemerkungen . . . . . 661
Der Vogelfang einiger nordwestlichen Länder . . . 664
Eintheilung welche bei der Bearbeitung befolgt ist . 670

---

## A. Landvögel.

I. Accipitres . . . . . 672
II. Leuirostres . . . . . 712
III. Pici . . . . . 715

Seite

IV. Coraces . . . . . 723

V. Passeres . . . . . 765

VI. Loxia . . . . . 770

VII. Gallinae . . . . . 833

VIII. Struthiones . . . . . 871

## B. Wasservögel.

IX. Grallae (Sumpfvögel) . . . . . 875

X. Anseres (Schwimm- oder Wasservögel). . . 909

Allge=

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Allgemeine Einleitung.

Ueberall sehen wir uns von der Natur, ihren Wohlthaten, ihren Uebeln und ihren Schrecken umgeben, und ihre Veränderungen, ihre Erscheinungen, ihre Umwälzungen und Erschütterungen bringen bald Freude, Genuß und Wonne, bald Furcht und Schrecken, Sorge und Kummer in unserer Seele hervor. Wir sind so eng und unzertrennlich mit ihr verbunden, daß wir uns von ihrem Einflusse fast in keinem Augenblicke losmachen können, und dieser Einfluß ist belebend und erfreuend, stärkend und erquickend, und je vertrauter unser Umgang mit der Natur ist, desto lebendiger wird unser Glaube an ihren allmächtigen Urheber, desto fester unsere Ueberzeugung von seiner Güte und Weisheit, desto inniger unsere Anbetung seiner Erhabenheit und Größe. Aber, wie die Natur außer uns unsere Aufmerksamkeit und unsere heiligsten und seligsten Gefühle weckt und belebt, und uns in ein ehrfurchtsvolles und herzerhebendes Nachdenken über die Größe Gottes versenkt, so auch die Natur in uns, die wundervolle Zusammensetzung des göttlichen Kunstwerkes, welches Menschenkörper heißt, und die geheimnißvolle Entstehung dieses Körpers, sein Wachsthum, seine Entwickelung, sein Leben und sein Tod.

Unermeßlich groß ist das Gebiet der Natur, denn es umfaßt alles Geschaffene, was wir durch unsere

Sinne in uns und außer uns wahrnehmen; und da der Forschungsgeist des Menschen bis in die Tiefen der Erde und des Meeres eingedrungen ist; da sich das menschliche Auge durch die kunstreichsten Gläser, besonders durch das Mikroskop, bewaffnet, und zur schärfsten Beobachtung gerüstet hat, so ist es den Forschern der Natur gelungen, auch da ihre wundervolle Wirksamkeit wahrzunehmen und zu belauschen, wo sonst alle sinnliche Wahrnehmung aufhört, und z. B. im Wassertropfen und in den Eingeweiden der Menschen und der Thiere eine verborgene Welt von Thieren zu entdecken.

Unbeschreiblich ist die Mannichfaltigkeit, die Schönheit und Pracht, die Kraft und Fülle, welche die Natur uns zeigt. Das Geschlecht der Papageien z. B. umfaßt mehr, als 150 Arten, das Geschlecht der Finken mehr als 100, und die Arten der Thiere, welche die Erde beleben, steigen wahrscheinlich bis zu sechs Millionen hinauf, obgleich nicht viel mehr, als 25,000 davon bekannt sind. Schon kennen wir mehr, als 37,000 Arten von Pflanzen, und es ist höchst wahrscheinlich, daß die Zahl aller der Pflanzenarten, welche die Erde erzeugt, bis zu 170,000 hinaufsteigt. Schon sind durch den bewundernswürdigen Fleiß der Naturforscher 800 Arten des Farrenkrauts, eben so viele Moose, tausend Flechten, und eine noch größere Zahl von Schwämmen und Pilzen untersucht und beschrieben, und fast täglich werden neue Pflanzen entdeckt, da es auf der Erde noch unermeßlich große Länder giebt, welche in dieser Hinsicht noch gar nicht untersucht werden konnten. Fügte doch Brown allein 200 Neuholländische Pflanzen hinzu, und Alexander v. Humboldt schätzt die Gesamtzahl der bekannten Pflanzengattungen auf 40,000.

Die Thiere können sich in den Tiefen des Meeres, in Klüften und Höhlen, in Strömen und Seen, und in den Spalten der Bäume, der Felsen und Mauern der

Nachforschung der Menschen entziehen, und darum sind sie weniger bekannt. Und dennoch kannte der Naturforscher Götze schon 239 Käfer mehr, als der berühmte Naturforscher Schwedens, Linnē. Dieser konnte nur 123 Blattkäfer beschreiben, jener dagegen 203, und wenn Linnē 100 Rüsselkäfer zählte, so zählte Götz 232. Die Felsenküsten des Meeres beherbergen Millionen Pholaden oder Bohrmuscheln, welche mit einer unbegreiflichen Kraft tiefe Gänge in den härtesten Felsen bohren, und es giebt keine Pflanze, welche nicht wenigstens Ein Insekt, das auf sie angewiesen ist, zu ernähren hätte; die Eiche aber ernährt mehr, als 200 Insekten. Selbst jeder Tropfen Wassers enthält eine Menge Geschöpfe, und Millionen Thiere bedecken die unermeßliche Fläche des Meeres, und verursachen sein wunderbares Leuchten. Die Anzahl der Meer-Insekten übersteigt die der Land-Insekten um viele tausend. Alle Seepflanzen sind bevölkert. In den Blättern eines Meergrases entdeckte Hill mikroskopische d. h. nur durch das Mikroskop sichtbare Thiere, die ihren Rüssel in das Mark des Blattes senkten, um noch kleinere Insekten zu verfolgen, und also in dieser verborgenen Welt zwei Geschlechter von Thieren, die im Kriege begriffen sind. Die Seefische ernähren auf der Oberfläche ihres Körpers und in ihren Eingeweiden zahlreiche Thiere. Der Wallfisch ist mit einer ganzen Schaar von Muscheln, Schnecken und Würmern bedeckt. Manche Fische ernähren gegen tausend Bandwürmer. Und in allen diesen Thieren, in den größten, wie in den kleinsten, erblicken wir dieselben Wunder der Allmacht und Weisheit Gottes, denn alle sind so kunstreich, so abgemessen, so zweckmäßig gebaut, daß man ihren inneren Bau, den unermüdete Naturforscher selbst bei den kleinsten Insekten untersucht haben, nur mit Bewunderung und Erstaunen betrachten, oder sich vorstellen kann.

Oder ist es nicht erstaunenswürdig und unbegreiflich,

daß ſich ſelbſt in dem kleinſten Inſekt Raum zum Gehirn findet, daß es Nerven und Muskeln hat, die unter dem Panzer ſeiner harten Flügeldecken geſchützt ſind; daß ſein Kopf, ſeine Augen, ſeine Fühlhörner, ſeine Füße und Flügel die feinſten und mannichfaltigſten Gewebe und Gefüge zeigen, daß eine Fliege, ein Käfer, eine Ameiſe, nach Verhältniß ihrer Größe, wirklich ungeheure Laſten tragen? Lyonet zählte 5000 Muskeln in einer Weidenraupe, und der Menſch hat nicht fünftehalbhundert aufzuweiſen! Wer kann den ausgeriſſenen zitternden Fuß einer Spinne oder Fliege betrachten, ohne wahrzunehmen, wie viel Kraft des lebendigen Reizes in ihm ſei, auch abgetrennt von ſeinem Körper.

Die Schönheit und Mannichfaltigkeit der Geſtalten und Farben in der Natur reizt uns eben ſo ſehr zur Freude, als zur Bewunderung. Keine Kunſt vermag die Schönheit der Formen und der Zeichnungen, den Glanz und die Lebendigkeit der Farben zu erreichen, welche die Natur uns in ihren Bildungen zeigt. Welch eine Pracht in dem Gefieder der Vögel, in der Farbe der Blumen, in der Zeichnung der Schmetterlinge, Steine und Schaalthiere! Welche Sprache könnte alle die Formen zählen, und alle die Farben beſchreiben, welche die Naturkörper zeigen! Betrachtet man nur die Kryſtalliſationen der Salze, Erden und Metalle, die bald als Federn oder Sterne, bald als Würfel, Dreiecke und Säulen erſcheinen, welch eine Mannichfaltigkeit, Regelmäßigkeit und Schönheit! Und kann es eine größere Farbenpracht geben, als die, welche ein Blumenbeet, oder der wunderſchöne Teppich zeigt, mit welchem die Natur im Frühlinge unſere Wieſen, Felder und Hügel bekleidet? Unnachahmlich iſt die Schönheit der Farbe, mit welcher Paradiesvögel, Pfauen und Papageien geſchmückt ſind, und unbeſchreiblich die Mannichfaltigkeit in dem Bau, in der Größe und Geſtalt der Thiere, und wenn wir

hiebei die höchste Angemessenheit und Zweckmäßigkeit erblicken, die weiseste Anordnung, die wunderbarste Abstufung; müssen wir nicht anbetend ausrufen: Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel, Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güter?

Höchst merkwürdig ist schon die Mannichfaltigkeit des Baues und der Gestalt der Thiere. Majestätisch schreitet der Hirsch einher, und trägt mit unbegreiflicher Kraft sein hohes und schweres Geweih, indem er in seinem pfeilschnellen Laufe fast zu fliegen scheint. Vergleicht man mit diesem schlanken, schön gebauten Thiere, an welchem alles Leben und Bewegung ist, den Elephanten, der seinen 7000 Pfund schweren Körper auf säulenartigen Beinen trägt, so muß man erstaunen, daß dieser Riese unter den Säugethieren sich dennoch so schnell bewegt, daß kaum ein Pferd ihn einholt. Eben so wunderbar und unbegreiflich ist das Kameel, dieses Schiff der Wüste, wenn es, fast unermüdlich, in dem tiefen und heißen Sande der Asiatischen und Afrikanischen Wüsten, so rasch einherschreitet, und selbst trabt, daß es in Einem Tage, bei der kläglichsten Nahrung, und ohne durch einen Tropfen Wassers erquickt zu werden, sechs bis acht Meilen mit schwerer Last zurücklegt. Der Wallfisch, welcher eine Länge von 60 bis 70 Fuß, und ein Gewicht von 16,000 Pfund erreicht, bewegt sich dennoch schwimmend mit einer solchen Schnelligkeit, daß ein Schiff mit vollen Segeln ihn nicht einholen würde. Eben so wunderbar ist die schnelle Bewegung der Wallrosse im Meere, des ungeheuren Nilpferdes, dessen Körper wenigstens dreitausend Pfund wiegt, der Riesen-Schildkröte, welche, bei einem Gewichte von acht Zentnern, dennoch mit großer Schnelligkeit rudert, und des 50 Fuß langen Nil-Krokodills.

Welch ein Abstand zwischen dem 17 Fuß hohen Elephanten und der Bisamratte, die nicht mehr, als ein

halbes Quentchen wiegt; zwischen dem Condor, der mit ausgespannten Flügeln 15 Fuß Breite hat, und dem Kolibri, der, aufgetrocknet, nur 30 Gran wiegt; zwischen dem Ei des Straußes, welches die Größe eines starken Kinderkopfes hat, und dem Ei des Kolibri, welches nicht größer, als eine Zuckererbse ist; zwischen der 40 Fuß langen Boa, und dem spannenlangen Salamander; zwischen dem Hai, der ein Gewicht von 10,000 Pfund erreicht, und dem Stint, der die Länge eines Fingers hat.

Wollten wir die Thiere nach ihrer Größe ordnen, so würde der Wallfisch unter den Säugethieren oben an stehen, unter den Vögeln der Strauß, der eine Höhe von 8 bis 10 Fuß erreicht; unter den Amphibien die Königsschlange, welche bis 50 Fuß lang wird, und die Riesenschildkröte; auch das Nil-Krokodil mit einer Länge von 50 Fuß; unter den Fischen der Hai, der ganze Pferde verschlingt; unter den Insekten der Moluckische Krebs, der eine Länge von 4 bis 6 Fuß erreicht, unter den Würmern die Riesenmuschel. Wollten wir die schönsten bei einander stellen, so würden unter den Säugethieren das Pferd, die Gazelle, das Reh und der Hirsch; unter den Vögeln der Flamingo, der Goldfasan, der Juwelen-Kolibri, dessen Kehle glühendes Gold zu seyn scheint, und die Pfauentaube; unter den Amphibien die Carmoisin-Schlange; unter den Fischen der Goldkarpfe, der Meerjunker und der Goldfisch; unter den Insekten die Schmetterlinge, und besonders das Pfauenauge, der Admiral und der Trauermantel; unter den Würmern der größte Theil der Conchylien (Schaalthiere) zu nennen seyn. — Die verständigsten Thiere sind wohl: der Elephant, der Hund, das Pferd, der Affe und der Papagei, denn diese lassen sich am leichtesten abrichten, und lernen den Zuruf der Menschen am besten verstehen und befolgen. Vielleicht könnte man auch noch die Kameele, die Bären, die Elstern und die Schlangen dazu rechnen, da auch diese

Thiere einer, oft bewundernswürdigen, Abrichtung fähig sind; aber nicht die so genannten Künstler unter den Thieren, die uns freilich durch ihre Kunstfertigkeiten in Erstaunen setzen, aber hiebei nur von ihrem Instinkt (Naturtriebe) geleitet, oder vielmehr gezwungen werden, und diesem blindligs Folge leisten, wie z. B. der Biber, der Dachs und der Hamster, welche bewundernswürdig bauen, die Biene und die Spinne, die Ameise und der Ameisenlöwe, der Termes, dessen Bau die höchste Bewunderung erregt, und der Schneidervogel, der sein tütenförmiges Nest wunderbar aus Blättern zusammennäht.

## Verbreitung der Thiere auf der Erde.

Hier wollen wir unsere Aufmerksamkeit besonders auf die Säugethiere richten, die sich dadurch von den übrigen unterscheiden, daß sie rothes warmes Blut haben, lebendige Junge gebären, und sie an Brüsten säugen; dann auf die Vögel d. h. auf die warmblütigen gefiederten eierlegenden Thiere; dann auf die Amphibien d. h. kaltblütige, im Wasser und auf dem Lande lebende, durch Lungen, gleich den vorigen, athmende Thiere; dann auf die Fische d. h. durch Kiemen athmende, nur im Wasser lebende kaltblütige Thiere, ohne Stimme, die sich vermittelst der Flossen bewegen; dann auf die Insekten, d. h. die stark gegliederten, gleichsam mit Einschnitten versehenen Thiere, ohne Blut, wofür sie eine weißliche kalte Flüssigkeit haben, die meisten mit Fühlhörnern, und mehreren Verwandlungen unterworfen, geflügelt, wie die Käfer und Schmetterlinge, und ungeflügelt, wie die Spinnen, Flöhe, Krebse u. a. m.; endlich auf die Würmer d. h. die Thiere mit den unvollkommensten Bewegungswerkzeugen, ohne äußere Gliedmaßen, mit einer kalten weißlichen Flüssigkeit, welche die Stelle des Blutes vertritt.

Aber nur auf die merkwürdigsten unter den Thieren wird sich diese Betrachtung einschränken können, und unter diesen wieder besonders auf die, welche einem Lande oder Himmelsstriche ganz eigenthümlich, oder durch ihre allgemeine Verbreitung über den größten Theil der Erde ausgezeichnet sind.

Unter den allgemein verbreiteten Thieren steht der Hund oben an, welcher dem Menschen durch alle Klimate folgt, und in einigen Ländern das einzige Hausthier ist. Der Grönländer z. B. hat weiter kein gezähmtes Thier, als den Hund, der seinen Schlitten zieht, den Bären jagt, und zur Kleidung, ja selbst zur Nahrung dient. Als Lastthier erscheint er auch in Kamtschatka, bei den Eskimo's, und bei den Ostjaken. Viele Südsee-Inseln haben keine andere Hausthiere, als Hunde und Ratten, oder höchstens noch Schweine. Der Patagonier in Südamerika hält nur Hunde und Pferde. Die Albanischen, Griechischen, Dänischen und Irländischen übertreffen alle andere an Schönheit, Größe und Kraft. In Südamerika und Afrika finden sich wilde Hunde, die aber nur verwilderte, ursprünglich zahme, zu seyn scheinen. Die Lappländischen und Sibirischen Hunde sind häßlich und stumm.

Der Wolf, unstreitig der Stammvater des Hundes, ist auch fast eben so weit verbreitet. In Europa findet er sich überall, den höchsten Norden und England ausgenommen; Lappland hat starke graue Wölfe, die im Winter weiß werden; durch ganz Sibirien, in China und in Persien, auch wohl noch südlicher, findet er sich; ferner in Aegypten, am Senegal, in Kongo und Habessinien, in den meisten Amerikanischen Ländern, aber nicht in den Südindischen.

Der Ochse erträgt den kalten Himmelsstrich nicht. In Afrika und Amerika findet er sich als Buckelochse oder Bison. In Amerika geht der wilde Ochse bis gegen

die Hudsonsbay und südlich bis Brasilien. In Afrika findet er sich bei den Juliern und Mandingo-Negern, auf Guinea, in Habessinien, auf dem Kap. Der Hottentotte bewacht seine Heerde durch abgerichtete Ochsen. Ostindien hat das schönste Rindvieh; daher bedient man sich hier der Ochsen statt der Pferde, auch am Kap giebt es Reitochsen. In Ober-Aethiopien ereicht der Ochse die Größe des Kameels. Am kleinsten ist er in Persien, und auf Island ungehörnt; in Kanada lebt der merkwürdige Moschusochse, welcher gejagt wird; in der Kalmückei und Tibet der grunzende Ochse oder Sarluk, durch seidenartiges Haar ausgezeichnet. Der Afrikanische Büffel ist wegen seiner Stärke berühmt, indem selbst der Löwe im Zweikampfe mit ihm unterliegt. Auf Ceilon findet sich ein wilder Ochse, auf Celebes ein Zwergochse.

Auch das Schaaf ist sehr weit verbreitet, denn es kann die Kälte des hohen Nordens und die Hitze der Südländer ertragen. Auf Irland und Grönland und in Sibirien finden sich Schaafe, und eben so auf den heißen Küsten Afrika's, in Arabien, Hindostan, auf den Inseln Asiens; in Amerika, wohin sie aus Europa gekommen sind, gedeihen sie fast überall, auch auf den Westindischen Inseln. Die schönsten finden sich in Europa, und zwar in England und Spanien. Die Rasse der Schaafe, welche Fettschwänze haben, findet sich in Asien bei Kirgisen, Kalmücken, Mongolen, in China und Persien, in Syrien, Palästina und Arabien, auch in Nord- und Südafrika, z. B. auf dem Kap. Auch langschwänzige Schaafe finden sich in den meisten dieser Länder.

Die Ziege findet sich ebenfalls fast auf der ganzen Erde, und auf manchen Inseln, z. B. auf Neuguinea, ist sie das einzige Säugethier. Die Angorische in Asien hat ein sehr schönes Haar. Kleinasien, Aegypten und Indien hat die Mamberziege mit fußlangen Ohrlappen. Der Afrikanische Ziegenbock ist sehr klein. Auf hohen

Gebirgen findet sich der Steinbock, von dem die Ziege unstreitig abstammt.

Das Pferd wird vom Polarkreise bis zum nördlichen Wendekreise überall angetroffen. Jenseits des Aequators findet es sich auf dem Kap, auf Java und auf den Molucken. Verwilderte Pferde finden sich in Paraguay in Süd-Amerika, und die Patagonen sind ein berittenes Volk. Asien ist wohl das Vaterland des Pferdes, und hier wird es auch noch sehr häufig in der Wildheit gefunden, selbst auf der Insel Java, besonders aber in Mittelasien. In Arabien, Persien, Nordafrika, in der Türkei und in Spanien sind die schönsten Pferde zu finden.

Nicht so weit ist der Esel, der dem Pferde übrigens nahe verwandt ist, verbreitet, denn er gedeihet am besten im warmen Klima. Daher findet er sich in Europa vorzüglich in Spanien und Portugal. In Persien und Arabien sind die Esel groß, muthig und stark, und der wilde Esel (Onager) findet sich selbst in Indien.

Das Schwein findet sich in der Wildheit im südlichen Schweden, aber nicht im hohen Norden, in ganz Deutschland, und in allen übrigen Europäischen Ländern; ferner in Sibirien und in der Tatarei, von Syrien bis zum Baikal. Zahm findet es sich in ganz Asien, nur da nicht, wo die Religion Mohameds herrscht, fast auf allen Inseln ist es heimisch, besonders auf den Philippinen und auf Ceilon, auf den Molucken, und auf allen Inseln der Südsee. Auch in Afrika findet es sich fast auf allen Küsten, und auch auf den Inseln Frankreich und Bourbon. Die Europäer haben es nach Amerika gebracht, wo es jetzt überall anzutreffen ist, die nördlichen Gegenden an der Hudsonsbai, und Grönland ausgenommen. Auf den Antillen, in Peru und Brasilien hat es sich unglaublich vermehrt, und ist verwildert. Das Siamische Schwein und das Guineische sind eigene Rassen.

Die Katze findet sich im höchsten Norden nicht. Lappland, Grönland und Island, so wie das nördlichste Norwegen und das nördlichste Sibirien haben keine Katzen. Sonst ist sie in ganz Europa, wild und zahm, zu finden, in Afrika auf dem Kap, auf Madagaskar, in Guinea und Kongo, und überall, wo es Europäische Niederlassungen giebt; ferner in Persien, Tunkin, China, Hindostan und Java, und in Amerika überall, wo sich Europäer angesiedelt haben, also auch auf den Inseln.

Der Bär findet sich in den Ländern der Ostjacken und Samojeden, in Kamtschatka und Lappland, und in allen Europäischen Ländern, selbst in Savoyen und Griechenland, doch besonders in den Alpen, in der Mongolei, Tatarey, in China und Japan, und selbst das heißeste Klima vermag er zu ertragen, denn er wohnt in Siam, und auf Java und Ceilon, am häufigsten aber in den dichten Wäldern Nord-Amerika's, besonders in Kanada und Louisiana, aber auch in Mexiko und Peru, und bis zur Südspitze Amerika's hinab, so daß, außer dem Fuchse, der Bär am weitesten auf der Erde verbreitet ist.

Der Fuchs geht höher nach Norden hinauf, als irgend ein vierfüßiges Thier. Die ganze unbewohnte Eisküste von Asien, Nowaja Semlia, und das höchste Grönland werden von ganzen Heerden der weißen, blauen und schwarzen Füchse bewohnt. Einige Rassen dieser Gattung leben aber auch in der heißen Zone, und gehen bis nach Süd-Amerika hinab. Der rothbraune Fuchs findet sich in Gesellschaft des weißen sehr häufig auf Island, in Norwegen, Lappland, Sibirien, Kamtschatka, China und Japan. Eine andere Rasse, der Brandfuchs, findet sich durch ganz Europa.

Der Hase ist in der alten Welt überaus zahlreich und ausgebreitet. Das einzige England hat der Hasen so viele, daß jährlich für 250,000 Pf. St. Felle in die Hutfabriken geliefert werden. Ganz Europa und ganz

Asien, von Mangasea bis Ceylon, von Natolien bis China, ernährt dieses Wild in großen Schaaren. Selbst die Hitze Senegambiens und Guinea's in Afrika kann der Hase ertragen, und in Amerika findet er sich von der Hudsonsbai bis zum Aequator.

Das Kaninchen ist eigentlich in den wärmeren Landstrichen der alten Welt zu Hause, und von da hat man es nach Amerika hinübergebracht.

Der Hirsch ist ursprünglich beiden Welten gemein. Man fand ihn in Amerika, und er fängt hier an der Hudsonsbai an, und geht bis Mexiko, und wahrscheinlich bis Peru und Brasilien. In Europa findet man ihn erst um den 64sten Grad Breite in allen Ländern, bis Griechenland. Er bewohnt auch ganz Asien vom 55 oder 60sten Gr. Br. an, selbst die Inseln Ceylon, Java und Sumatra. In Afrika findet er sich in der Barbarei, Habessinien und Guinea. Das Reh lebt gleichfalls in den meisten Ländern Europa's, von Norwegen und Schweden an; in Asien von Irkuzk bis Java und Ceylon hinab.

Das Hermelin oder Wiesel mit schwarzer Schwanzspitze lebt fast in allen Himmelsstrichen, in Lappland, unter den Samojeden, beinahe in ganz Sibirien, in Neufundland und Canada, in Frankreich und Deutschland; auch auf den Moluckischen Inseln, in Afrika und Guiana.

Den gemeinen Seehund trifft man beinahe auf allen Küsten des Oceans an, sowohl auf der nördlichen, als südlichen Halbkugel; am häufigsten jedoch, und in zahlreichen Schaaren, in den nördlichen Meeren; überhaupt in der Alten Welt mehr nördlich, als südlich, in der Neuen aber längs den Küsten von Südamerika, in der Campeche-Bai, und an allen Küsten von Nordamerika. Merkwürdig ist es, daß er sich auch in Landseen findet, und zwar nicht nur in solchen, die Salzwasser haben, wie im Caspischen Meere, sondern

auch in Seen mit süßem Wasser, wie im Baikal, und anderen.

Zu den Thieren, welche zwar nicht allgemein, aber doch über große Erdstriche verbreitet sind, gehören der Seelöwe und der Seebär. Jener, und zwar der zottige, findet sich nicht nur bei Kamtschatka, und längs den Kurilischen Inseln, bis gegen Japan hinab, sondern auch auf Magellansland, den Falklandsinseln, und in Südgeorgien, vielleicht auch am Vorgebirge der guten Hoffnung. In eben diesen Gegenden zeigt sich auch der Seebär.

In der heißen Zone ist der kleinere Manati das einzige Thier, welches die heiße Zone beider Welten auf beiden Seiten des Aequators bewohnt. In der Alten findet er sich an den Mündungen der Gambia und des Senegal, an den Küsten von Congo, Madagascar und den Philippinen; in der Neuen auf Cuba, und am See Nicaragua in Mexico, auf der Erdenge Darien, an den Küsten von Guiana, im Orinoko und Maranhon, auch an der Westküste von Neuholland.

Bloß in der kalten Zone lebt das Rennthier, in Asien geht es südwärts, bis zum Amur, in der Neuen Welt noch weiter südlich, bis zum 45sten Grade.

Der weiße Bär bewohnt alle nördliche Polarländer, als: Spitzbergen, Nowaja Semlia, die ganze Asiatische Küste des Eismeeres, Grönland und die Hudsonsbai. Eben diese Länder bewohnt auch der Stein- oder Polar-Fuchs.

Das Wallroß wird fast in allen nordischen Meeren angetroffen, von Grönland, der Hudsonsbai und Neuschottland an, auf Island, Spitzbergen, Norwegen, Nowaja Semlia, längs der ganzen Küste des Russischen Asiens, bis zur Südspitze von Kamtschatka, und im ganzen Russischen Archipelagus.

In der kälteren gemäßigten Zone lebt der Zobel

(in Asien bis China und Korea, in Europa nur in Lappland, und sehr sparsam, in Amerika erst vom 60sten Grade an), die Flußotter, der Biber, der Vielfraß, der Marder, der Luchs, das Elenn, das fliegende Eichhorn, der Dachs, das Murmelthier (in Polen, in der Ukraine, auf den Alpen und Karpathen, an der Kama, am Don, von Kanada bis Virginien, und auf den Bahama-Inseln), die Wasserratte, die Feldmaus und das Meerschwein.

In der ganzen Alten Welt, aber nicht in der Neuen, findet sich der Igel, nur in der kalten Zone der Alten Welt der Lemming, dieses durch seine Heereszüge berühmte Thier; der kälteren gemäßigten Zone ist vorzüglich eigen das Bisamthier, welches seinen Hauptsitz auf den Gebirgen des mittleren Asiens hat.

Vorzüglich weit in der Alten Welt verbreitet ist das Kameel, sowohl das gemeine, mit Einem Buckel, als das Trampelthier mit zwei Buckeln, das wichtigste Hausthier des Orients und Nordafrika's. Seine nördliche Grenzlinie fängt in der Europ. Türkei, am Gebirge Scardus an, schließt die nördlichen Küsten des Schwarzen und Asowschen Meeres ein, läuft in einer nordöstlichen Richtung bis zum 90sten Grad der Länge, und dann ostwärts bis gegen den Amur. Ungefähr unter 80 Gr. der Länge und 53 Gr. Br. durchschneidet seine Grenze die südliche des Rennthiers. Südwärts geht das Kameel bis zum 28 Gr. Br, nemlich bis Nord-China, Nord-Indien, an den Persischen und Arabischen Meerbusen; in Arabien aber bis an die südliche Spitze, und in Afrika bis zum Senegal und Gambia. Seine äußersten Grenzpunkte scheinen also unter dem 50 und 60 Gr. N. Br. zu liegen. Wild findet es sich nur im mittleren Asien, sonderlich in der Mongolei.

Die Gemse lebt nur in den Kettengebirgen der gemäßigten Erde, auf den Pyrenäen, Alpen, Karpathen,

Apenninen, dem Taurus und Kaukasus, wahrscheinlich noch auf mehreren Gebirgen Asiens, und auf dem Atlas.

Der heißen Zone der Alten Welt gehören im vorzüglichsten Sinne folgende Thiere: das zahlreiche Geschlecht der Affen. Sie entfernen sich nicht weit von den Wendekreisen; aber zwischen denselben, sowohl in Afrika, als Asien, wimmelt es von diesen Thieren. Europa hat gar keine Affen; doch hat sich auf den Felsen Gibraltars eine dort ausgesetzte und verwilderte Gattung fortgepflanzt. — Der Pavian geht in Afrika bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung herunter.

Der Giraffe oder der Kameelparder ist allein in dem mittleren Afrika, besonders gegen Osten hin, zu Hause, und geht auch nicht weit über die Wendekreise.

Das Rhinoceros oder Nashorn findet sich in zwei Arten, nemlich mit Einem Horn (in Ostindien und China) und mit zwei Hörnern (in Südafrika).

Der Hippopotamus, das Fluß- oder Nilpferd, gehört Afrika allein, ist schon am Kap häufig, und bewohnt alle große Flüsse dieses Erdtheils. Nur nach Oberägypten, wo es sonst auch häufig war, soll es jetzt gar nicht mehr kommen.

Der Elephant fängt ungefähr da an, wo das Kameel aufhört, nemlich in Afrika, mit dem 20sten Gr. N. Br., in Asien sogar mit dem 30sten Gr. Von da an ist ganz Afrika bis an das Kap, und Asien bis Ceylon, Java und die Philippinen mit Elephanten angefüllt. Persien und Arabien haben keine Elephanten.

Der Löwe fängt um den 34 Gr. N. Br., in Afrika vom Atlas, in Asien um Bagdad an, und lebt in Arabien, Indien, Malabar, Ceylon, und auf den Sundischen Inseln, doch nicht in China. In Afrika, wo er am häufigsten und schönsten ist, findet er sich überall, nur in Aegypten nicht. In Asien ist er minder zahlreich, in Europa findet er sich gar nicht.

Der Tiger hat in der Breite eine weitere, aber in der Länge eine engere Verbreitung, als der Löwe. Am besten gedeiht er im heißeren Asien, nemlich in Decan, Bengalen, Siam und Pegu, auf Ceylon und den Sundischen Inseln; auch in Persien und China findet er sich, aber entartet, in Afrika gar nicht. Dagegen hat Afrika den Panther (Parder) und den Leopard, zwei Gattungen, die sich nur durch die verschiedene Größe und Zeichnung des Felles unterscheiden, und diesem Welttheile eigenthümlich sind.

Die Quadrupeden (Vierfüßler), welche der Neuen Welt angehören, und unter allen Himmelsstrichen leben, sind: der Jaguar und der Cuguar (Puma), das Guanico oder Llama, und die Vicunna (Paco). In der kalten Zone der N. W. finden sich: der Muskus-Ochse (Bisamstier) im äußersten Nordamerika, im Westen der Hudsonsbai; der Bison (Buckelochse) in großen Heerden, von der Hudsonsbai bis Neu-Mexiko. Der heißen Zone gehören an: die Meerkatze, bloß in Südamerika einheimisch, sie schweift in großen Schwärmen umher; das Faulthier und der Ameisenbär, welche eine eigene, diesem Welttheil ganz eigenthümliche, Ordnung ausmachen; der Armadill (Gürtel- oder Panzerthier); der Tajassu (Bisamschwein), und der Tapir, das größte Landthier Südamerika's.

---

Die Vertheilung der Vögel auf der Erde ist schwerer anzugeben, weil sie unstät sind, und nirgends einen beständigen Aufenthalt haben. Viele haben ein doppeltes Vaterland, wovon wir aber gemeiniglich nur das eine kennen. Weder das andere, wohin sie ziehen, noch den Weg, den sie dahin nehmen, wissen wir mit völliger Zuverlässigkeit. Sie suchen immer dasselbe Klima, dieselbe Temperatur der Luft, und sind daher, weil sie nur eine geringe Veränderung der Temperatur ertragen, auch

nicht

nicht sehr weit verbreitet. Viele sind durch ihre Nahrung an ein gewisses Land oder an eine Gegend gebunden, weil sie diese Art der Nahrung an keinem anderen Orte finden würden. Daher giebt es Vögelarten, welche nur auf einer einzigen Insel gefunden werden. Wollte man doch eine geographische Eintheilung der Vögelarten machen, so kann man für allgemein verbreitet annehmen den Raben, die Gans, das Huhn, die Taube, die Schnepfe, den Sturm- und den Eisvogel. — Die kalte Zone bewohnen vorzüglich das Schneehuhn, die Rothgans und der Eidervogel. — Den Uebergang von der kalten zur gemäßigten Zone macht in der südlichen Hemisphäre der Pinguin. — Vögel der gemäßigten Zone sind der Finke, die Nachtigal, und überhaupt fast alle Sperlingsarten; der Auerhahn, das Rebhuhn, der Fasan, der Kalkut, der Ortolan, der Trappe, der Kranich und der Albatros. — Den Uebergang von der gemäßigten zur heißen Zone machen der Pelikan und der Flamingo. — Der heißen Zone sind eigen: der Strauß, der Kasuar, das zahlreiche Geschlecht der Papageien, der Paradiesvogel (jedoch nur auf Neu-Guinea und die benachbarten Inseln eingeschränkt), die Fregatte, und der Tropikvogel. Die heiße Zone enthält nicht nur die meisten Arten, sondern auch die meisten Individuen. Die Wälder der wärmeren Himmelstriche sind mit einer zahllosen Menge der schönsten Vögel angefüllt. Dieß gilt besonders von dem wunderbaren Guinea. Hier wimmelt es von Touraco's, Papageien und Flamingo's; hier findet sich der prachtvolle Kronvogel, der schöne Whidah, die Numidische Jungfrau, und vielartige Tauben, weiße Amseln, Fasanen, Perlhühner, Spechte, Raubvögel, und der doppelschnabelige Hornvogel, nebst ganzen Schaaren der großen, röthlich weißen Pelikane, bevölkern die dichten Waldungen, und umschwärmen die Ströme. — Das merkwürdige Geschlecht der Colibri's ist auf Amerika

beschränkt, und Neuspanien ist der Hauptsitz dieses schönsten unter den Vögeln, wovon man bereits 70 Arten zählt.

Am wenigsten lassen sich die Insekten und Würmer geographisch vertheilen und ordnen. Sie sind zum Theil nur an gewisse Pflanzen, zum Theil an die Stelle der Erde geheftet, die sie einmal einnehmen; zum Theil an unzugänglichen Orten, in der Tiefe der Gewässer, verborgen, zum Theil aber dem unbewaffneten Auge völlig unsichtbar. Ueberdieß kennen wir diesen Theil des Thierreichs am wenigsten.

Auch über die Vertheilung und Verbreitung der Fische läßt sich nur wenig sagen, obgleich manchen Arten auch im Meere gewisse bestimmte Districte und Grenzen angewiesen zu seyn scheinen. So gehen z. B. die Saugefische so wenig, wie die meisten Doraden, aus der wärmeren Zone. Der Wallfisch hingegen, der Hay, und viele andere, scheinen sich unter dem Eise der Pole eben so wohl zu befinden, als zwischen den Wendekreisen. Der Ocean scheint überall gleichmäßig belebt zu seyn. Desto wichtiger ist die Bemerkung, daß die eßbarsten Fische auch zugleich die fruchtbarsten sind. Fast alles, was von den Fischen gilt, läßt sich auch auf die Amphibien anwenden.

## Verbreitung der Pflanzen auf der Erde.

Die Geographen nehmen an, daß unter der Linie (Aequator) das heißeste Klima, unter den Wendezirkeln ein warmes, zwischen den Wendezirkeln und den Polarkreisen zwei verschiedene Himmelsgegenden, eine gemäßigte, und eine kalte, und endlich unter dem Polarkreise, eine sehr kalte herrsche.

Im Allgemeinen stimmen auch diese Abtheilungen ziemlich mit einander; nur verursachen hierin Berge,

Thäler, Flüsse, Sümpfe, Wälder, Meere und andere örtliche Umstände, eine große Abweichung, so daß es Gegenden giebt, die nach der obigen Eintheilung warm seyn sollten, und doch zu den gemäßigten oder kalten gehören, und umgekehrt. Man muß daher das physische und geographische Klima wohl von einander unterscheiden.

Die Länder in Amerika und Asien, von gleicher Breite mit Europa, sind ungleich kälter. Pflanzen, die in Amerika unter dem 42 Gr. N. Br. wachsen, vertragen unser Klima von 52 Gr. sehr gut. Die Ursache dieser großen Verschiedenheit ist in den ungeheuren Sümpfen und Waldungen, die Amerika auszeichnen, und in der Erhabenheit der Asiatischen Länder zu suchen. Afrika ist unter den Wendezirkeln ungleich heißer, als Asien und Amerika: der brennende Sand in Afrika trägt hiezu das meiste bei.

Boden, Lage der Oerter, Kälte, Hitze, Dürre und Nässe haben auf die Vegetation (Pflanzenwuchs) einen großen Einfluß. Jede Gegend des Erdballs hat daher eigene, nur für diese Lage bestimmte, Gewächse. Wenn man also die Pflanzen der Polarländer wieder auf den Gipfeln hoher Gebirge bemerkt, so sieht man, daß diese Gewächse nur für kalte Länder bestimmt sind. Es ist bekannt, das Wärme ein nöthiges Erforderniß der Vegetation sey; daraus folgt also ganz natürlich, daß mit der größeren Wärme des Klima's, auch die Zahl der wildwachsenden Pflanzen beträchtlich steigen muß. Dieses bestätigen auch die Erfahrungen der Botaniker. In Südgeorgien sind, nach sicheren Nachrichten, nur zwei wildwachsende Pflanzen; in Spitzbergen 30; in Lappland 534; in Island 553; in Schweden 1300; und so steigt die Anzahl der Pflanzen, so wie die Wärme zunimmt, wenn nicht Sandwüsten, oder Felsen, oder örtliche Umstände Ausnahmen machen.

Das Klima hat sowohl auf den Wachsthum als

auf die Gestalt der Gewächse vielen Einfluß. Die Pflanzen der Polarländer und der Gebirge sind niedrig, mit sehr kleinen gedrungenen Blättern, und haben nach Verhältniß große Blumen. Die Gewächse in Europa haben wenig schöne Blumen, und viele blühen mit Kätzchen. Die Asiatischen prangen meist mit vorzüglich schönen Blumen; und die Afrikanischen Gewächse haben größtentheils sehr fette saftige Blätter und bunte Blumen; die Amerikanischen Pflanzen zeichnen sich durch lange platte Blätter, und durch eine sonderbare Gestalt der Blumen und Früchte aus. Die Gewächse aus Neu-Holland unterscheiden sich durch schmale, trockene Blätter, und eine mehr zusammengezogene Form. Die Pflanzen des Archipelagus, im Mittelländischen Meere, sind meistentheils strauchartig und stachlicht. Die Pflanzen Arabiens haben fast alle einen niedrigen verkrüppelten Wuchs. Auf den Kanarischen Inseln sind die meisten Pflanzen Sträucher oder Bäume; sogar solche Gattungen, welche in andern Klimaten krautartig sind.

Auffallend ist aber die Aehnlichkeit zwischen den Bäumen und Sträuchern des nördlichen Asiens und Amerika's, da doch die Kräuter und Staudengewächse beider Erdtheile fast gar nichts Uebereinstimmendes in ihrer Gestalt haben.

Zwischen den strauchartigen Pflanzen des Vorgebirges der guten Hoffnung und Neu-Hollands herrscht ebenfalls eine große Aehnlichkeit.

Die kalten Klimate zeichnen sich dadurch aus, daß sie mehr Cryptogamen, besonders Pilze, Flechten und Moose; ferner mehr Doldengewächse, und überhaupt wenige Bäume und Sträucher haben.

In warmen Himmelsstrichen finden sich mehr Bäume und Sträucher, viele Farrenkräuter, Schlingstauden und Schmarotzerpflanzen, saftige und lilienartige Gewächse, Palmbäume und dergleichen; viele Gewächse mit gefie-

derten und gerippten Blättern. Kräuter und Sommergewächse vegetiren dort nur zur Regenzeit.

Die Wasserpflanzen haben, so lange sie unter Wasser stehen, feine, fadenförmige, zertheilte Blätter; kommen sie aber mit ihren Blättern an die Oberfläche des Wassers, so werden diese breit, mehr rund, und an der Basis bald mehr, bald weniger ausgeschnitten.

Die Pflanzen, welche auf Hügeln wachsen, verhalten sich in der Gestalt ihrer Blätter gerade umgekehrt, wie die Wasserpflanzen, denn ihre Wurzelblätter sind mehr oder weniger ganz, und die Stengelblätter werden immer feiner getheilt, je höher sie stehen.

Die Pflanzen in ihrem wilden Zustande pflegen sich immer gleich zu bleiben, und die etwa vorkommenden Abänderungen sind nicht so häufig, als wenn sie der Kultur und der Kunst unterworfen werden. Sonderbar ist es, daß sowohl Pflanzen als Thiere in ihrer Gestalt, Farbe und Geschmack oft abändern, wenn sie aus ihrem wilden Zustande in einen kultivirten versetzt werden. Alpen- und Polarpflanzen werden im Thale oder in den Gärten ungleich größer, ihre Blätter gewinnen an Länge und Breite, aber ihre Blumen werden kleiner, oder wenigstens vergrößern sie sich nicht. Gewächse wärmerer Himmelsstriche verändern in kälteren Ländern so sehr ihr Ansehen, daß ungeübte Bataniker sie schwer in ihrem natürlichen Vaterlande wieder erkennen.

Es entsteht nun die Frage: woher denn die große Anzahl verschiedener Gewächse, die unser Erdball erzeugt, komme? Linnē, und einige andere Botaniker nehmen an, daß die Natur anfangs nur Gattungen gehabt habe, und daß durch deren Vermischung später die Arten entstanden wären, die dann wieder neue Arten unter sich erzeugt hätten. Allein Andere erwiedern darauf, daß ja noch in unsern Tagen durch die Vermischungen verschiedener Gattungen ebenfalls neue Arten entstehen müßten.

Wenn es jener unendlichen Kraft, die alles zum Daseyn rief, möglich war, Gattungen zu bilden, warum sollte sie nicht auch Arten zum Seyn gerufen haben? Auch lassen wirklich verschiedene Gattungen von Gewächsen, die in einem Lande sehr zahlreiche Arten haben, vermuthen, daß einige durch Vermischung entstanden sind. So findet man z. B. am Vorgebirge der guten Hoffnung von Erica beinahe 200; von Stapelia über 50; von Gladiolus eben so viel, von Mesembryanthemum an 100 Arten, ohne an die übrigen Gattungen zu denken, die dort zahlreiche Arten haben. Die große Aehnlichkeit verschiedener derselben, bei denen man Mühe hat, bestimmte Charaktere aufzufinden, scheint diese Vermuthung zu bestätigen. Auch sind fruchtbare Bastarde im Pflanzenreich keine Seltenheit; und so wie sie in unsern Gärten entstehen, können sie auch im Freien erzeugt werden, obgleich es da schon schwieriger ist. Es giebt eine Menge Pflanzen, die ursprünglich an keinem Orte wild wachsen, und die ihre Entstehung nur botanischen Gärten zu danken haben. So zeigen auch die zahlreichen Spielarten des Obstes, daß Bastardmischungen nicht selten sind. Ferner liegt der deutlichste Beweis, daß die unzähligen Arten von Pflanzen und Thieren ursprünglich nicht auf einmal da gewesen sind, in unsere Erde selbst. Wir wissen aus der physischen Geographie, welche Revolutionen und Veränderungen unsere Erde erlitten, und daß einst der Erdboden ganz unter Wasser gestanden hat, wie später die Erde zu Land wurde, und nachher wieder die Erdtheile durch Erdrevolutionen von einander getrennt, oder überschwemmt wurden. Es läßt sich deutlich darthun, daß da, wo jetzt festes Land ist, zuvor meist Meer war. Durch diese Veränderungen sind eine Menge organischer Wesen verloren gegangen, und neue entstanden. Die Entdeckungen der Naturforscher haben dies bestätigt, und sie haben Abdrücke

von Pflanzen und verſteinerte Thieren gefunden, die jetzt nicht mehr auf der Erde zu finden ſind.

Zur Verbreitung der Pflanzen auf der Erde haben viele Dinge gewirkt, und oft neue Nebendinge das ihrige beigetragen. So haben z. B. verſchiedene Saamen Widerhaken, kleben an dem Fell der Thiere, und werden von dieſen weiter verbreitet. Die Vögel gehen den verſchiedenen Geſämen nach, und ſchleppen dieſe oft weit und breit umher. An dem Gefieder der Waſſervögel hängen manche Waſſergewächsſaamen an, und ſpülen ſich von denſelben in andern Gewäſſern wieder ab, wenn ſie dieſelben beſuchen.

Der Saame der meiſten Gewächſe ſinkt, wenn er ſeine vollkommene Reife erlangt hat, im Waſſer zu Boden. Iſt er in einer harten Schale eingeſchloſſen, ſo erhält er ſich lange Zeit friſch. Einige Fuß tief in der Erde, und auf dem Grunde des Meeres bleibt jeder Saame lange genug zum Aufgehen geſchickt: denn es kann in dieſe Tiefe keine Luft kommen, und ohne dieſe wird er nie zerſtört. Daher kommt es, daß Flüſſe und Meere, Pflanzen aus weit entlegenen Gegenden herbei führen können. An den Ufern von Norwegen werden gewöhnlich reife und noch ganz friſche Saamen aus Weſtindien ausgeworfen. Wäre ein für dieſe Gewächſe taugliches Klima daſelbſt, ſo würden bald Kokosnüſſe und andere Saamen heißer Zonen keimen, und zur Vollkommenheit gedeihen. Viele deutſche Pflanzen werden am Schwediſchen Meeresſtrande, verſchiedene Spaniſche und Franzöſiſche an den Ufern von Großbritannien, und viele Afrikaniſche und Aſiatiſche an Italiens Geſtade bemerkt.

Der Wind treibt die Saamen, welche mit einem Federchen, mit Flügeln oder häutigen Rändern verſehen ſind, ſo wie die aufgeblaſenen Saamenkapſeln weit umher, daß ſie an entlegenen Orten keimen können. Daher haben ſich einige Gewächſe, die leichten Saamen

tragen, nach den gewöhnlichen Richtungen des Windes verbreitet, und sich weiter fortgepflanzt, als es wohl sonst geschehen möchte. Den geflügelten Saamen der Birke jagt der Wind bis auf die Gipfel der Thürme und hoher Felsen, wo er auch nicht selten keimt. Die Birke ist eben wegen ihres leichten Saamens durch das nördliche Asien verbreitet, wohin ihr der schwerfällige Saame der Eiche nicht folgen konnte.

Verschiedene Saamenkapseln und Früchte springen mit einer Elasticität auf, und treiben den Saamen weit umher, dahingegen wieder andere Früchte nur in der Nähe ihres Geburtsortes bleiben können, besonders solche, die unter der Erde reifen. Denn das Pistill einiger Gewächse dringt nach dem Blühen in die Erde, und wird daselbst zur Vollkommenheit gebracht.

Was die Beeren und fleischigen Früchte betrifft, so können sie sich nicht von selbst verbreiten; denn sie fallen auf die Erde, und geben durch ihre saftige Hülle den jungen Pflanzen Nahrung. In diesem Falle müssen Vögel, und andere Thiere zur Verbreitung beitragen, denn diese Thiere nähren sich zum Theil davon, schleppen sie weit fort, und verzehren den fleischigen Theil, lassen aber nicht selten den Saamen fallen, oder er geht unverdaut wieder von ihnen fort, und wird auf solche Weise zur Fortpflanzung ausgestreut; als Beispiel hiezu können die Wachholderbeeren, und die Vogelmisbeeren, die von der Mispeldrossel verbreitet werden, dienen.

Mehr aber noch, als Winde, Wetter, Meere, Flüsse und Thiere zur Verbreitung der Gewächse beitragen, thut der Mensch. Er, dem die ganze Natur in gewisser Hinsicht zu Gebote steht, der Wüsteneien in Paradiese verwandelt, hat auf mancherlei Art die Ausbreitung vieler Pflanzen befördert. So sind durch Kriege, durch die Völker-Wanderungen, die Ritterzüge nach Palästina, die Reisen verschiedener Kaufleute, besonders durch den

Handel eine groſse Menge von Gewächſen zu uns gebracht, ſo wie eben dadurch unſere Pflanzen in andere Gegenden verbreitet worden ſind. Faſt alle unſere Gartengewächſe ſtammen aus dem Orient und aus Italien, ſo wie die meiſten Getreidearten zu uns auf demſelben Wege gekommen ſind. Durch die Entdeckung von Amerika haben wir viele Pflanzen erhalten, die wir vormals nicht kannten.

Der Stechapfel, der aus Oſtindien ſtammt, iſt jetzt als ein giftiges Unkraut, auſser Lappland und dem nördlichen Rußland, durch ganz Europa verbreitet. Den Saamen dieſes Gewächſes haben die Zigeuner, die ihn überall mit ſich führten, allgemein verbreitet.

Die gemeine Schminkbohne, die Brechbohne, die Balſamine und die Hirſe ſind aus Oſtindien zu uns gekommen. Eben ſo haben wir die meiſten guten Obſtſorten aus dem Orient erhalten. Die wilde Kaſtanie (Roſskaſtanie) kam 1550 aus dem nördlichen Aſien, und die Kaiſerkrone 20 Jahre ſpäter aus Konſtantinopel. 1623 kamen die erſten Kartoffeln aus Amerika nach Irland, von wo aus ſie über ganz Europa verbreitet wurden. Aus Amerika kam der Tabak 1560 nach Spanien, und von Nicot, daher der Name Nicotiana, wurde dieſe Pflanze 4 Jahre ſpäter nach Frankreich gebracht.

Mit den Getreidearten wurden auch viele Pflanzen zu uns gebracht, die jetzt als einheimiſch angeſehen werden: z. B. die blaue Kornblume, die Rohde, der Hederich, der Leindotter, und viele andere. Dieſe Gewächſe zeigen ſich nur zwiſchen dem Getreide, und kommen niemals in Gegenden zum Vorſchein, wo kein Acker geweſen iſt. Auf eben die Art ſind durch den Anbau des Reiſses in Italien viele Pflanzen aus Oſtindien einheimiſch geworden.

Die Kohl- und übrigen Gemüſekräuter brachten die

Griechen nach Rom; von da sie sich nach ganz Europa verbreiteten, und endlich zu uns gekommen sind. Es würde zu weitläuftig seyn, die Wanderungen aller zu uns gekommenen Pflanzen zu bestimmen, und es mag hinreichend seyn, nur einige derselben angezeigt zu haben.

Unsere Küchengewächse hingegen haben die Europäer in fremden Welttheilen ausgebreitet. Daher sieht man überhaupt viele Europäische Pflanzen in Asien, Afrika und Amerika, in Gegenden, wo das Klima den Pflanzen günstig war.

Die Natur ist stets bemüht, eine Pflanze zum Vortheil der andern zu benutzen. Hieher gehören die Flechten und die Moose, wozu aber auch die Stürme und die Veränderungen des Dunstkreises beitragen müssen.

In unserem Klima befördern vorzüglich zwei Stürme die Verbreitung der Saamen. Die Stürme im Frühjahr treiben die Saamen, welche an den Stengeln der Pflanzen den Winter über hangen bleiben — die Sommerstürme den eben erst reif gewordenen Saamen, weit umher. Maulwürfe und Erdwürmer lockern den Boden auf; die Regengüsse schlagen den Saamen ein, und die darauf folgenden Sonnenstrahlen ertheilen ihm die zum Keimen erforderliche Wärme. Wie leicht auf diese Art an Oertern, die sonst zur Aufnahme des Saamens gar nicht geschickt sind, Pflanzen wachsen können, ist leicht einzusehen.

Weil aber auf diesem Wege viele Saamen verloren gehen, so hat die Natur auf eine andere Art wieder dafür gesorgt, ihren Zweck zu erreichen, denn die Saamengewächse haben eine weit größere Menge von Saamen, als eigentlich zur Fortpflanzung nöthig wäre.

So trägt z. B. eine Pflanze des türkischen Korns an 3000 Saamenkörner, die Sonnenblume 4000; der Mohn 32,000; der Tabak über 40,000 Saamenkörnchen. Von einer so großen Menge müssen doch, selbst bei den

widrigsten Umständen, einige Körnchen auf den ihnen nöthigen Boden gerathen, und sich weiter fortpflanzen.

Die Natur läßt keinen Raum, um Gewächse hervorzubringen, unbenutzt. Der fette und der magere Boden, der dürre Sand, der nackte Felsen, die höchsten Alpen, der tiefste Morast, der Grund der Flüsse, der Seen und des Oceans, ja sogar die finstern Höhlen unter der Erde, wie die Bergwerke, nähren ihre eigenthümlichen Gewächse. Modernde Thiere werden von Schimmelarten und kleinen Pilzen besetzt, die ihre Auflösung noch mehr befördern, und sie in Erde umwandeln, um anderen Pflanzen Dünger und Nahrung zu ertheilen.

Eben so haben die Blätter, die Stengel, das Holz, und andere Pflanzentheile eine unzählige Menge von kleinen Pilzen und Schimmelarten, die ihre Zerstörung befördern müssen. Was also offenbar Verheerung, und den Tod anzukündigen scheint, ist der Schauplatz einer neuen Welt im Kleinen. Alles, was geschaffen ist, zweckt zum Nutzen des Ganzen ab.

Die Pflanzen des süßen Wassers haben eine stärkere Ausbreitung, als die des festen Landes. Das Wasser mildert die Kälte und die Wärme des Klima's; daher viele Europäische Wasserpflanzen auch in warmen Gegenden bemerkt werden. Die gewöhnliche Entengrütze wächst nicht allein in ganz Europa und im nördlichen Amerika, sondern auch in Asien. Die Bumbskeule (Typha latifolia) wächst ebenfalls so in Europa, wie in Nordamerika, Westindien, Sibirien, China und Bengalen.

Die Pflanzen, welche im Grunde des Meeres wachsen, können in allen Zonen fortkommen, weil das Wasser nie, oder doch selten bis auf den Grund gefriert, oder stark erwärmt wird, und also fast allenthalben im Meere gleiche Temperatur herrscht. Das gewöhnliche Meergras, Seetang (Fucus natans), findet sich sowohl unter dem Aequator, als bei den Polen. Wo unter den zahl-

reichen Seegewächsen ein Unterschied des Standorts vorkommt, da ist der Boden schuld, den nicht alle von gleicher Beschaffenheit verlangen. Manche wollen höher oder tiefer im Meerwasser stehen, und nur auf solche Gewächse des Oceans hat das kältere oder wärmere Klima Einfluß, die im seichten Wasser gefunden werden. Ueberhaupt ist aber zu bemerken, daß die Hügel, oder die Berge, welche unter der Meeresfläche sich befinden, kräuterreicher, als die tiefen Schlünde und die Thäler derselben sind.

Was die Landgewächse betrifft, so sind die Gebirgs- und Alpenpflanzen in den Gegenden, wo ehemals Zusammenhang statt fand, ziemlich dieselben; obgleich verschiedene Gebirgsketten auch ihre eigenthümlichen Pflanzen haben. Diejenigen Pflanzen, welche man auf den Gebirgen von Europa und Asien antrifft, scheinen der Schneelinie zu folgen, und werden in Grönland, Spitzbergen, Lappland, Novazemla, in Kamtschatka und dem nördlichen Sibirien auf ebenem Felde angetroffen, da sie doch in den gemäßigten Zonen nur die hohen Berggipfel bewohnen. Auf den Gebirgen in Sibirien, Lappland, Norwegen, Schottland, der Schweiz, auf den Pyrenäen, Apenninen, Karpathen, so wie auf den kleinen Gebirgs-Ketten Deutschlands, als am Harz, in Thüringen, auf unserm Riesengebirge, finden sich viele Pflanzen, die ihnen gemeinschaftlich eigen sind. Sollte nicht diese Uebereinstimmung der Pflanzen ihren ehemaligen Zusammenhang beweisen?

Tournefort sah am Fuße des Berges Ararat die Pflanzen Armeniens, etwas höher, die Frankreich — noch höher, die Schweden erzeugt, und auf der Spitze jenes Berges die gewöhnlichen Alpenpflanzen, welche wir am Nordpol wieder finden. Aehnliche Bemerkungen wurden von Reisenden auf dem Kaukasus gemacht.

Aber auf den Gebirgen von Jamaika fand man

keine Europäiſche Alpenpflanzen; nur Europäiſche Mooſe wachſen daſelbſt. Wir wiſſen, daß der Saame der Mooſe ſo fein iſt, daß ein einzelnes Korn unſerm Auge völlig unſichtbar iſt, und nur durch ein gutes Vergrößerungs-Glas bemerkbar wird. Sollte dieſer Saame, da es gewiß iſt, daß er in der Luft ſchwebt, nicht durch Stürme dahin gekommen ſeyn, und dort in einem ihm angemeſſenen Klima gekeimt haben?

Unter allen Himmelsſtrichen fällt uns ein merkwürdiger Unterſchied zwiſchen den Pflanzen auf, der darin beſteht, daß einige Gewächſe geſellſchaftlich, andere einzeln ſind. Das heißt: einige wachſen immer in großer Menge bei einander, dahingegen andere zerſtreut angetroffen werden, und ein einſiedleriſches Leben führen.

Der Grund dieſer auffallenden Erſcheinung ſcheint im Saamen ſelbſt zu liegen. Entweder er iſt zu ſchwer, und der Wind kann ihn nicht fortführen, oder er iſt ſo leicht, daß er vom leiſeſten Hauche fortgetrieben wird. Bei andern zerſtreut die Elaſticität der Fruchthülle den Saamen nur in der Nähe. Bei noch andern iſt die Wurzel wuchernd, und macht, daß mehrere Pflanzen derſelben Art immer bei einander ſtehen müſſen.

Die geſellſchaftlichen Pflanzen nehmen bisweilen große Strecken Landes ein. Das gemeine Heidekraut (Erica vulgaris) breitet ſich oft viele Meilen weit aus. So auch die Heidelbeeren (Blaubeeren), die Erdbeeren, verſchiedene Binſen, und auch manche Bäume.

Die Gewächſe ſind wie die Thiere an gewiſſe Breiten gebunden. Verſchiedene aus warmen Himmelsſtrichen können nach und nach an unſer Klima, ja ſelbſt an kältere Himmelsgegenden gewöhnt werden. Beſonders können Staudengewächſe warmer Erdſtriche eher an ein kaltes, als gemäßigtes Klima, wo oft ſchädliche Abwechſelung der Witterung herrſcht, ſich gewöhnen. Im kalten Klima fällt mit dem Anfange des Winters eine hohe Schneedecke, die erſt mit

dem wiederkehrenden Frühling schmilzt, wo keine Nachtfröste mehr zu erwarten sind. Unter dem Schnee wird die Kälte höchstens 1 Grad unter dem natürlichen Frostpunkte. Im gemäßigten Klima friert es aber oft scharf, ohne daß Schnee fällt, und auf solche Art muß dabei die Pflanze zu Grunde gehen.

Aus eben diesen Ursachen erfrieren die Polar- Alpen- und Nordpflanzen bei uns, welche an eine solche warme Schneedecke gewöhnt sind, sie aber bei uns selten finden. Nur diejenigen Stauden- und Sommergewächse warmer Zonen, welche eine längere Zeit zur Entwickelung ihrer Triebe und Blüthen brauchen, als der kurze Sommer eines kalten Klimas erlaubt, können dort nicht unter freiem Himmel gezogen werden, so wie solche, welche einen hohen Grad von Wärme erlangen.

Empfindlicher gegen ein kälteres Klima zeigen sich aber doch Bäume und Sträucher, weil ihr dauernder Stengel über der Erde erhaben ist, und eher vom Wechsel der Witterung leidet. Einige, die aus einem wärmeren Klima abstammen, haben sich an das unsrige gewöhnt, vielleicht weil ihr Zellengewebe zäher, als das andrer Gewächse ist; dahingegen sind aber sehr viele Pflanzen, die sich in dieser Rücksicht unbiegsam zeigen, weil ihre Organisation keinen großen Wechsel der Klimaten erlaubt.

Oft lehrt uns die Erfahrung, daß Pflanzen aus wärmern Gegenden bei uns im Winter bloß deshalb sterben, weil sie nicht den ihnen von Natur angewiesenen Boden in unsern Gärten finden.

Die nutzbarsten Gewächse haben aber, wie die Hausthiere, die Eigenschaft, daß sie in mehreren Zonen gedeihen können. Sind auch einige an gewisse Himmelsgegenden gebunden; so finden sich dort, wo sie nicht fortkommen können, andere, die ihre Stelle vertreten. Unter dem Aequator und den Wendezirkeln aller Erdtheile kommen

in ebener Lage unsere Getreidearten nicht fort, an ihrer Stelle aber werden Reiß, indisches Korn und türkisches Korn gebauet, die dort unsere Getreidearten entbehrlich machen. In Island und Grönland können weder unsere, noch die genannten tropischen Getreidearten fortkommen, dafür gab ihnen aber die Natur den Elymus arenarius in Menge, der im Fall der Noth als Roggen gebraucht werden kann.

Eßbare Wurzeln und Gemüse fehlen in keinem Klima. Wir haben davon sehr viele wildwachsend, die man unbenutzt läßt, und die uns die Noth schon würde aufgedrungen haben, hätten wir nicht aus dem Orient unsere Gartenpflanzen erhalten. Alle unsere Küchenkräuter sind so biegsam gegen die Abwechselung des Klima's, daß sie meistens dem Menschen in allen Zonen gefolgt sind.

Aus dem hier gesagten folgt ganz natürlich, daß nach so vielen und mannichfaltigen Veränderungen es wohl schwer fallen möchte, genau die Punkte anzugeben, von wo aus sich jedes Gewächs verbreitet habe. Ueber die Flora von Europa läßt sich noch das meiste sagen, nur Griechenland ist hierbei nicht mit begriffen, weil es in botanischer Hinsicht noch sehr unbekannt ist. Wahrscheinlich hat es von den Küsten Asiens und Afrika's, so wie von den Inseln des Archipelagus viele Pflanzen erhalten.

Man kann annehmen, daß die Pflanzen von den höchsten Gebirgen in die Ebene gewandelt sind. Daher nimmt Wildenow fünf Haupt-Floren von Europa an: nemlich die Nordische, Helvetische, Oestreichische, Pyrenäische und Apenninische Flora.

Die nordische Flora stammt von den Norwegischen, Schwedischen und Lappländischen Gebirgen ab. Diese ernähren gemeinschaftlich die Pflanzen, welche der hohe Norden erzeugt. Es scheint, als hätte Schottland einst

mit Norwegen zusammengehangen, weil auf den Gebirgen beider Länder fast dieselben Gewächse vorkommen.

Die Helvetische Flora stammt von den Schweizerischen, Baierschen und Tyroler-Gebirgen ab. Die Berge der Dauphine, so wie die von Böhmen, und unsre Schlesischen Sudeten sind nur Seitenäste derselben Kette. Alle nähren eine große Menge von Gewächsen, die diese Gebirgsketten gemeinschaftlich haben.

Die Oestreichische Flora stammt von den Oestreichischen, den Krainischen, Steyermärkischen und Kärntner-Alpen ab. Die Karpathen machen eine Neben-Kette derselben aus.

Die Pyrenäische Flora stammt von den Pyrenäen ab. Als Nebenäste derselben sind die Gebirge von Catalonien, Castilien und Valentia anzusehen.

Die Apenninische oder Italienische Flora stammt von den Apenninen ab, die sich in einzelne Nebenzweige verbreiten.

Die Helvetische Flora ist von allen am weitesten ausgebreitet. Ganz Deutschland (außer Oestreich und Mähren) ganz Preußen, Polen, Schlesien, Frankreich (der südlichste Theil ausgenommen) die Niederlande und Holland haben dieselbe Flor.

Die nordische Flora ist über Dänemark, Schweden, Rußland, und zum Theil über England verbreitet.

Die Oestreichische Flora erstreckt sich vom Oestreichschen Kreis über Mähren, den südlichsten Theil von Polen, Ungarn, Moldau, Wallachei, Bulgarien, Servien, Bosnien, Kroatien, Slavonien, Istrien und Dalmatien.

Die Pyrenäische Flora erstreckt sich über ganz Spanien, die Inseln Majorka und Minorka, vielleicht auch über Portugal, doch fehlt es hier noch an Untersuchungen.

Die Apenninische Flora geht über ganz Italien, Sardinien, Korsika, und zum Theil über Sicilien.

Betrachtet man die Pflanzenverzeichnisse der fünf

ver-

verschiedenen Floren, so sieht man die auffallende Verschiedenheit der Gewächse.

Es ist aber auch leicht einzusehen, daß, bei Vermischung der Floren, nachdem sich das feste Land gebildet, und verschiedentlich verbunden hat, neue Arten haben entstehen müssen. Daher ist das südliche Frankreich so sehr reich an Pflanzen, weil dort die Helvetische und Pyrenäische Flor zusammenfließt; daher mischen sich im Piemontesischen die Pyrenäische, Helvetische und Apenninischen Flor zusammen, so wie auch noch durch das Meer nordafrikanische Pflanzen hinzugebracht werden. Aus eben dem Grunde besteht Großbritannien theils aus der Nordischen, theils aus der Helvetischen Flor, und in der südlichsten Spitze dieses Königreichs, in Cornwallis, mischen sich schon Gewächse der Pyrenäischen Flor, durch die schräg über liegende Spanische Küste, unter die andern. Schweden, Dänemark und Rußland haben auch die Nordische Flor nicht rein erhalten; viele Pflanzen der Helvetischen sind zu ihnen hinüber gewandert. Eben dieses gilt auch von der Mark Brandenburg und von dem nördlichen oder nordwestlichen Theile von Schlesien, welche Länder, außer der Helvetischen Flor, einen Theil der Nordischen erhalten haben.

Pflanzen, die sich stark durch Saamen vermehren, auch nebenher mit ihren Wurzeln wuchern, haben schneller sich verbreiten müssen; und man darf sich daher nicht wundern, verschiedene derselben über ganz Europa, von einem Ende bis zum andern, verbreitet zu sehen; auch sind diejenigen Gewächse, welche einen leichten Saamen haben, den der Wind schnell fortführen kann, stärker verbreitet, als solche, deren Gesäme schwer ist. Einige solcher Gewächse sind von Lappland, bis an die äußerste Spitze Italiens, ja sogar bis nach Nordafrika gewandert.

Das nördliche Asien hat sehr viele Europäische Pflanzen, wir finden nach Norden hinauf die nördliche

Flor, nach Süden die Oestreichische, und zwischen dieser die Helvetische verbreitet. Es scheint, als wenn sich an den Europäischen Gebirgen weit früher Land angesetzt, und als wenn dieses sich bis an die Gebirge Asiens verlängert hätte, ohne daß vieles, oder sehr ergiebiges Land um die asiatischen Gebirge entstanden wäre. Daher ist es kein Wunder, daß bis an den Ural, und die Altaische Kette von Bergen die diesseitige Ebene nur sehr wenige Asiatische, aber desto mehr Europäische Pflanzen hervorbringt.

Das nördliche Amerika ernährt sehr viele Europäische kleinere Pflanzen, und zwar größtentheils solche der Nordischen Flor. Es ist daher wahrscheinlich, daß vormals zwischen beiden Welttheilen eine Verbindung war, die in spätern Zeiten zerrissen ist. —

Die Küsten der Länder zeigen uns nie die Flor des Innern. An den Küsten finden sich sehr viele Gewächse, die von benachbarten Gegenden dahin geführt sind. Aus diesem Grunde haben Asien, Afrika und Amerika unter den Wendezirkeln, in den Ländern, welche dem Strande nahe gelegen sind, viele Gewächse gemeinschaftlich mit einander.

Reiset man aber in den genannten Welttheilen weiter dem Innern zu; so finden sich diese Gewächse fast gar nicht mehr, und jeder dieser Erdtheile zeigt uns dann seine eigenthümlichen Pflanzen, die um so reichhaltiger ausfallen, wenn in der Nähe vielarmige Gebirgsketten mit abwechselndem Boden sich vorfinden.

Am Vorgebirge der guten Hoffnung sehen wir wiederum eine sehr reiche, aber gar nicht gemischte Flor; weil diese Gegend selbst eine Gebirgsgegend ist. Madagaskar ist deshalb so zahlreich mit Pflanzen versehen, weil diese große Insel viele Gebirge hat, und beide benachbarte Erdtheile, zwischen welchen sie liegt, ihr die verschiedenen Produkte mitgetheilt haben. Die Bahamischen Inseln ha-

ben den Reichthum ihrer Flor, ihren eigenen Gebirgen und benachbarten Ländern zu danken. Man findet dort eigenthümliche Pflanzen, nebst den meisten Gewächsen von Carolina und Florida, und endlich sehr viele der Westindischen Inseln des Mexikanischen Meerbusens.

Eine oder mehrere Pflanzen, die ursprünglich von der Natur unter allen Breiten unseres Planeten wild angetroffen würden, möchten wohl nicht vorhanden seyn. Solche Gewächse, die eine große Ausdehnung annehmen, sind erst durch die Menschen dahin verpflanzt.

Dem gemeinen Nachtschatten und der Erdbeere wird eine große Ausbreitung zugeschrieben. Die Naturforscher haben aber ähnliche Pflanzen für Spielarten der gewöhnlichen Europäischen Arten angesehen, und diesen Gewächsen eine größere Verbreitung zugeschrieben, als wirklich statt findet. Nur die an den Küsten gewöhnlich sich vorfindenden Gewächse sind von der Natur weiter verbreitet, als andere, die das Innere hervorbringt. Unter diesen möchten der Portulak, die Saudistel und die Sellerie die einzigen seyn, welche sehr weit gewandert sind. Von diesen werden sich aber auch die beiden letztern in den heißesten Zonen nicht finden.

Es ist aber nicht daran zu zweifeln, daß unter den zahlreichen Gewächsen, die unser Erdball hervorbringt, nicht einige seyn sollten, die eine so große Biegsamkeit besitzen, alle Klimate zu vertragen, wie im Thierreiche der Mensch, der Hund und das Schwein, die, wie bekannt, unter allen Zonen gedeihen.

# Allgemeine Uebersicht der Natur-Erzeugnisse.

## Das Thierreich.

Das Thierreich enthält die organischen und beseelten Geschöpfe, welche sich nach Willkühr bewegen, empfinden, und Nahrung durch eine Mundöffnung einnehmen.

Zur Bewegung dienen den Thieren die Muskeln, und zum Empfinden die Nerven. Nach anhaltender Bewegung bedürfen sie der Erholung durch Schlaf. Durch angeborene Fertigkeiten oder Triebe (Instinkt) sind sie der Selbsterhaltung fähig; nur der Mensch ward durch Vernunft auf eine höhere Stufe gestellt. Die große Anzahl der Thiere wird, indem man theils auf das Blut, theils auf andere wichtige Theile des Körpers, besonders die Zähne und Bewegungswerkzeuge, Rücksicht nimmt, in sechs Klassen getheilt. Andre Merkmale dienen zur Bestimmung der Ordnungen. Die Thiere einer Ordnung, welche in der Lebensart übereinkommen, nennt man eine Gattung. Die Arten endlich haben gleichen innern und äußern Bau, leben mit einander, und erzeugen Junge ihrer Art.

### Erste Klasse. Säugethiere.

Sie haben rothes warmes Blut, gebären lebendige Junge, und nähren sie eine Zeitlang mit Milch aus ihren Brüsten (Euter).

Ihr Körper ist mit Haaren, Borsten oder Stacheln bedeckt; die meisten haben Stimme, nur der Mensch hat Sprache. Mehrere grasfressende Thiere käuen wieder, und haben zu dem Ende einen vierfachen Magen. Die

1. Ordnung, oder die der zweihändigen Säugethiere. Hieher gehört der Mensch, welcher unter allen Geschöpfen durch körperliche und geistige Vorzüge ausgezeichnet ist, und nur in Rücksicht seines Körpers zum Thierreiche gezählt wird. Nach dem Körperbau nimmt man 5 Hauptstämme oder Rassen an:
   a) der Kaukasische,
   b) der Mongolische,
   c) der Aethiopische,
   d) der Amerikanische, und
   e) der Malayische Stamm.
2. Ordnung. Vierhändige Säugethiere, zwischen den Wendekreisen, z. B. die Affen.
3. Ordnung. Faulthiere, haben wenig Zehen, oder lange Krallen.
4. Ordnung. Harthäutige Säugethiere mit Stacheln, Schuppen oder Schildern bedeckt, z. B. der Igel.
5. Ordnung. Fliegende Säugethiere. Die Zehen der Vorderfüße sind länger, als der Körper, und die dazwischen ausgespannte Haut dient zum Fliegen, z. B. die Fledermaus.
6. Ordnung. Nagende Säugethiere; haben 4 — 5 Zehen, lange Vorderzähne und Backzähne, z. B. das Eichhörnchen.
7. Ordnung. Raubthiere. Sie haben Vorder-, Eck- und Backzähne, und Zehen mit langen Nägeln, z. B. der Löwe.
8. Ordnung. Einhufige Thiere. Der Fuß ist mit einer hornartigen Schaale bedeckt, z. B. das Pferd.
9. Ordnung. Zweihufige Thiere. Sie haben 2 Klauen,

käuen meist wieder, und sind zum Theil gehörnt, z. B. der Stier.

10. Ordnung. Plumpe Säugethiere. Große Thiere mit dicken Beinen, und starkem, dünnbehaartem Fell, z. B. der Elephant.

11. Ordnung. Säugethiere mit Schwimmfüßen. Die Zehen sind mit einer Haut verwachsen, und oft kaum zu erkennen, z. B. der Biber, der Seehund.

12. Ordnung. Fischartige Säugethiere. Sie gleichen den Fischen, haben aber Haare, z. B. der Wallfisch.

## Zweite Klasse. Vögel.

Sie haben rothes, warmes Blut, legen Eier, und brüten sie aus. Sie gehen auf zwei Beinen, haben zwei Flügel, einen hornartigen Schnabel und einen befiederten Körper. Einige ziehen im Winter fort. Nach der Beschaffenheit des Schnabels und der Füße theilt man sie in 9 Ordnungen.

1. Ordnung. Raubvögel; haben einen gebogenen Schnabel, starke Klauen, und nähren sich von thierischen Theilen, z. B. der Geier, Adler.

2. Ordnung. Leichtschnäbler. Sie haben große, hohle Schnäbel, und leben in warmen Erdstrichen, z. B. Papageien, Nashornvögel.

3. Ordnung. Spechtartige Vögel; haben kurze Füße, einen geraden Schnabel, und leben von Insekten, z. B. die Spechte, Kolibris.

4. Ordnung. Rabenartige Vögel. Diese haben einen starken, oben erhabenen Schnabel, und kurze Beine, z. B. der Rabe, Kukuk.

5. Ordnung. Singvögel. Kleine Vögel mit kegelförmigen Schnäbeln, sie leben gewöhnlich paarweise, z. B. die Lerche, Nachtigall.

6. Ordnung. Hausvögel. Kurze Beine, ein gewölbter und an der Wurzel mit Haut umzogener Schnabel

machen diese Thiere kenntlich. Die Samenkörner werden im Kropfe erweicht; z. B. die Taube, das Huhn.

7. Ordnung. Strauße. Große Landvögel mit kurzen Flügeln ohne Schwungfedern, z. B. der Strauß.
8. Ordnung. Sumpfvögel, haben walzenförmige Schnäbel, lange Beine und Hals, z. B. der Reiher.
9. Ordnung. Wasservögel. Sie haben Schwimmfüße, und meist breite Schnäbel, vorne mit einem Häckchen, z. B. Möven, Pelikan.

## Dritte Klasse. Amphibien.

Sie haben rothes, kaltes Blut, holen durch Lungen Athem, und legen Eier. Sie leben meistens lange, und wachsen immer fort. Die Körperbedeckung ist verschieden, und ihr Aufenthalt theils im Wasser, theils auf dem Lande. Die im heißern Klima lebenden sind oft sehr giftig, z. B. die Schlangen, welche unter den Vorderzähnen Giftblasen haben. Man theilt die Amphibien in befußte und fußlose.

1. Ordnung. Kriechende Amphibien. Wenn sie die vollkommene Gestalt erreicht haben, so haben sie vier Beine, deren Zehen entweder frei, oder durch eine Schwimmhaut verbunden sind, z. B. die Schildkröte, die Eidechse.
2. Ordnung. Schleichende Amphibien (Schlangen). Ihr cylindrischer langer Körper ist ohne Beine. Sie legen theils an einander gekettete Eier, theils gebären sie lebendige Jungen, z. B. die Riesenschlange, Vipern.

## Vierte Klasse. Fische.

Thiere mit rothem, kaltem Blute, die mittelst der Kiemen athmen. Gewöhnlich ist der Körper der Fische an den Seiten etwas zusammengedrückt, und mit Schup=

pen bedeckt. Die Flossen an verschiedenen Stellen des Körpers dienen zur Bewegung. Sie leben theils in süßem, theils in salzigem Wasser, und nähren sich von Fleisch, oder fetter Erde und Pflanzen. Statt der Knochen haben sie Gräten oder Knorpel. Man theilt sie in 6 Ordnungen,

1. Ordnung. Knorpelfische, z. B. Steinsauger, Haye.
2. Ordnung. Fische mit knorplichten Kiemen, z. B. Stachelfisch, Nadelfisch.
3. Ordnung. Kahlbäuche, haben keine Bauchflossen, z. B. der Aal.
4. Ordnung. Halsflosser. Die Bauchflossen stehen vor den Brustflossen, z. B. der Kabliau.
5. Ordnung. Brustflosser. Die Bauchflossen sitzen unter den Brustflossen, z. B. der Saugefisch, Schollen.
6. Ordnung. Bauchflosser. Die Bauchflossen stehen weit hinter den Brustflossen, z. B. die Schmerle, der Wels, der Lachs, der Karpfen.

## Fünfte Klasse. Insekten.

Sie unterscheiden sich durch weißes kaltes Blut, einen gegliederten Körper, meistentheils Fühlhörner, und durch die Verwandlungen vor dem Eierlegen. Die harten Theile des Körpers bilden die Hülle, welche oft mit Haaren oder Schuppen und prächtigen Farben geziert ist. Ihr Aufenthalt ist fast überall. Das große Heer der Insekten theilt man nach Beschaffenheit der Flügel in sieben Ordnungen.

1. Ordnung. Hartschalige Insekten (Käfer). Sie haben einen gepanzerten Körper und Flügeldecken; einige sind auch ohne Unterflügel, laufen aber sehr schnell, z. B. der Goldhahn, der Hirschkäfer.
2. Ordnung. Halbflügler. Die meisten haben vier Flügel, und die Larven ähneln den vollkommenen Insekten, z. B. die Heuschrecke, die Cicade.

3. Ordnung. Schmetterlinge. Die Flügel sind mit kleinen Schuppen bedeckt, und mit einem Rüssel saugen sie aus Blumen Honigsaft.

Nach den Fühlhörnern theilt man sie in 3 Gattungen.

a) Tagschmetterlinge, z. B. der Schwalbenschwanz.

b) Abendschmetterlinge (Schwärmer), z. B. der Todtenkopf.

c) Nachtschmetterlinge, z. B. der Seidenspinner.

4. Ordnung. Netzflügler; haben vier nackte Flügel mit Adern, und ein Zangengebiß, z. B. die Libelle, die Florfliege.

5. Ordnung. Hautflügler. Die Adern in den Flügeln sind nicht so zahlreich und deutlich. Die Weibchen haben am Hinterleibe einen Legestachel, der bei andern zur Vertheidigung dient, z. B. die Gallenwespe, die Biene.

6. Ordnung. Zweiflügler. Diese Insekten haben zwei unbedeckte Flügel. Die Larve heißt Made, z. B. die Bremse, die Fliege.

7. Ordnung. Ungeflügelte Insekten. Ihre Bildung und Lebensart ist sehr verschieden. Sie legen Eier, oder gebären lebendige Junge; einige verwandeln sich, andere nicht, z. B. der Zuckergast, die Spinne.

## Sechste Klasse. Würmer.

Thiere mit weißem, kalten Blute, die keine Fühlhörner, sondern Fühlfäden haben, und sich nicht verwandeln. Sie haben meistentheils einen weichen, nackten, oder mit einer kalkigen Schaale umgebenen Körper. Außer den Fühlfäden haben sie oft noch Arme. Die Sinnesorgane sind noch wenig bekannt, und die Beine sind sehr undeutlich, oder gar nicht vorhanden. Beschädigte Theile werden bald wieder ergänzt. Einige Würmer sind außerordentlich groß, andere mit bloßen Augen nicht wahrnehmbar.

1. Ordnung. Eingeweidewürmer, haben einen cylindrischen oder bandförmigen Körper, z. B. der Spulwurm, der Bandwurm.

2. Ordnung. Weiche Würmer. Sie sind nackt und weich, und zum Theil mit Gliedmaßen versehen, z. B. die Erdschnecke, der Tintenfisch.

3. Ordnung. Conchylien. Die Thiere sind weich, und die Schaale bildet sich erst mit zunehmendem Alter aus. Man theilt sie in drei Familien:

a) Vielschalige Conchylien, z. B. die Käfermuschel.

b) Zweischalige Muschelthiere, z. B. die Perlenmuschel, die Riesenmuschel.

c) Einschalige Schnecken, z. B. der Nautilus, die Landschnecke.

4. Ordnung. Stachelhäutige Würmer; sind mit einer kalkartigen, oft mit Stacheln besetzten Schaale umgeben, z. B. der Seeigel, der Seestern.

5. Ordnung. Korallen. Sie wohnen in einem festsitzenden Gehäuse, z. B. die Sternkoralle, die Staudenkoralle, der Saugeschwamm.

6. Ordnung. Pflanzenthiere (Zoophyten), sind unbedeckt, z. B. der Armpolyp, Drehwürmer.

## Das Mineralreich.

I. Das Mineralreich enthält die unorganischen Körper der Erde. Die große Menge der Mineralien (Fossilien) kann man sondern in

A. einfache,

B. gemengte und

C. Versteinerungen.

Durch äußere, innere und physische Kennzeichen werden diese wieder in Unterabtheilungen gebracht.

A. die einfachen Fossilien zerfallen in vier Klassen:

a) Erden und Steine,

b) salzige,
c) brennliche und
d) metallische Fossilien.

Erste Klasse. Erden und Steine sind unentzündliche, feuerbeständige, und im Wasser sehr schwer auflösliche Körper. Sie werden eingetheilt in das Cirkon-, Kiesel-, Thon-, Talk-, Kalk-, Baryt-, Strontian-, Ytter- und Glucin-Geschlecht. Zahlreiche Geschlechter haben wieder Sippschaften.

Zweite Klasse. Salzige Fossilien; sind auflöslich im Wasser, haben einen eigenen Geschmack, und sind unverbrennlich. Man theilt sie nach den Säuren, in das Kohlen-, Salpeter-, Kochsalz-, Schwefel- und Boraxsaure Geschlecht.

Dritte Klasse. Brennliche Fossilien (Inflammabilien) sind entzündlich, und lösen sich in Oel auf. Man unterscheidet das Schwefel-, Erdharz-, Bernstein-, Demant- und Graphit-Geschlecht.

Vierte Klasse. Metalle, sind die schwersten, dichtesten, und zum Theil die geschmeidigsten Körper der Erde. Wir finden sie rein (gediegen), oder häufiger vererzt. Sie werden gewöhnlich in Ganz- und Halbmetalle getheilt, oder auch in Edle, Gemeine und Halbmetalle. Als:

a) Edle Metalle: das Platina-, Gold- und Silber-Geschlecht.
b) Gemeine Metalle: das Eisen-, Kupfer-, Blei-, Queckſilber- und Zinn-Geschlecht.
c) Halbmetalle: das Zink-, Wismuth-, Spiesglas- (Antimonium), Sylvan- (Tellur), Braunstein-, Nickel-, Kobalt-, Arsenik-, Scheel- (Wolfram), Titan-, Uran-, Tellur-Columb- Chrom-, Tantal-, Cerium-Geschlecht.

B. Gemengte Fossilien, oder Gebirgsarten, bestehen aus Stücken einfacher Fossilien:

a) Granit und

b) Porphyrartige Gebirgsmassen,
c) Conglomerate,
d) Neptunischer und
e) Vulkanischer Schutt.

C. Versteinerungen oder Petrefacte. Sie bestehen aus Ueberresten organischer Körper, welche von mineralischen Stoffen durchdrungen sind.

a) Thierversteinerungen, Zoolithen, als: der Höhlenbär-, Mammuth-, Elephanten- und Nashornknochen, Schnecken-, Seeigel-, Korallen- und Thierpflanzenversteinerungen.

b) Pflanzenversteinerungen, Phytolithen, Fossile Hölzer, Abdrücke von Blättern und Farrnkräutern.

II. Das Pflanzenreich umfaßt die sämmtlichen Gewächse. Sie sind organische Naturerzeugnisse, welche nicht Empfindung und willkührliche Bewegung haben, aber durch viele Oeffnungen Nahrung einsaugen, und von Gewächsen ihrer Art entstehen. Ihr innerer Bau ist einfach, und besteht aus Zellgeweben und Gefäßen. Bei holzigen Gewächsen bemerkt man besonders Mark, Holz, Splint, Rinde (Bast) und Oberhäutchen. Durch die äußern Theile unterscheidet man die Gewächse von einander. Die vorzüglichsten dieser Theile sind:

a) Die Wurzeln, welche das Gewächs in der Erde befestigen, und Nahrung an sich ziehen.

b) Der Stamm erhebt sich von der Wurzel, und dient als Träger der Aeste, Blätter und Früchte. Er ist baumartig, wenn er sich nach oben theilt, und strauchartig, wenn er sich an der Wurzel theilt. Getheilte Fortsätze des Stammes nennt man Aeste und Zweige. Der Stamm heißt Stengel bei Sträuchern und Kräutern; Halm bei Gräsern; Schaft, wenn er Blumen trägt; Strunk, wenn er sich in Blätter endigt.

c) Augen oder Knospen, welche die Blüthen oder Blätter, oder auch beide umschließen. Die Zwiebel ist eine Knospe unter der Erde.

d) Der Blüthenstand oder die Art zu blühen, ist einfach, oder zusammengesetzt. Man unterscheidet: Aehre, Rispe, Dolde (Schirm), Traube, Strauß, Quirl, Kopf, Kolbe, Kätzchen u. s. w.

e) Der Kelch besteht aus den grünen Blättchen, welche die Blumen anfangs decken; bei den Gräsern heißt er Balg (Spelze).

f) Die Blumenkrone ist farbig, und schließt die Befruchtungswerkzeuge ein. Die männlichen Theile, die Staubfäden tragen, tragen die Staubbeutel, und stehen gewöhnlich um den Stempel mit der Narbe, als den weiblichen Theil der Blume. Am Grunde des Stempels bildet sich die Frucht in dem Fruchtknoten. Die Frucht liegt frei, oder ist bedeckt. Die Fruchthülle erscheint als Kapsel, oder Nuß, Schote, Steinfrucht, Beere u. s. w.

g) Die Blätter haben sehr verschiedene Bildung, als: rund, glatt, kraus, gesägt, gefiedert, ei-, herz- und fächerförmig u. s. w.

h) Die Gabeln dienen einigen Gewächsen zum Festhalten. —

Zur Ernährung der Gewächse dient besonders Wasser, worin erdige und salzige Stoffe aufgelöset sind. Nächstdem haben Wärme, Licht, Elektrizität und Luft einen großen Einfluß auf das Gedeihen derselben.

Vegetabilische Bestandtheile sind: Harz, Saft, Balsam, Gummi, Kampfer, Oel, Zucker, Säure, Mehl, Farbe- und Gerbestoff u. s. w.

Die große Anzahl der Gewächse (30,000), macht es nöthig, sie unter allgemeinen Gesichtspunkten zu betrachten. Man hat sie daher in eine gewisse Ordnung (System) gebracht, in welcher sie nach Klas-

sen, Ordnungen, Geschlechtern und Arten zusammengestellt sind.

Nach natürlichen Familien könnte man sie so ordnen: Palmen, Bäume, Sträucher, Stauden, Kräuter, Lilien, Gräser, Farrenkräuter, Moose, Flechten und Pilze. Von den künstlichen Systemen verdient besonders das Linnēsche angeführt zu werden. Der große Schwedische Naturforscher Linnē (starb 1778.) brachte alle Gewächse in zwei Abtheilungen, nämlich:

a) in solche mit deutlichen, und

b) in solche mit undeutlichen Befruchtungswerkzeugen. — Die ersten theilte er in 23 Klassen, und die letzten bildeten die 24ste Klasse. Die Klassen und Ordnungen setzte er nach der Zahl, Größe und Verbindung der Geschlechtstheile fest.

## Uebersicht der Klassen des Linnēschen Systems.

I. Klasse: Monandria, mit Einem Staubfaden, z. B. Tannenwedel.

II. Diandria, mit 2 Staubfäden, z. B. Ehrenpreis.

III. Triandria, mit 3 Staubfäden, z. B. Baldrian.

IV. Tetrandria, mit 4 Staubfäden, z. B. Wegebreit.

V. Pentandria, mit 5 Staubfäden, z. B. Glockenblume.

VI. Hexandria, mit 6 Staubfäden z. B. Zwiebeln.

VII. Heptandria, mit 7 Staubfäden, z. B. Roßkastanie.

VIII. Octandria, mit 8 Staubfäden, z. B. Heidelbeere.

IX. Enneandria, mit 9 Staubfäden, z. B. Rhabarber.

X. Decandria, mit 10 Staubfäden, z. B. fette Henne.

XI. Dodecandria, mit 11 — 19 Staubfäden, z. B. Euphorbia.

XII. Icosandria, mit mehr als 20 Staubfäden, die am Kelche stehen, z. B. Apfelbaum.

XIII. Polyandria, mit mehr als 20 Staubfäden, die auf dem Fruchtboden stehen, z. B. Mohn.

XIV. Didynamia, mit 4 Staubfäden, von denen 2 lang und 2 kurz sind, z. B. Munye.

XV. Tetradynamia, mit 6 Staubfäden, von welchen 4 lang und 2 kurz sind, z. B. Kohl.

XVI. Monadelphia, die Staubfäden in einem Bündel, z. B. Malve.

XVII. Diadelphia, die Staubfäden in 2 Bündeln, z. B. Pfrieme.

XVIII. Polyadelphia, die Staubfäden in vielen Bündeln, z. B. Johanniskraut.

XIX. Syngenesia, mit verwachsenen Staubbeuteln, z. B. Löwenzahn.

XX. Gynandria, Staubfäden mit den Stempeln verwachsen, z. B. Knabenkraut.

XXI. Monoecia, mit halbgetrenntem Geschlecht, z. B. Nessel.

XXII. Dioecia, mit ganz getrenntem Geschlecht, z. B. Hanf.

XXIII. Polygamia, mit vermengten Geschlechtern, z. B. Esche, Melde.

XXIV. Cryptogamia, mit unkenntlichen Geschlechtern:

a) Farrenkräuter.
b) Moose.
c) Flechten.
d) Schwämme.
e) Algen.

# Das Thierreich.

Eine willkührliche freie Bewegung, entweder nur einzelner Theile, (wie bei den Pflanzenthieren) oder des ganzen Körpers, ist das Hauptmerkmal der Thiere. Dazu kommt eine, gewöhnlich einfache, Oeffnung am Haupte oder am vordern Ende des Körpers, die zu einem geräumigen Schlauche führt, in welchen sie, vom Hunger gereizt, ihre Nahrungsmittel mittelst willkührlicher Bewegung bringen. Hierdurch unterscheiden sie sich wesentlich von den Pflanzen, welche einen sehr einfachen Nahrungssaft, vorzüglich mittelst zahlreicher Zasern, die sich am untern Ende ihres Körpers befinden, ohne Willkühr, einsaugen. Dagegen haben sie wieder mit den Pflanzen gemein den Organismus d. h. einen kunstvollen innern Zusammenhang von Gefäßen, Schläuchen und andern Organen oder Werkzeugen, durch welche ihre Ernährung, ihr Wachsthum und ihre Fortpflanzung bewirkt wird. Diese organisirten Naturkörper sind von Körpern derselben Art erzeugt, und ihre Nahrung geschieht dadurch, daß sie fremde Stoffe in sich aufnehmen, und sie, durch Verdauung, den Bestandtheilen ihres Körpers aneignen und ähnlich machen, das Ueberflüssige absondern und ausscheiden, und auf diese Art ihren Wachsthum von Innen bewirken. Jedes dieser Organe oder Werkzeuge hat ein Leben oder eine Lebenskraft für sich, und

ist

ist immer zugleich für sich, und in Verbindung mit den übrigen thätig, wogegen die organisirten Naturkörper, die Mineralien, keinesweges durch Ernährung, sondern ohne alles eigentliche Leben und ohne Selbstthätigkeit und freie Bewegung, also nach mechanischen Gesetzen, durch Anhäufung oder Ansatz gleichartiger Stoffe von Außen ihre Entstehung und ihr Wachsthum erhalten, so daß also keine ursprüngliche Lebenskraft bei ihnen statt findet.

Die verschiedenen thierischen Thätigkeiten, welche im Innern des thierischen Körpers, durch die zusammenwirkende Kraft der Organe entstehen, (Functionen genannt) sind folgende: die Verdauungs- Athmungs- Empfindungs- und Fortpflanzungs-Thätigkeit.

Ernährung fehlt also keinem Thiere und keiner Pflanze, und das Hauptorgan derselben ist der Magen, ein häutiger, mit Fasern durchwebter Sack, der sich meist nach oben in einen Schlauch (Schlund oder Speiseröhre) verengt, welcher in dem Munde oder Maule seinen Ausgang hat. Mit dem Magen stehen die Leber und die Speicheldrüsen in Verbindung. Jene sondert die Galle aus, welche zur Verdauung wirksam ist.

Die Respirationsthätigkeit (das Athemholen) hat in der Brust ihren Sitz, und steht mit dem Blute, und dem Kreislauf des Blutes in einer solchen Verbindung, daß man alle eingeathmete Luft als einen Nahrungsstoff betrachten kann, welcher durch die Lunge verarbeitet wird, die gewöhnlich zu beiden Seiten des Herzens ihre Lage hat. Das Herz ist ein Hauptorgan, welches das nahrhafte Blut durch die Arterien (häutige Schläuche oder Adern) in alle Theile des Leibes treibt, und der Grund aller Bewegung ist, deren Organe Extremitäten genannt werden, und diese sind: Arme, Beine, Flügel und Freßwerkzeuge.

Ein vollkommnes doppeltes Herz, welches nichts

anders, als ein fleischiger Beutel ist, findet sich nur bei den vollkommneren Thieren; bei den Amphibien ist es schon einfacher, das Blut kälter, und bei manchen Würmern ist es nur ein Schlauch, in welchem eine wäßrige Feuchtigkeit, die Lymphe genannt, enthalten ist. Lungen haben nur die obersten Thierklassen, aber auch die Spinnen und Schnecken; die Fische, Krebse, und Conchylien haben dafür Kiemen d. h. in Büschel zertheilte Lungenäste, mit offenen Mündungen. So wird auch nur bei den vier oberen Thierklassen der Körper von einem Gerippe oder Knochengebäude (Skelet) zusammengehalten, welches durch Muskeln oder Fleischbänder verbunden ist.

Das Hauptorgan der Empfindungsthätigkeit ist das Gehirn, und dessen zu- und ausführende Kanäle sind die Nerven. Das Gehirn ist ein Verein von Knoten oder Kugeln, der sich am vordern Ende des Rükkenmarkes, in der Hirnschale befindet, und zwei hohle Säcke bildet, die mit einer feinen weißlichen, duftartigen Substanz (Stoff) angefüllt sind; wahrscheinlich der Sitz der Denkkraft, und aller Empfindungen, deren wir uns bewußt werden. Vom Rückenmark und Hirn aus ziehen sich Fäden nach allen Theilen des Körpers, welche an der Oberfläche der Haut in Knöpfchen ausgehen, und vermittelst ihrer Reizbarkeit von Außen Eindrücke aufnehmen, so daß hiedurch das Thier mit der Außenwelt in Verbindung gesetzt wird. — Das Gehirn der vier obern Thierklassen ist mit dem Schädel umgeben, und das Rückenmark mit der Wirbelsäule.

Diese drei Organ-Vereine, Systeme genannt, nemlich das Verdauungs- Athmungs- und Empfindungssystem, bilden bei den vollkommensten d. h. mit den deutlichsten Organen versehenen Thieren, den Unterleib (Bauch), die Brust und den Kopf, und sogar die vollkommenen Insekten zeigen diese drei Abtheilungen scharf getrennt. Die Bewegungswerkzeuge werden dann zum mittleren

Systeme gerechnet. Für das erstere ist der Magen das Hauptorgan, und es hat die Function zur Aufnahme von Speise und Trank; seine Thätigkeit heißt Assimilationskraft; für das zweite ist das Herz Hauptorgan; es hat vorzüglich Respiration, Aufnahme der Luft, zur Function, und äußert seine Thätigkeit durch Reiz; die Function des dritten, dessen Hauptorgan das Hirn ist, ist die Aufnahme geistiger Elemente, der Empfindungen mittelst der Sinne, und Erregung der Thätigkeit des Willens; die Kraft desselben wird Sensibilität genannt.

Das vierte Organ-Verein ist zur Erhaltung der Gattung bestimmt, und heißt daher das Fortpflanzungssystem. Es wird darunter die Fähigkeit des lebendigen Geschöpfs verstanden, aus allen Theilen seiner selbst seine edelsten Kräfte und Stoffe zur Wiedererzeugung seiner selbst, d. h. eines Geschöpfes seiner Art, zu vereinigen. Schon bei der niedern Pflanze entdeckt man eine solche Fähigkeit der Reproduction in der Knospe, höher hinauf in der Blüthe, und dem daraus entspringenden Saamenkorn. Auch im Thierreiche sind es auf den untersten Stufen bloße Sprossen und Knospen, durch die sich das Geschöpf fortpflanzt, denn die Zoophyten oder Pflanzenthiere sitzen stets mit dem Hintertheil fest, und vermehren sich durch Sprossen. Höher hinauf erscheinen diese Sprossen weiter ausgebildet, als Eier, und bald wird auch das Thier von der Natur in zweierlei Geschlechte unterschieden: entweder noch an einem Einzelwesen, als Zwitter, wie bei Schnecken und Muscheln, oder in zwei getrennt. Hier bildet dann nur das Eine vorzüglich die Eier aus, das Andere entwickelt bloß befruchtende Säfte, und erst nach Vereinigung Beider werden die Keime des neuen, den Eltern ähnlichen Wesens ausgebildet. Bei den Säugethieren, und auch bei manchen Hennen, bei Vipern, Blattläusen, Blutegeln, und bei der Aalmutter tritt das Junge schon im Leibe aus

dem Ei, und wird lebendig geboren; die übrigen geben das Ei von sich, und das Junge wird entweder durch die Sonnenwärme, oder durch die des brütenden Thieres entwickelt, und ins Leben gebracht.

Merkwürdig ist die Erzeugungskraft auf den niedrigsten Stufen der Thierheit, wo sich an verstümmelten Stellen ein einzelner Theil eben so, wie im Geschlechtsorgan ein ganzes Geschöpf, erzeugt und ausbildet. Diese Kraft wird die Reproductions- (Wiedererzeugungs-) Kraft genannt. Ein Polyp sprosst sowohl neue Junge, als er, in zwei Theile geschnitten, aus jedem Ende das Abgeschnittene wieder herstellt. Viele Korallenthiere gebären geradezu neue durch sprossende Theilung. Bei Schnecken, Muscheln, Seesternen u. a., ja sogar bei Salamandern, wachsen hingegen abgeschnittene Glieder, Kopftheile, Schwänze, ja Augäpfel, nicht nur leicht wieder nach, sondern es findet auch noch daneben eine Fortpflanzung durch Eier statt. Bei den vollkommneren Thieren, zumal den in der Luft lebenden, beschränkt sich die Reproduction im freien Naturstande fast nur auf die äußeren Theile, und zwar nur auf Haare, Hauttheile, Nägel, ja auf verletzte Hörner und Zähne, welche leicht wieder nachwachsen, oder, alljährlich abgestoßen, (die Mauser und Häutung, auch das Hörnen genannt) durch neue wieder ersetzt werden. Jeder neue Nachschub ist dann gewöhnlich feiner und ausgebildeter, auch in der Farbenzeichnung verändert. Die Wasserthiere schieben entweder die abgesonderten Theile hinter sich, mittelst neuer Ansätze, wie z. B. die Muschel- und Schneckenhäuser dadurch größer werden, oder sie mögen wohl bloß einen unorganisirten Schleim durch die Haut abscheiden, wie dieß u. a. vom Fisch wahrscheinlich ist. Dort aber, wo, wie bei der Härung und dem Mausern, die Erneurung gewaltig, und in bestimmten Zeiträumen eintritt, hebt sie auch für so lange die Geschlechtsthätigkeit auf, und ein

Vogel ist in dieser Zeit nicht fortpflanzungsfähig, so wie auch ein Hirsch in der Zeit des verlornen Geweihes.

Der Charakter des Thieres ist vorzüglich in seiner freien Bewegung ausgedrückt. Diese, unterschieden von einer bloß mechanischen, welche auf einem sich dabei leidend verhaltenden Körper von außen bewirkt wird, ist bei dem Thiere durch Muskelfasern, Bänder u. s. w. und Nerven vermittelt. Mit Zerschneidung oder Unterbindung eines Nerven hört sie in dem ihm zugehörigen Organe sogleich auf, und eine Pressung oder Verletzung der Muskelfibern u. dergl. hat eine gleiche Folge; es läßt sich daher gewahr werden, daß die Verbindung Beider eigentlich die nothwendige Bedingung der animalischen Bewegung sei.

Die Bewegungen der Thiere sind innerliche und äußerliche. Jene, die unwillkührlichen, beziehen sich vorzüglich auf die verdauenden Windungen und das Hin- und Herkrümmen der Eingeweide (motus peristalticus), die man an Magen und Därmen bei allen höheren lebendig geöffneten Thieren wahrnimmt, bei kleinen durchsichtigen Wassergeschöpfen auch wohl schon durch die Haut, zumal unter dem Mikroskope, und dann die pulsirende Bewegung des Herzens und der Schlagadern, ferner die mit davon abhängende Bewegung, und das Athmen, welches mehrere Wasser-Insekten und Larven mittelst unaufhörlichen Zitterns ihrer äußerlichen Kiemen bewirken; (auch die Blutzirkulation läßt sich mittelst Vergrößerung in Salamanderfüßen, Fischschwänzen und geöffneten Fröschen sehen), und drittens das eigene Heben und Sinken des Gehirns, was zumal bei höheren Thieren statt findet.

Willkührliche Bewegungen sind aber äußerlich, und zumal durch die Extremitäten vermittelt. Nur die Infusionsthiere zeigen keine dergleichen Organe, noch besonders verschiedene innere Gewebe, dies sind aber auch

die allereinfachsten Thierbildungen. Die Muskularbewegung, ein abwechselndes Ausdehnen und Zusammenziehen des Gliedes, zeigt sich bei allen übrigen vorerst im Schwimmen, als der ursprünglichsten Bewegung; sodann im Fliegen der Luftgeschöpfe, zumal Vögel und Insekten; endlich im Laufen, bei Landthieren, zumal Säugethieren, vielen Vögeln, Amphibien und Insekten. Der Sprung ist ein gewaltsam angesetzter Schritt, der mit einem Male den ganzen Körper fortschnellt, (bei Hasen, Fröschen, Heupferden) das Kriechen dagegen ein Laufen mit der Bauchfläche selbst. Bei den Schlangen wird es durch stete Anspannungen der Bauchrippen und Spreißen der Schuppen bewirkt, bei Schnecken und andern ist es nur ein Rutschen.

Die Kraft der Bewegung ist bei den Thieren bisweilen außerordentlich, und hat Anlaß zu merkwürdigen Berechnungen gegeben. So kann ein Haifisch, wenn er nicht ruht, in dreißig Wochen die Welt umschwimmen; der Albatroß fliegt fünfhundert deutsche Meilen vom Lande; der Contor erhebt sich in unermeßlichen Höhen; der Floh springt achtzigmal so weit, als er lang ist, und eine Fliege macht sechshundert Flügelschläge in einer Sekunde, und wenn sie gejagt wird, noch weit mehr.

Diese Bewegungen, die den Körper überhaupt von der Stelle schaffen, können die allgemeinen genannt werden. Als besondere zeigen sich aber bei einzelnen Thieren noch solche, die an einem einzelnen Organ angebracht sind, und oft da sehr entwickelt werden. So vorerst die Hände, welche am vollkommensten die Menschen, dann die Affen besitzen, eigentlich aber auch die meisten Vögel, da ihre (Hinter=)Füße, wie die Flügel, einen Daumen haben. Den Gebrauch dieser Krallen als Hände sieht man deutlich an den Papageien, Adlern und andern. Ja man könnte die Scheeren mancher Krebse hieher rechnen, wenn man die Geschicklichkeit wahrnimmt, mit wel=

cher sie sie zu gebrauchen wissen. Der Rüssel des Elephanten steht seiner Function nach zunächst an der Hand, er ist die Nase und Oberlippe dieses Thieres. Ferner der Rollschwanz mancher Säugethiere und Amphibien, der Schnabel vieler Vögel u. s. w.

Somit müssen auch die Kinnladen, Kneipzangen und Zähne, ihrer Thätigkeit nach, hieher gerechnet werden, und ihre Kraft ist oft beträchtlich.

Unter die Muskularactionen gehört aber ferner auch noch der Laut und die Stimme. Beide werden durch Spannungen von Fibern hervorgebracht, so die Laute der Cicaden und Heupferde, das Summen der Bienen, und das Knarren der Cerambyx, durch mechanische Reibung; anders die Stimme der drei obern Thier-Klassen. Diese besitzen nemlich Lungen, und die aus ihnen herausgepreßte Luft, streicht an den gespannten Fasern der Stimmritze (glottis) und der Stimmbänder heraus. Beim Menschen und der kleinen Ordnung der Singvögel allein wird sie zu angenehmen Tönen ausgebildet, bei Menschen, und einigermaßen bei Raben, Elstern, Papageien ꝛc. durch Mithülfe der Mundtheile die Sprache erhöht.

Auf jede Bewegung folgt naturgemäß eine Ruhe, und abhängig von äußeren Einflüssen, z. B. des Lichts und der Wärme, der Schlaf. Er ist ein Zurücksinken der Seelenthätigkeit in die Bewußtlosigkeit, welcher Zustand schon bei den oberen Thieren in den täglichen Perioden durch Müdigkeit herbeigerufen wird, bei den niederen auch noch in den größeren Perioden des Winters, als Winterschlaf. Da das Wachen eigentlich der Zustand vollkommenster Lebendigkeit und der aktiven Nerventhätigkeit ist, so ist es auch bei den Luftthieren weit dauernder, und z. B. kein Vogel Winterschlaf haltend. Die niederen Geschöpfe dagegen, zumal alle, die an oder unter der Erde einen Theil ihres Lebens zubringen, werden durch abnehmenden Sonneneinfluß, da

ihnen dieser mächtige Lebensreiz sodann entzogen ist, mächtiger zum Schlafe verführt, daher diese Unterirdischen den meisten Winterschlaf halten, auch schon die unter der Erde wohnenden Menschen, z. B. die Tunguſen, im Winter an 16 — 20 Stunden schlafen. Die Insekten, Weichthiere oder selbst Amphibien folgen hierin der astronomischen Winterperiode, und erstarren im Norden, wie die Pflanzen, bis zum kommenden Frühling. Um diese Zeit zirkulirt in solchen Säugethieren das Blut sehr schwach, und sie zeigen bei Schnittwunden kein deutliches Gefühl des Schmerzes.

Andere Thiere wählen dagegen das Licht, die Wärme, oder überhaupt den Tag zur Ruhe, und gehen nur Abends oder Nachts ihrer Nahrung nach. So hält z. B. der Tenrek, eine Art Igel, auf Madagaskar, in der heißen Jahreszeit seinen Winterschlaf. Die Eulen, Nachtschmetterlinge, viele Fische, Krokodile, Fledermäuse u. a., sind des Nachts munter. Diese nennt man Animalia nocturna (Nacht-Thiere.)

Obschon nur der Mensch wahre Vernunft besitzt, auch außer dieser er allein ausgebildeten Verstand, so ist doch nicht zu verkennen, daß es Menschen giebt, z. B. Feuerländer, Buschmänner, Mellicolo'er, die mit ihrem Verstande beinahe unter manchen Hunden, Vögeln und Affen zu stehen scheinen, und dagegen einzelne Thiere, welchen man Verstand zuschreiben muß, indem bei ihnen Seelenäußerungen zum Vorschein kommen, die wenigstens annäherungsweise auf einen höheren Verstand schließen lassen. Die Gelehrigkeit so vieler, in der Nähe des Menschen lebenden Thiere zeigt uns schon, ohne Widerrede, eine sich annähernde Entwickelungsfähigkeit, und so wie man merkwürdige Beispiele von Klugheit, Vorsicht, ja Ueberlegung, bei Füchsen, Katzen, Affen, Hunden ꝛc. wahrgenommen hat, so sind überhaupt allgemeine psychologische Aeußerungen an Thieren, mit welchen man sich

viel abgegeben hat, nicht selten. Man kann gleichsam mit ihnen sprechen, ihnen Dienstleistungen auftragen, sie zu Mitgefühlen reizen, ihre Rache sich zuziehen, und hier werden nicht nur Pferde, Rinder, Elephanten, und andere bedeutend, sondern es lassen sich die Spuren solcher nicht mechanischen Aeußerungen sogar bis auf Käfer, Bienen und Wespen herab verfolgen. Allein Vernunft ist das Höhere, für das Uebersinnliche Fähige, und diese kommt einem Thiere, mit Bewußtseyn, nicht zu. Dagegen ist sie ihm, und zwar gerade dem unbefangensten, niederen, oft stärker, als eine Naturvernunft, eingepflanzt. Diese Art Vernunft, ohne eigene Reflektion gerade das Richtige zu ergreifen, wird Instinkt genannt, und dieser ist also die scheinbar vernünftige Handlungsweise. Daher zeigt er sich auch selbst im Menschen noch, und gerade da, wo dieser nicht urtheilt, als Kind, in der Angst, in Krankheiten und dergleichen. Bei dem Thiere dagegen bricht dieses innere Richtige unbefangener hervor, und es wird ihm nur nicht so hoch angeschlagen, weil es seine Instinkte mehr auf seine nächsten niedern Bedürfnisse, Ernährung und Fortpflanzung, zu verwenden pflegt.

Der Kunsttrieb ist dem Instinkt verwandt, aber von ihm zu unterscheiden. Wir nennen eine thierische Aeußerung dann so, wenn sie zugleich einen Stoff außer sich handhabt und gestellet, gewöhnlich auch, um ihn zu ihren Zwecken zu benutzen. So thun es z. B. schon Säugethiere, noch mehr Vögel und Insekten, daß sie lebloſe Körperchen, Grashalmen, Federn, Haare, um sich herum sammeln, um ihren Fortpflanzungsinstinkt vollkommen auszuüben; niedere Geschöpfe spinnen aus ihren Speichelgefäßen einen Saft aus, und legen ihn regelmäßig um ihre künftige Brut, oder um sich. Der Kunsttrieb ist daher auch ein bewußtlos erwachender Thätigkeitstrieb, der aber, mechanisch, Körper außer sich, und zwar nach gewisser Regelmäßigkeit der Gestaltung, um

ſich herum bildet. Zu dieſem Trieb, ſich zu äußern, kann man wohl auch den Schlag der Sangvögel rechnen, indem auch er die Offenbarung einer natürlichen Kunſtthätigkeit iſt.

Indem nun die Thiere ſowohl nach dieſen charakteriſtiſchen Lebensäußerungen, als nach ihrem Bau, und nach den Stoffen, welche ſie abſcheiden und produziren, erwogen werden, ſucht man ſie nach allen dieſen Erſcheinungen zuſammen zu ordnen, und in Klaſſen zu bringen. Am bequemſten hält man ſich hier an die Geſtalt als das immer beſtändige Merkmal. Nur bei Manchem wird die Lebensweiſe, als das Wichtigere, mit in Anſchlag gebracht, z. B. Aufenthalt, Fortpflanzungsart, Metamorphoſe, und danach werden die Klaſſen gebildet. Der äußere Bau iſt aber immer für den unmittelbaren Gebrauch und die Anſchauung das Vorzüglichere.

In folgende ſechs Haupt-Klaſſen laſſen ſich alle Thiere bringen.

A. I. Animalia mollia. Weichthiere. Linnē's ſogenannte Würmer. Es ſind weiche, gallertartige Thiere, theils nackt, mit einem Kalkgehäuſe, das ſie gewöhnlich nicht ganz einhüllt, ſondern ihnen daraus vorzutreten erlaubt. Auch haben ſie keine eingelenkten Füße u. ſ. w.

B. II. Animalia articulata. Gelenkthiere, im weiteren Sinn Inſekten. Thiere, mit wenigſtens ſechs eingelenkten Füßen, meiſt dergleichen Fühlhörnern und Bauchringen. Ihre ganze Haut iſt eine hornartige (kalkartige oder zärtere) Hülle, und der Körper der meiſten auch äußerlich etwas abgetheilt. Alle häuten ſich wenigſtens einmal in ihrem Leben.

C. Animalia sceletifera, ſogenannte Wirbelthiere. Unter ihnen die größten. Sie haben ein Hirn- und Rückenmark, in einer Schädelhöle und Rück-

grathsäule liegend, und meist von da aus Seitenknochen abgebend; ein rothes Blut, zwei Kinnladen, und wohl alle getrenntes Geschlecht.

III. Pisces. Fische.

IV. Amphibia. Amphibien.

V. Aves. Vögel

VI. Mammalia. Säugethiere.

---

## Von den Säugethieren überhaupt.

Die Säugethiere bringen lebendige Junge zur Welt, und haben ihre Benennung davon, daß die Weibchen eine Zeitlang ihre Jungen an den Brüsten mit Milch säugen. Gewöhnlich haben sie noch einmal so viel Brüste, als sie Junge bekommen, damit die jungen Thierchen an ihrer ersten Nahrung keinen Mangel leiden möchten. Die Brüste heißen bei manchen Thieren auch Euter oder Zitzen, und liegen paarweise, entweder an der Brust, oder am Bauche, oder zwischen den Hinterbeinen. Die Thiere dieser Klasse haben sämtlich ein Herz mit zwei Herzkammern, rothes warmes Blut, und wirkliche Knochen.

Die Säugethiere kann man nicht mit vollem Rechte Quadrupeden d. h. vierfüßige Thiere nennen, weil sich einige unter ihnen, z. B. die Affen, auf vier Händen fortbewegen, und andere, die im Wasser leben, wie die Wallfische, Werkzeuge zum Rudern haben, welche mehr den Fischflossen, als wirklichen Füßen ähnlich sind. Die Hände sind von den Füßen dadurch verschieden, daß der Daumen von den andern Fingern ziemlich weit absteht, wodurch die Hand mehr und fester greifen kann. Die Säugethiere sind an ihren Füßen zum Theil mit Zehen versehen, zum Theil aber auch mit Hufen, oder mit gespaltenen Klauen verwahrt. Im Ganzen sind die Füße, oder ähnliche Gliedmaßen der Säugethiere so eingerichtet,

wie sie sich am besten für ihren Aufenthalt schicken. So haben diejenigen, die im Wasser und auf dem Lande zugleich leben, Zehen, die durch eine Schwimmhaut mit einander verbunden sind. Zwischen den Füßen der Fledermäuse ist eine dünne Haut ausgespannt, die ihnen zum Fliegen, oder vielmehr zum Flattern dient. Zu den wenigen Säugethieren, die auf der ganzen Fußsohle bis zur Ferse gehen, gehören, außer dem Menschen, die Affen, Bären, Elephanten, Mäuse und Hasen.

Die Bedeckung der Säugethiere besteht in einer mehr und weniger dicken Haut, die mit Haaren, Wolle, Borsten, Stacheln, Schuppen oder Schilden bewachsen ist. Die Wallfische haben eine glatte Haut, auf welcher nur hier und da ein Haar sitzt. Bei einigen werden die Haare jeden Winter grau (Grauwerk der Eichhörnchen), oder herrlich weiß, wie bei einigen Wieseln (Hermelin).

Die Thiere dieser Klasse sind zum Theil von ungeheurer Größe, und erstaunlicher Stärke. Die Knochen halten sie aufrecht, und unterstützen ihre Kräfte. Zu den Knochen gehören auch die Zähne, womit die Thiere ihre Speisen abbeißen, zerreißen und zermalmen. Man theilt sie in Schneidezähne, welche vorne stehen, und breit sind, in Eckzähne (Spitz- oder Hundszähne), welche den Schneidezähnen zur Seite stehen, und spitzig sind, und in Backenzähne, welche hinten sitzen, bei den pflanzenfressenden Thieren platt, und bei den fleischfressenden scharf und zackig sind. Manche Säugethiere haben gar keine, manche nur wenige Zähne. Einige, wie z. B. die Elephanten, sind mit großen hervorstehenden Zähnen, und andere, wie das Wallroß, mit Hauzähnen versehen.

Die Augen und Ohren der Säugethiere verdienen eine genaue Betrachtung. Die Augen sind mit beweglichen Augenliedern oder Augendecken versehen, die am Rande mit Wimpern (Haaren) besetzt sind. Mit diesen

kann das Thier seine Augen schnell zuschließen, und sie vor kleinen Insekten, Staub, Schneegestöber, blendenden Lichtstrahlen u. s. w. sicher stellen. Der Mensch, der Affe und der Elephant haben an beiden Augenliedern Wimpern, die meisten übrigen Säugethiere aber nur an den obern. Die äußern Ohren (Ohrlappen, Ohrmuscheln), haben fast alle Thiere dieser Klasse, um damit den Schall aus der Luft aufzufangen, weswegen sie auch von Natur beweglich sind. Außer den Seelenkräften und mancherlei Trieben haben die Säugethiere auch noch besondere Waffen zum Schutze und zur Vertheidigung erhalten. Nägel, Krallen, Klauen, Hufe, Schwänze, Zähne und Hörner sind es, womit sie angreifen, kratzen, schlagen, beißen, hauen, stoßen und spießen. Die Hörner wachsen etwas spät aus dem Stirnknochen hervor; bei dem Ochsen sind sie hohl, und bei dem Hirsche, wo sie Geweihe heißen, dicht.

Da diese Thiere durch Lungen Athem holen, so haben sie auch eine Stimme. Sie blöken, mekkern, bellen, belfern, schnurren, quäken, brummen, heulen, wiehern oder brüllen, nur der Mensch kann sprechen.

Der Nutzen der Säugethiere ist für die Menschen von unbeschreiblicher Wichtigkeit. Sie essen von vielen das Fleisch, trinken die Milch, benutzen die Häute, Haare und Wolle zur Bekleidung, und verfertigen aus ihren Knochen und Hörnern allerlei Geräthschaften. Viele brauchen sie zu ihrem Vergnügen, zu ihrem Schutze, und zu mancherlei Bequemlichkeiten, als: zum Reiten, Fahren Pflügen u. s. w. Ohne diese vielfachen Vortheile würden die Menschen ein kummervolles und beschwerliches Leben führen. Sie haben deswegen die nutzbarsten Säugethiere gezähmt, in ihre Mitte genommen, und sie, mit einem Worte, zu Hausthieren gemacht. Hausthiere findet man in jedem Himmelsstriche, und zwar allemal solche, die den Bewohnern desselben am angemessensten sind. Die

Rennthiere und Kameele können uns davon hinlänglich überzeugen. Die Nutzbarkeit vieler Hausthiere wird noch dadurch vermehrt, daß sie sich ohne Schaden aus einem Lande in das andere bringen lassen, wodurch der Handel, die Gewerbe, und überhaupt die gemeinschaftliche Mittheilung und Wohlfahrt der Erdbewohner sehr befördert wird.

Wenn der Mensch ein Thier zu seinem Hausthiere macht, so muß er auch darauf bedacht seyn, ihm mancherlei zu erweisen, was es sich in seinem freien Naturstande selbst verschaffen würde; außerdem könnte er auch keinen bedeutenden Nutzen von demselben ziehen. Je sorgfältiger er es pflegt, desto größer ist sein Gewinn. Hierin liegt der Grund, worum die Menschen von jeher auf die Viehzucht bedacht waren, welche immer eine vorzügliche Quelle des Erwerbes und des Reichthums ganzer Familien und Länder bleiben wird. Wer die Viehzucht mit gutem Erfolge treiben will, muß hauptsächlich für die Erhaltung und Vermehrung der Thiere Sorge tragen. Er muß ihnen ein gesundes und reichliches Futter, und ein reines, gutes Getränk, und zwar zur rechten Zeit geben, ihren Leib, ihr Lager und ihr Futtergeschirr sehr reinlich halten, für eine gesunde Luft der Ställe sorgen, ihnen nicht zu viel Arbeit auflegen, und sie überhaupt so behandeln, wie es ihrer Natur am zuträglichsten ist. Zu zärtlich und weichlich darf man sie ja nicht halten. Diejenigen bringen die besten Jungen, die recht gesund, stark, und überhaupt in ihrer Art vollkommen sind.

Derjenigen Säugethiere, die noch wild und im Freien leben, bemächtigen wir uns durch die Jagd, die, wenn man gegen Menschen und Thiere dabei nicht grausam verfährt, ein gesundes Vergnügen, und einen beträchtlichen Gewinn verschafft.

So wie uns eine richtige Kenntniß der Säugethiere und ihrer Lebensart in den Stand setzt, sie gehörig zu

benutzen, so giebt sie uns auch Mittel an die Hand, uns vor ihrem Schaden in Sicherheit zu stellen.

Diejenigen Säugethiere, welche eine bestimmte Aehnlichkeit haben, werden deswegen zusammen in Eine Abtheilung gebracht. Viele sind durch die Beschaffenheit ihrer Hände und Füße, und viele durch die Bedeckung ihres Körpers einander ähnlich. Einige sind wiederkäuend, andere erwürgen Thiere, und nähren sich von ihrem Fleische und Blute, und noch andere benagen fast alles, was ihnen vorkömmt. Mehrere leben sowohl im Wasser, als auf dem Lande; mehrere halten sich aber nur im Wasser auf. Nach diesen Merkmalen läßt sich die ganze Klasse der Säugethiere in folgende zehn Ordnungen bringen:

Die erste Ordnung begreift den Menschen und die menschenähnlichen Säugethiere.

Die zweite Ordnung: die wiederkäuenden Säugethiere.

Die dritte Ordnung: die einhufigen Säugethiere.

Die vierte Ordnung: die reissenden Säugethiere oder die Raubthiere.

Die fünfte Ordnung: die nagenden Säugethiere.

Die sechste Ordnung: die Säugethiere mit scheinbaren Flügeln.

Die siebente Ordnung: einige durch Bildung, Bedekkung und Trägheit sich auszeichnende Säugethiere.

Die achte Ordnung: meistens sehr große, oder unförmliche, dünn behaarte oder borstige Säugethiere.

Die neunte Ordnung: die Säugethiere mit flossenähnlichen Füßen.

Die zehnte Ordnung: die Wallfische oder Wasser-Säugethiere.

### 1. Aehnlichkeit und sonderbare Bildung.

Den Anfang mache die Beschreibung eines Säugethieres, welches man in Neu-Holland entdeckte. Es ist

dies das sogenannte Schnabelthier, das im Ganzen einer kleinen Fischotter ähnlich sieht, aber statt des Gebisses, mit einem zum Täuschen ähnlichen Entenschnabel versehen ist. Er ist eben so, wie bei den Enten, mit einer sehr nervenreichen, zum Tasten bestimmten Haut bekleidet, und der Unterschnabel an den Rändern ist eben so, wie bei jenen Vögeln, sägeförmig eingekerbt. Es trägt also dieses bewundernswürdige Thier seinen Namen mit Recht: Ornithorhynchus paradoxus; zu deutsch: der sonderbare Vogelschnäbler. Das ganze Thier ist gegen anderthalb Fuß lang, oben schwarzbraun, am Bauche gelblich grau, und findet sich in Menge in einem Landsee jener fernen Weltgegend.

Unter den Wallfischen und Delphinen giebt es ebenfalls geschnäbelte Thiere. Der Kleinste, nur 15 Ellen lange Wallfisch, der bei Island gefunden wird, wo er auch oft aus Unvorsichtigkeit strandet, hat eine sehr lange, und nach Art eines Entenschnabels zugespitzte Schnauze, die ihm den Namen Schnabelfisch gegeben hat, und der Rüssel des Delphins (Tümmler) soll die Gestalt eines Gänseschnabels haben. —

Weiter unten werden uns auch geschnäbelte Fische vorkommen.

Nun folgt ein Ochse mit einem Ziegenbart und einem Kameelbuckel, der sich in den sumpfigen Wäldern von Nordamerika in so ungeheurer Menge findet, daß bei Einer Jagd oft 1500 bis 2000 getödtet werden. Er ist etwas größer, als der gemeine zahme Ochse, und das größte Landthier der neuen Welt, wo es weder Kameele, noch Elephanten, noch Giraffen giebt. — Man nennt ihn den Amerikanischen Bison, und nützt ihn in seinem Vaterlande, gerade so, wie wir unser Rindvieh nützen.

Der Zwergbüffel (Zebu) in Ostindien, hat ebenfalls einen Höcker am Rücken. — Ein anderer Ochse, aus dem nördlichen Asien, der Grunzochse (Tibetanische

Büf-

Büffel) zeichnet sich durch seinen langhaarigen Schwanz aus, der dem Pferdeschweife ähnlich ist, und dessen Haare in großem Werthe stehen. Die Chinesen wissen sie recht brennend roth zu färben, und tragen fast durchgängig Quasten davon auf ihren geflochtenen Sommerhüten, und nach Beltons Berichte, sollen die Roßschweife der Türken, womit ihre Anführer oder Paschas von dem Kaiser beehrt werden, nichts anders, als die weißen seidenartigen Schwänze der Grunzochsen seyn. —

Der Hirscheber gehört auch mit unter die sonderbaren Thiere, indem er eine Mittelgattung von Hirsch und Schwein ausmacht. Vom Hirsche hat er den Leib, und vom Schweine den Kopf mit vier emporstehenden Hauzähnen, die wie ein Geweih sich ausnehmen. Er wird am häufigsten auf den Moluckischen Inseln angetroffen, wo er in der Landessprache Babyrussa genannt wird, welches eben das ausdrückt, was die deutsche Benennung andeutet; denn das Schwein heißt auf Malayisch Baba, und der Hirsch Russa.

Unter den Flsedermäusen fallen, durch ihre sonderbare Bildung, der fliegende Hund, die Bartfledermaus, das Hufeisen und die Trichternase besonders auf, die wir nun näher kennen lernen wollen. Ihr Name drückt schon das Sonderbare ihrer Gestalt aus.

Der fliegende Hund, ein Bewohner des westlichen Afrika's, des mittäglichen Asiens, und der Inseln des Indischen Ozeans und des Südmeers, ist die größte Fledermaus, die man kennt. Der Kopf gleicht einem Hundskopfe mit kurzen Ohren, daher auch der Name.

Die Bartfledermaus hat beinahe ein Bocksgesicht, und einen ziemlich langen Bocksbart.

Die Hufeisennase, die in einigen Gegenden Deutschlands, z. B. in Thüringen, sehr häufig angetroffen wird, zeichnet sich durch ihre stumpfe, ganz eigen gebaute Nase, vor allen andern aus. Der äußere Rand

der Nase besteht nämlich aus zwei flachen, in der Mitte etwas erhabenen halben Monden, die mitten in der Querlippe zusammenstoßen, daselbst eine kleine Kerbe machen, und die Gestalt eines Hufeisens haben; woher auch das Thier den Namen erhalten hat.

Eben so merkwürdig ist der Nasenbau bei der sogenannten Trichternase, die bloß in Südamerika lebt, und die Größe eines Eichhörnchens hat. Diese Fledermaus hat auf der Nase ein aufgerichtetes Blatt, dessen Ränder sich unten zusammenbiegen, und einen kurzen Trichter bilden. Sie ist eigentlich der wahre Vampyr, der Menschen und Thiere im Schlaf überfällt, und ihnen das Blut aussaugt.

Unter den Affen hat keiner so viel Aehnlichkeit mit dem Menschen, als der Orangutang oder der Ostindische Waldmensch, der seiner Gestalt und seines aufrechten Ganges wegen, an den er sich, wenn man ihn zähmt, leicht gewöhnen kann, oft mit den Menschen selbst ist verwechselt worden. Die Wilden auf Borneo, wo er einheimisch ist, haben diese Thiere lange für eine Gattung verwilderter Menschen angesehen, die bloß darum nicht sprächen, und sich in die Wälder zurückzögen, damit sie nicht zur Arbeit gezwungen werden könnten. Daher auch der Name Orangutang, der im Malayischen so viel, als Waldmensch bedeutet. Damit muß man aber nicht den Afrikanischen Waldmenschen (Schimpanse) verwechseln, welches der berühmte menschenähnliche Affe von Angola ist.

Der rothe Brüllaffe kommt auch im Gesichte der Menschengestalt sehr nahe, und sieht ungefähr wie ein alter Mann mit einem Barte aus; daher er auch der Greis (Simia seniculus) genannt wird. Sengt man ihm die Haare ab, so wird er einem kleinen Kinde ähnlich, welches weinen will. — In Ansehung des Knochenbaues aber hat wohl kein Thier so viel Aehnlichkeit mit dem Menschen, als der Bär. Sein Gerippe kommt dem

menschlichen Skelette am nächsten bei, den Kopf und das Brustbein ausgenommen. Daher es sich auch erklären läßt, wie dieses sonst so plumpe Thier so leicht aufrecht stehen, und andere Kunststücke dem Menschen nachmachen könne.

Der Klipdas (Klipschliefer), der unter die Fettthiere gehört, und am Vorgebirge der guten Hoffnung, und in Habessinien lebt, hat im Aeußern ganz die Gestalt eines Bären, und ist dabei nicht größer, als ein Kaninchen. —

Unsere Schaafe sind entweder ganz ungehörnt, oder haben höchstens nur zwei Hörner. So ist es aber nicht überall. Es giebt eine Rasse, die immer mehr, als zwei Hörner trägt, und diese wollen wir die vielhörnichte Rasse nennen. Die merkwürdigsten Thiere darunter sind die Isländischen Schaafe, welche beständig einen Kopfputz von vier, sechs und acht Hörnern haben, wovon die mittleren mehrentheils aufrecht stehen, die an den Seiten aber abwärts gewunden sind.

Doch nicht in Island allein leben viele gehörnte Schaafe, wie man anfangs glaubte, in Norwegen, Gothland und Finnland findet man sie ebenfalls. In Rußland fallen vielhörnichte Schaafe, die diese Eigenschaft auf die ganze Nachkommenschaft fortpflanzen. Ja selbst in England hat sich diese Rasse erhalten. Sie ward aus andern Gegenden dahin gebracht, und hatte sich in einem Park beständig mit vier Hörnern fortgepflanzt, wovon die obern wie Ziegenhörner gewunden waren. Außer Europa sind die breitgeschwänzten Schaafe in Arabien, Persien, China und Aegypten, die nie weniger, als vier bis sechs Hörner tragen.

Klima, Nahrung und Wartung wirken allerdings, so wie auf die Größe und Gestalt, auch auf die Anzahl der Hörner.

In Afrika, im Kafferlande, findet man sogar Rind-

vieh mit vier- bis sechsfachem Gehörne, wobei es aber nicht natürlich zugeht. Die Kaffern haben nämlich, wie Vaillant erzählt, die sonderbare Gewohnheit, den Hörnern ihres Rindviehs allerlei künstliche Bildungen zu geben, und das machen sie so: sie spalten in der Jugend frühzeitig das Gehörn verschiedentlich, biegen es nach beliebigen Richtungen, und bewirken dadurch das vielfache, und so sonderbar ins Auge fallende Gehörne.

Bei dem ganzen Hirschgeschlecht hat, der Regel nach, nur das Männchen, oder der Bock ein Geweih, dem Weibchen oder der Kuh fehlt es. Dies gilt vom eigentlichen Hirsche so gut, als vom Dammhirsche, vom Reh, vom Elenn, Virginischen Hirsche u. s. w. Desto merkwürdiger ist die einzige Ausnahme, die das Rennthier von der Regel macht. Die Weibchen dieser Thiere haben nämlich alle, wiewohl etwas kleinere und anders gestaltete Geweihe, als die Männchen, welche sie auch, wie diese, jährlich einmal abwerfen. Beim Männchen besteht dies Geweih aus bloßen runden Stangen, beim Weibchen aber endigt sich dasselbe oben in zackige Schaufeln, so daß man dessen ungeachtet, wie bei andern Hirscharten, auch hier die beiden Geschlechter gleich am Kopfe unterscheiden kann.

Merkwürdig ist es, daß man schon so oft, und in ganz verschiedenen Gegenden und Zeiten Hasen, wiewohl nur einzeln, und nicht als eine eigne Art, will gefunden haben, aus deren Stirnknochen ein paar kleine Geweihe, völlig wie beim Rehbocke, nur weit kleiner, mit einer ordentlichen Krone und proportionirten Enden, gewachsen sein sollen, die als ein Naturspiel und eine große Seltenheit in Naturalien-Kabinetten gezeigt werden. Jedoch ist es noch nicht ausgemacht, ob das, was man vorzeigt, nicht ein wirkliches Rehgeweih sey. Wenigstens ist es den vorurtheilsfreien Naturforschern, aller Nachforschungen ungeachtet, noch nicht geglückt, ein zuverlässiges

Exemplar zu Gesichte zu bekommen, an welchem nämlich die Hörnchen noch an dem Hasenschädel festgesessen hätten.

Eine mehr bestätigte Merkwürdigkeit am Hasen ist die, daß er eine doppelte Reihe von Schneidezähnen im Oberkiefer hat, so daß ein Zahn hinter dem andern zu stehen kommt, welches sonst bei keinem andern Säugethiere in der Welt der Fall ist.

Eben so ausgezeichnet vor allen übrigen ist das Gebiß des Afrikanischen Schweines. Anstatt daß nämlich unsere zahmen und wilden Eber nur 2 Hauzähne haben, die aus der untern Kinnlade hervortreten, trifft man bei jenem viere derselben an, die so fein und hart, wie Elfenbein sind, und wovon zwei in der obern, und eben so viel in der untern Kinnlade sitzen. Jene sind bis 6 Zoll lang, gereift, und an der Wurzel 5 Zoll dick, und gehen, so wie sie aus den Lippen hervortreten, gerade in die Höhe, wo sie sich in eine stumpfe Spitze endigen. Die untern sind viel kleiner und schließen, wenn das Thier das Maul zumacht, so genau an die großen, daß beide nur einen Zahn auszumachen scheinen. Dadurch ist denn auch das Thier von allen übrigen Schweineraſſen deutlich und hinlänglich unterschieden. —

Nicht weniger merklich ist von allen verwandten Thieren seiner Gattung, der langnasige Affe (Kahau Bantagan), unterschieden. Es lebt dieser abentheuerliche, geschwänzte Affe auf den Sundischen Inseln in Ostindien, wird 4 Fuß hoch, und hat, gegen alle Affenart, anstatt der niedergedrückten, platten Nase, die mit zum auszeichnenden Charakter der Affenbildung gehört, einen ziemlich langen Rüssel, der zwar einer Nase ähnlich sieht, sich aber davon durch seine cylindrische Form, durch die Einfurche, womit er, wie der Rüssel andrer Thiere, eingekerbt ist, und durch die Lage der Nasenlöcher gar sehr unterscheidet, die nicht an die Oberlippe stoßen, sondern sich vorn, nach dem Ende des Rüssels zu, öffnen.

Die Naſenlöcher ſind bekanntlich dem leichten Athemholen behülflich. Beim Elennthier ſind ſie ſo weit, daß man ohne Mühe die geballte Fauſt hineinſtecken kann, welche Einrichtung dem Thiere, bei ſeinem ſchnellen Laufe (in einem Tage ſoll es 50 Meilen zurücklegen), ſehr wohl zu ſtatten kommt, indem es ſehr viel Luft damit aufzufaſſen vermag.

Eben deswegen ſollen auch die Türken und Tartaren ihren Pferden die Naſenlöcher aufſchlitzen, damit ſie deſto länger den ſchnellſten Gallop auszuhalten vermögen. Ob es wirklich etwas helfe, iſt ſchwer zu entſcheiden.

Ganz am rechten Orte, wird hier auch das Männchen des glatten Seelöwen, mit ſeiner ſonderbar geſtalteten Naſe, ſtehen, auf welcher eine blaſenartige Haut ſitzt, welche ſich bisweilen erhebt, und wieder niederſinkt, und wie ein Hahnkamm ausſieht. —

Augenbraunen und Augenwimpern ſcheinen ausſchließlich den Menſchen und Affen eigen zu ſeyn. Jedoch finden wir ſie auch an einigen, wenigen Säugethieren, z. B. beim Wallfiſche. der ordentliche dichte Augenbraunen, und an den beweglichen Augenliedern Wimpern hat. Beſonders groß ſind die Letztern auch bei dem Elephanten, wo ſie borſtenartig ſind, und in der Länge über einen halben Fuß meſſen. Bei dem zweizehigen Ameiſenbären ſind die kleinen Augen ebenfalls mit Augenwimpern gegen die Ameiſen verwahrt. Alle Säugethiere, einige Seethiere ausgenommen, die entweder gar keine Füße haben, wie die Wallfiſche, Kachelote, Delphine und Narwale, oder deren Hinterfüße in den Schwanz ſo verwachſen ſind, daß ſie zum Gehen von dem Thiere nicht gebraucht werden können, wie dies der Fall bei dem Wallroſſe, bei den Robben und bei den Manatis iſt, haben vier Füße, daher man auch überhaupt die ganze Klaſſe dieſer Thiere vierfüßige genannt hat. Die Affen jedoch machen hier

eine Ausnahme. Sie haben nicht vier Füße, sondern vier Hände, welches auch ihrer Lebensart, und ihrem beständigen Aufenthalte auf den Bäumen, angemessen ist. Neuere Naturforscher haben sie daher mit Recht in eine eigene Ordnung gestellt, und vierhändige Thiere (Quadrumana) genannt. Gewöhnlich werden dieselben in aufrechter Stellung abgebildet, allein schon der Bau der Hinterhände zeigt es, daß dieselbe ihnen nicht natürlich seyn kann, daß sie von der Natur nicht, wie der Mensch, zum aufrechten Gange bestimmt, sondern erst, wenn sie zahm sind, daran gewöhnt werden müssen. Etwas besonderes finden wir auch an den Füßen der Lemminge, die in das Geschlecht der Mäuse gehören, und die Lappländischen und Norwegischen Gebirge in ungeheurer Menge bewohnen. Diese Thiere haben nemlich an den Vorderfüßen vier dünne Zehen, anstatt des Daumens aber eine scharfe Klaue, gleich dem Sporn eines Hahns.

Die Theile des Körpers, womit die Säugethiere versehen sind, bleiben ihnen, das Geweihe, die Klauen, Haare ꝛc. ausgenommen, bis an ihren Tod, und ihr Verlust kann auch nicht wieder ersetzt werden. Nur bei dem Beutelthiere ist es anders. Sobald die Jungen die gehörige Größe erreicht haben, und zu säugen aufhören, vertrocknen die Zitzen, und lösen sich ganz vom Bauche der Mutter ab, so daß man nach etlichen Tagen keine Spur mehr davon sieht. Bekommen sie dann wieder neue Jungen, so bilden sich dann auch wieder neue Zitzen, obgleich nicht immer wieder an den nämlichen Stellen, wo die alten saßen.

Ein Thier ohne Magen läßt sich nicht denken; denn Nahrung muß jedes Thier ohne Ausnahme haben, wenn es leben soll. Einige Thiere aber sind beinahe ganz Magen, wie wir dies bei den Würmern sehen werden, und aus besondern Absichten, die aber noch nicht erforscht sind, hat die Natur andre mit einem mehrfachen

Magen verſehen. Merkwürdig ſind in dieſer Hinſicht einige Säugethiere, die ihre Nahrung grob gekaut verſchlucken, dann wieder durch den Schlund in den Mund bringen, ſie mehr zermalmen, und zum zweitenmale verſchlucken. Man nennt ſie wiederkäuende Thiere, und es gehören, außer dem Rindvieh, auch die Kameele, Hirſche, Schafe, Ziegen, Gemſen ꝛc. dazu. Sie haben vier Mägen. Der erſte iſt der Wanſt oder Panſen, (rumen) worin das zum erſten Male verſchluckte, nur grob gekaute Futter, wie in ein großes Magazin gelangt, in welchem es nur ein wenig durchweicht. Von da wird eine kleine Portion nach der andern, mittelſt des zweiten Magens, (die Haube, Mütze, das Garn, reticulum), der gleichſam nur ein Anhang des erſtern iſt, aufgefaßt, durch den Schlund heraufgetrieben, und zum zweiten Male gekaut. Nun kömmt der wiedergekaute Biſſen, durch eine beſondere Rinne, in den dritten Magen (das Buch der Pſalter, Blättermagen echinus, centipellio) und von da endlich, zur völligen Verdauung in den vierten (Lab, Fettmagen abomasus) der dem Magen anderer Säugethiere gleicht.

Außerdem finden wir dieſen vierfachen Magen auch bei dem Faulthiere, das aber dafür ſehr kurze Gedärme hat, und bei den ſäugenden Seethieren, die doch nicht wiederkäuen können, da ſie fleiſchfreſſende Thiere ſind.

Das Häuten iſt eigentlich nur den Inſekten und Amphibien eigen. Doch finden wir auch unter den Säugethieren etwas ähnliches von dem Landbären, der ſeine Fußſohlen jährlich häutet, und daher, um dieſe Zeit aufgejagt, kaum einige Schritte gehen kann, ohne blutrünſtig zu werden.

Was die Haare der Säugethiere anbetrifft, ſo iſt der, bis jetzt noch nicht erklärte Umſtand beſonders merkwürdig, daß in einer nur kleinen Gegend um Angora (einer Stadt im heutigen Natolien) einige Thiere z. B. Zie-

gen, Katzen, Kaninchen, und vielleicht noch mehr andere, ein ganz eigenes, sehr langes seidenartiges Haar bekommen.

Man giebt sich aber auch in jener Gegend alle erdenkliche Mühe, das Haar der Ziegen rein, lang und fein zu erhalten. Sie werden daher von Zeit zu Zeit von den Hirten gewaschen, und da das Scheeren das Haar immer gröber und borstenartiger macht, nie geschoren, sondern durch öfteres Kämmen ihres längeren, und durchs Rupfen ihres kürzeren Haares beraubt. —

Das Haar der Angorischen Kaninchen gleicht dem der Angorischen Ziegen, wird oft vier Zoll lang, außerordentlich fein, und wie Seide glänzend, daher auch das Thier Seidenhase genannt wird. Die daraus verfertigten Waaren halten auch ganz den Preis der seidenen. Im Sommer, wenn es nicht an Futter gebricht, wachsen die Haare am besten, so daß sie alle 8 oder 14 Tage, vermittelst eines dazu dienlichen, nicht zu engen Kammes abgekämmt, und alle 6 bis 7 Wochen am ganzen Körper geschoren oder berupft werden können. Ein einziges gut gehaltenes Thier liefert des Jahres fast ein Pfund Haare. Reiz genug, die Zucht dieses Thieres immer mehr und mehr auch bei uns zu verbreiten.

Unter den Schafen trägt das Bucharische lang und breitgeschwänzte Schaf die kostbarste, seidenartige Wolle, welche sich an der Spitze zusammenrollt, und in kleine Locken legt.

In Podolien und in der Ukraine sucht man dies bei dem langschwänzigen Schafe durch Kunst zu erzwingen, was bei jenem die Natur thut. Man umwickelt nemlich den Leib des Thiers mit einem Leintuche, oder näht ihn gar darein, begießt dieses täglich mit so viel warmen Wasser, als das Schaf vertragen kann, und erhält durch diese Art von Bleiche, daß sich die Wolle in sehr kleinen

Locken kräuselt, und sich dicht zusammenlegt. Ein solches Fell wird dann sehr theuer bezahlt.

Die Haare des Bibers, der Fischotter, einiger Fledermäuse ꝛc. sind mit einer eigenen Fettigkeit versehen, die alles Wasser abhält, und das Thier vor der Nässe schützt. Der Biber besonders kann Tage lang im Wasser bleiben, ohne naß zu werden.

Der Pelz vom Zobel hat das Besondere, daß er, ohne struppig zu werden, immer der Hand folgt, man mag ihn auf- oder abwärts streichen. Ueberdies ist das Haar sehr lang, elastisch, fein und glänzend.

Das russische Kaninchen ist mit einem doppelten Rückenfell versehen, worein es den Kopf so zurückziehen kann, daß man nichts davon siehet, und unter dem Halse befindet sich ein ähnlicher Sack, worin es, auf eben die Art, die Füße verbergen kann.

Bei dem Dachse finden wir etwas ähnliches. Gegen die Stiche der Bienen, deren Wohnungen er gern plündert, um sich des darin befindlichen Honigs zu bemächtigen, verwahrte ihn die Natur gut; denn unter dem äußern, zottigen Felle, hat er noch eine ungemein starke Haut, die ganz locker ist, wie ein Sack das Fleisch umgiebt, und sich hin- und herschieben läßt; weshalb ihm auch die Hunde, die doch einen Löwen zerreißen, wenig anhaben können.

Der Hase ist gegen die Weise anderer Säugethiere auch unter den Fußsohlen, und sogar zum Theil im Munde behaart.

Mehrere Säugethiere, die in und an dem Wasser ihre Nahrung suchen, sind mit einer, bald mehr, bald weniger merklichen Schwimmhaut, wie die Wasser-Vögel, versehen; der Biber, z. B. und das Amerikanische Wasserschwein (Kapybara) an den Hinterfüßen und der Fischotter an allen vieren.

Die Wasserspitzmaus aber hat, statt der Schwimm-

haut, Schwimmhaare, d. h. die Vorder- und Hinterfüße haben lange, steife, wie ein Pfeil zugespitzte Härchen, wie ein Kamm hingestellt, welche dem Thiere im Schwimmen sehr beförderlich sind.

Die Haare des Amerikanischen Vielfraßes sind alle dreieckig.

Der Schwanz des Elephanten ist mit einem Büschel von schwarzen, glänzenden Haaren besetzt, die so dick sind, wie ein Rabenfederkiel, oder wie ein mittelmäßiger Bindfaden, und so stark, daß kein Mensch vermögend ist, sie mit den Händen zu zerreißen, ob sie gleich biegsam sind.

Noch stärker sind die Bartborsten des Wallrosses, die am Maule herum, und an beiden Seiten der Nase in einer Handbreit dicken Haut stecken, eine Spanne breit, einen Strohhalm dick werden, dreifach gewunden, und durchsichtig sind, und dem Thiere ein prächtig furchtbares Ansehen geben.

In Afrika, und zwar in Guinea, giebt es Hunde, die im Körperbau dem Windspiele gleichen, aber nur im Gesichte Haare haben, am übrigen Körper hingegen meist kahl und mit einer schwarzen Negerhaut bedeckt sind. Man nennt sie Aegyptische, Türkische, und auch Guineische Hunde.

Andere Thiere verlieren nur zu einer gewissen Jahreszeit ihre Haare, wie dies der Fall z. B. bei dem Kameele ist, welches im Frühling so kahl wird, daß es wie ein abgebrühtes Schwein aussieht, und von den Wärtern dann mit Fett oder Theer gegen den Stich der Insekten beschmiert wird.

Der Bison oder der Nordamerikanische Buckel-Ochse verliert im Frühjahr auch seine dichten Haare vom ganzen Rücken und dem Hinterleib, und behält bloß die ungeheure Brust- und Nackenmähne, welches ihm ein sehr sonderbares Ansehn giebt.

Sein Landsmann, der Moschus-Ochse hingegen, schleppt seine seidenartigen, dunkeln Haare, die der Wolle der Schafe gleichen, fast auf der Erde nach.

Der Grunz-Ochse hat lange ziegenähnliche Haare, aus welchen die Tibetaner, denen dieser Ochse als Lastvieh dienet, sehr starke Zeuge weben.

So sind also alle diese Ochsen, schon durch ihre äußere Bedeckung, von den unsrigen sehr deutlich unterschieden.

Die Schafe haben ebenfalls nicht überall Wolle, wie bei uns.

In heißen Himmelsstrichen, zwischen den Wendezirkeln, artet sie gewöhnlich in ein schlichtes Ziegenhaar aus, und das Guineische Schaf hat sprödes, struppichtes Haar, und der Widder davon am Halse eine Art von Löwenmähne.

Vom Nordischen Schafe kann man beinahe sagen, daß es einen doppelten Pelz habe; denn unter der steifen und dicken Wolle liegt noch ein zweiter Pelz, von weichem und dichtem Haare, auf der Haut.

Eben so hat auch das wilde Schwein, unter dem borstigen Ueberzuge, noch ein dichtes wollichtes Haar, von grauer Farbe, das vornemlich im Winter gegen die Kälte dient. Dem zahmen Schweine fehlt diese zweite Bedekkung zwar nicht immer, aber doch meistens. Aus diesen Haaren werden in Südholland und Schweden die Seile und Taue zur Fischerei verfertigt.

Der Schwein-Hirsch, (Hirsch-Eber), das Siamische und das Aethiopische Schwein haben eigentlich keine Borsten, sondern an deren Statt weiche Haare, die bei dem letztern, besonders im Nacken, und auf den Schultern gegen 16 Zoll lang werden; der übrige Körper dieses Thieres ist meist nackt.

Der Elephant hat bekanntlich eine fast nackte Haut, die sehr spröde ist, und nur sehr sparsam hie und da,

mit kurzen Borsten besetzt zu seyn pflegt. Eine viel festere Bedeckung, als alle Wolle, Haare und Borsten geben können, haben die Schuppen- und Gürtel-Thiere.

Die Schuppen-Thiere sind nemlich am ganzen Körper mit hornartigen Schuppen bedeckt, die in der Gestalt und Lage am Leibe viel Aehnlichkeit mit den Schuppen der Fichtenzapfen haben, und den, sonst wehrlosen Thieren, zur Vertheidigung dienen, weil sie dieselben wie die Igel von einander sträuben können.

Die Gürtel- oder Panzerthiere haben, gleich den Schildkröten, knochenartige Schilde zur Bedeckung erhalten, die in der Mitte einige bewegliche Gürtel haben, durch deren Hülfe sich das Thier, bei bevorstehender Gefahr, wie ein Igel zusammenrollen und vertheidigen kann. Nach der Anzahl dieser Gürtel werden auch die Thiere dieser Gattung benannt, und von einander unterschieden. Der untere Theil des Leibes, und die Seiten des Kopfes haben jedoch nur eine weiche Haut mit dünnen Haaren zur Bekleidung.

Der Biber hat Schuppen und Haare zugleich zur Bedeckung, denn der ganze Körper, und ein Theil des Schwanzes ist mit Haaren besetzt; der größere Theil des Schwanzes ist mit ordentlichen Schuppen, wie bei den Fischen, bedeckt; doch stehen auch zwischen diesen, hie und da, einzelne Haare.

Der Wickelschwanz des Beutel-Thiers ist ebenfalls mit häutigen Schuppen bedeckt, deren Rand mit Haaren eingefaßt ist.

Andere Thiere sind durch ihre bloße Haut, die eine ungemeine Härte und Festigkeit hat, hinlänglich geschützt.

Das Nashorn (Rhinoceros) z. B. kann nur am Bauche, an den Augen, und an dem Rande der Ohren verwundet werden; an den übrigen Theilen geht weder die Kugel, noch der Dolch durch.

Auch die Haut des Elenns ist bei dem lebendigen

Thiere so dick, daß sie den Flintenkugeln widersteht und dennoch wird dieselbe, wenn sie gegerbt ist, so weich und sanft, wie Sammt, und dient vortrefflich zu Koletten, Degengehenken, Küraſſen u. s. w.

Der Eisbär hat ebenfalls ein tüchtiges Fell. Wenn er liegt, und daſſelbige folglich schlaff ist, so achtet er einige Flintenkugeln nicht; schießt man ihn aber stehend, wo die Haut gespannt ist, so empfindet er es wohl. Die Grönländer erlegen ihn mit Lanzen und Harpunen.

Bei dem Elephanten ist die Haut sehr stark, und auf dem Rücken daumendick; nichts destoweniger aber so empfindlich, daß das Thier jeden Stich der Insekten, und jede leichte andere Berührung gleich fühlen kann. Merkwürdig ist auch die erstaunliche Dicke und Festigkeit des Felles bei der Flußotter. Sie widersteht dem schärfsten Messer, und kein Hund ist im Stande, ein Loch, oder einen Riß hinein zu beißen, wenn er auch gleich Fleisch und Knochen des Thieres mit seinen Zähnen zermalmet hat.

Die Haut der Seekuh, (Manati) ist noch einmal so dick, als eine Ochsenhaut, und so hart und fest, daß man sie kaum mit der Axt entzwei hauen kann. Dessenungeachtet wird sie zu Leder verarbeitet.

Der Pottfisch, ein säugendes Seethier, kann nur hinter den Augen, nächst der Finne, verwundet werden, wo die Haut sehr dünn ist, sonst ist sie fast überall so fest und zähe, daß sie beinahe undurchdringlich scheint.

Zuletzt kann hier noch der Wallfisch angeführt werden, dessen Haut fast allemal mit Seegewächsen, Korallen, Muscheln, u. d. m. besetzt ist, welches die Aehnlichkeit, die dieses ungestaltete Thier mit einer schwimmenden Insel hat, wenn es sich auf der Oberfläche zeigt, noch mehr vergrößert.

## 2. Größe.

Wir wollen auch hier diejenigen Thiere, die an den beiden äußersten Grenzen in Rücksicht der Größe stehen, zuerst einander entgegen stellen, und dann die sonderbaren Ausnahmen anführen, die uns an sonst wohlbekannten Thiergattungen aufstoßen werden.

Das größte Thier dieser Klasse, und zugleich der ganzen Erde, ist unstreitig der grönländische Wallfisch. Ehedem traf man ihn zu 150 Fuß und drüber an, jetzt aber, da er selten sein völliges Wachsthum erreicht, hat er doch noch 50 bis 80 Fuß in die Länge, und 40 bis 50 Fuß in die Dicke, und wiegt leicht gegen 100,000 Pfund. Wiegt doch die speckige Zunge allein 1000 Pfund. — Würden nicht jährlich einige Tausende von diesen Thieren getödtet; so würden wir sie von einer noch beträchtlichern Größe finden.

Das erst geworfene Junge mißt schon 20 Fuß in der Länge.

Was sind dagegen auch die größten Giraffen und Elephanten, die 15 Fuß hoch werden, und im zwanzigsten Jahre gegen 7000 Pfund wiegen; und was das Wallroß, das an Länge des Körpers selbst den Elephanten übertrifft, und dessen Haut allein an 400 Pfd. wiegt; die ungeheuersten Landbären, selbst der, den der Kurfürst von Brandenburg, Joh. Siegmund, im Jahre 1601 im Dingerwalde geschossen hatte, der 1824 Pfund wog, oder der 5 Ellen lange Landbär, der zu Usterberg, in Preußen, im Jahre 1776 getödtet wurde, und so großes Aufsehen machte?

Und wie groß ist der Abstand zwischen allen diesen, noch immer ziemlich großen Thieren und den kleinsten Geschöpfen dieser Klasse, den Sibirischen Spitzmäusen? Ein vollkommen ausgewachsenes Thierchen der Art wiegt nicht mehr, als ein halb Quentchen.

Unsere gemeinen Europäischen Spitzmäuse messen

mit dem Schwanze, vier und einen halben Zoll, und in der Dicke etwas über 1 Zoll. Jedoch hat der verstorbene Pastor Götze in Quedlinburg, im Jahre 1784 ein Spitzmäuschen unter dem Schnee hervorgeholt, das völlig ausgewachsen war, ohne Schwanz kaum einen guten Zoll in der Länge, und nur einen viertel Zoll in der Dicke maß. Das Körperchen war nicht viel größer, als eine junge, so eben zur Welt geborene Ratze, und wog drittehalb Quentchen. Dieß wäre dann unter den Säugethieren Deutschlands das kleinste, und vermuthlich das nemliche gewesen, welches Herr Professor Herrmann in Straßburg entdeckte, und das rothe Spitzmäuschen nannte; denn die ganze Beschreibung trifft mit jener Art überein.

Unter dem eigentlichen Mäusegeschlechte hat man so kleine Arten entdeckt, daß sie in dieser Hinsicht den Spitzmäusen sehr nahe kommen. Dahin gehört z. B. die Zwergmaus, die kaum halb so groß, als die Hausmaus wird, und sich in Menge am Wolgaflusse und in der Nachbarschaft desselben unter Getreidehaufen, findet.

Die Birkmaus, die in den Birkenwäldern des südlichen Rußlands von allerlei Sämereien lebt, und höchstens 3 Quentchen wiegt, und das schwarzgestreifte Mäuschen aus dem südlichen Afrika, welches Sparrmann zuerst entdeckte, gehören ebenfalls unter die kleinsten Säugethiere der Welt.

Das letztere hat nur einen Zoll in der Länge, und einen halben Zoll in der Dicke. Im Museum in Stockholm, wird eins dieser Thierchen in Spiritus aufbewahrt. Sein Gewicht, welches durch die Flüssigkeit, worin es liegt, um ein gut Theil vermehrt wird, beträgt nicht mehr, als 4 Skrupel, oder ein und ein drittel Quentchen Schwedisches Apothekergewicht, und macht also mit Afrikas größern Thieren einen sonderbaren Contrast. — Vergleicht man diese Maus z. B. mit dem Flußpferde,

wel-

welches 17 bis 18 französische Fuß lang ist, und wenigstens 6 Fuß in der Dicke hält; so kömmt es heraus, daß dieses Thierchen nur den fünf und zwanzigtausendsten Theil jenes großen Thieres ausmacht.

Unter den Affen sind die Sagoinchen, und darunter besonders der Uistiti, und der Miko die Zwerge dieses Geschlechts. Diese artigen, niedlichen Thierchen aus Brasilien, haben ohne Schwanz noch nicht 8 volle Zoll, und sind also kleiner, als unser Eichhörnchen, so daß sie in einer Kokosschale Raum genug haben.

In Ostindien und Guinea findet man das kleinste Geschöpf mit gespaltenen Hufen, welches im Ganzen die Gestalt eines Rehes hat, und auch deswegen das Zwergreh (Zwerghirschchen) genannt wird. Es gehört dieses sehr niedlich gebaute Thierchen eigentlich zu den Bisamthieren, daher es auch unter dem Namen Bisamhirschchen öfters vorkömmt. Es wird höchstens so groß, wie eine Katze, und erreicht eine Länge von zehntehalb Zoll. Seine Beine sind nur fingerlang, und haben nur die Dicke eines Pfeifenstiels. Man vergleiche hiermit das Rindvieh in Habessinien und Aethiopien: welchen mächtigen Abstand wird man da nicht finden!

In Habessinien sollen die Schlachtochsen in der Regel noch einmal so groß werden, als die unsrigen, und eins ihrer Hörner auf zwanzig Maaß halten.

In Ober-Aethiopien gleicht das Rindvieh an Größe den Kameelen.

Die Amerikanischen Ochsen, (Bisons) erreichen ebenfalls eine ansehnliche Größe. Die Haut von einem solchen Thier ist so schwer, daß sie der stärkste Mann nicht aufheben kann.

Unsre gemeinen Europäischen Büffel werden gewöhnlich bis 1000 Pfund schwer, wovon die Haut allein 100 Pfund wiegt.

Desto kleiner ist das Rindvieh in Sardinien. Die

ausgewachsenen Ochsen sind da kaum 3 Fuß hoch, und also nicht größer, als unsre Müllereſel. Ein Ochs, der ohne Kopf und Eingeweide 350 Pfund wiegt, gehört dort schon unter die Seltenheiten.

Durch Wartung und gute Pflege können wir unsern Ochsen, und dem übrigen Mastviehe, zu einer erstaunlichen Körpermasse verhelfen, die es sonst nie würde erlangt haben. In Nürnberg wurde im Jahre 1775 ein Ochse von 2540 Pfund geschlachtet. Er hatte 340 Pfd. Talg, und die Haut wog allein 70 Pfund.

Im Jahre 1692 aber wurde in Lincolnshire in England ein Ochse gezeigt, der diesen an Gewicht noch weit übertraf; denn er wog 3577 Pfund.

Von außerordentlichen Mastschweinen haben wir ebenfalls einzelne Beispiele. Zu Ludwigsburg, im Meklenburgischen, wurde im Jahre 1775 ein zwei und ein vierteljähriges Schwein geschlachtet, welches 884 Pfund wog, und an Speck allein 87 Pfund hatte. Ein Herr von Brenkenhoff verkaufte 2 fette Schweine, wovon jedes über 900 Pfund wog, und demnach einem gut gehaltenen Mastochsen selbst nichts nachgab, für 140 Thlr. Andere erzählen sogar von 1000pfündigen Schweinen.

Doch selbst ungemästet erlangen die Schweine, in manchen Gegenden, eine sehr beträchtliche Größe. Auf der Insel Cuba, wohin man sie von Europa aus brachte, arteten sie in so fern aus, daß sie da noch einmal so groß wurden, als ihre Europäischen Stammältern.

Das Gewicht eines ausgewachsenen Rothhirsches beträgt in unsern Gegenden 300 bis 400 Pfd. Man hat dieses Wild aber auch schon von 5 Zentnern gefunden. Ja im Marienburgischen Werder, in Preußen, wurde 1715 ein Hirsch geschossen, der 800 Pfund wog; und derjenige, den der Herzog von Weißenfels im Jahre 1726 erlegte, war 810 Pfund schwer.

Unter den Schafen zeichnen sich die Argalis ode

Moufflon's, besonders durch ihre Größe aus. Sie leben in Korsika, Sibirien, und auch häufig in andern Gegenden von Asien, und erreichen die Größe eines mittelmäßigen Kalbes, sind aber am Leibe viel stärker, als ein Dammhirsch. Das Gewicht des Widders beträgt nicht selten über 300 Pfund; des Weibchens aber weniger.

Unter den Fledermäusen giebt es Thiere, die kaum etwas über einen Zoll messen, wie z. B. die Zwergfledermaus, aber auch welche, die so groß, wie eine Taube sind, wie dies z. E. bei dem fliegenden Hund von Ternate der Fall ist, der mit ausgespannten Flatterhäuten gegen 6 Fuß messen soll.

In Rußland giebt es Hasen, die nicht größer, als eine Ratte sind, kurze, runde Ohren, und gar keinen Schwanz haben. In ihrer Lebensart haben sie eben so viel Auszeichnendes, als in ihrer Gestalt. Sie leben unter der Erde, und gehen nur des Nachts ihrer Nahrung nach.

Eben so merkwürdig sind die Hasen, die Byron auf seiner Reise um die Erde, auf Port-Desire (einer der Südinseln) angetroffen hat, und welche so groß, wie ein Hirschkalb waren, und ein schneeweißes, wohlschmeckendes Fleisch haben sollen. —

Bei den Hunden findet sich eine so große Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit, in Rücksicht der Größe, als wir sie bei keiner andern Gattung unsrer Hausthiere antreffen. Stellet einmal, um euch davon zu überzeugen, das niedliche Löwenhündchen neben die englische Dogge. Wie viele Abstufungen sind zwischen diesen beiden nicht denkbar!

Die tartarischen Hunde sollen die Größe eines Esels erreichen; und findet man nicht auch Hündchen, die nicht viel größer, als eine junge Katze sind? —

### 3. Alter.

Unter den Säugethieren erreichen wohl der Elephant und der Wallfisch das höchste Alter. Ersterer ist erst im 30sten Jahre völlig ausgewachsen. Hieraus kann man auf sein hohes Alter schließen, und man weiß auch schon, daß er über 100 Jahre lebe, ja sogar das 200ste Jahr erreiche. Und wer weiß, welche Reihe von Jahren nöthig ist, ehe der Wallfisch seine gehörige Größe erreicht, da er 100 bis 150 Fuß lang, und 50 bis 60 Fuß breit werden kann.

Das Kameel erreicht gewöhnlich 50, doch oft auch 100 Jahre.

Daß die Hunde zuweilen 20 Jahre überleben, und vor Alter leicht grau, blind und taub werden, ist hinlänglich bekannt. Dem Hirsche legte man sonst auch ein sehr hohes Alter, von 100 Jahren und drüber bei; aber es ist ausgemacht, daß er nicht viel über 30 alt wird. —

Von muthwilligen, boshaften Knaben, oder abergläubischen Leuten angenagelte Fledermäuse, haben oft 10 bis 14 Tage ohne alle Nahrung gelebt.

Die Seebären sollen ebenfalls ein sehr zähes Leben haben, so daß 2 bis 3 Leute sie kaum mit 300 Schlägen, die ihnen mit hölzernen Keulen auf den Kopf gegeben wurden, tödten konnten, wobei sie gleichwohl noch ausruhen, und sich erholen mußten. Wenn der Hirnschädel gleich in Stücke zerschlagen, und das Gehirn ausgelaufen war, stand das Thier doch noch auf den Füßen, und wehrte sich. Steller erzählt, daß er 1742 einem Seebären, mit Hülfe der Wilden, den Hirnschädel zerschlagen, und ihm die Augen ausgestochen habe, er sei aber dennoch über 7 Wochen auf einer Stelle lebendig, und wie eine Statue stehen geblieben. —

### 4. Stärke und Lebenskraft.

Unter den Thieren dieser Klasse giebt es unstreitig

die stärksten Geschöpfe, wovon ich nur einige Beispiele anführen will. — Der Elephant, dieser Riese der Landthiere, reißt mit seinem Rüssel mittelmäßige Bäume aus, größere aber stößt er mit der Stirn und mit dem Leibe um. Er ist im Stande, zum mindesten 20 Zentner zu tragen, und die größten Transporte Berge hinauf zu wälzen.

Was der Elephant auf dem Lande ist, das ist im Meere der Wallfisch, der mit einem Schlage seines Schwanzes mittelmäßige Fahrzeuge zertrümmern kann.

Der Löwe wird, seiner Stärke wegen, der König der Säugethiere genannt. Er zerschmettert mit einem Schlage seiner Pfote den Rückgrat eines Ochsen oder Pferdes, und schlägt mit seinem Schwanze, wenn er ergrimmt ist, einen Menschen todt. Man hat ihn auch schon ein getödtetes Rind, ohne sichtbare Anstrengung, im Rachen forttragen sehen. Er springt wohl auch, wenn ihn der Hunger quält, über die Mauern in die Höfe, tödtet einen Ochsen, und wirft ihn über dieselben hinaus.

Der Tieger und das Pantherthier gleichen ihm hierin. Der Tiger kann mit einem lebendigen Ochsen im Rachen ziemlich geschwind fortspringen; im plötzlichen Ueberfalle besiegt er Elephanten und Löwen.

Der Panther ist so geschickt und stark, daß er einem Pferde unversehens auf die Schultern springen, und es davon tragen kann, wenn es gleich dreimal größer, als er selbst ist.

Der Bär giebt diesen Thieren in der Stärke nichts nach. Seine größte Kraft hat er in den Vordertatzen. Hiemit streckt er, mit einem Schlage, ein Pferd, oder Rind zu Boden, und trägt es aufgerichtet in seinen Pfoten vor sich her, wohin er will.

Die Biber haben ihre meiste Stärke im Gebisse. Einen weichen Baum, der eine Viertelelle im Durchschnitte hat, nagt ein Biber in einer Stunde um. Wenn

mehr dergleichen Thiere sich an die Arbeit machen, so werden sie mit Durchnagung eines Baums in wenig Minuten fertig. Sie spalten auch das Holz, und schaffen es dann fort. Dies thun sie mit den Vorderfüßen, womit sie das Holz umklaftern, und theils ziehen, theils vor sich her schieben.

Den Ziegen, Schweinen und Katzen trauen wir eben nicht große Stärke zu; hiervon machen aber eine merkwürdige Ausnahme:

Die Kameelziege oder das Lama, welche in ihrem Vaterlande, in Amerika, zum Lasttragen abgerichtet wird, trägt, nachdem sie stark ist, 150 bis 250 Pfund. Man muß sich aber in Acht nehmen, sie nicht zu überladen, denn alsdann legen sie sich nieder, und können durch die härtesten Schläge nicht wieder zum Aufstehen gebracht, sondern müssen auf der Stelle geschlachtet werden.

Das Aethiopische Schwein wird von den Hottentotten im heißesten Afrika so gefürchtet, daß sie einen Löwen auf freiem Felde eher anzugreifen wagen, als ein solches Schwein, weil es wie ein Pfeil auf sie losschießt, und mit seinen dicken und langen Hauern im Oberkiefer grausam um sich haut, und alles, was ihm vorkömmt, niedermacht.

Die wilden Katzen überwältigen sogar Rehe und andere Thiere von gleicher Größe. Wenn sie eins derselben fangen wollen, so legen sie sich auf den Ast eines Baums, und springen, wenn es nahe genug ist, ihm auf den Rücken, und würgen es. Dagegen ist die Schwächlichkeit und Furchtsamkeit einiger gefürchteten Thiere höchst auffallend und merkwürdig.

Der Löwe, so muthig er auch ist, und so sehr er aller Gefahr trotzt, läßt er sich doch bisweilen leicht in Furcht setzen. Wird er plötzlich überrascht, so flieht er. Oft wagen es daher die Hottentotten, ihn mit ihren elenden

Waffen anzugreifen, und tödten ihn wirklich. Vor den Schlangen, vor dem Feuer und dem Hahnengeschrei soll er fliehen. Vor dem Menschen und seinen Waffen, insonderheit vor dem Schießgewehre, scheint der Löwe überhaupt großen Respect zu haben, weil er nach und nach, wenigstens in manchen Gegenden, die schrecklichen Wirkungen dieser Waffen kennen gelernt hat. So sagt man, daß die Löwen in der Barbarei, welche in der Nachbarschaft der Städte und Dörfer wohnen, gegen den Menschen gleichsam ihren Muth verlieren, weil sie schon aus Erfahrung seine Ueberlegenheit kennen. Weiber und Kinder sollen ihn sogar, wie einen Hund, mit Stockschlägen vertreiben.

Der Wolf läßt sich ebenfalls durch Feuer, und durch das Gerassel von Ketten, vertreiben. In Polen pflegen daher die Reisenden den Wagen mit Ketten zu behängen, weil es da viele Wölfe giebt. Da sie kein starkes Geräusch vertagen können, so nehmen sie die Flucht. Man hat Beispiele, daß sie vor dem Getöse des Dudelsacks, mit starkem Geheul, die Flucht ergriffen haben.

Das Rennthier wird von einer eigenen Bremse, die man die Rennthierbremse nennt, und die größer, als eine Wespe ist, sehr geplagt. Diese hat die Bestimmung, ihre Eier in seine Haut zu legen, woraus dann Maden entstehen, die sich, zur größten Plage dieses Thiers, von seinem Fleische nähren. Muß das Rennthier mehrere Maden ernähren, so wird es dabei mager und abgezehrt, und nicht selten stirbt davon ein großer Theil der Heerde. Das Rennthier kennt diesen Feind sehr wohl, und sucht ihm, wenn es sein Gesumse von weitem hört, mit der größten Schnelligkeit zu entfliehen.

Auch bei dem Rindvieh ereignet sich oft der Fall, daß es im Sommer auf der Weide, aus Furcht vor den Bremsen, die Flucht ergreift, und wie rasend herumläuft.

Der Waschbär hat vor Schweinsborsten eine außer-

ordentliche Furcht. Sobald man ihm dieselben vorhält, so bequemt sich dieses in der Gefangenschaft sonst so eigensinnige Thier zu allem möglichen. Linnē glaubt daher, daß es in seinem Vaterlande, in Amerika, von Schweinen verfolgt werde.

Die Affen sind überhaupt blöde und furchtsame Thiere.

Der Magot entsetzt sich vor Schnecken und Regenwürmern, wenn er welche zu Gesichte bekömmt.

Der Gibbon ist so zärtlich, daß ihm die mindeste Näsſe und Kälte gleich so sehr schadet, daß er davon stirbt.

Das allerfurchtsamste Säugethier aber ist wohl der Dachs. Er ist so furchtsam, daß er wirklich im Mondenscheine vor seinem eigenen Schatten flieht, und lieber einige Tage hungert, als daß er sich in Gefahr wagen sollte. Kömmt er aber ins Gedränge, so wehrt er sich mit seinen Klauen, und mit seinem Gebisse bis zur Verzweiflung.

### 5. Stimme.

So wie einige Vögel die Stimme der Säugethiere nachgeahmt haben, so finden wir hingegen wieder in dieser Klasse Thiere, welche Vogelstimmen nachzuahmen pflegen.

Die Ziegelmäuse lassen oft 8 bis 10mal nach einander einen lauten, durchdringenden Pfiff hören, so daß Unerfahrne das Thier für einen unbekannten Vogel halten.

Sonderbar ist es, daß sich auch, nach der Verschiedenheit der Gegenden, ein Unterschied zwischen ihrer Stimme findet. In einigen Gegenden nämlich ist sie einfach, und nur Ein Pfiff; in andern kürzer, schärfer, öfters aber zwei, bis dreimal wiederholt, und in einigen wohl acht, bis zehnmal.

Gewöhnlich grunzen die Zieselmäuse, wenn sie zor-

nig sind, und pflegen, wenn man sie im Zorne mit den Händen packt, wie die Katzen zu pruſten. Wenn sie hungrig oder zornig sind, wetzen sie auch wohl die Zähne, und klappern damit, wie die schwirrenden Heuschrecken.

Der Fuchs hat eine klaffende Stimme, doch schreit er auch, besonders beim Wetterwechsel, wie ein Pfau.

Die Hunde sind die einzigen aus dieser Klasse, welche die Sprache der Menschen nachahmen können. Der groſse Leibniz übersandte der Pariser Akademie eine Nachricht, daß ein Hund, der einen Bauerjungen zum Sprachmeister hatte, verschiedene Wörter, als: Thee, Kaffee, Assemblee u. s. w. sehr vernehmlich aussprechen gelernt habe.

Bei den Isländischen Hunden ist die Stimme nicht bellend, oder heulend, sondern nur leise murrend.

Sonderbar ist es, das viele Hunde den hellscheinenden Vollmond, fürchterliche Gestalten, blasende Instrumente, das Geläute der Glocken u. s. w. verabscheuen, und dies durch gräßliches Heulen zu erkennen geben. Ihr Schlaf ist sehr leise, oft unruhig, und sie scheinen viel böse Träume zu haben, denn sie brummen und bellen oft im Schlafe, wie wenn sie es mit einem Gegner zu thun hätten.

Ihre Stimme wird auch von andern Thieren, wie vom Seehunde, und manchmal auch vom Luchse nachgeahmt.

Selbst eine Art von Mäusen, die Lemmings, bellen wie ein junger Hund.

Das Kindergeschrei pflegen mehrere Thiere recht täuschend nachzuahmen, wie der gemeine Affe, dessen einziger Laut, den er in Gefahr und Furcht von sich giebt, ein helles Kindergeschrei: Ji, Aa, ist; die Katzen zur Zeit der Begattung, und besonders die Pantherkatze, die wie ein Kind heult, oder auf eine ganz andere Art hinterdrein zu meckern pflegt. Der Krokodill soll ebenfalls zu-

weilen wie ein Kind heulen, und dadurch viele neugierige Menschen an sich locken, die dann sein Raub werden.

Durch die Stärke ihrer Stimme unterscheiden sich besonders das Nilpferd (Flußpferd), dessen wiehernde Stimme eine viertel Meile weit erschallt. Die Stimme des Löwen ertönt des Nachts in einem Umkreise von einer halben Meile, so daß man nicht eigentlich hört, wo der Ton herkommt. Die Luft wird durch das Gebrüll des Löwen so sehr erschüttert, daß man sie sehr stark in der Brust fühlen kann, wenn man nicht gar zu weit vom Thiere entfernt ist. Er betäubt damit alle Thiere, denen er sich nähert.

Die Stimme des Wallfisches ist noch dreimal stärker, als das Brüllen des Löwen, und soll, wie das Gebrüll des Elephanten, über eine Meile weit gehört werden.

Die Stimme der gelbgefleckten Hyäne ist gackernd, wie das menschliche Lachen.

An den Seebären will man bemerkt haben, daß sie, bei dem Verlust ihrer Jungen, wie die Menschen kläglich seufzen, und mit den Zähnen knirschen, und so häufig Thränen vergießen, daß ihnen die Tropfen die ganze Brust benetzen.

Die gemeine Meerkatze erhebt dann, wenn sie in der größten Furcht und Angst ist, ein hohes Gelächter, welches wie haha ha! klingt.

Ueberhaupt aber haben die Affen, auch in der Stimme, so viel eigenes, als in ihrem ganzen übrigen Betragen.

Einige schwirren fast wie eine Heuschrecke, so oft man sie ansieht, z. B. die Winselaffen, andere bellen wie Hunde, wie die sogenannte Korsakke; noch andere blöken die vorübergehenden Menschen, wie ein Rind, von den Bäumen herab, an, wie der rothe Brüllaffe (Greis).

Die Meerkatzen grunzen wie ein Schwein; der Moloko schnurrt, wenn er lustig ist, wie eine Katze.

Das Amerikaniſche Waſſerſchwein ſchreit wie ein Eſel.

Das Zebra, welches zu dem Pferde- oder beſſer zu dem Eſel-Geſchlecht gehört, bellt wie ein Hund. Weil dieſes Gebell ungefähr, wie qua, qua, klingt, ſo nennen die Hottentotten das Thier auch Quayga.

Der Tibetaniſche Büffel (der Grunzochs, Ziegenochs) grunzt wie ein Schwein, und hat eben daher auch ſeinen lateiniſchen Beinamen.

Der Luchs, der zu dem Katzengeſchlecht gehört, hat eine, dem Wolfe ähnliche, heulende Stimme, aus welcher Urſach, und weil er auch das Rothwild anfällt, er in den älteſten Zeiten Hirſchwolf genannt wird.

Die Ratzen ſchnarchen und pruſten oft ſo ſtark wie die Menſchen, welches ſchon mehrmals gräßliche Erzählungen von Geſpenſtererſcheinungen veranlaßt hat.

Manche Thiere verändern auf eine gar mannichfaltige Weiſe ihre Stimme, ſo daß es ſchwer wird, zu beſtimmen, welches ihre eigentliche Stimme ſey.

So iſt die Stimme der Seelöwen verſchieden tönend; bald gleicht ſie dem Brüllen eines Löwen, bald dem Brummen des Ochſen, oder dem Wiehern der Pferde, oder dem Grunzen des Schweins, bisweilen geben ſie auch einen tiefen Ton, wie die hölzerne Baßpfeife in der Orgel, von ſich. Die Jungen blöken wie die Kälber oder Lämmer. Eine Heerde ſchreiender Seelöwen ſcheint, den verſchiedenen Tönen nach, eine Heerde von mancherlei Thieren zu ſeyn.

Das Veeh, das gemeine Eichhorn, das im Norden, beſonders am Ufer des Baikalſees, im Winter grau wird, giebt auch verſchiedene Laute von ſich. Zur Zeit der Frohlichkeit iſt es eine Art von Pfeiffen; bei Furcht ein Klatſchen, und im Zorne, oder wenn ſie gefangen ſind, ein Knurren und Ziſchen.

Die Seehunde mauen, wenn ſie jung ſind, wie die Katzen, und bellen wie die Hunde, wenn ſie alt wer-

den. — Die Fischottern pfeifen sich des Nachts einander so hell zu, wie der Mensch pfeift. — Die Gemsen pfeifen, wenn Furcht sie ängstigt, weit heftiger, als ein Mensch pfeifen kann, und zwar durch die Nasenlöcher.

Ganz stumme Thiere sind in dieser Klasse äußerst selten. In Grönland sollen die Hunde die Stimme verlieren, und stumm werden.

## I. Der Mensch.

Durch seinen Körper, in welchem wir das Ideal der Schönheit und Vollkommenheit erblicken, noch mehr aber durch seine geistigen Kräfte, ragt er weit über alle seine Mitgeschöpfe hervor. — Der Mensch gehört in die Klasse der Säugethiere, deren erste Ordnung er allein einnimmt. Viele Merkmale im Körperbau unterscheiden ihn von den übrigen Säugethieren, selbst von den menschenähnlichsten Affen. Dahin gehört der aufrechte Gang, der dem Affen nur möglich, nicht natürlich ist. Daß er hingegen dem Menschen natürlich sey, beweiset der ganze Bau seines Körpers. Die Beine sind viel höher, als die Arme; das Gelenk am Ellenbogen biegt sich nach dem Leibe zu, welches nur bei aufrechter Stellung und einem andern Gebrauch der Hände und Arme nützlich seyn kann. Ferner sind die ähnlichen und gleichliegenden Knochen, Bänder und Muskeln der Beine dicker und stärker, als die ähnlichen und gleichliegenden der Arme. Die festen, zusammengewölbten Knochen des Fußes, und das daran hinten hervorragende Fersenbein zeigen die Bestimmung desselben zum Tragen des ganzen Körpers offenbar, dahingegen die kleinere, biegsamere, und weniger feste Handwurzel augenscheinlich zu ganz andern Zwecken eingerichtet ist. Insonderheit aber schickt sich der Bau des Rückgrates nur für eine aufrechte Stellung. Die untern Wirbelbeine sind breiter, als die obern, weil sie bei der aufrechten Stellung eine größere Last zu tragen haben, als jene. Die

Art der Verbindung des Rückgrats ist endlich so beschaffen, daß der Mensch seine Augen nur bei der aufrechten Stellung gehörig brauchen kann. Ein in die Augen fallendes Unterscheidungsmerkmal des Menschen ist das stark hervorragende Kinn. Die aufrechte Stellung der untern Schneidezähne ist ebenfalls nur den Menschen eigen. Insonderheit aber zeigt die Sprache, oder das Vermögen, seine Gedanken durch articulirte Töne zu bezeichnen, und sie einem Andern auf diesem Wege mitzutheilen, daß dem Menschen vor allen übrigen Geschöpfen der Vorrang gebühre. Hiedurch entsteht eine mächtige Scheidewand zwischen beiden. Die Organe zum Sprechen fehlen, wie Camper gezeigt hat, dem Orangutang gänzlich, so daß an die Möglichkeit, diesem Thiere Sprache beizubringen, nicht gedacht werden darf. Außerdem lassen sich noch mehrere Unterschiede zwischen dem Menschen und den Thieren auffinden. Dahin gehört seine natürliche Blöße und Wehrlosigkeit, seine späte Reife und Mannbarkeit. Ob das Lachen und Weinen dem Menschen allein angehöre, ist zweifelhaft. Was die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit der Menschen unter einander selbst betrifft, so ist es zwar bekannt, daß es beträchtliche Verschiedenheiten unter ihnen in den verschiedenen Himmelsstrichen giebt, allein keine kann wesentlich genannt werden; alle, auch die auffallendsten, lassen sich, wie bei andern Gattungen organisirter Geschöpfe, als aus natürlichen Ursachen nach und nach entstanden, erklären, so daß Alle nur Eine Gattung Menschen ausmachen, und sämmtlich als von einem Stammpaare herrührend betrachtet werden können. Die bemerkbaren Verschiedenheiten in der körperlichen Bildung der Menschen unter den verschiedenen Himmelsstrichen haben dazu geführt, mehrere Menschenrassen festzusetzen. Die Bestimmung derselben hat jedoch, wegen der unmerklichen Uebergänge der einen in die andere, manche Schwierigkeiten. Blumenbach giebt

5 Hauptraſſen an: 1. die Kaukaſiſche Raſſe. Hieher rechnet man alle Europäer, mit Ausnahme der Lappen und Finnen; ferner die weſtlichen Aſiaten dieſſeits des Oby, des Kaſpiſchen Sees, des Ganges und die Nordafrikaner. Das allgemeine Kennzeichen dieſer Raſſe ſoll ſeyn: eine weißere Hautfarbe mit einem Gemiſch von Roth auf den Wangen, und der wohlgebildete Schädel, nebſt der ſchönſten Geſichtsform, nach unſern Europäiſchen Begriffen. Wie ſchwankend dieſe Merkmale für die Bewohner eines ſo ungeheuren Erdſtrichs ſind, wie viele Abſtufungen und Ausnahmen darin vorkommen, darf kaum erinnert werden. 2. Die Mongoliſche Raſſe. Sie begreift die übrigen Aſiaten, mit Ausnahme der Malaien; die Finniſchen Völker in Europa, die Eskimo's im nördlichen Amerika, von der Beringsſtraße bis Labrador. Die Menſchen dieſer Raſſe ſollen meiſt weizengelb ausſehen, weniges ſtraffes, ſchwarzes Haar, ein plattes Geſicht, enggeſchlitzte Augenlieder, und ſeitwärts hervorragende Backenknochen haben. 3. Aethiopiſche Raſſe. Hierzu rechnet man die übrigen Afrikaner, beſonders die Neger. 4. Die Amerikaniſche Raſſe. Zu ihr gehören, außer den Eskimo's, alle urſprüngliche Bewohner des übrigen Amerika's. Die Hauptunterſcheidungszeichen derſelben ſind: die Kupferfarbe, ein ſchlichtes, ſtraffes, ſchwarzes Haar, ein breites, aber nicht plattes Geſicht, mit ſtarken Zügen. 5. Die Malayiſche Raſſe. Sie umfaßt die Bewohner der mehreſten oſtindiſchen Inſeln, und des ganzen fünften Welttheils. Sie haben braune Farbe, einen dichten, ſchwarzlockigen Haarwuchs, eine breite Naſe und einen großen Mund. — Von dieſen Raſſen ſollen nach allen philoſophiſchen Gründen, wie Blumenbach ſagt, die Kaukaſiſche als die Stamm- oder Mittel-Raſſe anzuſehen ſeyn. Demnach wäre die weiße Farbe die urſprüngliche des Menſchen, und die braungelbe, braune und ſchwarze in ihren mannichfaltigen Abſtufungen, erſt nach und nach

durch den Einfluß des Klima's entstanden. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß die weißen Menschen in der Regel ein verschieden gefärbtes, aber glattes und hängendes, die schwarzen hingegen, immer ein schwarzes wollenartiges Haar haben. Wenn sich weiße Menschen mit Negern vermischen, so entsteht daraus eine halbschlechtige Rasse. Die Farbe der braunen und schwarzen Menschen hat nicht in dem Oberhäutchen, sondern in der darunter liegenden schleimartigen Netzhaut ihren Grund. Die wirkende Ursache dieser dunkleren Farbe ist unstreitig die Sonnenhitze; wie diese eine solche Wirkung hervorbringt, bleibt immer noch Problem. Gewiß aber ist es, daß die Weißen unter dem brennenden Himmelsstrich in der Nähe des Aequators nach mehreren Generationen die schwarze Farbe, und die Neger wiederum nach und nach, wenn sie ihr Geschlecht in kältern Ländern fortpflanzen, die weiße Haut der Europäer erhalten; woraus unwidersprechlich folgt, daß beide zu Einer Gattung gehören. Noch weniger, als die Farbe, kann die verschiedene Größe der Menschen für einen Grund ihrer Gattungsverschiedenheit gelten. Daß die Menschen unter den Polen kleiner sind, stimmt ganz mit der allgemeinen Wahrnehmung überein, daß die Kälte beim Wachsthum ungünstig ist. Die Abweichungen in der Bildung der einzelnen Theile des menschlichen Körpers sind bei weitem so auffallend nicht, daß sie einen wesentlichen Unterschied machen sollten. Was den Sexual- oder Geschlechtsunterschied der Menschengattung betrift, so zeigt er sich der Organisation nach auffallender, als bei den übrigen Thieren. Das weibliche Geschlecht ist in der Regel kleiner, schwächer, und zarter. Die festen Theile des weiblichen Körpers sind weniger hart und stark. Das Blut in demselben ist wäßriger und milder; die Muskeln sind kleiner und lockerer, die Nerven empfindlicher. Das Zellgewebe des weiblichen Körpers ist nach Verhältniß schlaffer, und mit meh-

rerem Fette versehen; aus diesem Grunde erscheint aber auch die Haut des weiblichen Körpers glatter. In dem weiblichen Beingerüste zeigt sich der auffallendste Unterschied in der Struktur des Beckens, welches beträchtlich weiter ist. Auch sind die weiblichen Schlüsselbeine gerader, die Rippen dünner, und die ganze Brusthöhle runder. Der weibliche Körper reift früher, als der männliche, verblüht aber auch eher. Auch in den geistigen Fähigkeiten findet zwischen Mann und Weib der größte Unterschied statt. Daß der menschliche Körper nach den vollkommensten Regeln des Ebenmaßes gebaut sey, fällt in die Augen. Die an den Seiten liegenden Theile sind paarweis vorhanden, z. B. die Beine, die Hände, die Augen u. s. w.; die in der Mitte befindlichen hingegen einfach. Die verhältnißmäßige Größe der einzelnen Theile gegen einander pflegt man nach Kopf- oder Gesichtslängen zu bestimmen. Auf acht Kopflängen rechnet man bei Erwachsenen zehn Gesichtslängen, und so viel beträgt gerade die ganze Höhe des wohlproportionirten Menschenkörpers. Wenn man die Arme horizontal ausstreckt, so pflegen die Spitzen der Mittelfinger so weit von einander abzustehen, als der Körper hoch ist. Die verhältnißmäßige Breite der einzelnen Theile ist wegen des mehreren oder minderen Fleisches unbestimmter, als die Länge, die mehr auf dem Knochenbau beruht. Bei den Kindern ist der Kopf größer, als bei Erwachsenen, und alle Glieder sind gegen ihre Länge breiter. Ein gesunder Mensch von mittlerer Konstitution wiegt zwischen 150 bis 180; ein neugebornes Kind von gewöhnlicher Größe, zwischen 6 bis 8 Pfund. Die Geschichte des menschlichen Lebens zerfällt nach gewissen natürlichen Veränderungen, die in demselben erfolgen, in vier Perioden: die Kindheit, das Jünglings- und Mädchenalter, das Mannsalter und das hohe oder Greises-Alter. — Die Natur hat den Menschen nicht, wie die meisten Thiere, auf ein gewisses

Klima

Klima beschränkt. Die ganze bewohnbare Erde wurde ihm zum Wohnplatze angewiesen. Der heißeste Erdstrich unter dem Aequator kann so gut, wie der beeiſete Pol, ſein Vaterland ſeyn. Zwar verändert ſich der Menſch in mancher Hinſicht, im Ganzen aber behält er ſeine edle Form und das Vermögen, an Einſichten zu wachſen. Indeß ſcheint doch ein gemäßigtes Klima der Veredlung und Ausbildung des Menſchen am günſtigſten zu ſeyn. Ein brennendes Klima erſchlafft ihn mehr, und hemmt ſeine Thätigkeit; eben ſo bleibt unter einem kalten unwirthbaren Himmel, wo kein zu hoffender Gewinn ihn zur Thätigkeit aufmuntert, ſeine Ausbildung zurück. Als Nahrungsmittel iſt dem Menſchen alles angewieſen, was das Thier- und Pflanzenreich genießbares erzeugt. Aber auch als ein mit Geiſteskräften ausgerüſtetes Weſen haben wir den Menſchen zu betrachten. Zwar hat er deren einige mit den Thieren gemein, nemlich Erinnerung, Gedächtniß, Einbildungskraft, ja ſelbſt zum Theil den Verſtand; allein nicht nur beſitzt er dieſelben in einem vorzüglichen Grade, ſondern auch Vernunft und Dichtungsvermögen ausſchließlich, und mit ihnen die Gabe der Sprache. Wenn jene in ihm Bedürfniſſe höherer Art wecken, Streben nach immer vermehrter Einſicht und Wahrheit, ſo dient dieſe, durch welche der Geiſt ſich dem Geiſt, das Herz dem Herzen mittheilt, zu deren immer geſteigerter Vollendung. Beiderlei Eigenſchaften des Menſchen, ſeine ſinnlichen und vernünftigen, bringen in ſeinem Leben ein eigenes Verhältniß hervor. Der Menſch iſt geſellig, tritt in Geſellſchaft, wird erſt Glied einer Familie, und mit der ganzen Familie Glied eines größeren Ganzen, Staatsbürger. In welchen Verhältniſſen er aber auch ſtehe, ſo hat er Zwecke zu erſtreben, und dieſe Zwecke zu erreichen. Er iſt ein fühlendes, begehrendes, denkendes Weſen; hat ſein Gefühl das Begehrungsvermögen angeregt, ſo ruft dieſes das Denkvermö-



BIBLIOTECA

gen auf, die besten Mittel zur Befriedigung des Verlangens anzuzeigen, und er ist ein verständiges Wesen, in sofern er diese anerkennt. Indem er aber unter mehreren zu wählen hat, erscheint er als ein wollendes Wesen, d. h. als ein Wesen, welches sein Begehren durch Gesetze der Vernunft bestimmt. Ob er dem Triebe der Sinnlichkeit oder dem Gesetze der Vernunft folge, ist seiner Freiheit überlassen, allein es ist ein Etwas in ihm, welches ihm sagt, daß er dem Gesetze der Vernunft folgen solle, und dieses Etwas kennen wir unter dem Namen des Gewissens, durch welches der Mensch als ein sittliches moralisches Wesen erscheint, das Begriffe von Recht und Pflicht, Gut und Böse, Tugend und Laster hat. Als Bürger zweier Welten steht er da, der sinnlichen um ihn, und der übersinnlichen in ihm, die ihn auf eine höhere Bestimmung hinweiset, als er in diesem Leben erreichen kann. Sollte er, für dessen Fortschreiten im Wahren und Guten keine Grenzen abzusehen sind, mit dem Tode aufhören? Der Tod geht bloß seinen Organismus an, der, seiner Natur nach, den chemischen und mechanischen Gesetzen der Sinnenwelt unterworfen ist; auf die, einer unendlichen Vervollkommnung fähige, übersinnliche, geistige Kraft in ihm, die wir im Gegensatz des Körpers Seele nennen, gründet sich der Glaube an Unsterblichkeit des Menschen, seines eigentlichen Ichs, das nicht, wie der Körper, den ewig zerstörenden, und ewig neu bildenden Elementen anheim fällt. Demnach ist der Mensch ein Mittelwesen zwischen der Thier- und Geisterwelt; jener gehört er durch den sinnlichen Trieb, dieser durch das übersinnliche Sittengesetz der Vernunft an, jener durch Begierden, dieser durch Willen. Je nachdem er mit Freiheit das Sittengesetz der Vernunft in seinen Willen aufnimmt, oder es daraus verdrängt, kann er schon in diesem Leben ein Engel oder Teufel werden. Endlich steht der Mensch aber auch in einem Verhältniß

zu dem höchsten Wesen, an welches Dankbarkeit, Liebe, Glaube und Hoffnung ihn fesseln. Der Mensch gehört nicht bloß der Körperwelt, dem Staat und der Menschheit an, er ist auch ein Zögling der höhern Welt, welche die Religion ihn kennen, und nach der sie ihn streben heißt; er hat die Anlage zur Religion, und gehört zu den Kindern Gottes, ist Bürger des Gottesreiches.

Die schöne Form des Kopfes, das sanft gewölbte volle Gesicht, die Rinne an der Oberlippe unter der Nase, das hervorstehende Kinn, der glatte Leib, der nicht durch Haare an seiner Empfindlichkeit leidet, oder zu stark ausdünstet, die breiten Hüften, die runden dicken Lenden, die fleischigen Waden, ein verhältnißmäßig großes Gehirn, und feine Nerven, zeichnen den menschlichen Körper ebenfalls vor dem thierischen aus.

Lachen und Weinen setzen die Thätigkeit einer Seele voraus, die sich mit Bewußtseyn freut, das Widersinnige und Sonderbare bemerkt, und der Theilnahme, des Grams und tiefer Leiden fähig ist. Die kleinen Kinder lächeln und schreien; das eigentliche Lachen und Weinen tritt nur dann erst bei ihnen ein, wenn sich ihre Leibes- und Geisteskräfte mehr entwickelt haben.

Die Sprache, d. h. das Vermögen, Worte oder artikulirte (gegliederte) Töne mit Verstand und Vernunft auszusprechen, ist ein unschätzbarer Vorzug des Menschen. Wenn gewisse Thiere, z. B. Papageien und Staare, die menschliche Sprache nachahmen; so sind dies doch nur immer wenige, und ein und dieselben, mit Mühe erlernten Wörter, die sie ohne allen Verstand nachsprechen. Die Thiere haben ihre eigene Sprache (Thiersprache), d. h. sie geben durch gewisse Töne einander ihre Empfindungen und Bedürfnisse zu verstehen, wie dies ungefähr das junge Kind, der Stumme, oder der in der Wildniß aufgewachsene Mensch auch thut. Zur Thiersprache kann man auch die besondern Bewegungen und Gebehrden

rechnen, wodurch bisweilen ein Thier dem andern seinen Zustand und sein Verlangen zu erkennen giebt. Doch ist die Gebehrdensprache keines Thieres so ausdrucksvoll, wie die menschliche.

Hohe Geisteskräfte, und die Menschenwürde, bleiben gewiß stets die wichtigsten Vorzüge, deren sich der Mensch vor allen Geschöpfen der Erde ausschließend zu erfreuen hat. Durch sie erwirbt er sich unzählige nützliche Kenntnisse mit Deutlichkeit, Zuverlässigkeit und vollem Bewußtseyn seiner selbst, und schreitet von einer Stufe der Vervollkommnung zur andern fort. Durch sie unterscheidet er das Gute vom Bösen, weihet sich aus freiem Willen der Tugend, und blickt mit Zuversicht auf Gott und ein höheres Leben hin. Bei ihrem Besitze beneidet er das Thier nicht, das bei allen seinen Seelenkräften, Natur- und Kunsttrieben, gegen ihn doch nur auf einer sehr niedrigen Stufe steht.

Der Menschen-Körper ist aus vielen flüssigen und festen Theilen zusammengesetzt; die festen sind entweder steif, hart und spröde, oder weich, biegsam und dehnbar. Alle diese Theile bilden eine Maschine, die in ihrer weisheitsvollen Zusammensetzung alle Vorstellung übertrifft. Jeder Theil derselben, auch der kleinste und geringste, stellt ein neues Wunder der Schöpfung dar, und das Ganze eine Vereinigung von Festigkeit, Zweckmäßigkeit und Schönheit, ein bewundernswürdiges und unbegreifliches Werkzeug der Seele.

Langsam reift der Mensch zu seiner Ausbildung, und mehrere Jahre lang bleibt er hülfsbedürftig; dahingegen das Thier in sehr kurzer Zeit so weit ausgebildet ist, daß es der Beihülfe der Eltern, oder vielmehr der Mutter, nicht mehr bedarf. Aber der Mensch soll auch das Höchste der Bildung erreichen; er soll geistig gebildet, zur Geselligkeit, zur Ordnung, zum Recht, zur Tugend, zur

Liebe herangezogen werden, und alle seine geistigen Kräfte sollen sich entwickeln!

Erreicht der Mensch langsamer seine körperliche Ausbildung, so lebt er dafür auch desto länger, und übertrifft an Lebensalter die meisten andern Säugethiere, und selbst vielleicht noch den Elephanten, denn es ist wohl höchst unwahrscheinlich, daß dieses Thier sogar über zweihundert Jahr alt werden sollte.

---

Höchst merkwürdige Veränderungen gehen im Menschenkörper vor, beim Uebertritt aus der Kindheit zum Jugendalter, zur Reife der Kraft; in unserm Himmelsstriche bei dem Mädchen oft schon früher noch, als im vierzehnten Jahre; bei dem Jünglinge im funfzehnten, sechszehnten; früher bei dem Bewohner sehr warmer Erdgegenden, viel später bei dem Bewohner kälterer Gegenden, am spätesten bei dem Polarmenschen. Auch die üppigere oder einfachere und naturgemäßere Lebensweise macht in Ansehung der Zeit hier einen großen Unterschied, daher dieselbe nicht im Allgemeinen bestimmt angegeben werden kann.

Beim Jünglinge wird die Stimme tiefer, voller, und will in Mannes-Stimme hinüber; schwankt aber noch, und fällt oft in den Ton der frühern Zeit; der Bart zeigt sich im weichen Flaum am Kinn und auf den Lippen; es ist ein seltsames, unerklärbares, ungewisses, unruhiges Treiben, es sind die Regungen des Geschlechtstriebes, und die heilige Schamhaftigkeit tritt als Schutzengel dem Jünglinge und der Jungfrau zur Seite, damit dieser Trieb sie nicht ins Verderben stürze; die Erziehung wacht und behütet, der äußere Anstand wehrt und schützt.

Das männliche Alter ist das Alter der Kraft, der Thätigkeit, der höheren Nutzbarkeit für die Mitmenschen, der Erzeugung der Nachkommen, der Erhaltung derselben; es ist die Zeit der reifgewordenen Gedanken,

der mannichfaltig zu benutzenden Erfahrungen. Aber auch das Mannesalter kann nicht bleiben; Kraft und Stärke, Schärfe der Sinne, und selbst Gedächtniß, Gefühl und Gedanke vergehn, oder wollen vergehn. Der Rücken krümmt sich, die Glieder fangen an zu zittern, die Thätigkeit hört auf, die Bewegung wird immer mühseliger, das dünne Haar erbleicht, das Greisenalter ist da; alles erschlafft und wird schwach, nur die Eßlust nicht, indem die ausgetrockneten, hartgewordenen Gefäße, nicht mehr wie sonst den Nahrungsstoff einsaugen. Greise sind daher, wie Kinder, nach den nahrhaftesten Dingen, wobei der Körper nicht viel zu verarbeiten und abzusondern hat, z. B. nach Zucker, sehr begierig. — Der ganze Mensch tritt in Ansehung seiner Hülfsbedürftigkeit, der Schwäche an Geistes-, Gefühls- und Sinneskraft in die Kindheit zurück.

---

So lange die Lebensgeister und Lebenskräfte noch in Thätigkeit sind, kann kein Tod Statt finden; sobald sie aufhören, thätig zu seyn, ist er da. — Das Aufhören des Lebens ist der Tod; er ist — das Verlöschen eines Lichts — das Vergehen eines Tages, das Verhallen eines Tones. Das, womit unsere Sprache die Todesarten bezeichnet, bezieht sich mehr auf die dem Tode vorhergehenden Zustände und Umstände. Der wahre Tod des Alters ist nichts anders, als ein Erstarren, denn alle Gefäße werden, wie beim Baume das Holz, immer härter, und selbst die Adern verknöchern sich, — kurz, das Flüssige geht, wie so häufig in der Natur, in das Feste über.

Der Blutumlauf im Körper ist nach den verschiedenen Lebensjahren sehr verschieden. Der von diesem Umlauf abhangende Puls schlägt gleich nach der Geburt 130 bis 140mal in einer Minute; am Ende der Kindheit etwa 90mal; im Jünglingsalter etwa 80mal; im männlichen Alter 70mal; und im höheren Alter 60mal. —

Wie aus dem Flüssigen das Feste gebildet wird? ist schwer nachzuweisen. Der Mensch schwimmt als Embryo und Fötus, d. h. als Leibesfrucht im Wasser, und was anfangs in seinem Körper Knorpel war, wird erst mit der Zeit Knochen, die mit zunehmendem Alter immer mehr verhärten und unbrauchbar werden, daher das Kind ohne Gefahr manchen Fall thun kann, der dem Greise großen Schaden bringen würde; ja das Kind hat sogar mehr Knochen, als der erwachsene Mensch, denn so manches, was bei dem letztern in Eine feste Masse verwachsen ist, ist bei dem erstern nur durch weiche, und darum noch der Flüssigkeit näher angrenzenden Knorpel verbunden.

Die Grundlage des Körpers sind die Knochen, welche die härtesten und sprödesten Theile desselben ausmachen, und das Fleisch unterstützen, damit es nicht zusammen sinke; die mithin dem Körper seine Richtung und Länge geben. Diese Knochen stehen alle untereinander in Verbindung. Wo zwei Knochen mit einander verbunden sind, entsteht ein Gelenk, zwischen welchem ein Knorpel liegt, damit sich die Knochen nicht reiben, und so einander abnutzen und aufreiben mögen. Wären diese Knorpel in einem trocknen Zustande vorhanden, so würde dieses Aufreiben doch nicht verhütet werden; aber sie sind mit festen Häuten versehen, in welchen Gefäße (Drüsen) liegen, aus welchen stets ein fetter Saft in die Knorpel und Gelenke übergeht, um dieselben glatt und geschmeidig zu erhalten.

Starke Bänder gehen um die Gelenke, damit dieselben nicht von einander abweichen, oder sich verrücken können.

Alle diese, durch Bänder und Knorpel verbundene Knochen, deren man bis auf 261 zählt, machen zusammen das Gerippe (Skelet) des Körpers. — Die Knochen haben eine verschiedene Gestalt, eine röhrenförmige,

platte, breite, sind auswendig dichter und fester, inwendig lockerer, blättriger, und zum Theil ganz hohl. Aber eben darum, weil sie nicht aus einer einzigen ganz dichten Masse bestehen, können sie um so leichter bewegt werden.

Eine dünne Haut umgiebt, mit Ausnahme der Krone der Zähne, alle Knochen — es ist die höchst empfindliche Beinhaut (periostium), in welcher Adern und Gefäße enthalten sind, die den Knochen die nöthigen öhligen erhaltenden Säfte zuführen, und auch, indem sie bis in die Höhlung der Knochen eindringen, daselbst das Mark bilden, welches ebenfalls in einer eigenen Haut, der Markhaut, liegt, und mittelst derselben zusammengehalten wird.

Man theilt das ganze Knochengebäude in Kopf, Rumpf und Gliedmaßen.

Höchst bewundernswerth ist der Kopf des Menschen gebaut. Die 8 Stücke, aus welchen der Hirnschädel besteht, sind durch sägenartige Ränder so fest zusammengefügt, daß sie sich eher zerschlagen, als von einander trennen lassen. — Vierzehn Stück Bein bilden das Vorderhaupt, oder das Gesicht. Eins dieser Beine ist beweglich — es ist der Unterkiefer.

Der Rückgrat ist eine Säule, die aus 24 Wirbeln besteht, und den Kopf trägt. Nach 7 Halswirbeln folgen 12 Rückenwirbel, und dann 5 Lendenwirbel. An den Rückenwirbeln sind, vermittelst fester Bänder, die Rippen geheftet, von welchen sich sieben, welche man die wahren nennt, in einen Bogen krümmen, und sich mit dem Brustbeine vereinigen, welches ein schmaler platter Knochen ist, der vom Halse anfängt, bis in die Herzgrube hinabgeht, und sich hier in einem oberwärts breiten, nach unten spitz zulaufenden Knochen endigt. Oben ist dieses Bein durch die sogenannten Schlüsselbeine mit den Schulterblättern verbunden. — Die übrigen

Rippen, die kurzen oder falschen genannt, gehen nicht so weit nach vorn zu herum.

Das Heiligenbein bildet mit dem vierten und fünften Lendenwirbel das sogenannte Kreuz. In den vielen Nerven, die in der Gegend desselben liegen, ist der Sitz der Kreuzschmerzen, die durch Erkältung erzeugt werden.

Das Steißbein sitzt mit seinem breiten Ende am Heiligenbein fest, läuft spitzer zu, bis an den Mastdarm hin, und biegt sich dann einwärts. An der Seite des Heiligenbeins liegen die beiden Hüftbeine, und bilden mit demselben, und mit dem Steißbeine eine Höhlung, die man das Becken nennt. Jedes Hüftbein besteht anfangs aus drei Beinen, die aber nach dem vierzehnten Jahre fest mit einander zusammenwachsen. — Die Gliedmaßen bestehen aus den Armen und Beinen, und diese wieder aus mehreren unter einander verbundenen Knochen.

Damit der Körper in allen seinen Theilen beweglich seyn möge, ist er mit Muskeln versehen; sie machen zusammengenommen das aus, was wir Fleisch nennen. Die Muskeln bestehen aus walzenförmigen, parallel neben einander liegenden feuchten, weichen, wenig elastischen, halb durchsichtigen Fäden von röthlicher Farbe, und sind durch Zellstoff, oder kleine Fasern in einander verwebt. Durch sie hin laufen, in mannichfaltigen Richtungen, Puls- Blut- und Saugadern, und Nerven. Im Ruhestande sind sie schlaff, äußern aber im lebenden Zustande bei jeder Berührung eine eigenthümliche Bewegung. Ueberhaupt ist die Bewegung des thierischen Körpers eine zweifache, nemlich eine willkührliche und eine unwillkührliche; als eine dritte Art kann man die gemischte Bewegung ansehen. Unwillkührlich ist z. B. die Bewegung des Herzens, des Magens, der Gedärme u. a. Zu den gemischten rechnet man das Athmen, das

Winken mit den Augen u. a. Alle dieſe Bewegungen geſchehen durch ein wechſelsweiſes Zuſammenziehen und Erſchlaffen der Muskeln. Sobald irgend ein Reiz auf ſie wirkt, ziehen ſie ſich zuſammen d. i. ſie verkürzen ſich, werden breiter und dicker, oder erzittern auch, und ziehen Runzeln. Die Zuſammenziehung geſchieht allemal nach der Richtung, in welcher ſich die Fäden oder Faſern der Muskeln mit den Sehnen vereinigen, alſo meiſtentheils in gerader Linie. Dieſes Spiel der Muskeln iſt wahrhaft bewundernswürdig. Wenn, nach Hallers Verſuchen, eine Perſon in einer Minute Worte von 1500 Buchſtaben ausſpricht, ſo erfordert dieß in derſelben Zeit wenigſtens 1500 Zuſammenziehungen, mit eben ſo viel Erſchlaffungen der Zungenmuskeln. Nicht weniger erſtaunenswürdig, als die Schnelligkeit, iſt die Kraft, mit welcher ſich die Muskeln bewegen; doch iſt die Kraft nicht in allen Muskeln gleich ſtark. Zu den ſtärkſten gehören die Muskeln, welche die Kinnladen in Bewegung ſetzen. Es giebt Menſchen, welche Pfirſichkerne zerbeißen, die ein Gewicht von 300 Pfund erfordern, um zerdrückt zu werden. Auch die Kraft der Arm- und Bein-Muskeln erregt Erſtaunen, wenn wir erwägen, daß die durch ſie in Bewegung geſetzten Knochen als Wurfhebel zu betrachten ſind, wobei die Kraft eine ſehr geringe Entfernung vom Ruhepunkte, und eine ſchiefe Richtung, mithin ein ſehr geringes Moment oder Produkt der bewegenden Kraft hat, weshalb die angewandte Kraft ſehr groß ſeyn muß, um nur einen geringen Widerſtand zu überwältigen.

Bei den willkührlichen Muskel-Bewegungen ſcheint der Einfluß der Nerven erforderlich zu ſeyn, denn wenn man den, zu einem Muskel gehörenden Nerven, abſchneidet, oder unterdrückt, ſo iſt der Muskel gelähmt. Die Urſache des Einfluſſes der Nerven auf die Muskel-Bewegung ſind neuerlich durch die Entdeckung des Metall-

reizes einigermaßen ins Licht gesetzt worden. Versuche haben dahin geleitet, eine eigene Flüssigkeit (Fluidum) im thierischen Körper anzunehmen, die man einstweilen, von dem Entdecker, Galvanisches Fluidum genannt hat, welche die Nerven, bei ihrer Berührung mit Metallen, hergeben, und die in genauerer Verbindung mit dem Lebensprinzip stehn.

Die Haut, welche den Muskel umgiebt, ist aus lauter sechseckigen durchsichtigen Bläschen (Zellen) gebildet, und wird daher das Zellgewebe genannt. In dieses Zellgewebe setzen die feinen Aederchen den überflüssigen Nahrungssaft ab, und hieraus entsteht das Fett. Wenn ein Kranker lange ohne feste Nahrungsmittel bleiben muß, so wird dieses Fett von feinen Aederchen zur Erhaltung des Körpers eingesogen, und so entsteht Magerkeit.

Die meisten Muskeln sind an dem einen Ende an einen stärkeren, und mit dem andern an einen schwächeren Knochen befestigt, und zwar mittelst der Flechsen, oder starken Bänder. — Merkwürdig ist es, daß die unwillkührlichen Bewegungen nie die Kräfte des Körpers ermatten, sondern vielmehr stärken, wenn sie anders regelmäßig und ungestört vor sich gehen. Jede anhaltende willkührliche Bewegung hingegen, z. B. im Gehen, Arbeiten mit den Händen u. dgl. ermüdet und erschlafft.

Die Nerven, welche sich durch die Muskeln hindurchziehen, sind weißliche markige Fäden, die in Bündeln gleichlaufend neben einander liegen, so daß mehrere solcher Bündel Einen Nerven ausmachen. Jedes Bündel ist mit einer besonderen zarten Scheide umgeben, das Neurilem genannt, welches voll von Blutgefäßen ist, deren feinste Zweige sich in die Substanz des Nerven selbst endigen. Diese Nerven sind im ganzen Körper verbreitet, und stehen durch mannichfaltige Verbindung mit einander in Gemeinschaft; sie sind von ver-

ſchiedener Stärke, je nachdem mehrere oder wenigere Markbündel ſich zu einem Nerven vereinigen. An beſtimmten Stellen des Körpers nähern ſich mehrere Nerven einander, ſo daß ſie gleichſam an einander geklebt erſcheinen, und die Bündel des einen Nerven mit denen des andern ſich durchkreuzen und verflechten, ſo daß ihre Verbindung ohne gewaltſame Trennung nicht aufgehoben werden kann. Dieß ſind die Nervengeflechte, die vorzüglich im Unterleibe, hinter dem Magen, und in der Gegend der Herzgrube, bei der Leber, der Milz, und dem Gekröſe, ſo auch bei dem Herzen u. ſ. w. ſich finden. Alle Nerven des ganzen Körpers begreift man unter dem Namen des Nervenſyſtems. Dieſes hängt genau mit dem Gehirn und dem Rückenmark, als einer Fortſetzung des Gehirns, zuſammen. Auch iſt die Maſſe der Nerven ſelbſt der nemliche markige Stoff, aus welchem das Gehirn beſteht, ein eiweißartiger Stoff, welcher ſeine Nahrung aus dem ihm zugegebenen Gefäßnetze zieht. — Die Sinnesnerven gehen paarweiſe von dem Gehirn zu den verſchiedenen Sinnorganen ab. So iſt das erſte Paar für die Naſe beſtimmt, und heißt der Geruchsnerve, indem er in der Naſenhöhle ſich ausbreitet, und für die Ausdünſtungen empfänglich iſt. Das zweite Nervenpaar iſt der Sehnerve. Er bildet größtentheils die Nervenhaut des Auges, welche zum Auffaſſen der Bilder im Auge beſtimmt iſt, und Netzhaut genannt wird. Das achte Nervenpaar bildet die Gehörnerven, welche in dem Innern des Ohrs ſich ausbreiten, und für die Bewegung (den Wellenſchlag) der Luft empfindlich ſind. Von der vielfachen Veräſtelung des fünften Nervenpaares kommen die Nerven der Zunge, welche den Sinn des Geſchmacks bilden. Das Gefühl wird durch viele Nerven bewirkt, welche ſich in der Haut verbreiten, und diejenigen Stellen, wo es ſich am zarteſten äußert, beſonders die Lip-

pen und die Fingerspitzen, sind auch mit den meisten Nerven versehen.

Das Gehirn, von welchem, wie wir eben hörten, die Nerven der Sinne ausgehen, ist eine weiche, theils röthlich graue, theils weisliche, in der Hirnschale befindliche Substanz, mit vielen Adern durchwebt, und von verschiedenen Häuten umgeben. Es besteht aus zwei, durch feine Adern und Fasern verbundenen Haupttheilen. Das so genannte große Gehirn nimmt bei dem Menschen den obern Theil des Kopfes ein, und ist sieben bis achtmal größer, als das darunter liegende kleine Gehirn. Es ruht auf den Augenhöhlen, dem Grunde des Schädels, und dem Zelte, und ragt nach hinten zu über dem kleinen Gehirn hervor. Auf der ganzen Außenseite des großen Gehirns befinden sich Furchen, und zwischen je zwei derselben rundliche, darmähnliche Windungen. Sie entstehen, indem sich die Gefäßhaut ins Gehirn einsenkt, um dasselbe tiefer mit Blut zu versorgen. Die röthlich graue Substanz des Gehirns ist durchsichtiger, saftiger, weicher und gefäßreicher, als die weiße, welche dagegen mehr Fasern hat. Letztere heißt das Mark des Gehirns. Die röthlich graue Substanz, fast ganz aus feinem Adergewebe bestehend, hat keine Empfindlichkeit. Das Mark besteht aus Fasern, die sehr verschieden sind. Das kleine Gehirn liegt unter dem großen in einer eigenen Kammer der Hirnschale. Auf der Grundfläche sieht man es in eine rechte und eine linke Hälfte durch das dazwischen liegende Rückenmark getheilt, nach oben und hinten aber zusammenhängen. Es ist eben so, wie das große Gehirn, mit einer Gefäßhaut umzogen, von außen röthlich grau, inwendig aber größtentheils markig. Das Gewicht des gesammten Gehirns beträgt beim Menschen zwei bis drei Pfund; es ist um so größer und schwerer, je jünger der Mensch ist; mit dem Alter wird es specifisch leichter. Es ist das eigentliche Werkzeug der Empfindung.

Empfindung ist aber von der Vorstellung untrennbar, sie wäre ohne dieselbe gar nichts. Indem also das Gehirn der Mittelpunkt von jener ist, scheint es auch der Sitz von dieser, folglich der Sitz der Seele zu seyn. Dabei bleibt es freilich wahr, daß die Seele den Ort ihres Aufenthalts selbst nicht kennt. Wenn wir aber denjenigen Theil des Körpers dafür halten müssen, wo die Wirkungen der Seele auf den Körper anfangen, und wo die wechselsweise Abhängigkeit von Beiden am unmittelbarsten ist, so leitet diese Spur unfehlbar zum Gehirn hinauf.

Das Gehör ist der Sinn, durch welchen die animalischen Wesen Töne, Schall und Klang empfinden, und zwar vermittelst der Luft und deren Schwingungen. Das Werkzeug des Gehörs ist das Ohr; ein in seinem Baue sehr zusammengesetzter künstlicher Theil des Körpers. Man unterscheidet das äußere, innere und mittlere Ohr. Das äußere und mittlere Ohr soll den Schall auffassen und fortleiten; in dem innern entsteht aber erst der Einklang der Töne, und ihre Ausbildung. Zum äußeren Ohr gehört die Muschel und der knorpliche Gehörgang. Je mehr es vom Kopfe absteht, wie bei den Wilden, desto leichter und schärfer faßt das Ohr auf. Der Gehörgang schließt sich an eine Röhre an, welche durch das Trommelfell begrenzt wird. Dieses ist ein, nach Innen convexes, sehr elastisches Häutchen, welches die Trommelhöhle oder Pauke bedeckt. In dieser sind die Gehörknöchelchen, ihrer Gestalt wegen Hammer, Amboß und Steigbügel genannt, befindlich. Das äußere Ohr ist durch seine Bildung geschickt, die wellenförmigen Bewegungen der Luft, welche der Schall bewirkt, aufzufangen, und sie in die Muschel, und den, mit einer fettigen Substanz überzogenen, Gehörgang zu leiten, dessen Fläche 50 Mal kleiner ist, als die des äußeren Ohres, wodurch der Schall also um 50 Mal stärker wird. In

der Trommelhöle bilden sich die Töne, und pflanzen sich durch die überspannte Haut des Trommelfells, und mittelst der Gehörknöchelchen weiter fort. Die innerste Höle des Ohrs nennt man das Labyrinth. Es liegt über der Trommelhöle, etwas nach hinten, in der festesten Masse des Knochens der Schläfe, und besteht aus dem Vorhof, drei halbkreisförmigen Röhren, und der Schnecke, einem spiralförmigen Kanal, der sich um eine Spindel windet. Der Vorhof hängt, mittelst einer kleinen Oeffnung, das runde oder ovale Fenster genannt, mit der Trommelhöle zusammen. Um das runde Fenster läuft ein Kanal, der Fallopische genannt, welcher den harten Theil des siebenten Gehörnerven enthält. In diesen künstlichen Theilen, welche man das innerste Heiligthum des Hörorgans nennen könnte, erhalten die durch das Trommelfell und die Gehörknöchelchen weiter fortgepflanzten Töne ihre Vollendung, und erreichen endlich die Gehörnerven, welchen sie ihre Eindrücke mittheilen, um sie zu dem Gehirn selbst zu leiten, wo sie zur Empfindung erhöht werden. Die Entstehung dieser Empfindung zu erklären, hat man mehrere Hypothesen ersonnen, allein noch ist es nicht gelungen, den Schleier zu lüften, hinter welchem hier die Natur ihre wundervolle Wirksamkeit verbirgt. Doch hat Chladni in seiner Akustik (Gehörkunde) manche lehrreiche Bemerkungen und Beobachtungen hierüber mitgetheilt.

Das Gefühl entsteht durch die Nerven, welche über den größern Theil der Oberfläche unsers Körpers verbreitet sind. Nicht nur durch Berührungen und Einwirkungen von außen her, sondern selbst durch Vorstellungen werden sie erregt (gereizt, in merkbare Thätigkeit gesetzt). Die Berührung eines Nerven bringt den Reiz hervor, den wir Empfindung nennen.

Die äußerste Haut, die den Körper auf seiner Oberfläche überall, mit Ausnahme der Augen, überzieht, die

Oberhaut, ist ohne Nerven, und mithin ohne Empfindung; — sie dient allen, gegen die Oberfläche hervortretenden Nerven zum Schutz. In der stärkern, darunter liegenden Haut aber münden diese Nerven, und man entdeckt hier die Enden derselben, in Gestalt kleiner Warzen. Aber sie sind auch hier gegen schmerzliche äußere Eindrücke wahrscheinlich noch nicht genug durch die dünne Oberhaut gesichert, und darum überzieht ein klebriger, aus kleinen Drüsen hervorquellender Saft — ein Schleim, die Spitzen der Nerven, und hüllet sie ein. Diese Haut, Schleimhaut oder Netz des Malpighi (von ihrem Entdecker) genannt, enthält noch viele Blutgefäße, und viele andere, in welchen sich Lymphe, oder wäßrige Feuchtigkeit befindet. Wo viele Nervenwärzchen liegen, ist auch das Gefühl am feinsten, wie z. B. in den Fingerspitzen, mit welchen manche Blinden nicht nur Geldsorten der kleinsten Art, den Silberpfennig z. B. von gleich großen, nur ein wenig anders geprägten Silberpfennig, sondern selbst Farben unterscheiden.

Die dritte, unter der Schleimhaut liegende Haut, die Lederhaut, bedeckt Fett und Muskeln. Viele Gefäße münden in derselben, deren Dunst sich durch die beiden andern Häute zieht, und die Ausdünstung bewirkt.

Der Geschmack, dessen wichtigstes Werkzeug die Zunge, und nächstdem der Gaumen ist, hat in der erstern viele Gefäße, Drüsen, Adern, und aus dem Hirn hervortretende Nervenäste. Die Zungenhaut ist wie ein Sieb durchlöchert, und überall ragen aus diesen Löchern kleine Warzen hervor, unter welchen vorzüglich die spitzesten der Sitz der Empfindung des Geschmacks sind. Die Drüsen geben nämlich eine schleimartige Feuchtigkeit von sich, den Speichel, der sich mit den Speisen vermischt, die in denselben enthaltenen salzigen Theile auflöst, und so nicht nur die Empfindung des Geschmacks erzeugt, sondern auch zur Verdauung der Speisen viel beiträgt. —

Geschmack und Geruch stehen bei Menschen und Thieren in der genauesten Verbindung, und beide unterstützen sich. Der Geruch prüft vornemlich bei dem Thiere, nicht nur was dem Geschmack angenehm, sondern was dem Leben und der Gesundheit heilbringend oder nachtheilig ist. Das Werkzeug des Geruchs, die Nase, ist mit vielen, aus dem Gehirn in die Hölen derselben eintretenden Nerven versehen. Diese breiten sich nicht nur im Innern der Nase aus, sondern überziehen auch noch einige knöcherne Blätter, die fast wie Hobelspäne zusammengerollt sind. Wenn die feinen, von den Körpern ausgehenden, widrigen, oder angenehmen Dünste die Nerven der Nase berühren, so entsteht die Empfindung des Geruchs. Damit diese Nerven nicht vertrocknen, und untauglich werden mögen, sind zwischen denselben einige feine Aederchen hingeleitet, die beständig einen Schleim absondern. Die längern Nasen, und eine größere Menge von Nerven bewirken den überaus scharfen Geruch mancher Thiere, obwohl ihnen der Mensch weder in dieser, noch in irgend einer Art der sinnlichen Wahrnehmung nachsteht, indem er feinere Sinne hat.

Uebrigens läuft hinten die Nasenhöle mit der Mundhöle zusammen, daher uns zu Zeiten Speise und Getränke in die Nase kommen, so wie auch umgekehrt der Tabak aus der Nase in den Schlund kommt.

Ueberaus sorgfältig und wundervoll hat die Natur die Augen verwahrt, und das Gesicht geschützt. Die Augen liegen in tiefen, im Hintergrunde mit vielem Fette ausgefütterten Hölen, deren starke hervorragende Knochen sie gegen vielfältige Beschädigungen schützen. Die Augenlieder bedecken die zarten Augen, und können sich mit einer unendlichen Schnelligkeit verschließen, welches auch zur Sicherung dieses köstlichen Sinnes dient. Der äußerste Rand der Lieder ist ein sehr zarter Knorpel.

Ohne denselben würden sie weder so schnell, noch so genau verschlossen werden können. —

Die Augenbraunen dienen sowohl, die von oben herabfallenden senkrechten Lichtstrahlen abzuhalten, die nicht nur dem Auge schaden, sondern vielleicht das Sehen selbst verwirren würden, als auch den von oben herabfallenden Schweiß, der dem Auge schädlich und hinderlich seyn würde, und ihn nach den Backen hinzuleiten. —

Sechs Muskeln sind bestimmt, fast nach allen Richtungen hin, das Auge in Bewegung zu setzen. Eine große Drüse, bestehend aus mehrern kleinern, sondert die wäßrige Feuchtigkeit, die Thränen ab, und wäscht damit den Staub, und alle Unreinigkeit aus dem Auge. Werden zu viele Feuchtigkeiten abgesondert, so werden sie durch zwei im innern Augenwinkel liegende Schläuche wieder eingeschluckt, und in die Nasenhöle herabgeführt.

Drei Häute, die harte Augenhaut, die braune oder Gefäßhaut, und die Netz- oder Markhaut, außerdem drei Feuchtigkeiten, die wäßrige, die gläserne und die krystallene, machen die Hauptheile dieses höchst merkwürdigen Organs aus. Die harte Haut besteht aus mehreren Blättern, ist hart, elastisch, fest, dick, weiß, und umgiebt den ganzen Augapfel. Nur gegen den vordern Theil desselben hin verdünnt sie sich, und vorn wird sie ganz durchsichtig; hier heißt sie insbesondere Hornhaut. Sie ist der Abschnitt einer Kugel von etwas kleinerem Durchmesser, als der des ganzen Augapfels, und sitzt gleichsam auf der Kugel des letztern, daher sich dieser auch unter der Hornhaut merklich erhebt. Am hintern Theil des Augapfels befindet sich eine Oeffnung in der harten Haut, durch welche der Sehnerv, eine Fortsetzung des Gehirns, in's Auge geht. Unmittelbar über der harten liegt die braune Haut, die ihren Anfang vom Rande des Sehnerven nimmt, und sich bis an die Hornhaut erstreckt. Sie sieht von außen braun, inwendig aber fast

schwarz aus. Gegen den Anfang der Hornhaut hin vereinigt sie sich durch ein Zellgewebe mit der harten Haut, in Gestalt eines weißen Kreises, welcher der Ciliarkreis genannt wird, und in welchem der, nach Fontana benannte, Strahlenkanal befindlich ist. Von dem Ciliarkreise wendet sich die innere Lamelle der braunen Haut nach dem Innern des Augapfels, und bildet daselbst dicke, schön gefaltete, gefäßreiche Streifen, die mit einem schwarzen Leime überzogen sind, die Kapsel der Krystallinse umgeben, und das Strahlenband genannt werden. Aus dem Strahlenbande entstehen die weiter einwärts laufenden, und bis an den Rand der Krystallinse reichenden Strahlenfasern, welche um die Krystallinse herum einen schön gestreiften Ring, den Strahlenkörper, bilden. Zwischen den Strahlenfasern und der Hornhaut liegt die Regenbogenhaut, deren hintere, mit schwarzen Linien bekleidete Fläche, die Traubenhaut heißt. Beide zusammen machen die Iris oder den Augenstern aus. In der Mitte dieser durchsichtigen Haut befindet sich die Pupille, oder Oeffnung des Augensterns, auch Sehe genannt, durch welche das Licht ins Auge fällt. Diese Oeffnung ist äußerst empfindlich gegen das Licht, und erweitert oder verengt sich, je nachdem dasselbe schwach oder stark ist. An die braune Haut schließt sich die Netz- oder Markhaut, welche eine Fortsetzung und Ausdehnung des durch die harte und braune Haut in's Auge getretenen Sehnerven ist. Sie legt sich allenthalben bis zum größern Kreise der Strahlenfasern an die braune Haut an. Die sogenannten Feuchtigkeiten sind zum Brechen der Strahlen bestimmt. Sie liegen alle drei in der Mitte der beschriebenen Häute, oder sind vielmehr von ihnen umgeben. Die erste heißt die krystallene Feuchtigkeit oder Krystallinse, und ist ein gallertartiger, doch noch etwas festerer Körper, von zelliger Structur. Sie liegt in einer durchsichtigen Kapsel, und ist mit den Strahlenfasern einge-

faßt. Die wäſſrige Feuchtigkeit erfüllt den vorderen Theil des Auges, zwiſchen der Hornhaut, und der Kapſel der Kryſtallinſe. Sie treibt die Hornhaut in die Höhe, iſt von dünnflüſſiger Subſtanz, ſehr durchſichtig, und etwas ſalzig. Sie wird leicht wieder erſetzt, wenn ſie ausgefloſſen iſt. Die gläſerne Feuchtigkeit füllt die ganze Höle der Netzhaut aus, und nimmt den gröſten Theil des innern Auges ein. Vorn iſt ſie concav, ihrer Subſtanz nach iſt ſie eine ſehr durchſichtige Gallerte, die aus feinen Zellen beſteht, in welchen die Flüſſigkeit ſich befindet.

Wie nun das eigentliche Werk des Sehens vor ſich gehe, und wie die Lichtſtrahlen ſo gebrochen werden, daß ſie ein verkleinertes, aber auch umgekehrtes Bild auf die Netzhaut werfen, und der Menſch doch in richtiger Lage und Stellung die Gegenſtände erblickt, iſt hier um ſo weniger zu erklären, da es wohl überhaupt nie ganz genügend erklärt worden iſt.

Jetzt ſind noch mancherlei Theile zu beſchreiben, die ſich im Innern des Körpers befinden.

Die Bruſthöle enthält das Herz, die Lungen, und die Gefäße. Die letztern ſind aber nicht etwa bloß in der Bruſthöle, ſondern überall im Körper befindlich.

Das Herz iſt ein hohler kegelförmiger Muskel, und durch eine Scheidewand, der Länge nach in zwei Theilen getheilt. Jeder Theil beſteht wieder aus zwei Kammern. Das Ganze iſt in einen häutigen Sack, den Herzbeutel, eingeſchloſſen. Das Herz erweitert ſich, und zieht ſich zuſammen. Dies iſt eine Wirkung der Muskelfaſern, die theils in Schraubengängen, theils der Länge nach um das Herz gehen. Ziehen ſich die erſten zuſammen, ſo wird das Herz verengt und verlängert, da es hingegen erweitert und verkürzt wird, wenn ſich die letztern zuſammenziehen. Durch beides wird das Schlagen des Herzens bewirkt; bei den Arterien findet ſich ein ähnliches

Zusammenziehen und Ausdehnen, und heißt der Puls. — Wir bemerken noch, daß die Kammern jeder Seite zwar unter sich, nicht aber mit denen der andern Seite in Verbindung stehen. Ob übrigens das Herz Nerven habe, oder nicht, können wir nicht ausmachen.

Die Lungen sind weiche schwammige Körper, die aus feinen Luft- Wasser- und Blutgefäßen bestehen, und einige Drüsen und Nerven enthalten. Die darin befestigte Luftröhre, deren hervorragendster Theil der Adamsapfel heißt, liegt vor der Speiseröhre, besteht aus Knorpeln, und ist mit einer Klappe bedeckt, die sich schließt, wenn wir beim Essen schlingen, damit nichts in die Luftröhre eindringe, denn dies könnte sogar den Tod bewirken. — Die Lungen werden durch eine Scheidewand getrennt, und zwischen den Gefäßen derselben ist überall Zellgewebe eingeflochten, damit sich die eingeathmete Luft überall in den Lungen verbreiten könne, welche dann aus derselben den Sauerstoff aufnehmen, den Stickstoff aber wieder ausathmen; daher es kommt, daß man sich in verschlossenen Zimmern, wo viele Menschen sind, sehr übel befindet.

Das Zwerchfell geht überzwerch, oder in der Queer, von einer Seite der Brust zur andern, und ist ein starker Muskel. Es bildet, indem es sich nach dem Unterleibe herabzieht, eine Höhle, in welcher viele Eingeweide liegen.

Unter Gefäßen werden Häute verstanden, die als Kanäle für Flüssigkeiten dienen. Auch die Drüsen werden Gefäße genannt, und bestehen aus einer Menge sehr zarter kleinerer Gefäße, die mit Adern und Nerven durchflochten sind, und zum Zubereiten und Absondern verschiedener Säfte, z. B. des Speichels dienen. Sie empfangen dazu die erforderlichen Säfte erst von andern Gefäßen, nämlich den Lymphen und den Absonderungsgefäßen. Die erstern enthalten eine gallertartige Feuchtigkeit, ent-

ſpringen überall im Körper, wo Zellgewebe iſt, und ſind viel feiner, als die Blutadern. Die Lymphe vereinigt ſich mit dem Michſaft, und ergießt ſich in dieſer Vermiſchung beim Herzen in die Blutadern. — Die Abſonderungsgefäße ſind nur in einzelnen Theilen des Körpers vorhanden, z. B. in den Nieren, und ihr Dienſt iſt, verſchiedene Säfte, die abgeſondert werden ſollen, oder ſchon abgeſondert ſind, entweder zu- oder abzuführen.

Adern ſind Gefäße, die in unmittelbarer Verbindung mit dem Herzen ſtehen, und werden in Arterien (Pulsadern, Schlagadern) und Venen (Blutadern) eingetheilt. Die Arterien liegen tiefer im Fleiſch, und leiten das Blut, vom Herzen aus, in alle Theile des Körpers — aus dem Stamme gleichſam in die Aeſte und Zweige. Bei den Venen iſt dies gerade umgekehrt; ſie führen aus den feinen Zweigen und Aeſten das Blut in einen großen Hauptſtamm.

Die beiden größten Adern, die durch alle Theile des Körpers gehen, und hinten am Rückgrat neben einander ſtehen, ſind die linksſtehende Aorte, oder große Pulsader, und die Hohlader. Beide ſtehen mit dem Herzen in Verbindung, welches auch mit der Lungenarterie und Lungenvene der Fall iſt.

Aus der Hohlader ergießt ſich das Blut in eine Herzkammer, die ſich dann zuſammenzieht, und daſſelbe in die zweite Kammer treibt, aus welcher es in die Lungenpulsader geſtoßen, und in die Lunge vertheilt wird. Die Mündungen dieſer Ader ergießen ſich in die Blutadern. Aus den Zweigen derſelben geht es in die Aeſte, bis es in den Hauptſtamm tritt, der ſich in die dritte Abtheilung des Herzens ergießt, aus welcher es in die vierte Herzkammer getrieben wird, wo es in die Aorte, und aus dieſer dann überall durch den Körper hingeht. Die äußerſten Spitzen der Aorte ſtehen mit den äußerſten Mündungen der Hohlader in Verbindung, die das Blut

aufnehmen, es ebenfalls aus den Zweigen in die Aeste, und aus diesen in den Hauptstamm führen, wo es sich wieder in die erste Abtheilung des Herzens ergießt, und den vorigen Lauf aufs Neue anfängt.

Dieß ist der Kreislauf des Blutes, der, obwohl die Länge des jedesmaligen Umlaufs etwa an 140 Fuß betragen mag, doch in 24 Stunden, 350mal durch den Körper geht.

Das Blut besteht aus eigentlichem Blut, und aus einem wässrigen Theil, den man Serum nennt. Man rechnet für einen gesunden Menschen etwa 30 bis 34 Pfund Blut.

Immer an denselben Stellen werden aus dem Blute mancherlei Säfte, z. B. der Nasenschleim, der Speichel, die Galle, die Thränen, das Ohrenschmalz, die Gelenkschmiere, die Milch, u. s. w. mittelst der Drüsen abgesondert.

Die Eingeweide des Unterleibes sind folgende: Ein einziger Kanal geht durch den ganzen Körper, fängt mit dem Munde an, und endigt sich mit der Oeffnung des Mastdarms, ist aber nach Verschiedenheit der Stellen verschieden gebaut, und erhält verschiedene Namen.

Zunächst am Munde liegt der trichterförmige Schlund, der sich verengt, und nun als Speiseröhre, hinter der Luftröhre hinab, durch das Zwerchfell läuft, und Magen und Gedärme bildet.

Der Magen ist ein großer, aus vier Häuten bestehender Beutel. Die Haut erscheint, weil sie mit vielen einsaugenden, und ausdunstenden Gefäßen verwebt ist, im Innern zottig, und ist der stärksten Ausdehnung fähig, zieht sich mit großer Kraft zusammen, und verwandelt, mit Hülfe des scharfen Magensaftes, die Speisen in einen Brei, welcher durch eine Oeffnung, den Pförtner, der durch Muskeln verschlossen werden kann, in der rechten Seite des Magens durchgeht.

Hinter dieser Oeffnung fangen die Gedärme an, die sehr mannichfaltig gewunden und gekrümmt, und fast sechsmal so lang, als der Körper sind, auch nach den verschiedenen Stellen verschiedene Namen erhalten. Das Ende der Gedärme ist der Mastdarm, der mit zwei Muskeln zum Verschließen versehen ist.

Das, unterhalb des Magens, liegende Gedärm ist mit Gekröse umgeben, bestehend aus breiten vielfachen Falten, mit vielen kleinen Adern und Gefäßen, die die milchweißen Säfte aufnehmen, welche die Gedärme mittelst besonderer Gefäße absondern, und die daher Milchgefäße oder Milchadern heißen.

In einer Falte des Gekröses liegt die Magendrüse (weil sie dicht unter dem Magen liegt), die einen speichelartigen Saft bereitet, der sich in den Theil der Gedärme ergießt, welcher Zwölffingerdarm genannt wird.

Die Leber liegt auf der rechten Seite unter den kurzen Rippen, und enthält viele Gefäße. Ihr Blut bekommt sie von der Pfortader. Aus dem Blute dieser Ader sondert sich die Galle ab, die in den Zwölffingerdarm geht, und, wann sie sich sehr anhäuft, in einer besondern Blase, der Gallenblase, sammelt, welche eine weit bitterere Galle enthält, als die in dem Zwölffingerdarm befindliche.

Erst in der, der Leber gegenüber liegenden schwammigen, und den Lungen ähnlichen Milz, aus welcher, vermittelst der Pfortader, der Leber das Blut zugeführt wird, scheint das Blut zur Hervorbringung der Galle vorbereitet zu werden.

Die an Leber und Milz und an dem Grimmdarm hängenden Nieren, bestehen aus vielen Gefäßen; aus dem Blute, das sie von der großen Pulsader empfangen, sondern sie den Harn ab, der durch eigene Gänge in eine eigene Blase geführt wird, welche sich in der Harnröhre öffnet. Eine Muskel kann die Oeffnung verschließen.

## Ernährung.

Soll der Mensch leben, und gesund seyn, so müssen die Bereitung und der Umlauf des Blutes, die Absonderung der Säfte, die Ausleerung und das Athemholen ununterbrochen fortgehen.

Die Speisen werden von den Zähnen zermalmt, und können desto leichter mit dem Speichel, der sie nicht nur zum Verschlucken schlüpfrig macht, sondern auch zur Verdauung vorbereitet, vermischt werden. Im Magen findet sich ein ähnlicher, aber viel wirksamerer Saft, der Magensaft, der eben so wohl, als die Galle, die Auflösung, oder vielmehr Verdauung der Speisen befördert, die noch durch die wurmförmige Bewegung des Magens, und dessen Wärme unterstützt wird. Die Speisen werden in eine Art Brei verwandelt, der, wenn er weich genug ist, wieder durch den Pförtner zum Magen hinausgeschafft wird. Ist der Magen ledig, so bringt der Magensaft in demselben einen eigenen Reiz hervor, und es entsteht der Hunger. — Der Durst aber entsteht von dem Reiz, welchen Austrocknung, oder scharfe gesalzene Speisen auf Schlund und Kehle machen.

Der im Magen bearbeitete Brei geht in die Gedärme, wird in der Vermischung mit der Galle und mit dem Saft der Gekrösdrüsen noch weicher, und durch die wurmförmige Bewegung der Gedärme weiter fortgeschafft, indem er beständig, durch Vermischung mit allerlei Säften verdünnt, und, bei seinem Eintritt in den Leerdarm, ganz flüssig wird. Vorzüglich von hier aus wird derselbe von einer großen Menge Gefäße eingesogen, die auf der flockigen Haut, oder auf der Sammthaut der Gedärme liegen, obgleich auch vorher Einiges von verschiedenen Gefäßen ist aufgenommen worden.

Ist der Brei flüssig geworden, so heißt er Nahrungssaft oder Milchsaft, und wird nun in die Milchgefäße und Drüsen des Gekröses geführt, sammelt

ſich in einer Blaſe, in der Gegend des zweiten Lendenwirbels, und ſteigt aus derſelben in einen eigenen Schlauch, den ſogenannten Milchbruſtgang, der zwiſchen der Aorte und Hohlader am Rückgrat liegt, wo er ſich mit Lymphe vermiſcht. Von hier ergießt er ſich in eine Blutader, und mit dieſer ins Herz. So wird alle Nahrung dem Blute zugeführt, in Blut verwandelt, dem ganzen Körper mitgetheilt, und dieſer ernährt.

Die Nieren ſondern aus dem Blute den Harn ab, wie bereits erwähnt iſt, aber es werden auch die gröbern untauglichen Theile abgeſondert. Von dem Leerdarm an wird nemlich der Nahrungsſaft wieder dicker und dicker, denn die flüſſigen, tauglichen Theile deſſelben werden durch Gefäße eingeſchluckt, und ſo wird das überflüßige Gröbere natürlich dicker, wird durch die Bewegungen der Gedärme fortgeſchafft, geht allmählig in den dicken Gedärmen in Fäulniß über, und wird durch den Afterdarm oder Maſtdarm ausgeleert.

### Verſchiedenheit der Körperbildung.

Die Bewohner des Nordpols, oder die Polarmenſchen: Grönländer, Eskimos, aber auch Lappländer, Peſcherä's, Samojeden, Oſtjaken, ſind die kleinſten Menſchen der Erde. Unter dem rauhen, kalten Himelsſtrich verkrüppelt und verzwergt der Menſch eben ſowohl, als die Pflanze, und ſelbſt die Tanne kriecht auf hohen Gebirgshöhen, wie in den kälteſten Ebenen, platt am Boden hin. Der Grönländer bleibt unter fünf Fuß.

Dieſe Menſchen haben ſehr hervorſtehende Backenknochen, flache Geſichter, große Ohren, dicke Köpfe, kleine Füße, ſtruppiges Haar, und einige auch, z. B. die Peſcherä's, breite Naſen, großen Mund, dicke Bäuche, dünne Schenkel. Was ihnen an Länge abgeht, erſetzt wenigſtens dem Grönländer und dem verwandten Eskimo die Natur gleichſam durch einen höhern Grad innerer Wärme,

durch zähe Dichtigkeit. Der Körper ist blutreich und fleischig; der Mund ist klein, als ob zu einem größern kein Raum gewesen wäre, da die Backen schon die größere Breite des Gesichts einnehmen; struppig bleibt das Haar, weil, wie bei der Pflanze, die Kraft fehlt, dieselben empor zu treiben; das Auge ist matt und unbeseelt.

Die Lappen wohnen unter einem etwas milderen Himmelsstriche, und sind deshalb schon größer. — Alles hat eine andere Gestaltung, als bei den vorigen beiden Nationen. Der Berglappe hat sein Rennthier, welches ihm alles gewährt: — Speise, Kleid, Zeltdecke u. s. w.; der Grönländer muß dagegen, was er braucht, in und auf dem Meere suchen; — Fische und besonders Seehunde; letztere zur Speisung und zur Kleidung. Auch die Seevögel dienen zu beiderlei Gebrauch. — Ein schwarzer, glatter Seehundspelz hält das Wasser ab, und die Gedärme des Thieres werden zu einer Art Hemde benutzt. Ihre Kajaiks und Umiacks (Männer- und Weiberboote) sind mit Fischbein überzogen. — Der Lappe ist durch den Besitz des Rennthiers zum festen Eigenthum, und zu einer menschlicheren Lebensweise gelangt.

Auf oder vielmehr um den hohen Gebirgsrücken, der sich über Asien hinzieht, und wo man den ersten Sitz des Menschenstammes und der Hausthiere vermuthet, wohnen die Mongolen, mit welchen die Kalmücken verwandt sind. — Ein flachbreites und spitzlaufendes Gesicht mit hervorragenden Backenknochen, weit hervorstehendes Kinn, kleine, breite Nasen, borstiges Haar, machen sie kenntlich. Viele haben einen ungemein dicken Bauch, und dünne Schenkel, die, weil sie von erster Kindheit an fast mehr auf dem Pferde sitzen, denn auf der Erde wandeln, gekrümmt sind, ein mit feinen, weißen Zähnen hervorblickendes Gebiß, fast wie ein Raubthier; ein abstehendes, thierisches Ohr, ein kleines enggeschlitztes Auge, und dickern Hals. Die salzig-sumpfigen Steppen, in welchen

sie von Kindheit auf leben, erklären Manches. Aber diese Kalmücken, die Buräten, und so manche andere Völkerschaften sind äußerst schwach. Fünf bis Sechs derselben verrichten kaum, was ein einziger Russe, der sich doch auch nie zu übernehmen pflegt, verrichtet. Diese Menschen sind so leicht, daß sie alle im Fluge auf ihren kleinen Pferden dahin schweben; man kann es kaum Reiten nennen. — Offenbar ist hier das Meiste klimatische Eigenthümlichkeit, die sich jedoch durch eine menschliche Lebensweise würde vergüten lassen.

Der Chinese hat ein breites, flaches Gesicht, hervorstehende Backenknochen, geplätschte Nase mit weit gesperrten Nasenlöchern, enggeschlitzte Augen; in den südlichern Provinzen eine bräunlich gelbe Farbe (in den nördlichen und bei den Vornehmen viel weißer), dunkelschwarzes Haar, und ein spärlich behaartes Kinn, wie die Mongolischen Völkerschaften, mit welchen die Chinesen überhaupt sehr viel Aehnlichkeit haben. Beide Nationen haben auch eine große Anlage zum Fettwerden, daher in China ein feister Mann für schön gehalten wird.

Zur weiblichen Schönheit gehört bekanntlich in China der überaus kleine Fuß — kein Werk der Natur, sondern der Kunst, nach dessen Kleinheit sogar der Kaufpreis der Braut bestimmt wird, da auch hier, wie überhaupt bei den rohesten Asiaten, das Mädchen verkauft wird. Gleich nach der Geburt werden die Zehen nach den Fußsohlen zu herunter gebogen, die Hacken oder Ferſen tiefer nach dem Fuß zu hingequetscht, und nun wird der Fuß mit starken Binden umwickelt. Manche Füße halten kaum 4 bis 5 Zoll. Die Folgen dieser Verunstaltung sind ein unnatürlich aufgeschwollener Knöchel, und ein erbärmlicher Gang. — Die Japaner sind den Chinesen in vielen Stücken sehr ähnlich.

Zu den schönsten Völkern der Erde gehören die Bewohner von Kaschemir, dem sogenannten Paradiese der Welt, und auch, nebst Persern und Europäern, die Hindus, die letztern besonders wegen ihrer schlanken Gestalt und feinen Glieder, so wie wegen ihres offenen und gefälligen Gesichts. Ihr Gang und ihre Haltung ist höchst anmuthig und edel.

Die ältesten Bewohner Persiens waren häßlich, und ihre Nachkommen, die sich unvermischt erhalten haben, die Gauren oder Guebern sind es noch. Aber da das Land so vielen Einbrüchen fremder Völker ausgesetzt war, gab es vielfältige Vermischungen; auch liegt von einer Seite Tschirkassien, ein Hauptsitz der menschlichen Schönheit, in der Nähe, und am Kaspischen Meere wohnen wohlgebildete Tartarische Völkerstämme, — auch Hindostan ist benachbart; und so wurden die Perser ein schönes Volk.

Von dem Europäer sagen wir nichts, wohl aber von den Bewohnern der Gesellschafts- und der Freundschafts-Inseln in der Südsee. Der Taheitier ist fast über die gewöhnliche Größe ein wenig hinaus, die Vornehmen wenigstens, die nicht arbeiten dürfen, sind 6 Fuß und 2, ja 4 englische Zoll hoch; auch sind sie, da sie der Sonnenhitze nicht ausgesetzt sind, viel heller an Farbe, als die übrigen Taheiter, bei welchen das Olivengelb in die Kupferfarbe übergeht, — ja, man bemerkt bei ihnen sogar ein Erröthen. Das weibliche Geschlecht hat Arme und Hände von der allerseltensten Schönheit, nur der Fuß ist etwas zu groß — vielleicht ist aber unser Urtheil falsch in diesem Punkt, denn wenn unsere Füße nicht so eng eingeschuht würden, namentlich bei den Frauenzimmern, oder wenn wir barfuß gingen, würde unser Fuß wohl größer und breiter, und vielleicht auch schöner seyn. — Das Gesicht ist regelmäßig, und durch seine feurigen Augen und durch blendend weiße Zähne

anziehend, nur die, wahrscheinlich bei der Geburt, eingequetschte Nase, ist etwas zu platt, und der Mund ein wenig groß. Das Kopfhaar ist stark und schwarz, und wird von den Frauen kurz getragen. Die Bewohner der Freundschaftsinseln haben eine gleiche Bildung.

Die höchste Schönheit des Körpers, gleichsam das Urbild der Schönheit, fand sich einst in denjenigen Ländern, die der Name Griechenland befaßte. Wie hätten Griechenlands Künstler so herrliche Gestalten und Formen hervorbringen können, wenn sie nicht die Urbilder unter ihren Landsleuten vorgefunden hätten. Kein Künstler hätte solche Gestalten ersinnen können!

Es ist eine Bemerkung, die wir nicht übergehen können, daß die höchste Schönheit sich weder in den kältesten, noch in den heißesten Gegenden findet, sondern im Mittelstrich zwischen beiden. Auch ist gerade aus solchen Gegenden, wo der Sitz der Schönheit war, die Kultur der Menschheit ausgegangen. — Wie groß der Einfluß des Himmelsstrichs auf Gestalt und Farbe des Menschenkörpers ist, ersieht sich leicht an den verschiedenen Völkerschaften.

Der Neger hat, bei einer mehr oder minder schwarzen Farbe, eine dicke, sammetartig anzufühlende Haut; einen eigenen, stark riechenden Schweiß, und größtentheils krauses Wollenhaar, gewöhnlich von schwarzer, zuweilen von röthlicher Farbe. An dem schmalen, zusammengedrückten Kopfe tritt der Untertheil des Gesichts weiter, als bei den übrigen Menschenrassen, hervor, und giebt dadurch dem Neger, bald mehr, bald minder, einige Aehnlichkeit mit dem Affen.

Die geplätschte Nase und die hoch aufgeworfenen rothen Lippen, so gewöhnlich sie auch bei den Schwarzen vorkommen, sind ihnen dennoch nicht durchaus allgemein eigen. Es giebt Neger mit erhabenen Nasen, und fein gebildeten schwarzen Lefzen. Hingegen haben sie fast

durchgängig schön geordnete, weiße Zähne, die sich bei ihnen durch Hülfe eines wohlriechenden, faserig gespaltenen Holzes stets gesund und glänzend erhalten; wozu freilich ihre einfache Lebensart sehr viel beiträgt.

In der Physiognomie des Negers ist indeß mancherlei Abwechselung; bald rohe, bald sanftere Züge; bald große, bald kleinere Augen von verschiedenen Farben; bald ein ausdrucksvolles, bald ein stumpfsinniges Gesicht; und es giebt Neger, deren Züge selbst verfeinerte Europäer für schön erklären würden.

Mit geringer Ausnahme einzelner Völker, sind die Neger von gesundem, starken Körperbau. Sie haben eine breite Brust und starke Schenkel, nur ist gewöhnlich ihr längeres Bein etwas einwärts gebogen, und ihr Fuß, vielleicht durch das stete Barfußgehen, sehr breit.

Aeußerst gelenk und kraftvoll, übertreffen sie unter der heißen Sonne die Europäer in jeder Art von körperlicher Arbeit. Ja, sie übertreffen ebenfalls die unter gleicher Zone einheimischen Westindier; und hierin liegt wohl ein Hauptgrund zur Beibehaltung der Afrikaner in den Westindischen Besitzungen.

Auch das weibliche Geschlecht ist großer Anstrengungen fähig; wird auch, wie bei den meisten rohen Völkern, von den Männern zur harten Arbeit gemißbraucht. Selbst während ihrer Schwangerschaft, ja sogleich nach ihren Kindbetten, bearbeiten sie, sogar in ihrer Heimath, als freie Menschen, das Feld.

Eine schöne Jalofin oder Fulah, oder eine artige Mandinja, welche groß, leicht, schlank und gut gebaut ist, und die bloß ihre natürliche Beleibtheit hat, zeigt zwischen ihrem zwölften bis vierzehnten Jahre eine Art Schönheit, die in Europa völlig unbekannt ist.

Ihr großes, zärtliches und sanftes Auge strahlt von Wohlwollen, Sanftheit und Liebe. Der Mund ist schön geformt, und von mittelmäßiger Größe. Sie haben,

wenn sie gut gebildet sind, einen kleinen ovalen Kopf, einen geraden, langen, fein gerundeten Hals; die Linien vom Halse bis zu den Schultern, dem Rücken und dem Busen sind außerordentlich schön. Diejenigen haben keine Vorstellung von ihren Reizen, welche glauben, um eine junge Negerinn zu malen, habe man nur Schwarz oder Nüanzen des Schwarzen nöthig. Dieses Schwarz ist selbst klar und durchsichtig, weil in diesen Jahren ein Rosenroth durchschimmert, und jede heftige Leidenschaft bemerkbar macht.

Hottentotten und Kaffern sind die Uebergänge zu andern Menschengestalten. Die ersten sind den Chinesen in der Gesichtsbildung überaus ähnlich, die Nase nicht mehr so platt, die Lippe nicht mehr so aufgeworfen, das Haar nicht mehr so wollig, sondern in das Haar anderer Völker übergehend, die Farbe mehr gelbbraun, der Wuchs mehr Europäisch, die Hände und Füße aber viel kleiner.

Uebrigens wird in dem Klima heißer Erdgegenden nicht nur der Mensch, sondern auch das Thier dunkler, fast möchte man sagen, kräftiger gefärbt; das Negerkind aber wird weiß geboren. Die Haut um die Nägel, die Brüste und der Unterleib werden zuerst gefärbt. Die dicken aufgeworfenen Lippen sollen ein Merkmal großer Sinnlichkeit seyn.

Uebrigens findet man die negerartigen Völker nicht bloß an den Westküsten Afrika's, sondern auch auf vielen Inseln. Selbst die Papous oder Papaus, in Neuguinea in der Südsee, sind wahre Neger — Wurstlippe, Plätschnase, krauses Wollenhaar, und sehr schwarze Farbe. — Auf Asiens Inseln trift man da und dort ähnliche Menschen, — an Farbe, Bildung, Temperament, da die Natur überall unter gleichen Umständen nicht anders, als gleichmäßig wirken kann. So finden sich Schwarze auf den Philippinen, die Igolotes, auf Borneo die Biadschus oder Wadschus, und auf andern Inseln.

Ame-

Amerika geht durch alle Himmelsstriche, durch alle Grade der Kälte und Wärme hin, durch alle Abwechselungen der Witterung, und enthält die höchsten Höhen und die flächsten Ebenen.

Nicht von allen Nationen dieses großen Erdtheils kann hier die Rede seyn; nur von einigen.

Wie verschieden, wie in der Sprache sogar, so in der Bildung, sind die Bewohner des Nordwestlichen Amerika's. Die Wakash-Nation, auf Nutka vorzüglich, ist untersetzt, fleischig, nicht übel gebaut, hat ein rundes Gesicht, volle Backen, hervortretende Backenknochen, matte schwarze Augen, breite Nase, und eine durch Binden, die gleich nach der Geburt angelegt werden, flach gedrückte Stirn. Der Kopf erhält dadurch eine beinahe kegelförmige Gestalt. Die Beine sind von dem ewigen Niederhocken in ihren Wohnungen und Booten sehr mißgestaltet; die Kopfhaare lang und schwarz; die Farbe des Körpers weiß, wenn man die künstlich aufgetragenen Farben — den Ocker und den Schmutz, der auch wie Farbe scheint, abwäscht. Der Bart wird ausgerupft.

Der Nordindier, der wohl einen Landstrich von 30,000 Quadratmeilen bewohnt, ist trotz des kalten Himmels, unter welchem er lebt, doch von mittelmäßiger Größe, wohl gebaut, kupferfarben, glatt, schwarzhaarig auf dem Kopfe; die sparsamen Barthaare werden nur von Einigen ausgerupft; Stirn und Augen sind klein; die Backenknochen hervorstehend, die Nase ist Habichtsnase.

Die Kupferfarbe ist fast allen Indignern des nördlichen Amerika's eigen, und die meisten Stämme haben eine gewisse Eigenthümlichkeit, einen eigenen Charakter des Körpers mit einander gemein, der sich aber sehr schwer angeben läßt. Es scheint alles, was bestimmter Unterschied hätte werden können, in einander zu verfließen.

Der Kanadische Wilde ist von mehr als mittelmä-

ßiger Größe, schlank, wohl gewachsen und von guter Haltung; der Körper muskulös, die Gliedmaßen wohl gebildet. Die Haut ist rothbraun. Die Weiber haben höhere Backenknochen, rundere Gesichter, wackelnden Gang, mit einwärts gebogenen Füßen, wie die Gänse. Sie werden durch die schweren Arbeiten, welche sie verrichten müssen, vor der Zeit alt, und schon in früheren Jahren, schon im dreißigsten zuweilen widrig häßlich, sind aber häufig fett und wohl beleibt. Die Männer reißen den Bart aus.

Wir gehen zu den südlichen Gegenden über.

Die Tschirokesen und Muskogulgen oder Krihks sind ein starker, kräftiger, fast riesenhafter Menschenschlag, weniger roh, als die übrigen Indier des nördlichen Amerika's, und die Weiber vorzüglich schön (im Verhältniß der übrigen Indischen Frauen). Diese Nationen wohnen in Florida und Luisiana.

Die Tschaktas, Nachbarn der Vorigen, haben flache Köpfe, weil sie den neugeborenen Kindern den Vorderkopf mit einem Beutel Sand beschweren, indem der Hinterkopf auf einem Brette ruht. Dennoch wird diese Nation für klug gehalten. —

Die uns unbekannten Akenses sollen ein großer Schlag Menschen, blondhaarig und blauäugig seyn.

Der Californier wird allgemein als sehr stumpfsinnig und sehr häßlich beschrieben, zumal der nördliche. Er ist von mittlerer Größe, hat ein straffes, kohlschwarzes Kopfhaar, und der Südcalifornier soll auch schwarze Zähne haben — ohne Zweifel wohl nicht von Natur, sondern, wie bei andern Völkern, durch Kunst, durch Betelkauen u. s. w.

Der Mexikaner wird uns als olivenfarb, schön und angenehm, mit großen, lebhaft funkelnden Augen beschrieben; allein auch die älteren Mexikaner, zur Zeit Montezuma's, bestanden schon aus mehrern Völkerschaften, wie noch heutiges Tages.

Diejenigen Bewohner von Terra Firma, zu welchen Wafer kam, waren 5 bis 6 Fuß hohe, starkknochige, breitgebrüstete, schön gebauete Menschen, mit lebhaft grauen Augen, rundem Gesicht, dünnen Lippen, kleinem Munde und hübschen Kinn. Das Haar ist lang und schwarz. Die Stirn ist hoch, die Zähne sind überaus schön. Die kleinen wohlbeleibten Weiber sollen sich lange erhalten, ehe sie veralten.

Andere Bewohner von Terra Firma haben spitze Nasen, schmale Stirn, kleine Augen, großen Mund, aufgeworfene Lippen, dicken Kopf, breites, mehr oder minder kupferfarbiges Gesicht, und sind $4\frac{1}{2}$ und $5\frac{1}{2}$ Fuß hoch.

Wie ermüdend würde es werden, die mancherlei Nationen Guiana's, von welchen ohnedies die Nachrichten höchst unvollkommen sind, nach Verschiedenheit ihrer Größe, Farben u. s. w. aufzuführen. Bei den stark gebauten Ottomachiern (Ottomachen) sollen sogar die Weiber eine tiefe Stimme haben. Daß man weder bei ihnen, noch bei andern Wilden, Krüppel und Gebrechliche sieht, ist eben kein Wunder, und auch kein Beweis für die Güte der noch rohen Natur. Fast in ganz Amerika wird, was gebrechlich ist, gleich nach der Geburt umgebracht. — In Asien und in der alten Welt, bei Griechen und Römern, finden wir die nemliche barbarische Sitte.

Die Karaiben, wahrscheinlich verwandt mit einigen Stämmen Guiana's, sind kräftig gebaute, gelbbraune Menschen, mit straffem schwarzen Haar, und funkelndem Auge. Das runde Gesicht wird gleich nach der Geburt mit zwei Brettern flach gedrückt.

Der arme, von seinen Gewalthabern, den Spaniern, unterdrückte Peruaner hat dicke, schwarze Haare, die auf der kleinen Stirne bis zwischen die Augenbraunen hineinwachsen, zwischen den kleinen Augen liegt die etwas gekrümmte Nase, das Gesicht ist breit, die Ohren sind groß,

und die Barthaare dünn und spärlich. Man schildert sie als höchst stumpfsinnig, was denn doch die in den Städten wohnenden, zu mancherlei Künsten tauglichen und geschickten, gewiß nicht sind. Sie sollen höchst unempfindlich seyn, was ohne Zweifel mit ihrer sehr dicken Haut, ihren harten Muskeln und dicken Knochen wohl zusammenhängen mag. Ihre Hirnschale ist 6 bis 7 Linien dick. Einem Indier wurde der Stein operirt, der so fest saß, daß er viermal der Zange entschlüpfte, und eine halbe Stunde darüber hinging. Kaum, daß dem Leidenden zuweilen ein leiser Klagelaut entschlüpfte. Nach zwei Tagen ging der Mensch wieder umher. Die auf den Gebirgen wohnenden halten eben dieser dicken Haut wegen, in der leichtesten Bekleidung, nicht nur in der größten Kälte aus, sondern auch im glühendsten Sonnenstrahl, ohne Kopfbedeckung. Sie sind von mittelmäßiger Statur, und ziemlich wohlgewachsen.

---

Von allen übrigen Nationen Amerika's, deren Zahl vielleicht über einige Hundert hinausgehen kann, nur Folgendes:

Die hochgewachsenen Abiponen, die überall zu Pferde umherschweifen, sind lauter Sehne und Muskel, breitschultrig, von angenehmer Gesichtsbildung, gebogener Nase, kleinem schwarzem Auge und bräunlicher Farbe. Die Weiber, die sich nicht aller Witterung aussetzen, sind viel weißer. Sie erreichen, wie die meisten Nationen in Paraguai und Tucuman, ein hohes kräftiges Alter. Achtzig Jahre scheinen ihnen gar nichts, und Greise von 90 Jahren schwingen sich mit der Gewandheit eines Jünglings aufs Pferd.

Die Hauptvölkerschaften in Chili sind an Bau und Bildung den vorigen ähnlich, und halten an 6 Fuß Höhe.

Die riesenmäßigsten Völkerschaften Amerika's, und wahrscheinlich des ganzen Menschengeschlechts, sind die in

Patagonien bis an die Magelhaensstraße streifenden Huiliches und Tehuelhets. Nur einige wenige mögen 7 Fuß erreichen, die meisten andern bleiben wohl noch etwas unter 6 Fuß; allein sie sind unglaublich breitschultrig und stark, dabei angenehm gebaut und kupferbraun. Das Barthaar ist dünn.

Seltsam ist beides, sowohl daß in diesen Gegenden die größten Menschen fallen, als daß dicht daran, auf der Südspitze Amerika's wohnend und umherirrend, die armseligen, kleinen, bereits erwähnten Pescherás wohnen.

## II. Säugethiere mit vier Händen Quadrumana.

### Das Affengeschlecht (Simia).

Die Thiere dieses Geschlechts haben sowohl in ihrem äußern als innern Baue viel Aehnlichkeit mit den Menschen, und man bemerkt, daß sie sich uns in Ansehung ihrer Gewohnheiten und ihres Instinkts mehr, als irgend eine andere Thierart, nähern. Sie besitzen ein vortreffliches Gedächtniß, sind argwöhnisch, klug und eifersüchtig, lieben das Nachahmen, und machen eine Menge Gesticulationen und Grimassen. Wenn man sie erzürnt oder beleidigt, so zeigen sie drohende Gebehrden, und knirschen mit den Zähnen, und wenn sie mit etwas zufrieden sind, so scheinen sie zu lachen. Einige sind so störrig und unlenksam, daß man ihnen nur mit Mühe etwas beibringen kann; Andere hingegen sind sanfter, und zeigen gegen diejenigen, die sie gut behandeln, viel Anhänglichkeit; allein fast alle verrathen eine Menge Unarten. Auch sind sie im Ganzen unreinlich, ausschweifend und diebisch. Alle Arten von Affen, bloß der gelbe Affe in der Barbarei ausgenommen, halten sich nur in der heißen Zone auf, wo sie größtentheils von Pflanzenspeisen leben. Die Anzahl der Arten dieses Thiergeschlechts ist außerordentlich groß. Bosman erzählt, daß er auf der Küste von

Afrika eine ungeheure Menge von verschiedenen Arten gesehen habe; und Condamine sagt, daß bloß die Beschreibung derjenigen Arten, die an den Ufern des Amazonen-Flusses leben, ein ganzes Buch ausmachen würde. In den Wäldern von Afrika, Indien, China, Japan und Südamerika wimmelt es von Affen.

Einige haben Backen-Taschen, wo sie ihre Speisen weich werden lassen, ehe sie dieselben kauen und hinterschlucken. Sie lieben die Flöhjagd, und fangen die Flöhe sowohl auf ihren eigenen Pelzen, als auf denen ihrer Gefährten. Sie besitzen ein sehr feines Gefühl, und können sich mit erstaunlicher Geschicklichkeit von einem Baume zum andern schwingen. Viele leben in großen Gesellschaften beisammen; Andere hingegen halten sich abgesondert in besondern Bezirken auf, und vermischen sich nie mit andern.

Dies zahlreiche Geschlecht unterscheidet sich von allen andern Thieren dadurch, daß es oben und unten vier Vorderzähne hat, die nahe an einander stehen; die Hundszähne sind länger, als die übrigen, und stehen von einander entfernt. Die Backenzähne sind stumpf. Schmale Hüften und platte Lenden sind ihnen eigen.

Man theilt die Affen in drei Klassen:

1. eigentliche Affen,
2. Pavlane, und
3. Meerkatzen und Halbaffen (Makis).

Die eigentlichen Affen haben keinen Schwanz, gehen aufrecht, ihr Hinterer ist fleischig, ihre Beine haben Waden, und ihre Hände und Füße viel Aehnliches mit den Menschlichen. Ihr Naturel ist größtentheils mild und sanftmüthig, und sie machen das, was sie den Menschen thun sehen, schneller, als die andern Geschlechter nach.

Die Paviane haben kurze Schwänze, gehen gemeiniglich auf Vieren, und selten aufrecht, außer wenn man sie in dem Zustande der Knechschaft dazu nöthigt.

Einige darunter sind so groß, wie ein Mensch, haben lange Gesichter, eingesunkene Augen, und sehen übrigens außerordentlich widrig aus. Von Natur sind sie gewöhnlich tückisch und wild.

Die Meerkatzen haben Schwänze, die insgemein länger, als ihr ganzer Körper sind. Eine Klasse derselben, die aus ungefähr zehn Arten besteht, hat einen Roll- oder Wickelschwanz, den sie um jeden Gegenstand herumschlingen kann, und der bei ihr die Stelle der Hände vertritt; sie lebt fast ausschließlich in Amerika. Die Meerkatzen sind zugleich die lebhaftesten und thätigsten unter dem ganzen Affengeschlechte; übrigens sind sie außerordentlich diebisch, und ahmen die menschlichen Handlungen kaum jemals aus andern Ursachen, als aus bösen Absichten nach. Weder der Löwe, noch der Tiger, noch irgend ein anderes Thier von dem Katzengeschlechte gehört zu den Feinden der Meerkatzen; ihre Herrschaft wird ihnen in den Wäldern von diesen reißenden Thieren nicht streitig gemacht, denen sie leicht dadurch entgehen, daß sie sich auf die Bäume schwingen. Nur die Schlangen, die mit ihnen auf den Bäumen leben, überfallen sie bisweilen während der Ruhe, und es herrscht zwischen diesen beiden Geschlechtern ein ewiger Krieg. Da sie sich aber ihrer Thätigkeit und Lebhaftigkeit bewußt sind, so nehmen sie ihre Luftsprünge auf den nemlichen Zweigen vor, wo die Schlangen ruhen, und springen vor- und rückwärts über sie hin, obgleich die Schlangen in dieser Weltgegend von Natur rachsüchtig, und sogleich alles, was sie in ihrer Ruhe stört, zu stechen bereit sind.

Seine Begierden kann der Affe nicht im geringsten beherrschen, und ob er sich gleich vor Schlägen fürchtet, so thut er doch, was seinen Lüsten behagt. Seine Nachahmungssucht gereicht ihm oft zum Verderben: ohne Bedenken zieht er inwendig ausgepichte Stiefeln an, wenn

er sieht, daß Menschen etwas ähnliches thun, und wird alsdann gefangen; er schneidet sich aus Dummheit die Kehle ab; er wäscht sich, wenn er Menschen sich waschen sieht, mit hingesetztem Leimwasser das Gesicht, und verkleistert sich die Augen so sehr, daß er im Dunkeln umhertappt, und seinem Feinde nicht entwischen kann. Ueberhaupt ist seine Nachahmungslust außerordentlich groß. Was man ihm vormacht, lernt er ohne große Mühe. Er lernt daher auf dem Seil tanzen, ein Rad schlagen, sich putzen, Feuer anmachen, die Trommel schlagen, Gläser schwenken u. s. w. Man hat Affen gesehen, die mit der einen Pfote den Bratspieß dreheten, und mit der andern ein Stück Brot in die fette Brühe tauchten, und es verzehrten.

Allein ob sie gleich eine große Kunst und Geschicklichkeit im Nachahmen besitzen, so wissen sie sich doch bei einem Unfalle gar nicht zu helfen. Die Baris, eine Art Affen in Afrika, lernen Wasser aus den Flüssen in kleinen Krügen holen, die sie auf dem Kopfe tragen: kommen sie aber an die Hausthür, und man nimmt ihnen nicht sogleich den Krug ab, so lassen sie ihn fallen; wenn sie nun gewahr werden, daß derselbe zerbrochen, oder daß auch bloß das Wasser verschüttet ist, so fangen sie an zu heulen, oder zu schreien, worin sie eine besondere Stärke besitzen.

In mehrern Gegenden Ostindiens hat man die Thiere dieses Geschlechts zu einem Gegenstande göttlicher Verehrung gemacht, und die Eingebornen haben ihnen die prächtigsten Tempel errichtet. Ihre Menge ist da fast zahllos; sie kommen öfters haufenweise in die Städte, und gehen jederzeit ohne alle Gefahr in die Häuser; doch hat man sie in der Stadt Calicut größtentheils aus den Wohnungen entfernt. Diesen Zweck erreichen die Einwohner dadurch, daß sie vor allen ihren Fenstern Gitter anbringen. In der Hauptstadt von Guzurat, Amadab, giebt

es drei Thierspitäler, wo lahme und kranke Affen, ja selbst solche, die nicht krank sind, und da bleiben wollen, ernährt und gepflegt werden. Von freien Stücken versammeln sich die Affen zweimal wöchentlich aus der Nachbarschaft in den Straßen dieser Stadt. Sie steigen alsdann auf die Häuser, die alle eine kleine Terrasse oder ein plattes Dach haben, wo sie sich während der großen Tageshitze hinlegen. An diesen Tagen legen die Einwohner allemal Reiß, Hirse und Obst auf die Terrassen; denn wenn sie dies unterlassen, so werden die in ihrer Erwartung getäuschten Affen so wüthend, daß sie die Ziegel abbrechen, und mancherlei Unfug anrichten. —

### Der Orangutang. (Simia Satyrus, Simia Troglodytes Linn.) Fig. 1.

Der Orangutang hat seinem Aeußern nach weit mehr Aehnlichkeit mit dem Menschen, als irgend eine andere Affenart: man hat ihn daher manchmal auch den Waldmenschen genannt.

Die Orangutangs, die man nach Europa gebracht hat, sind selten über drei Fuß hoch gewesen: allein sie sollen, wenn sie ihre völlige Größe ereicht haben, wenigstens auf sechs Fuß hoch werden, und alsdann so viel Stärke besitzen, daß sie den stärksten Menschen mit leichter Mühe zu Boden werfen können. Sie sehen gemeiniglich dunkelbraun aus; die Füße sind nackt, und die Ohren, Füße und Hände haben viel Aehnliches mit den menschlichen Gliedmaßen; überhaupt nähert sich ihr ganzes Ansehn der menschlichen Gestalt außerordentlich. Doch haben sie eine plattere Nase, eine schiefere Stirn, und ihr Kinn hat unten keine Erhöhung. Auch stehen die Augen zu nahe an einander, und die Entfernung zwischen der Nase und dem Munde ist zu groß.

Bei der Zergliederung des Orangutang hat sich ergeben, daß er dreizehn, der Mensch aber nur zwölf Rip-

pen hat. Auch waren die Halswirbelbeine kürzer, die Backenbeine schmäler, die Augenhöhlen tiefer, die Nieren runder, die Urin- und Gallenblasen länger und schmäler, und die Harngänge verschieden gestaltet; sonst war in den übrigen Theilen eine erstaunliche Aehnlichkeit zwischen dem Orangutang und dem Menschen zu bemerken, doch keine Anlage zur menschlichen Sprache und zu einem natürlich aufrechten Gange.

Man soll diese Thiere in den ödesten Gegenden des Innern von Afrika angetroffen haben, am wahrscheinlichsten ist die Insel Borneo ihr einziges Vaterland. Sie leben von Früchten, und wenn sie auf die Seeküste kommen, fressen sie auch Schalthiere oder Krabben. Ihre Ruheplätze sind die Bäume, wo sie gegen die Anfälle aller Raubthiere, die Schlangen ausgenommen, gesichert sind. Ein Reisender versichert, daß ihre Wohnungen aus Baumzweigen beständen, die sie so in einander geflochten hätten, daß sie gegen die Sonnenhitze geschützt wären.

Die Orangutangs sind in ihrem Betragen nichts weniger, als lustig und aufgeräumt, sondern weit bedächtiger und stiller, als die übrigen Affenarten. Sie sind kühn, und wissen sogar den Elephanten zu verjagen; mit einem Stücke Holz in der Hand, oder auch bloß mit ihren Fäusten setzen sie dem ungeheuren Thiere so zu, daß sich dasselbe endlich zurückziehen muß.

Ihre Beleidiger werfen sie mit Steinen, und als man nach Wurmbs Erzählung auf der Insel Borneo einen Orangutang fangen wollte, brach derselbe starke Zacken von den Bäumen ab, und schlug damit so wüthend um sich herum, daß man seiner durchaus nicht lebendig habhaft werden konnte. — Bosman erzählt, daß mehrere von diesen Affen einstmals über zwei Sklaven herfielen, sie überwältigten, und ihnen mit Stöcken die Augen ausstechen wollten, als zu ihrem Glücke noch eine Parthie Neger dazu kam, und sie befreite. Nach

Pennant sollen sie manchmal auch Negerinnen stehlen, und sie in die Wälder schaffen. Ein Orangutang entführte einstens einen Negerknaben, der ungefähr ein Jahr lang bei ihm lebte; als er wieder zurück kam, erzählte er, daß viele so groß, und noch stärker, als ein Mann wären, und daß keiner versucht hätte, ihm jemals etwas zu Leide zu thun. Die Jungen sollen sich an den Bauch der Mutter hängen, und sie mit ihren Händen fest umklammern; wird daher das Weibchen gefangen, so lassen sich auch allemal die Jungen mit fangen.

Die Verschlagenheit des Schimpanse ist außerordentlich; er geht gewöhnlich aufrecht, auf einen Baumzweig wie auf einem Stock gestützt; die Neger fürchten ihn, und zwar nicht ohne Grund, weil er sie bisweilen ziemlich arg mißhandelt. Sie behaupten, es geschähe bloß aus Trägheit, daß er nicht spräche, weil er fürchte, als Mensch entdeckt, und zur Arbeit gezwungen zu werden; er wäre aber zu beiden gleich geschickt. Dieses Vorurtheil ist bei den Negern so eingewurzelt, daß sie ihn anreden, wenn sie ihn treffen. In der Gefangenschaft hatte ein Affe dieser Art den Backofen heizen gelernt; er gab sorgfältig Acht, daß keine Kohlen herausfielen, die das Schiff hätten in Brand stecken können, und merkte sehr genau, wenn der Ofen den gehörigen Grad von Hitze erlangt hatte, wo er denn jederzeit den Bäcker davon benachrichtigte, der sich ganz getrost auf diese Nachricht verließ, und seinen Teig brachte, sobald der Affe ihn zu holen kam. Außerdem verrichtete er alle Arbeiten eines Matrosen mit der größten Geschicklichkeit und Einsicht, wand das Ankertau auf, zog die Segel ein, und band sie fest, und die Matrosen sahen ihn als Einen von ihres gleichen an. Das Schiff, auf dem er sich befand, war nach Amerika bestimmt, allein das arme Thier kam nicht bis dahin, es verlor sein Leben auf der Reise, indem es ein Opfer der Härte des Obersteuermanns wurde, der es

ungerechter Weiſe ſehr mißhandelte. Die Grauſamkeiten, die man gegen daſſelbe verübte, ertrug es mit der größten Geduld; mit flehender Miene hielt es die Hände zuſammen, um die Streiche, die man ihm ertheilte, zu hemmen. Allein von dieſem Augenblick an weigerte es ſich auch ſtandhaft, Speiſe zu ſich zu nehmen, und ſtarb den fünften Tag darauf vor Hunger und Betrübniß.

Der Orangutang, den Büffon ſah, ging beſtändig auf ſeinen Hinterbeinen aufrecht, ſelbſt wenn er ſchwere Sachen trug. Seine Miene war ziemlich traurig, ſein Gang geſetzt, ſeine Bewegungen waren abgemeſſen, ſeine Gemüthsart ſanft, und ganz von andern Affen verſchieden. Er war weder ſo ungeduldig, als der Magot, noch ſo bösartig, als der Pavian, noch ſo ausſchweifend, als die Meerkatze. Er war, wird man ſagen, abgerichtet und gut erzogen, allein Andere hatten auch Erziehung. Ein Wort, ein Zeichen war hinlänglich, und dieſer Orangutang that, was man haben wollte. Den Perſonen, die ihn beſuchten, reichte er die Hand, und ging ganz ernſthaft als Geſellſchafter mit ihnen ſpazieren. Er ſetzte ſich an den Tiſch, nahm die Serviette auseinander, wiſchte ſich den Mund damit ab, bediente ſich des Löffels und der Gabel, um das Eſſen zum Munde zu bringen, goß ſein Getränk in ein Glas, und ſtieß, wenn man ihn dazu aufforderte, damit an, holte eine Ober- und Untertaſſe, ſetzte ſie auf den Tiſch, that Zucker hinein, ſchenkte Thee ein, ließ dieſen abkühlen, um ihn zu trinken: dies alles that er, ohne daß weiter etwas, als ein Wort, ein Zeichen von ſeinem Herrn nöthig war; öfters that er es aber auch von ſelbſt. Er fügte niemand etwas Leides zu, näherte ſich jedem mit Vorſicht, und zwar in einer Stellung, als ob er um Freundſchaft bäte. Vorzüglich liebte er Naſchwerk, welches unſtreitig zur Verkürzung ſeines Lebens beitrug; er lebte bloß einen Sommer zu Paris, und ſtarb in dem darauf folgenden Winter zu Lon-

don. Er aß fast alles; nur zog er reife und getrocknete Früchte allen andern Speisen vor; er trank Wein, aber in kleinen Portionen, und gab ihn gern für Milch, Thee oder ein anderes süßes Getränk hin.

Hamilton sah auf Java einen Orangutang, der Feuer anzünden konnte, und es mit seinem Munde anblies; der Fische röstete, um sie mit gekochtem Reiß zu essen, worin er dem Menschen nachahmte.

Le Comte sah in der Straße der Moluckischen Inseln eines von diesen Thieren von ähnlichem Naturel. Es ging aufrecht, und bediente sich seiner Arme und Hände wie ein Mensch: überhaupt waren seine Handlungen den menschlichen so ähnlich, und seine Leidenschaften so lebendig und ausdrucksvoll, daß ein stummer Mensch sich kaum verständlicher ausdrücken könnte. Seine Freude und seinen Aerger bezeigte es dadurch, daß es mit dem Fuße auf die Erde stampfte. Man hatte es tanzen gelehrt; und es konnte bisweilen wie ein Kind schreien. Während es sich am Bord des Schiffes befand, ließ es sich öfters an dem Tauwerk hinauf, und machte es wie ein Seiltänzer, um der Gesellschaft die Zeit zu vertreiben. Mit erstaunlicher Gewandheit und Sicherheit konnte es sich von einem Seile zum andern schwingen, obgleich diese funfzehn bis zwanzig Fuß von einander entfernt waren.

Nach Pyrards Erzählung sind die Orangutangs auf Sierra Leona so fleißig, daß wenn man sie gehörig unterrichtet und füttert, sie Bedientenstellen vertreten; so bald man es ihnen befielt, stampfen sie im Mörser, holen Wasser aus den Flüssen, und tragen die kleinen Krüge, in die sie das Wasser thun, auf dem Kopfe. Nach Barbot braucht man sie auf der Guineaküste zum Bratspießdrehen, und zu andern nützlichen Geschäften.

## Der große Affe, oder der Hundskopf.
(Magot. Buffon.)

Dieser Affe hat ein Gesicht, das einem Hundegesichte nicht unähnlich ist. Er ist gemeiniglich gegen vier Fuß groß. Hinten ist seine Farbe grünlich-braun, am Bauche aber blaßgelb.

Diese Affenart lebt in den Wäldern Indiens, Arabiens und Afrika's, und in der Barbarei sind sie so gemein, daß manchmal die Bäume buchstäblich damit bedeckt sind. Man trifft auch etliche bei Gibraltar an.

Ihr Betragen ist wild und bösartig. Sie leben von Pflanzengewächsen; sie sollen sich auf den offenen Ebenen Indiens bisweilen in ungeheuren Schaaren versammeln, und wenn sie ein Frauenzimmer zu Markte gehen sehen, so fallen sie sogleich über dasselbe her, und nehmen ihm die Lebensmittel ab.

Tavernier meint offenbar diese Art, wenn er erzählt, daß einige Bewohner Indiens ein sonderbares Mittel hätten, sich auf ihre Kosten lustig zu machen. Diese Leute nehmen fünf bis sechs Reißkörbe, und setzen sie vierzig bis funfzig Schritte von einander, und zwar nicht weit von dem Aufenthalte der Affen, in eine offene Gegend; bei jedem Korbe legen sie eine Anzahl starker Prügel hin, wovon jeder ungefähr zwei Fuß lang ist, dann ziehen sie sich nach einem versteckten Orte zurück, der nicht weit davon entfernt ist, und warten den Ausgang der Sache ab. Sobald die Affen niemand mehr bei den Körben bemerken, kommen sie sogleich in großen Schaaren von den Bäumen herab, und laufen herzu; eine Zeitlang blecken sie einander mit den Zähnen an, ehe sie sich den Körben zu nähern wagen, bald gehen sie vorbald rückwärts, und es scheint, als hätten sie eben nicht viel Lust, dies Wagestück zu unternehmen. Endlich wagen es die Weibchen, die mehr Herz, als die Männchen zeigen, besonders solche, die Jungen haben, die sie, wie

Weiber ihre Kinder, auf dem Arm tragen, sich den Körben zu nähern, und wenn sie Anstalt machen, ihre Köpfe hinein zu stecken, um zu fressen, so kommen auch die Männchen heran, um sie daran zu verhindern. Sogleich rückt die andere Parthei vor, von beiden Seiten beginnt der Kampf, die Fechter greifen nach den Stöcken, und es entsteht ein sehr hitziges Gefecht, das sich allemal damit endigt, daß die schwächste Parthei in die Flucht geschlagen, und mit zerschlagenen Köpfen und Gliedern in die Wälder zurück getrieben wird. Hierauf greifen die Sieger in Frieden zu, und genießen die Belohnung ihrer Arbeit.

Dieser Reisende erzählt auch, daß, als er in Ostindien in Gesellschaft des Englischen Präsidenten reisete, man rund umher eine große Menge Affen auf den Bäumen bemerkte; der Präsident freute sich so darüber, daß er seinen Wagen zu halten befahl, und Tavernier'n ersuchte, er möchte einen davon schießen. Allein die Bedienten, die hauptsächlich aus Eingebornen bestanden, und mit dem Karakter dieser Thiere bekannt waren, baten ihn, er möchte dies ja nicht thun, damit diejenigen, die mit dem Leben davon kämen, sich nicht wegen des Todes ihrer Kameraden an ihnen rächten. Da der Präsident jedoch auf seinem Wunsche bestand, so schoß Tavernier, und tödtete ein Weibchen, das zwischen die Zweige fiel, und seine Jungen, die ihm am Halse hingen, auf die Erde fallen ließ. Sogleich kamen alle übrige Affen, gegen sechzig an der Zahl, wüthend von den Bäumen herunter, und schwangen sich, so viel ihrer konnten, die Kutsche des Präsidenten hinauf, wo sie ihn sicherlich erwürgt haben würden, wenn man nicht sogleich die Blenden herabgezogen hätte, und die Anzahl der Bedienten nicht so zahlreich gewesen wäre. Man trieb sie daher zurück, aber dies war keine leichte Sache. Dennoch aber liefen sie nach, und verfolgten die Bedienten wenigstens drei

Meilen weit von dem Orte, wo ihr Kamerad erschlagen worden war.

Diese Affenart gewöhnt sich sehr gut an unser Klima, und man zeigt sie sehr häufig in England. Sie geht lieber auf Vieren, als auf Zweien, und macht eine Menge Fratzen, um ihren Aerger oder ihren Appetit auszudrücken. In ihren Bewegungen ist sie schnell, und ihr Betragen roh; wenn sie in Wuth gebracht wird, so grinzt sie mit den Zähnen. Allein trotz ihres wilden und unbändigen Karakters lehrt man diesen Affen doch durch Geduld und strenge Zucht eine Menge närrischer Dinge, welche man den Zuschauern vorzeigt. Einige lernen tanzen, machen nach dem Takte Gestikulationen, und lassen sich ruhig ankleiden.

Büffon hatte mehrere Jahre lang einen solchen Affen. Im Sommer befand er sich gern in der freien Luft, und im Winter konnte man ihn in ein Zimmer einsperren, worin kein Feuer war. Ob er schon lange diese Lebensart führte, so konnte man ihn doch nicht ganz zähmen. Wenn man ihm zu essen gab, so füllte er allemal seine Taschen damit an, und wenn er schlafen wollte, setzte er sich gern auf eine eiserne oder hölzerne Stange.

Im wilden Zustande tragen die Weibchen ihre Jungen auf den Armen, und springen öfters mit ihnen in einer großen Weite von einem Baume zum andern.

Die wilden Araber essen das Fleisch derselben.

### Der gemeine Affe oder der Pitheke. (Simia silvanus Linn. Pitheque Buffon.)

Der gemeine Affe hält sich in Afrika, Ostindien, und auf der Insel Ceylon auf. Er ist ungefähr so groß wie ein Fuchs, und geht gemeiniglich aufrecht. Er hat ein kurzes plattes Gesicht, und seine Augen haben viel Aehnlichkeit mit den menschlichen. Die allgemeine Farbe des Körpers ist oben olivenbraun, und am Bauche gelblich.

Er

Er hat einen sanften Charakter und läßt sich ohne Schwierigkeit zähmen. Wenn er ärgerlich ist, macht er drohende Gebehrden, und wenn er mit etwas zufrieden ist, klappert er mit den Zähnen. Er trinkt aus der flachen Hand, macht unser Lächeln und Zürnen, und auch, wie Linnē behauptet, die bei den Kaffern gewöhnlichen Begrüßungsformen nach. Er besitzt ein vortreffliches Gedächtniß, und erinnert sich öfters seiner Wohlthäter mehrere Jahre lang. Er verräth Scharfsinn, und ist heiter und fröhlich.

In ihren vaterländischen Wäldern versammeln sich diese Affen in Trupps zusammen, und leben hauptsächlich von Pflanzengewächsen, Getreide und Früchten. Sie fallen öfters, wie viele Andere von diesem Geschlechte, in Gesellschaft über Gärten und Pflanzungen her. Ehe sie aufs Plündern ausgehen, schicken sie Einen aus, der auf eine Anhöhe steigen muß, um sich umzusehen, ob der Angriff ohne Gefahr unternommen werden kann. Wenn nichts zu besorgen ist, so giebt er ein Zeichen, und Alle brechen hervor, und machen sich über das Geschäft her. Die Schildwache bleibt jedoch immer auf ihrem Posten stehen, und giebt Acht; nähert sich irgend jemand, so macht sie ein lautes Geschrei, worauf diejenigen, die sich auf der Erde befinden, sogleich auf die Bäume springen: dauert das Lärmzeichen fort, und ist die Gegend dicht mit Wald bewachsen, so setzen sie ihren Weg fort, und springen von einem Baume zum andern, bis sie in's Gebirge kommen. Die Weibchen sind auf dieser Flucht öfters mit vier bis fünf Jungen beladen, die sich um ihren Hals und um ihre Hintertheile geschlungen haben, und trotz dieses Hindernisses machen sie doch sehr weite Sprünge. Die Verheerung, die sie an den Früchten und dem Getreide anrichten, ist außerordentlich, sie sammeln dieses in Haufen, mag es reif oder unreif seyn, zerreissen es und werfen es in solcher Menge auf die Erde, daß

das, was sie fressen und mit fortnehmen, eine Kleinigkeit gegen das ist, was sie zu Grunde richten.

Sie sollen vorzüglich in Hölen leben, und die Eingebornen bedienen sich folgenden sonderbaren Mittels, sie einzufangen; sie stellen Gefäße mit starken Getränken in ihre Nähe, die Thiere versammeln sich hierauf haufenweise, um diesen ganz unerwarteten Leckerbissen zu genießen, werden berauscht davon, fallen in einen tiefen Schlaf, und lassen sich so leicht fangen.

So lange sie in ihrem wilden Zustande leben, beißen sie, gleich vielen andern Thieren, wüthend um sich herum, wenn man sie angreift.

### Der große Pavian. (Simia sphinx Linn. Papion. Buffon.)

Den großen Pavian findet man in den heißesten Gegenden von Afrika, so wie auch auf der Insel Borneo. Er ist oft drei bis vier Fuß hoch, und seine obern Theile sind außerordentlich stark und muskulös. Sperrt man ihn in einen Käfig ein, so packt er bisweilen die Riegel an, und rüttelt sie so stark, daß alle Zuschauer darüber in Schrecken gerathen. Gegen die Mitte hin ist er, wie alle Paviane, sehr dünn. Seine Farbe ist im Ganzen graubraun, und sein langes Gesicht ist von einer gelben Fleischfarbe. Er hat Backen-Taschen, der Schwanz ist sehr kurz und rund, um denselben her ist der Hintertheil in einer beträchtlichen Strecke ganz nackt und schwielig.

Diese Paviane sind außerordentlich wild, und haben ein eben so sonderbares als fürchterliches Ansehen; sie gehen gemeiniglich in Trupps, und sind gefährliche Feinde, wenn sie zahlreich sind. Ihre Stellung ist selten aufrecht, sie gehen lieber auf Vieren, als auf Zweien.

In Siam streifen sie öfters in erstaunlicher Menge herum, fallen über die Dörfer her, während die Einwohner mit der Reißernte beschäftigt sind, welches sie ins-

gemein sehr scharfsichtig auszuspüren wissen, und stehlen ihnen allen Vorrath, den sie mit ihren Tatzen fortbringen können.

Früchte, Getreide und Wurzeln machen ihre Hauptnahrung aus, und um diese Speisen zu erhalten, richten sie öfters die gräulichsten Verheerungen an. Ihre große Stärke und ihre scharfen Klauen machen sie den Hunden furchtbar, die sie nur mit Mühe besiegen, außer wenn sie, wie dies bisweilen geschieht, zu viel gefressen haben, und daher schwerfällig und unthätig geworden sind. Wenn sie in Freiheit sind, so besiegt ein solcher Affe leicht drei bis vier Menschen, wenn diese keine Waffen bei sich haben.

Selten bringen die Weibchen mehr, als Ein Junges zur Welt, das sie auf den Armen tragen; allein so viel man weiß, sind sie nirgends, als bloß in heißen Himmelsstrichen fruchtbar.

Wenn man sie einsperrt, so sind sie bösartig, wild, und kaum jemals zahm zu machen; sie bleken öfters mit den Zähnen, nagen und toben mit der größten Wuth.

Sie sind große Freunde von Eiern. Einer derselben hatte auf einmal acht in seine Backentaschen gesteckt, worauf er Eins nach dem Andern wieder herausnahm, es an dem Ende entzwei brach, und das, was sie enthielten, in Ruhe fraß. Sie sind auch große Liebhaber von Wein und starken Getränken. Pennant sah einen zu Chester, der eine fürchterliche Stärke hatte, und außerordentlich wild war. Seine Stimme war eine Art Brüllen, das dem Brüllen des Löwen nicht unähnlich war; nur war es leiser und innerlich. Er ging auf allen Vieren, und stand nie auf den Hinterbeinen, außer wenn ihn ein Wärter dazu zwang; häufig aber saß er auf dem Steiße, und zwar tief gebückt, und ließ seine Arme vor dem Bauche herunter fallen. Wie Pennant erzählt, liebte er vorzüglich Käse, und wenn man ihm Weizenähren gab,

so wußte er geschickt die Körner mit den Zähnen heraus zu bringen und sie zu essen.

### Der schwarze Affe. (Papio aethiops. Linné.)

Der schwarze Affe hält sich in Südafrika auf, und zeichnet sich besonders durch seinen Scharfsinn aus. Er ist so groß als ein kleiner Schäferhund, hat keinen Schwanz, graues Haar, und ein schwarzes hartes Gesicht.

Im Jahre 1787 hatte der Kapitain Dēgrandprē (siehe dessen Reise nach der westlichen Küste von Afrika) auf seinem Schiffe ein Weibchen von dieser Art. Wenn es auf den Hinterbeinen stand, so war es zwei Fuß und zwei Zoll hoch. Da dieses Thier beständig den Neckereien der Schiffsmannschaft ausgesetzt war, so hatte es einen Grad von Bosheit angenommen, den nichts zu zügeln vermochte. Die Scharfsicht, mit der es sich gegen seine Feinde zu vertheidigen, ja bisweilen sie sogar zu bestrafen wußte, machte Herrn Dēgrandprē neugierig, zu versuchen, wie weit seine Erfindungskraft reiche, wozu er folgendes Mittel wählte: Da das Thier außerordentlich auf Anisbrantwein erpicht war, so ließ er eine damit angefüllte Flasche mitten in der großen Kajüte sorgfältig mit Bindfaden und warmen Pechlappen auf eine Art auf dem Boden befestigen, daß sie unmöglich umgeworfen werden konnte; hierauf versteckte er sich in seine Schlafkammer, wo er hinter einem Vorhange alles genau beobachten konnte. Anfänglich lockte den Affen die Neugierde, nachher aber der Geruch der Bouteille herbei; er bezeigte seine Freude über seinen Fund, indem er allerlei Sprünge und Grimassen machte. Hierauf leckte er so viel aus der Bouteille heraus, als er mit der Zunge erreichen konnte; dann steckte er seine Finger in den engen Hals, und leckte sie ab; als aber auch dieses Mittel nichts mehr fruchten wollte, versuchte er die Bouteille

umzuwerfen; doch dauerte es nicht lange, so sah er die Unmöglichkeit, dies zu bewirken, ein, und nun verfiel das kluge Thier auf folgendes Mittel: in den Ritzen und Ecken des Zimmers suchte es allen Staub und Sand zusammen, und machte davon dicht bei der Bouteille einen Haufen; so bald ihm dieser groß genug schien, nahm es etwas davon in die eine Hand, hielt die Lippen dicht an den Rand des Halses, ließ den Sand hinein fallen, und trank so das herausfließende Getränk. Auf diese Art fuhr es fort, Sand in die Bouteille zu thun und zu trinken, bis es ihm ohne Zweifel gelungen wäre, die ganze Bouteille auszutrinken, wenn es nicht mitten in seinem Geschäfte durch eine starke Berauschung unterbrochen worden wäre.

### Der graue Pavian. (Simia Hamadryas Linn.)

Die grauen Paviane, die man in den heißen Gegenden von Afrika und Asien findet, vereinigen sich in große Gesellschaften, und bestehlen die Gärten und Pflanzungen. Geht etwa ein Reisender vor ihnen vorbei, so sind sie so unverschämt, auf die Bäume zu laufen, mit aller Anstrengung die Aeste zu schütteln, und zugleich sehr laut zu schmatzen. Sie sind ungefähr 5 Fuß hoch, und so wild und zahlreich, daß die Kaffeepflanzer ihre Pflanzungen beständig bewachen lassen müssen, damit sie nicht von diesen Affen bestohlen werden. Sie lassen sich nicht zähmen, und sind so stark, daß sie ohne Mühe einen Mann überwältigen können.

Wenn sie aufrecht gehen, so sind sie etwa fünf Fuß hoch. Kopf und Gesicht gleichen denen des Hundes. Das Gesicht ist nackt, die Ohren sind spitzig und in den Haaren versteckt. Wenn man sie schlägt, so sollen sie zu heulen und zu seufzen anfangen.

### Der Bären-Pavian. (Papio ursinus.)

Die Bären-Paviane scheinen eine Spielart von

den vorigen zu seyn; man findet sie in Südafrika, besonders aber sehr zahlreich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wo sie auf den Bergen heerdenweise beisammen leben. Nähert sich ihnen jemand, so machen sie ein bis zwei Minuten langes allgemeines fürchterliches Geschrei, und dann verbergen sie sich in ihre Schlupfwinkel, und schweigen gänzlich still. Selten kommen sie auf die Ebene herab, außer wenn sie die Gärten plündern wollen, die sich mehr am Fuße der Berge befinden. Während sie hiermit beschäftigt sind, stellen sie Schildwachen aus und lassen sorgfältig Acht geben, damit sie nicht überfallen werden. Die Früchte brechen sie in Stücken, und stecken sie in die Backentaschen, damit sie dieselben nachher in Ruhe, und ohne Furcht vor Gefahr verzehren können. Wenn die Schildwache jemand bemerkt, so stößt sie ein lautes Geheul aus, welches etwa eine Minute anhält; sogleich entfernt sich der ganze Trupp mit der größten Schnelligkeit, welches sehr lustig aussieht, indem die Jungen den Alten auf den Rücken springen und sich anklammern. Auch nähren sie sich von verschiedenen Arten Zwiebelgewächsen, die sie mit großer Geschicklichkeit auszugraben, und zu schälen wissen. Man sieht daher, daß sie häufig Haufen von Schalen zurücklassen. Der Gladiolus plicatus (gespaltene Siegwurz) scheint die Lieblingspflanze bei denjenigen zu seyn, die sich in der Nähe des Kaps aufhalten, weshalb sie auch manchmal die Pavianpflanze heißt.

Wenn sie auf dem Felde eine einzelne Person gewahr werden, die sich daselbst niedergesetzt hat, um ihre Mahlzeit zu halten, so stehlen sie sich heimlich, wenn sie nicht recht Acht giebt, und zwar in ihrem Rücken herbei, und nehmen, was sie bekommen können; hierauf laufen sie eine kleine Strecke fort, drehen sich um, setzen sich auf den Hintern, und verzehren es mit den tollsten Grimassen vor den Augen des Bestohlnen. Oefters nehmen

sie auch das Gestohlene in ihre Pfoten, und thun, als wenn sie es dem Beraubten wiedergeben wollten, und dann machen sie solche lächerliche Gebehrden, daß, so ungern man auch seine Mahlzeit einbüßt, man sich dabei doch nicht des Lachens enthalten kann.

Zwischen den Bergen sind sie so zahlreich, daß bisweilen das Reisen daselbst äußerst gefährlich ist. Unerschrocken sitzen sie auf den Felsenspitzen, und rollen nicht allein ungeheure Steine herunter, sondern werfen sie auch von da herab. In solchen Fällen ist eine Flinte unentbehrlich, um sie in einer solchen Entfernung zu halten, daß sie mit ihren Würfen keinen beträchtlichen Schaden anrichten. Auf ihrer Flucht machen sie öfters, mit ihren Jungen auf dem Rücken, die erstaunlichsten Sprünge die steilsten Felsen hinab, und besitzen eine solche Gewandheit, daß man sie selbst mit Feuergewehren nur mit Mühe tödten kann.

Wenn man diese Affen einsperrt, so kann man sie zu mancherlei abrichten, allein immer behalten sie einen Hang zur Rache und zu Beleidigungen. Auf dem Kap fängt man sie oft jung, und zieht sie mit Mühe auf, und sie sind eben so treue und wachsame Hüter des Eigenthums ihres Herrn, als es in Europa der beste Haushund seyn kann. Viele Hottentotten sind der Meinung, sie könnten sprechen, allein sie thäten es deshalb nicht, damit sie nicht zu Sklaven gemacht, und zur Arbeit genöthigt würden. Ob sie schon von Natur kein Fleisch fressen, so kann man sie doch an das Fressen von gekochtem Fleische oder von Fischen gewöhnen.

Sie sind ungefähr 5 Fuß hoch, und können, trotz alles Widerstandes, den stärksten Mann mit sich fortschleppen. Wenn sie aufgebracht sind, so fassen sie ihren Feind bei den Ohren, und beißen ihm manchmal Eins davon so glatt weg, als wenn es mit dem Rasirmesser weggeschnitten wäre.

Man fängt sie bisweilen mit Hunden, allein man muß eine ziemliche Anzahl bei sich haben, wenn man darin glücklich seyn will. Ein oder zwei Hunde können selten einen Pavian fangen, denn kann dieser, der erstaunlich gewandt und schnell ist, einen Hund bei den Hinterbeinen erhaschen, so dreht er ihn so lange herum, bis er ganz schwindelnd ist. Auch beißt er mit seinen großen Zähnen gar fürchterlich, und vertheidigt sich mit denselben äußerst hartnäckig.

### Der Affe mit einem Haarbüschel auf dem Kopfe.
(Simia aygula Linn. Aigrette. Buffon.)

Dieser Affe hat in seiner Farbe etwas ähnliches mit dem Wolfe. Sein Kopf, der außerordentlich häßlich aussieht, ist groß, seine Wangen sind runzlich, seine Augenbraunen hervorstehend und voller Borsten, und seine Lippen mit einer doppelten Spalte versehen. Auf dem Kopfe hat er einen spitzigen Haarbüschel, seine Beine sind schwarz, die Nägel an den Daumen rund, an den übrigen Fingern aber länglich. Er ist anderthalb bis zwei Fuß lang, bewohnt Südafrika, Indien und Java, wo er sehr lustig und lebhaft ist, auf die Bäume springt, und die Nacht über einen beständigen Lärm macht.

Diese Affen versammeln sich oft heerdenweise und plündern die Pflanzungen und Gärten. Sobald sie auf ein Hirsenfeld kommen, fangen sie sogleich an zu rauben: in den Mund packen sie so viel Hirse, als sie tragen können, außerdem nehmen sie noch eine Menge davon unter die Arme und in jede Pfote. So beladen kehren sie nach ihren Wohnorten zurück, und springen den ganzen Weg über auf den Hinterfüßen. Wenn man sie aber verfolgt, so werfen sie nicht etwa ihre ganze Beute weg, um schnell fort zu kommen; sondern sie lassen bloß die Hirsenstengel fallen, die sie unter den Armen und in den Händen haben, damit sie desto schneller auf allen

Vieren laufen können; was sie im Munde tragen, das bewahren sie sorgfältig auf, und werfen es nicht weg. Mit der größten Genauigkeit untersuchen sie vorher jeden Stengel, den sie aus der Erde herausziehen; diejenigen, die nicht völlig zu ihrer Absicht passen, werfen sie weg, und rupfen anstatt derselben andere aus. So richten sie oft durch das, was sie liegen lassen, weit mehr Schaden an, als durch das, was sie mit fort nehmen.

Sie sind sanftmüthige und gutartige, aber so häßliche und ekelhafte Thiere, daß wenn sie Fratzen schneiden, man sie kaum ohne Schrecken und Abscheu ansehen kann.

Die Landeseingebornen fangen sie in Schlingen, die sie zwischen den Baumzweigen verstecken, wo diese Thiere beständig herum springen, und lächerliche Kapriolen machen.

## Der Chinesische Affe.

Der Chinesische Affe hat seinen Namen von der ungewöhnlichen Lage seines Haares oben auf dem Kopfe; es ist in der Mitte getheilt, liegt glatt auf jeder Seite, und nimmt eine zirkelförmige Richtung, so daß es einigermaßen einer Chinesischen Mütze ähnlich sieht.

Diese Thiere trifft man in ungeheuren Schaaren in den Wäldern der Insel Ceylon an, wo sie in den Gärten und Pflanzungen, die sie von ihren Wohnorten aus erreichen können, große Verheerungen anrichten. Sie sind ohngefähr so groß, als eine Katze, und ihre Farbe ist ein blaßgelbliches Braun; sie haben lange Schwänze, und die Nägel an den Daumen sind rund, an den übrigen Fingern aber und an den Zehen spitzig.

Wenn sie die Zuckerpflanzungen bestehlen, so stellen sie allemal eine Schildwache auf einem nahe stehenden Baume aus; unterdessen rauben die übrigen, und belasten sich mit der Beute. Wird die Schildwache einen Feind gewahr, so ruft sie ihren Gefährten zu, die so viel Zucker-

rohrstengel mit fortnehmen, als sie im rechten Arme halten können, und sogleich auf dreien davon laufen. Setzt man ihnen nach, und ist ihr Feind in der Nähe, so werfen sie ihre Beute weg, und suchen sich auf die Bäume zu retten, welche ihre gewöhnlichen Aufenthaltsorte sind.

Wenn es ihnen an Früchten und saftigen Pflanzen gebricht, so fressen sie Insekten, manchmal gehen sie auch an die Flußufer und Seeküsten, und fangen Fische und Krebse. Sie sollen die Schwänze zwischen die Scheeren der Krabben legen, und wenn diese zufassen, sie sogleich an sich ziehen und in Ruhe verzehren. Sie pflücken Kokosnüsse und wissen recht gut, wie sie es machen müssen, um den Saft zum Trinken und den Kern zum Essen heraus zu bekommen.

Die Eingebornen fangen sie oft vermittelst einer Kokosnuß, in der sie ein Loch machen. Diese legen sie in die Nähe ihrer Wohnungen; Einer davon hebt sie auf, um den Kern heraus zu bekommen, allein der Fänger giebt Acht, eilt sogleich herbei, und erhascht das Thier, ehe es sich wieder los machen kann.

### Der Uistiti. (Simia Jacchus. Linn. Oustiti. Buffon.) Fig. 2.

Dieses kleine Thier ist nicht größer, als ein Eichhörnchen, und in Brasilien einheimisch. Es hat einen langen dickbehaarten Schwanz, an dem, der ganzen Länge nach, schwarze und weiße Ringe abwechseln. Der Leib sieht röthlich grau aus, und ist leicht mit dunkeln Schattirungen wellenförmig geziert; das Gesicht hat eine dunkle Fleischfarbe, und auf jeder Seite befindet sich ein breiter, dicker, milchweißer Büschel Haare, der an den Ohren hervorragt. Die Tatzen sind mit Haaren versehen, und haben scharfe Nägel. — Im Freien und in ihrem Vaterlande sollen diese Affen hauptsächlich von Früchten leben, allein sobald sie eingesperrt werden, fressen sie mitunter

auch Insekten, Schnecken u. s. w. Man brachte eines von diesen Thieren in einem Ostindischen Schiffe mit nach England; dieses fraß Nüsse, allein dahin konnte man es nicht bringen, daß es reife Früchte angerührt hätte. Vorzüglich gern fraß es die kleinen Arten von Spinnen und ihre Eier; die größern aber rührte es nicht an.

Ein Paar dieser Thiere, das einem Londner Kaufmann gehörte, hatte Junge. Anfänglich sahen diese außerordentlich häßlich aus, und hatten wenige, oder gar keine Haare. Oft hängten sie sich sehr fest an die Brüste der Mutter an, als sie aber etwas größer wurden, stiegen sie ihr auch auf den Rücken oder auf die Schultern. Wenn sie müde war, half sie sich damit, daß sie an eine Mauer, oder sonst wohin ging, und sich ihrer dadurch entledigte, daß sie dieselben daran rieb, indem sie sie nicht anders los werden konnte. Wenn die Mutter die Jungen zum Absteigen genöthigt hatte, wurden sie sogleich von dem Männchen aufgehoben, welches sie eine Zeit lang rund um sich herumhängen ließ, um dem Weibchen ihre Last zu erleichtern.

### Der schwarze Brüllaffe. (Simia Beelzebul, Linn. l'Ouarine. Buffon.)

Diese Thiere sind in der neuen Welt zu Hause, wo man sie in den Wäldern von Brasilien und Guiana in ungeheuren Schaaren antrifft. Sie sind die größten unter den Amerikanischen Affen, und ungefähr so groß, als ein Fuchs; sie haben eine schwarz glänzende Farbe und ein weiches Haar, nebst einem Wickelschwanze.

Sie sind so wild und bösartig, daß sie sich weder fangen noch zahm machen lassen, sie beißen fürchterlich um sich, und ihr großer Mund, ihre schreckliche Stimme, und ihr furchtbarer Anblick flößen schon Schrecken ein. Ihre Stimme ist dem Getöse einer Trommel ähnlich, und man soll sie eine Stunde weit hören. Sie sollen ihr

wildes Geschrei, sowohl bei Tage, als in der Nacht, bei dem Eintreten der Fluth hören lassen, die sie aus Instinkt kennen. Ihr Geschrei hat seinen Grund in einer Art von Knochenfortsatz in der Kehle, durch dessen Wölbung die Töne sehr verstärkt werden.

Sie halten sich gewöhnlich in Partien von zwanzig bis dreißig zusammen, und schweifen auf den Gipfeln der Bäume umher, indem sie von einem Baume zum andern springen. Sehen sie jemanden allein, so necken sie ihn, und drohen ihm.

Die Weibchen sollen jedesmal zwei Junge zur Welt bringen; wenn sie daher ausgehen, so nehmen sie das Eine in die Arme, das Andere aber auf den Rücken; das Letztere schlingt seine beiden Vorderpfoten der Mutter um den Hals, mit den beiden hintern aber hält es sich an der Mitte des Rückens fest. Es ist nicht möglich, ein Junges zu erhalten, ohne die Mutter zu tödten, denn so lange diese lebt, läßt sie jenes auch nicht los.

Viele Reisende behaupten, daß ihr Fleisch ein vortreffliches Gericht sei, und daß es im Geschmacke viele Aehnlichkeit mit dem Schöpsenfleische habe.

### Der Quato. (Quoata. Coaita.) Fig. 3.

Dieser Affe ist in mehreren Gegenden Südamerika's zu Hause. Er ist groß, und hat über und über langes schwarzes Haar, bloß das Gesicht ausgenommen, welches kahl und runzlicht ist. Sein Schwanz ist beinahe 2 Fuß lang.

Er ist ein kühnes und lebhaftes Geschöpf, und macht eine Menge Luftsprünge und Grimassen; von Natur ist er sehr sanftmüthig und gelehrig. Die große Menge und Lebhaftigkeit dieser Thiere belebt die öden und einsamen Wälder Amerika's. Aus Mangel an besserer Nahrung fressen sie manchmal Fische, die sie, wie Büffon erzählt, mit den Schwänzen fangen. Ja! ein solcher Affe, den

man eingesperrt hielt, haschte auf diese Art ein Eichhörnchen, das man ihm zum Gesellschafter gegeben hatte, und zog es an sich. Dieses Thier erwarb sich durch seine Vertraulichkeit, ja selbst Schmeicheleien, die Liebe aller derjenigen, die um dasselbe waren.

Wenn man diesen Affen die Vorderpfoten auf den Rücken bindet, so gehen sie eine ziemliche Strecke mit solcher Leichtigkeit und Sicherheit auf den Hinterfüßen, als wenn dies ihr natürlicher Gang wäre. Obgleich sie sich leicht zähmen lassen, und in allen ihren Handlungen eine ungewöhnliche Kunst und Geschicklichkeit zeigen, so verläßt sie doch nicht immer jener Antheil an boshafter Verschlagenheit, durch den sich das ganze Affengeschlecht auszeichnet.

Wenn man, eines von diesen Thieren schlägt, so läuft es sogleich davon, und klettert auf einen Limonien- oder Pomeranzen-Baum, und verfolgt man es, so bricht es die Früchte ab, und wirft sie mit großer Geschicklichkeit seinem Feinde auf den Kopf; ja, es bemüht sich sogar, ihn dadurch zu vertreiben, daß es seinen Unrath auf ihn fallen läßt. Zugleich macht es allerhand Grimassen, und nimmt tausend lächerliche Dinge vor, die den Zuschauern kein geringes Vergnügen gewähren.

Wenn diese Affen einen Sprung thun wollen, so schlingen sie ihren Schwanz um einen Ast, und geben sich dadurch einen Schwung; sie brauchen auch wohl das sinnreiche Mittel, daß sie einander bei den Schwänzen anfassen, und so eine lange Kette bilden, um sich auf diese Art über eine Schlucht hinüber zu schwingen.

### Der Buschschwanzaffe (furchtsame Affe). Simia trepida. Linn.

Dieser Affe ist einer der gewandtesten, geschicktesten und angenehmsten des ganzen Geschlechts. Er ist fast

so groß wie eine kleine Katze; sein Körper sieht braun aus, sein Gesicht und seine Ohren sind fleischfarbig. Ob er schon in Surinam zu Hause gehört, so scheint er doch auch in unserm gemäßigten Klima fort zu kommen, und befindet sich den Winter hindurch in einem ungeheizten Zimmer ganz leidlich. Es ist bekannt, daß diese Affenart in Europa Junge gehabt hat, welches bei den Affen ein sehr ungewöhnlicher Fall ist.

Er liebt seine Jungen außerordentlich. Im Jahre 1764. befanden sich ein Paar Junge zu Bordeaux, die dort zur Welt gekommen waren; man konnte nichts schöneres sehen, als die beiden Alten, wie sie mit der Pflege und Wartung derselben beschäftigt waren, wie sie dieselben beständig hin und her trugen oder liebkoseten. Das Männchen liebte sie am meisten. Beide Eltern trugen sie Eins um das Andere; nur manchmal, wenn sie sich nicht gut aufführten, versetzten sie ihnen einen ziemlich derben Biß. Es giebt wenige Thiere, die in ihrem Geschmacke und in ihrer Zuneigung eigensinniger wären, als diese Affen; manchmal sind sie jemandem mit der größten Partheilichkeit zugethan, während sie gegen Andere den größten Abscheu zeigen.

### Der Ceylonesische Affe. (Simia Selenus. Thunberg.)

Nach Thunbergs Beschreibung ist er ungefähr so groß, wie eine kleine Katze, und hat einen sehr langen, haarigen, und gegen das Ende immer schmäler zulaufenden Wickelschwanz; ein schwärzliches, plattes, nur sehr wenig mit Haaren schattirtes Gesicht; einen weißen Knebel- und Backenbart, der hinterwärts zuläuft; dessen Haare aber fast gerade in die Höhe stehen, und von vorne die Ohren ganz bedecken. Hände und Beine sind schwarz und nackt. An den Hintertheilen sind harte und nackte Schwielen.

Man trifft diese Affen in vielen Häusern auf Ceylon zahm an. Ueberhaupt lassen sie sich leicht zähmen; in diesem Zustande gehen sie gemeiniglich aufrecht, und haben ihre Hände über einander geschlagen. Wenn sie einen Bekannten erblicken, so hüpfen sie sogleich auf ihn los, schmeicheln ihm, bleken die Zähne, und bezeigen ihm durch eine besondere Art von Geschrei ihre Freude. Sie haben einen sehr freundlichen und gefälligen Karakter, und beißen nie, außer wenn sie aufgebracht werden. Küßt und liebkoset jemand in ihrer Gegenwart ein Kind, so wollen sie dasselbe auch thun; schlägt man hingegen dasselbe, und sehen sie dieses, so richten sie sich auf den Hinterbeinen in die Höhe, bleken mit den Zähnen, heulen auf eine fürchterliche Art, und wenn man sie losläßt, so fallen sie über denjenigen her, der das Kind schlägt.

### Der Roloway. (Simia Rolawai. Linn. le Rolowai oder la Palatine. Buffon.)

Der Roloway ist auf der Insel Ceylon zu Hause, wo er außerordentlich zahlreich ist. Er ist so groß, als unsere größern Hunde, und zeichnet sich durch ein langes gespaltenes Haar aus, das platt auf der Stirn liegt.

Diese Affen sind eine große Plage für den Landmann, indem sie ihm seine Felder und Gärten vor seinen Augen bestehlen, und ihn noch dazu ausspotten. Sie rauben ihm den Reiß und die Früchte; gleichwohl läßt der Landmann dieses zu, und verfolgt ihn nicht; ja er betrübt sich sogar noch, wenn er sieht und hört, daß ein Europäer einen solchen Affen verwundet oder getödtet hat. Da der Roloway zu wissen scheint, daß ihm der Landmann alles erlaubt, so besucht er ihn selbst in seinem Schlafzimmer, allein hier leidet man ihn nicht; denn man weiß, daß er gerne nascht. Sonst erlaubt man ihm alles; öfters nimmt er einem Schwarzen ein Kind weg, steigt damit auf einen Baum, betrachtet es, bringt es

ohne Beschädigung wieder herunter, und legt es dahin, wo er es weggenommen hat. Dies sieht man als eine gute Vorbedeutung für das Kind an.

Wenn das Weibchen des Roloway geboren hat, so wird der junge Affe von allen anwesenden erwachsenen Affen betrachtet und beschauet, die sich in einem Kreise herum setzen, und sich ihn einander überreichen; ist dieses geschehen, so bekommt es die Mutter wieder; diese legt es an die Brust, wo sich das Junge fest hält und sauget. — Wenn man diesen Affen auf einen Baum getrieben, und unter den Schuß gebracht hat, so versteckt er sich zwischen den Zweigen und Blättern; ist der Baum für ihn vortheilhaft gestaltet, so kann man lange zielen und schießen, ehe man ihn trifft; wird aber Einer geschossen, und fällt herunter, so bleibt keiner mehr in der Gegend herum auf einem Baume; alle kommen herunter, und retten sich mit der Flucht.

## Das Makigeschlecht.

Die Thiere dieses Geschlechts haben sowohl in ihrer Lebensart und in ihrem Karakter, als in ihren, Hände ähnlichen, Tatzen, eine große Aehnlichkeit mit den Affen, von welchen sie sich besonders durch die Form ihres Kopfes, der etwas Aehnliches mit dem Fuchskopfe hat, und durch die langen Hinterbacken unterscheiden.

Die Geschlechtskennzeichen sind: vier Vorderzähne in der obern Kinnlade, sechs lange, zusammengedrückte und parallel laufende in der untern Kinnlade. Die Hundszähne stehen abgesondert, und die Backenzähne wackeln etwas. Die Schnauze ist gestreckt, und der eines Fuchses ähnlich. Dieses Geschlecht enthält dreizehn Arten, von welchen aber, eine oder ein paar ausgenommen, nicht viel mehr, als die bloße Beschreibung bekannt ist.

### Der träge Maki. Loris. Buffon.

Der träge Maki lebt in den Wäldern von Bengalen und auf der Insel Ceylon, und ist ungefähr so groß wie eine kleine Katze; sein Körper hat eine schöne blaßbraune oder Mäusefarbe; sein Gesicht ist etwas flach; die Nase ist zu einer spitzigen Form eingebogen, die Augen stehen außerordentlich hervor, und sind mit einem dunkelbraunen Kreise umgeben, und ein Streifen von der nemlichen Farbe läuft bis auf die Mitte des Rückens hinunter.

Alle seine Bewegungen sind, wie beim Faulthiere, träge und langsam. Er geht bloß des Nachts umher, und schläft den größten Theil des Tages über; wenigstens regt und bewegt er sich nicht. Er nährt sich vorzüglich von Früchten, frißt aber auch Eier; in der Gefangenschaft lebt er von gekochtem Reiß, kleinen Vögeln, oder Insekten, und braucht seine Pfoten, wie das Eichhörnchen. Er soll einen unangenehmen Geruch haben, und sein widriges Geschrei klingt wie Ali All.

Der fliegende Maki hat zwischen dem Halse, den Beinen und dem Schwanze eine ausgespannte Flughaut, womit er in der Luft herumflattern, und sich seine Nahrung, die in Baumfrüchten besteht, bequem verschaffen kann. Er ist wegen seines Körperbaues sehr merkwürdig, mißt gegen drei Fuß, und ist der größte unter allen Maki's, deren Heimath die heißen Gegenden von Asien und Afrika sind. Er hat zwei Saugwarzen, und eine braune Farbe. — Der Mongus, eine andere Art der Maki's, lebt auf der Insel Madagaskar, und hat die Größe einer Katze. Er springt mit seinen langen Hinterhänden mit großer Leichtigkeit viele Ellen hoch.

## III. Thiere mit Flatterhäuten (Chiroptera).

### Die Fledermaus.

Die Fledermäuse gehören zu den Säugethieren mit Flughäuten, und sind wahre Säugethiere, denn sie haben mit den Vögeln nichts, als den Flug und die starken Brustmuskeln gemein. Diese Thiere sind unter den Säugethieren die einzigen, welche, ohne wahre Flügel mit Federn, einen wirklichen Flug haben; denn die fliegenden Eichhörnchen u. a. können mit ihrer weiten Haut, welche die Füße umgiebt, weiter nichts, als große Sprünge machen. Die Fledermäuse sind auf der ganzen Erde ausgebreitet, und von verschiedener Bildung und Größe. Mehr als 20 Arten sind bis jetzt bekannt.

Die Zähne sind fast alle aufgerichtet, spitzig, getrennt, an der Zahl 26 bis 38. Eckzähne sind gewöhnlich mehr als einer auf jeder Seite der beiden Kinnladen, doch meist die vordern größer. Diese Thiere ähneln sowohl im Gebiß, als in der Lebensart, den Spitzmäusen. Sie zeugen meist 2 Junge, die sie säugen. Sie verschlafen $\frac{2}{3}$ ihrer Lebenszeit. In Deutschland kennt man nur 2 Gattungen und 10 Arten.

Diese fliegenden Säugethiere haben eigentlich keine Flügel, wie die Vögel, sondern ihre Flügel bestehen aus einer doppelten, dünnen, pergamentartigen Haut, zwischen welcher die Arme und der gelenkige Schwanz, dessen Spitze etwas vorragt, mit den gehörigen Muskeln, Sehnen und Adern liegen. Diese Flügel sind fett, bleiben daher immer geschmeidig, nehmen kein Wasser an, sind zusammengelegt dem Kopfe gleich, und die einzelnen Stücke derselben sind am Rande allezeit ausgeschweift.

Von der Erde können die Fledermäuse nicht leicht auffliegen, weil sie auf den Vorderarmen, welche den größten Theil ihrer Flughaut einnehmen, sitzen. Sie laufen daher gewöhnlich schnell nach einer Wand, häckeln

sich mit ihren Hinterfüßen ein, und lassen sich, wenn sie hoch genug sind, los. Die Luft fängt sich im Fallen unter ihren Flügeln, und so flattern die Fledermäuse schwankend in der Luft fort. Des Schwanzes bedienen sie sich als eines Ruders, um ihrem Fluge die nöthige Richtung geben zu können.

Die Füße braucht die Fledermaus, um sich an andere Körper anzuhäckeln, und dadurch auszuruhen. Auf der Handwurzel der langen Vorderarme, deren Haut sich in eine doppelte Falte dicht zusammenlegt, und auf den Hinterfüßen, auf der Brust und auf dem Bauche sitzen sie, und bewegen sich so fort. Sie können sehr geschwind laufen, und noch geschwinder klettern.

Diejenigen Fledermäuse, die in Gebäuden wohnen, hängen sich bei heißen Tagen im Sommer an die erwärmten Dachziegel, oder an die Balken, und erquicken sich an der Wärme, die sie sehr lieben. Sie schwärmen auch, wenn die Luft kühl und dunkel wird, und spielen mit einander.

Bei uns werden die Fledermäuse nicht schädlich: denn sie sind nicht so häufig, als in manchen warmen Ländern, wo sie sich so stark vermehren, daß man sie für eine Landplage ansieht.

In Südamerika giebt es eine Gattung, die 5 — 9 Zoll lang ist, sich von kleinen Thieren und Baumfrüchten nährt, und sogar den Menschen im Schlafe gefährlich wird, indem sie ihnen das Blut aussaugt. Sie fächelt mit ihren langen Flügeln während des Blutsaugens dem Menschen eine angenehme Kühlung zu, daß dieser nicht leicht aufwacht. Man nennt diese Fledermäuse Vampyrs oder Blutsauger. Eine noch größere Art nennt man den fliegenden Hund, weil der Kopf dieser Fledermäuse wie ein Hundskopf gestaltet ist. Er ist weit größer, als der Vampyr, mißt mit ausgespannten

Flatterhäuten gegen 6 Fuß, und findet sich in unzähliger Menge auf Neuholland, auch auf den Molucken.

### Die langöhrige Fledermaus.

Sie hat lange ausgebreitete Zehen an den Vorderfüßen, die durch eine breite Haut, welche bis an die Hinterfüße reicht, ausgespannt sind. In beiden Kinnladen stehen Vorderzähne, und in der untern mehr, als in der obern. Zwischen den obern Vorderzähnen ist eine Zahnlucke. Diese Kennzeichen haben alle Fledermäuse mit einander gemein.

Die langöhrige Fledermaus unterscheidet sich besonders dadurch, daß ihre Ohren doppelt belappt, und weit größer sind, als der Kopf; sie messen gegen anderthalb Zoll. Die ausgespannten Flügel halten 1 Fuß.

Sie hat eine einfache, breite, eingedrückte Nase, die Schnauze ist lang, und in der Mitte von den weit aufgetriebenen Backen erhaben. Der Mund steht weit, bis zu den Ohren offen.

In der obern Kinnlade stehen vorn auf jeder Seite, weit von einander entfernt, 2 Vorder-Zähne, von denen der Erste lang ist, mit einer kleinen Nebenspitze, und der Zweite kaum größer, als die Nebenspitze des Erstern ist. Darauf folgt ein langer, eingebogener Eckzahn mit einem spitzigen Ansatz, und zuletzt 3 Backenzähne, jeder mit 3 großen und 2 kleinen Spitzen. In der untern Kinnlade stehen 6 stumpfe Vorderzähne, und auf jeder Seite 2 Eckzähne, und zuletzt 3 Backenzähne.

Die Augen sind mittelmäßig, länglich, schwarz, und liegen zwischen 2 dicken Augenliedern. Ueber denselben liegt eine Erhöhung wie eine Blase, die, so wie die Augenlieder, mit schwarzen steifen Haaren besetzt ist.

Die Ohren sind pergamentartig, durchsichtig, eirund, tief gewölbt, an der inwendigen Seite mit einem Rande versehen, der sich oberhalb auswärts, und nahe am Kopfe

wieder schneckenförmig einwärts krümmt. Vor dem Gehörgange, welcher 3 horizontale Bedeckungen hat, steht ein 1½ Zoll langes perpendikuläres lanzenförmiges Blättchen, welches ein eigentlicher Ohrendeckel ist, und doppelte Ohren zu bilden scheint. Die Farbe der Ohren ist hell aschgrau. Sobald sie etwas hören will, schlägt sie die großen Ohren vorwärts, und die Ohrendeckel zurück. — Die Flügel bestehen in einer aschgrauen Haut, welche an den Vorderfüßen die Zehen mit einander verbindet. Der Leib ist mit schwarzen Haaren besetzt, die in der Mitte etwas ins gelblich weiße fallen. Daher sieht der Leib schwarzgrau aus.

Sie halten sich in den Städten und Dörfern, in den Ritzen und Klüften der alten steinernen und hölzernen Gebäude, zwischen den Bretterverschlägen, hinter den Sparren der Dächer, und am liebsten in den Ritzen der Lehmwände auf.

Sie erstarren bei der ersten starken Kälte, erwachen aber wieder, und fliegen herum, sobald warme Witterung eintritt, welches oft im Winter geschieht, und nach abermals einfallender Kälte erstarren sie wieder, bis endlich die anhaltende warme Frühlingsluft sie für den Sommer erweckt.

Die Nahrung dieser langöhrigen Fledermaus besteht, wie überhaupt die Nahrung aller Fledermäuse, in Käfern, Schaben, Mücken, Fliegen, und den kleinen Nachtschmetterlingen; überhaupt in den Abendinsekten. Denn sie geht in der Abenddämmerung, und nur selten des Morgens, ihrer Nahrung nach. Ihr Jagdrevier erstreckt sich gewöhnlich nicht über einige 100 Schritte, wo sie beständig hin und her fliegt.

Das Weibchen ist vier Wochen trächtig, und bringt Ende Mai oder Anfang des Juni 2 lebendige Junge zur Welt, legt sie in die Ritze der Lehmwände u. dergl. und säuget sie eine Zeitlang. Ihr Alter ist unbekannt.

Die Hufeisennase, deren Nasenknorpel als sattel- und hufeisenförmige Blätter sich entwickelt, ist S. 65 und 66 beschrieben.

## IV. Digitata oder Säugethiere mit freien Zehen an allen vier Füßen.

### Das gemeine Eichhörnchen. (Sciurus vulgaris.)

Es lebt in den nördlichen und gemäßigten Gegenden von Europa, Asien und Amerika, ist ein wohlgebildetes, lebhaftes und reinliches Thier, von 8 bis 9 Zoll Länge, und hat einen zottigen Schwanz, der eben so lang, als der Körper ist. Seine Augen sind groß, hervorragend und schön, und die Ohren lang, aufrecht stehend, und an der Spitze mit einem Haarbüschel versehen. Der Hals ist kurz, der Rücken gewölbt, und die Zehen sind mit spitzigen Krallen besetzt. Sie haben zwei, zum Nagen bestimmte, meißelartige Zähne in jedem Kiefer. Ihre gewöhnliche Farbe ist fuchsroth oder rothbraun, und an der Kehle, Brust und dem Bauche weißlich. In den nördlichen Ländern ändert das Eichhörnchen des Winters seine rothe Farbe, und wird ganz grau. Schwarze, schwarzbraune und scheckige Eichhörnchen sind selten, und noch seltener die weißen mit rothen Augen. Die Stimme ist ein Pfeifen oder Klatschen, und in der Erbitterung ein Knurren oder Zischen.

Die Eichhörnchen lieben die Trockenheit und den Schatten, putzen und lecken sich häufig, und halten sich am liebsten in Wäldern auf den Bäumen auf, wo sie mit bewundernswürdiger Gewandheit, Leichtigkeit und Schnelligkeit klettern und springen. Sie machen von einem Baume bis zum andern oft Sprünge von 8 bis 12 Fuß, wobei sie, mit Hülfe ihres haarigen Schwanzes, gleichsam fliegen. In der Noth schwimmen sie auch mit und ohne einen Holzspan über Flüsse und Teiche. Sie

nähren sich von Nüssen, Obstkernen, Bucheckern, Eicheln, Tannen- und Fichtensaamen und Baumknospen. Von diesen Lebensmitteln sammeln sie sich einen Vorrath, den sie in hohlen Bäumen, oder in Löchern, die sie sich unter Steinen und Sträuchern graben, zu verwahren suchen, um bei nassem Herbstwetter und im Winter davon leben zu können. Die Wallnußbäume plündern sie, mit vieler Geschicklichkeit, oft ganz rein aus. Sie thun daher den Gärten, aber vorzüglich den Tannen- und Fichtenwäldern, wo sie die Knospen und den Samen fressen, beträchtlichen Schaden. Merkwürdig ist es, daß sie von den Kernen der Pfirsichen und Aprikosen vergiftet werden, da sie doch sonst die Obstkerne ohne Schaden genießen. Beim Genusse der Nahrungsmittel sitzen sie auf den Hinterfüßen, und brauchen die Vorderpfoten statt der Hände, um die Nüsse und andere Speisen damit zum Munde zu führen. Ihre Nester bauen sie auf den Bäumen von dürren Reisern, Laub und Moos, geben ihnen ein kegelförmiges Dach, und bringen das Eingangsloch gewöhnlich nach der Morgenseite zu, an, um vor Stürmen mehr gesichert zu sein. Bei bevorstehender Veränderung des Wetters werden sie sehr unruhig, begeben sich in ihre Wohnung, verstopfen die Oeffnung, wo der Wind herkommt, und machen auf der andern Seite ein Luftloch. Bei starken Gewittern, Stürmen und heftigen Regengüssen schließen sie ihr Nest auch wohl ganz zu. Das Weibchen wirft im April oder Mai drei bis fünf Junge, die ihr Futter schon nach 10 Wochen selbst suchen, und 6 bis 8 Jahre leben. So wild die Eichhörnchen auch von Natur sind, so lassen sie sich doch in der Jugend leicht zähmen, und zu mancherlei Künsten abrichten. Ihr schöner Bau, ihre Reinlichkeit, und besonders ihre possierlichen Stellungen, machen sie sehr beliebt. Nur muß man sie an einem bequemen Orte an ein Kettchen legen, und sie dadurch außer Stand setzen, durch ihr Beißen

und Nagen zu schaden. Ihr Biß ist nicht selten gefährlich, und im Frühlinge, zu ihrer gewöhnlichen Begattungszeit, sogar giftartig. Sie werden in der Wildniß entweder in Fallen und Schlingen, oder mit Flinten geschossen. Ihr Fleisch ist zart, und kann ohne Bedenken gegessen werden. Die Bälge von unsern Eichhörnchen stehen in keinem sonderlichen Werthe, allein die grauen Winterbälge von denen, die im Norden leben, werden sehr geschätzt, und sind unter dem Namen Grauwerk bekannt. Einen vorzüglichen Werth haben die Bäuche davon, die man gewöhnlich Wehwammen nennt. Man braucht dieses Pelzwerk, das vorzüglich schön aus Sibirien kommt, zu Verbrämungen, zum Unterfutter und zu Muffen. Aus den Schwanzhaaren macht man Malerpinsel.

Das gemeine Eichhörnchen unterscheidet sich von seinen Geschlechtsverwandten vorzüglich dadurch, daß es an den Spitzen der Ohren einen Haarbüschel hat, der aber nach der Harung im Frühjahr, und bei den Jungen vor dem Winter fehlt.

Von den 22 Zähnen, welche das Eichhörnchen besitzt, sind die 2 untern Schneidezähne beweglich; aber nur im lebenden Zustande, und kurz nach dem Tode, so lange es noch warm ist, sobald aber der Körper erkaltet ist, sitzen diese Zähne so fest im Zahnfleische wie die übrigen.

Die Lippen sind mit kurzen steifen Haaren besetzt, und zur Seite der Nase stehen eine Menge langer, schwarzer Bartborsten; auch über den Augen und auf den Backen stehen einige Barthaare.

Der Schwanz, als die größte Zierde dieses Thieres, ist zottig, und so lang, als der ganze Körper. Die längsten Haare desselben stehen zur Seite hin, und geben ihm das Ansehen einer Schwungfeder. Im Sitzen legt es den Schwanz über den Rücken hinaus, aber laufend trägt es ihn ausgestreckt.

Die Farbe des Eichhorns ist gewöhnlich braun oder fuchsroth, und verliert sich an der Kehle und am Bauche sanft in einem breiten weißlichen Streifen. Die Grundfarbe ist aber aschgrau, und am Schwanze mit weiß gemischt. Außerdem giebt es aber auch viele Varietäten von anderer oder gemischter Farbe, als: weiß mit rothen Augen, grau mit weißen Flecken, roth mit weißen Flecken, blaß- oder rothgelb, schwarz, schwarz und weißgescheckt, fuchsroth mit weißen Füßen, oder mit weißem Schwanze, schwarz mit weißem Schwanze. Von allen diesen Varietäten, die in Deutschland sind, findet man mehrere in Schlesien, besonders die schwarzen Eichhörnchen.

Die gemeinen Eichhörnchen trifft man in ganz Europa, und in den nördlichen und gemäßigten Theilen von Asien und Amerika an; sie wohnen in den Wäldern, und bauen ihr Nest nach Art der Vögel auf den Bäumen, und zwar von Reisern, Moos und dürren Blättern, so daß sie das Ansehen der Elsternester haben; daher sie auch oft leere Raben- und Elsternester beziehen, und sie nach ihrem Bedürfniß einrichten. Jedes Paar Eichhörnchen hat wenigstens 4 Nester, davon 2 besonders groß sind, und zu ihren Hauptwohnungen dienen. Nach der Paarung, die etwa im März fällt, bringt das Weibchen nach einem Monat (im April oder Mai) 3 — 7 Junge, welche blind zur Welt kommen, und nach 8 Tagen zu sehen anfangen. Nach einem Monat und früher, beklettern sie schon die Bäume, und nach 2 Monaten verlassen sie ihre Eltern. Will man sie zähmen, so muß man sie jung aus ihren Nestern nehmen, und anfangs mit Milch und Weißbrodt (Semmel), dann mit Samenkörnern auffüttern. Werden die Alten gewahr, daß man den Jungen nachstellt; so nehmen sie sie aus dem Neste, und tragen sie oft über tausend Schritte in ein anderes Nest. Ihr höchstes Alter giebt man in ihrer Gefangenschaft auf 7, und in der Freiheit auf 10 Jahre an.

Sonst sind diese Thierchen sehr munter, lustig und unterhaltend. Ihre schärfsten Sinne sind das Gesicht, der Geruch und das Gefühl. Daher sollen sie wahre Wetterpropheten seyn, und einen Sturm durch Pfeifen und Klatschen verrathen.

Ihre Stimme ist in der Fröhlichkeit ein Pfeifen, bei Freude und Furcht ein Klatschen, und im Zorn, Schmerz und in der Gefangenschaft ein Knurren und Zischen. Wie der Naturforscher Barrington bemerkt, der ihr Naturel studirte, sollen sie große Liebhaber der Musik seyn.

Ihr Fleisch kann gegessen werden, und soll sehr wohlschmeckend seyn.

### Das fliegende Eichhörnchen. (Sciurus volans.) Fig. 4.

Es lebt in Liefland, Rußland und Sibirien. Das schlaffe Fell, welches von den Vorderfüßen nach den Hinterfüßen zu, seitwärts hinläuft, dient ihm nur als eine Art von Fallschirm, um einen weiteren Sprung von der Höhe herab wagen zu dürfen.

### Die Hausratte, Ratze oder große Hausmaus. (Mus rattus.)

Dieses allgemein bekannte Thier unterscheidet sich von der Wasser-Ratte durch einen länglichern Kopf, längern Schwanz, und durch vorstehende größere Ohrlappen; von der gemeinen Hausmaus aber durch mehrmalige Größe, und durch den stumpfen Nagel, womit der Daumenansatz an den Vorderfüßen besetzt ist, welcher der kleinen Hausmaus und mehreren Mäusearten fehlt.

Ihre Größe ist nach dem Alter verschieden; im ausgewachsenen Zustande, ohne den Schwanz gerechnet, 8 Zoll lang; der Schwanz ist gewöhnlich noch länger, als der Körper. Der Kopf ist lang und eiförmig, die Nase etwas erhaben, und die Schnauze spitzig. Im Munde be-

finden sich oben 2 kurze Schneidezähne, unten zwei längere spitzige Vorderzähne, und in beiden Kinnladen auf jeder Seite 3 viereckige Backenzähne, überhaupt 16 Zähne. Die Zunge ist lang und glatt. Am Munde stehen lange rückwärtsgekehrte Barthaare. Die Augen sind groß, mit einem Borstenhaare besetzt, und stehen den Ohren etwas näher, als der Schnautze. Die Ohren sind fast so lang, als die halbe Kopfslänge, eirund, vorstehend und kahl. Der Hals ist so dick als der Kopf, und der Leib hinterwärts am breitesten. Die nach Verhältniß kleinen Vorderfüße, haben außer 4 vollkommenen, mit gekrümmten Nägeln besetzten Vorderzehen, noch einen Daumansatz mit einem stumpfen Nagel. Die größern Hinterfüße haben 5 Zehen, der Schwanz hat viele Ringe, welche durch kleine Schuppen gebildet werden, zwischen welchen kleine Härchen stehen.

Die gewöhnliche Körperfarbe der Hausratte ist im Alter oberwärts schwarzgrau, oft ganz schwarz, unten etwas heller, und bei vielen auch bräunlich grau; in der Jugend hat der Körper eine lichtere Farbe. Die Ohren sind schmutzig fleischfarben, und die kahlen Füße sind weißlich. Die Weibchen haben einen etwas spitzigeren Kopf und breiteren Leib, als die Männchen, und 10 Saugwarzen.

Die Hausratten wohnen in Scheuern, Ställen, Fruchtkammern und Wohngebäuden, und verbergen sich bei Tage in Hölungen zwischen Holzwänden, unter Dielen, Dachrinnen, Holzstößen, Kellern, Abtritten und Klüften; sie bereiten sich Gänge von einem Gebäude zum andern, verlassen des Nachts ihre Schlupfwinkel, werden da, wo sie keine Katzen merken, sehr dreist, und springen lärmend in den Vorrathsgemächern umher. Sie fressen Fleisch, Leder, Milch, Obst, Getreide, Wurzeln und Knollengewächse, und verursachen an manchen Orten vielen Schaden.

Ihre Vermehrung ist stark, und geschieht jährlich 2 bis 3mal. Das Weibchen trägt 4 Wochen, und gebiert auf einem, aus weichen Halmen und andern Materialien, verfertigten Lager, 4 bis 7 nackende Junge, welche in den ersten 10 Tagen blind sind, von der Mutter sorgfältig ernährt, und mit Lebensgefahr vertheidigt werden.

Es scheint uns zwar, als wenn die Ratten gar keinen Nutzen, sondern nur Schaden stiften, und es ist natürlich, daß ihre Aufenthaltsörter und ihr kahler Schwanz (den unsere Vorfahren ohne Prüfung für giftig hielten) uns Widerwillen und Eckel einflößen; bedenken wir aber, daß auch sie ein Glied an der großen Natur-Kette sind, welches der weise Schöpfer nicht zwecklos entstehen ließ; ferner: daß wir gewöhnlich nur das schätzen, was wir zu benutzen verstehen, und daß auf den Inseln Jamaika und Martinique, in Sibirien und Nieder-Aethiopien das Rattenfleisch von Menschen genossen wird, und daß es schon manchem Seefahrer in der Hungersnoth das Leben gerettet hat, so werden wir diese Thiere nicht durch qualvolle grausame Mittel tödten, sondern unter den Vertilgungsmitteln nur diejenigen wählen, welche ihren Tod möglichst schnell befördern, und so ihre uns schädliche Fortpflanzung vermindern.

### Die kleine Haselmaus, rothe Waldmaus, der kleine Siebenschläfer.

Dieses kleine muntere Thierchen übertrifft, an Munterkeit und possierlichen Gebehrden, alle inländische Mäusearten, und gleicht in dieser Hinsicht der großen Haselmaus. Sie ist aber viel kleiner, als jene, hat nur 4 Zoll Körperlänge, folglich nur die Größe einer starken Hausmaus, ihr Schwanz aber ist oft länger, als der Körper.

Der Kopf ist breit, dick, und die Schnauze stumpf zulaufend, auf jeder Seite derselben stehen 20 Warzen, und eben so viel lange schwarze Barthaare mit weißen

Spitzen. Die Augen sind groß, schwarz, und stehen den Ohren etwas näher, als der Schnauzenspitze. Die Ohren sind kurz, abgerundet, dünn, in- und auswendig kurz behaart, und liegen breit am Kopfe an. Das Gebiß ist, wie bei der großen Haselmaus, und die Füße unterscheiden sich in der Form nur dadurch, daß bei den kleinen der Daumen an den Hinterfüßen ohne Nagel ist.

Die Farbe des Körpers ist oben hellbraun oder fuchsroth, bei manchen heller oder dunkler; dieses Braun verläuft sich nach dem Bauche, der Brust und Kehle ins Weißliche. Im Winter ist der braune Pelz noch besonders mit schwarzen Stachelhaaren besetzt, und auch eben so die äußere Hälfte des Schwanzes, wo sie einen starken Endbüschel bilden.

Die kleinen Haselmäuse nähren sich vorzüglich von Haselnüssen, und wohnen daher meist unter Haselgesträuch, welches in Wäldern, an Felsen oder alten Gemäuern wächst, und unter sich dunkle Schatten bildet. Außer diesen nähren sie sich von Bucheckern, Eicheln, und kleinern Baum- und Waldsämereien, auch von Baum- und Staudenknospen, Obst und Beeren. Von dem Ueberfluß dieser Nahrungsmittel bereiten sie Magazine unter Laubmassen, Baumwurzeln, oder in andern Hölen, um sie im Frühlinge zu verzehren, wenn sie von ihrem Winterschlaf wieder erwachen. Sie nehmen ihre Speise mit den Vorderpfoten, nach Art der Eichhörnchen, zum Munde, und öffnen nicht nur die heruntergefallenen Haselnüsse, sondern selbst die, welche noch auf dem Strauche stehen, und ihre Reife erlangt haben.

Dies Thierchen erstarrt leichter, als die große Haselmaus, im Winter, auch in temperirten Zimmern, und wenn es im Freien in der Mitte des Oktobers spürt, daß sein langer Winterschlaf heran nahet, so hüllet es sich in einen Steinritz, unter den Wurzeln eines Baumes oder Busches, unter dem Laube, auf der bloßen Erde,

in eine Hülse, die es von Tannennadeln, Moos, Laub und Gneist, zuweilen auch aus Eichen- oder Buchenlaub allein bereitet, und schläft bis in die Mitte des Aprils ununterbrochen fort. Wenn es erwacht, ist es noch eben so dick mit Fett überzogen, als da es sich schlafen legte.

Das Weibchen baut in einer schattigen Gegend, zwischen etlichen dichten Aesten einer Haselstaude, oder einer Fichte, ein kleines hübsches Nest von Laub, Moos, Gras und Farrenkraut, umwickelt es mit langen Grashalmen, so daß es wie ein Ball aussieht, und läßt zur Seite eine einzige Oeffnung, hat also mit dem Eichhörnchen einerlei Kunsttrieb. In derselben bringt es im August gewöhnlich vier blinde Junge zur Welt, die es über einen Monat lang säugt. Diese schlüpfen im September oft aus dem Neste, spielen auf den nahen Nußsträuchern herum, pflücken Nüsse, und laufen bei dem geringsten Geräusch wieder hinein. Sie sehen glänzend fuchsroth aus, und man zieht sie wegen ihres lustigen Betragens in Vogelkäfigen auf.

### Die Spitzmaus. (Sorex araneus.)

In der obern Kinnlade befinden sich zwei, und in der untern vier, oder zwei Vorderzähne. An den Seiten stehen mehrere Eckzähne. Die Backenzähne sind mit spitzigen Zacken versehen. An den Vorder- und Hinterfüßen befinden sich 5 Zehen.

Die Thiere dieser Gattung haben einen gestreckten Kopf, der sich in einen spitzigen Rüssel endiget. Die Augen sind klein und die Ohren kurz. Die Gestalt des Körpers ähnelt den Mäusen, und die Bildung des Kopfs den Maulwürfen. Sie können vermittelst ihres Rüssels geschickt graben. Das Weibchen hat auf jeder Seite des Bauchs 6 Saugwarzen.

1. Die gemeine Spitzmaus. (Sorex araneus. Linn.)

Der Schwanz ist halb so lang, als der Leib, und der Unterleib gelblich weiß. Diese Spitzmaus, welche in ganz Europa lebt, ist etwas kleiner und schlanker, als die Hausmaus. Sie ist vom Rüssel bis zum Schwanze 3 Zoll lang; letzterer hält nur 1½ Zoll, und die Höhe ist 1 Zoll und 2 Linien.

Die Schnauze ist dünn, gestreckt, mit Bartborsten versehen, die rückwärts stehen, und, von der Spitze des Rüssels an, nach hinten zu nach und nach immer länger werden. Die spitzige Nase, die weit länger, als die Kinnbacke ist, steht weit über dem Unterkiefer hervor. In jeder Kinnlade befinden sich zwei spitzige Vorderzähne, wovon die in der obern eingekerbt, nach der Seite gekrümmt sind, und weit von einander stehen, damit die untern längern, und etwas vorwärts gebogenen in diesen Zwischenraum einpassen können. Weiter befinden sich im obern Kiefer auf jeder Seite drei spitzige kurze Eckzähne, und im untern zwei. Zackige Backenzähne stehen oben auf jeder Seite vier, und unten drei. Die Anzahl aller Zähne ist also 28. Die Zunge ist glatt und lang. Die Augen liegen tief, sind sehr klein, und schwarz. Die Ohren sind unter den Haaren versteckt, kahl und abgerundet. Der Hals ist kurz, und der Leib gleich dick und rund. Die sehr kurzen Vorderfüße sind stärker, als die etwas längern Hinterfüße, und haben meist lange Nägel: beides, weil sie graben müssen. Der Schwanz ist geringelt, im Ganzen kurz behaart, und nur mit einzelnen, längern, steifen, sich ausspreizenden Haaren hin und wieder besetzt.

Was die Farbe betrifft, so ist gewöhnlich der Oberleib röthlich braun, mit durchscheinendem grau, und nur selten kaffeebraun, aschgrau oder schwarz. Der ganze Unterleib, vom Rande des Oberkiefers an, ist fast allezeit gelblich weiß, selten schmutzig weiß, ins graue fallend.

Die kurzen Füßchen sind völlig weiß, und beinahe ganz kahl. Der Schwanz hat oben die Farbe des Oberleibes, und unten die Farbe des Unterleibes. Die ganz weißen Spitzmäuse mit rothen Augen stammen von schwachen Eltern ab, und sind nicht gar selten.

Zwischen Männchen und Weibchen ist kein merklicher Unterschied.

Diese Thiere zeichnen sich besonders durch ihre Geschicklichkeit im Graben, Geschwindigkeit im Laufen, und durch ihre Lustigkeit aus. Sie geben vorzüglich zur Zeit der Begattung einen höchst widrigen Knoblauchs- oder vielmehr Bisamgeruch von sich, und eine einzige, die man einsperrt, kann in etlichen Stunden ein großes Zimmer übelriechend machen. Sie lassen immer einen hellen pfeifenden und zwitschernden Ton von sich hören, und erlangen ein Alter von 7 bis 8 Jahren.

Sie halten sich im Felde, in Laubhölzern, in hohen Felsengebirgen und in Häusern auf. Im Felde suchen sie die Steinhaufen auf, und im Walde die alten Eichstöcke und wurzelreichen Gebüsche, graben sich, da sie die Natur mit einem Graberüssel, wie den Maulwurf, versehen hat, unter denselben und unter dem Moose ihre Wohnung und viele Gänge, halten sich in Gesellschaft zusammen, und vertreiben sich Abends, Morgens und Mittags durch Spielen, indem sie sich zu einer Höle hinein, und zur andern hinaus jagen, die Zeit. In Gebäuden aber wohnen sie einzeln in Ställen, Scheunen, Kellern, Mistgruben und alten Mauern, und allenthalben in Winkeln, wo es feucht ist. Im Freien machen sie im späten Herbste unter den Wurzeln der Bäume und Sträucher ein weiches Lager von klargebissenen Grashalmen, und halten sich in demselben in den rauhesten und kältesten Wintertagen auf, ohne in eine Erstarrung, wie der Hamster, zu verfallen. Diejenigen aber von ihnen, die in Häusern an warmen Orten wohnen, sind nicht nur den ganzen

zen Winter hindurch wach, sondern pflanzen sich auch sogar zu dieser Jahreszeit fort.

Sie suchen in Häusern Getreide, Mehl, Brot, Fleisch, und allerhand Eßwaaren zu ihrer Nahrung auf, und lieben besonders alle Fettigkeiten, daher sie sogar das Oel aus den Lampen trinken. Im Felde und im Walde aber gehen sie des Abends und Morgens auf die Regenwürmerjagd, die zur Zeit der Begattung, nach Gewittern und warmen Regen, aus der Erde hervorkriechen, graben ihnen, und den Insektenlarven, auch unter dem Moose, Rasen, und abgefallenem Laube nach, fangen große und kleine Käfer, und andere Insekten, wo sie ihnen aufstoßen, weg, suchen das Aas auf, und benagen die Wurzeln der Weinstöcke, Eichen, Buchen, Wachholder- und Obst-Bäume. Im Winter nähren sie sich besonders von den Insekten, die sich unter das Moos oder abgefallene Laub in Winterschlaf begeben haben, daher man auf moosigen Wiesen und an andern Orten, wenn der Schnee schmilzt, ganze Gegenden umwühlt findet. Daß sie auch im Felde den jungen Vögeln, die auf der Erde ausgebrütet sind, nachgehen, wird dadurch überaus wahrscheinlich, weil sie die Stubenvögel, Rothkehlchen ꝛc. todtbeißen, in ihre Hölen schleppen, und fressen.

Diese Maus ist für die Scheunen, Kornböden, Mehlkasten, Fleischkammern, Weinstöcke, Frucht- und Waldbäume, und vielleicht für die jungen Vögel, die auf der Erde flügge werden, ein schädliches Thier. Daß sie aber giftig sei, den Pferden in den Bauch krieche, den Kühen in die Eutern beiße, und sie giftig verwunde, ist Irrthum.

### 2. Wasserspitzmaus. (Sorex fodiens.)

Der Schwanz ist so lang, wie der Körper, die Zehen sind mit Schwimmhaaren versehen. Sie ist etwas größer, als die gemeine Spitzmaus. Der Körper ist 4; der

Schwanz 2 Zoll 9 Linien lang, und die Höhe ist 1 Zoll 6 Linien.

Die Schnautze, welche flach ist, und spitzig zuläuft, ist bis zu den Augen 7 Zoll lang, alsdann wird der Kopf auf einmal rund, das Thier nimmt bei seinem kurzen Halse immer mehr zu, ist rund und fett. Die Hinterbeine sind länger, als die Vorderbeine, welche zur Seite der Brust am Leibe fest ansitzen, und weit über dem Knie, auf eine ungewöhnliche Weise, fast kahl oder nur kurz behaart. Sie haben 5 Zehen, und der Erste und Fünfte an den Vorder- und Hinterfüßen hat bis an die Ferse äußerlich eine Reihe langer, steifer, wie ein Pfeil zugespitzter, Härchen, wie ein Kamm gestaltet; die übrigen Zehen aber haben kürzere.

Diese Wasserspitzmäuse sind mehr eigentliche Wasserthiere, als die sogenannten Wasserratten. Sie leben sonderlich gern in hellen Kieselbächen der Berge und in Quellwassern in Gesellschaft der Forellen. Der Schöpfer, der ihnen in diesem Elemente die Schwimmhaut versagte, entschädigte sie dafür durch ihre haarigen Füße (Franzenfüße), mit welchen sie, da sich diese Haare wie eine Schwimmhaut ausbreiten, ungemein fertig schwimmen können. Ihre eigentliche Wohnungen sind ausgeschwemmte Hölen am Ufer unter den Steinen und Gebüschen, die sie sich nach ihrer Bequemlichkeit erweitern und einrichten. Darin halten sie sich die meiste Zeit auf, sonderlich wenn sie den Störungen der Menschen und Thiere ausgesetzt sind. Wo sie dieß aber nicht zu befürchten haben, da rudern sie oft, besonders in den warmen Mittagsstunden, über das Wasser, und die ganze Gesellschaft kömmt eine Viertelmeile weit an einem gewissen Orte zusammen, und vertreibt sich durch Necken und Jagen aus einer Uferkluft in die andere, und durch Hin- und Herschwimmen über das Wasser, unter einem beständigen Zischen, die Zeit. Sie besu-

chen aber auch die Ställe und Scheunen, die in der Nähe der Bäche liegen, und halten sich, wenn sie Nahrung haben, lange Zeit daselbst auf. —

### 3. Der Weißzahn. (Sorex Leucodon.)

Er ist oben schwärzlich aschgrau, unten weiß, und hat einen behaarten Schwanz. Er riecht stark, und bewohnt den Elsaß. —

### Die Hausmaus. (Mus musculus.)

Sie hat einen sehr langen Schwanz, ist kleiner und blässer aschgrau, als die Hausratte, und ihr stumpfer Daumenansatz hat keinen Nagel. Die Hausmaus ist ein niedliches, munteres, aber auch sehr gefräßiges und schädliches Thierchen, welches in Rücksicht auf Gestalt und Aufenthalt sehr vieles mit den Ratten gemein hat. Die Länge des Körpers beträgt 3 Zoll 3 Linien; der Kopf läuft oben eirund ab, die Nase ist spitzig, und hinter derselben verdickt sich die Schnauze, durch die vielen großen schwarzen Barthaare. Die Augen sind groß, schwarz und hell, die Ohren groß, dünn, beinahe kahl, schwarz gerändelt, und weit offen. Nächst den zwei langen blaßgelben spitzigen Vorderzähnen befinden sich im Unterkiefer 3 stumpfzackige Backenzähne auf jeder Seite, deren erster 6, der zweite 4, und der dritte 3 Zacken hat; und im Oberkiefer, außer den 2 gelblichen Schneidezähnen auf jeder Seite, 3 mit Punkten erhabene Backenzähne, deren erster sehr groß ist. Der Hals ist kurz, und der Hintertheil des Körpers läuft stumpfer zu, als bei den andern Mäusen. Die Vorderfüße haben 4 Zehen, an welchen der Daumennagel der Hausratte fehlt, und die Hinterfüße 5 derselben. Der Schwanz ist sehr klar geschuppt, beinahe ganz kahl, und nur sehr einzeln mit kurzen steifen Haaren besetzt, die oben schwärzlich und unten weißlich sind.

Die Farbe des Kopfs, Rückens und der Beine ist bläſſer, als bei der Ratte, und daher fahl, jedoch zuweilen auch dunkel- und hellaſchgrau, und völlig grau, je nachdem die gelblichen Spitzen der kürzeren Haare lang oder kurz gezeichnet ſind. Der Untertheil des Halſes, der Bruſt und des Bauchs iſt bläſſer, oder ins gelbliche ſpielend, und verliert ſich, zwiſchen den Hinterbeinen, gewöhnlich in einem gelben After. Die ganz weißen Mäuſe, welche ſo lichtſcheu ſind, daß ſie nur in der Dämmerung recht ſehen können, ſind ſelten.

Dieſe Thiere ſind ſchnell, liſtig, aber ſchüchtern und furchtſam. Sie ſind ſo große Liebhaber der Muſik, daß ſie ſich nicht nur an ſolche Orte hinziehen, wo immer muſizirt wird, ſondern auch am hellen Tage dabei herum laufen, und, von Vergnügen betäubt, ihre angeborene Furcht vergeſſen. Wenn ſie in Zimmer kommen, wo Klaviere ſtehen, ſo ſuchen ſie allezeit dieſe Inſtrumente zuerſt auf, und ergötzen ſich an dem Klimpern, das ihr ſchädliches Hin- und Herlaufen auf den Saiten verurſacht. — Nur eine heiſere Stimme hört man in der Todesnoth von ihnen. Man hat Hausmäuſe 6 Jahre lang gefüttert, ſie können alſo in der Freiheit noch älter werden. — Zwiſchen Männchen und Weibchen iſt kein merklicher Unterſchied.

Ihren Aufenthalt haben ſie nicht nur in Häuſern, ſondern auch in Wäldern. In Eichen- und Tannenwäldern wohnen ſie in hohlen Stöcken und Stämmen, und unter den Wurzeln der Bäume; in Häuſern aber graben ſie ſich Löcher in die Erde, leben unter den Fußböden, in den Klüften und Ritzen der Gebäude, und unterſcheiden ſich dadurch merklich von der großen Hausmaus, daß ſie ihr Quartier nicht leicht eher verwechſeln, als bis ſie durch Noth und Gefahr gezwungen werden.

Sie vermehren ſich, wie die andern Mäuſe, des Jahres mehr als einmal, und begatten ſich im April und

Mai gewöhnlich das erste Mal; diejenigen aber unter ihnen, welche an warmen Orten, unter den Fußböden und zwischen den Wänden der Zimmer ihre Wohnungen aufgeschlagen haben, pflanzen sich auch den Winter über fort. Das Weibchen trägt 3 Wochen und etliche Tage; und da diese Thiere die Gesellschaft ihres Gleichen lieben, so findet man oft in einem Winkel mehrere Nester von Stroh, Heu, Federn und allerhand weichen Materialien, die in der Nähe gefunden werden, in deren jeder vier bis acht blinde nackende junge Mäuse liegen. Die Mutter liebt ihre Kinder so zärtlich, daß sie auch den Menschen, der sich ihrem Wochenbette nahet, nicht scheut, sondern ängstlich um ihn herumläuft, wie wenn sie ihn zum Mitleiden bewegen wollte, sie nicht wegzunehmen. In 14 Tagen können die Jungen sehen, und schon die Mutter verlassen. Wegen ihrer lächerlichen Posituren ziehen manche Personen auch junge, sonderlich weiße Mäuse auf, und sie werden so zahm, daß sie ihnen das Futter aus den Händen nehmen, und auf einen gewissen Ton oder Ruf herbei kommen. Ja es giebt Alte, die, wo sie keine Verfolgung befürchten, oft so dreist werden, daß sie am hellen Tage in die Zimmer kommen und ihre Nahrung suchen, die sich an gewisse Zeiten gewöhnen lassen, wenn sie kommen müssen, um ihren Tisch gedeckt zu finden, alsdann sich satt fressen, und das übrige in ihre Hölen tragen. Die weißen lassen sich als eine eigne Rasse leicht fortpflanzen, und hecken, wie die aschgrauen, alle fünf Wochen.

Hunde, Katzen, Wiesel, Marder, Iltisse, Igel und viele Raubvögel sind ihre Verfolger.

### Die große Feldmaus. (Mus silvaticus.)

Der Rücken ist gelbbräunlich und der Bauch weiß. — Diese Maus, welche in ganz Europa angetroffen wird, ist in Thüringen eine der schädlichsten wegen ihrer großen

Fruchtbarkeit. Die Länge ihres Körpers beträgt 4 Zoll, die Höhe aber 1 Zoll 6 Linien, und beim Männchen hat der Schwanz die Länge des Körpers, beim Weibchen aber ist er kürzer, ungefähr 3 Zoll lang.

Der Kopf ist verhältnißmäßig größer, als an der Hausmaus, dick, eirund, die Nase etwas erhaben, und die Schnauze stumpf. Der Mund ist sehr klein, und enthält 4 braune Vorderzähne, und 12 stumpfe Backenzähne, wovon die in der obern Kinnlade auf der Oberfläche stumpfwinklich eingeschnitten sind, und die in der untern Kinnlade aus lauter erhabenen Punkten bestehen. Aeußerlich ist er mit sehr langen Fühlhaaren besetzt, die an der Wurzel schwarz, und übrigens weiß sind. Die Zunge ist dick und glatt. Die Augen sind sehr groß, hervorstehend und schwarz, jedes oberhalb mit einer feinen Borste — die Ohren hervorragend, eirund, pergamentartig, beinahe kahl und schwärzlich. Die Füße haben vorne, ohne den Daumenansatz mit einem stumpfen Nagel, 4. und hinten 5 Zehen, und sind sehr zart.

Diese Thiere leben unter der Erde in Löchern, die sie sich graben, und zwar in sandigen Aeckern, Wiesen, Gärten und Wäldern. In den Feldern schlagen sie ihre Wohnungen gern in den umgepflügten Zwischenräumen der Aecker, den sogenannten Rainen auf, weil sie hier weniger den Störungen des Pfluges ausgesetzt sind. Wo sie diese nicht haben, suchen sie solche Aecker auf, wo die Stoppeln untergeackert sind, weil sie da bequem wohnen und nisten können. Im Herbste lassen sie sich mit dem Getreide gern in die Scheunen fahren, und verstecken sich im Stroh und Heu bis zum Frühjahr. Andere, die nahe an Häusern im Sommer leben, suchen diese im Winter auf; die übrigen aber bleiben im Felde und Walde in ihren Hölen, in welchen sie, wenn hoher Schnee liegt, warm genug wohnen, und mehrentheils zwei Zugänge, einen schrägen und einen senkrechten haben.

Die Nahrung dieser Thiere besteht im Felde beinahe aus allen Feldfrüchten; im Walde aus Fichten- Kiefer- und Tannensaamen, aus Eicheln, Buchekern, Haselnüssen, allerhand Beeren, Beerkernen, Baumsaamen, und aus den Schalen der jungen Bäume und Baumwurzeln; in den Gärten aus mancherlei Wurzelwerk, besonders der Zwiebelgewächse, und in Häusern aus dem, wovon sich die Hausmaus nährt. In der Ernte ziehen sie sich in Menge unter die aufgestellten Garben, und fressen die Aehren aus. Im Winter bleiben diejenigen, die im Felde wohnen, entweder auf den eingeernteten Haferäckern, und suchen die ausgefallenen Körner unter dem Schnee auf, oder gehen in die Wälder, wenn sie ihnen nahe liegen, nähren sich von abgefallenen Samen und Früchten, erklettern die Sträucher, die zu dieser Jahreszeit noch Beeren haben, lesen sie ab, und thun in Buchwäldern bei langem und hochliegenden Schnee großen Schaden, indem sie die Schale der jungen Buchen von der Erde an, so hoch als der Schnee liegt, abnagen.

### Die Brandmaus. (Mus agrarius.)

Der Schwanz ist lang und schuppig, der Körper röthlichbraun, und über den Rücken läuft ein schwarzer Streif.

Diese Maus trifft man oft genug in Deutschland an. Sie unterscheidet sich merklich von der vorigen durch ihre Größe, kurze abgerundete Ohren und Farbe. Ihre Länge beträgt 4 Zoll 9 Linien, die Länge des Schwanzes $3\frac{1}{2}$ Zoll, und die Höhe $1\frac{1}{2}$ Zoll. Der Kopf ist länglicher, als bei der vorigen Art, fast eirund, 1 Zoll 3 Linien lang, und die Schnauze spitzig.

Sie haben mit der vorigen Art einerlei Aufenthalt. Sie leben im Felde, in Gärten, und vorzüglich in Laubhölzern, im Winter auch in Häusern. Im Felde trifft

man sie gewöhnlich auf Erbsenäckern, und in Gärten in Baumschulen an.

Von alle dem, was jene Art genießet, ernährt sich auch diese. Vorzüglich wählt sie zu ihrer Nahrung Fruchtkerne. Sie sucht daher die Baumschulen auf, und frißt die gesäeten Aepfel- Birn- Kirsch- und Pflaumenkerne weg. In Gärten und Wäldern sucht sie unter den Kirschbäumen die Kerne, und beißt sie sehr geschickt auf. Auf den Erbsäckern und Erbsbeeten thut sie großen Schaden, indem sie die gesäeten und eingelegten Erbsen ausscharrt, und bis auf den Keim auffrißt. Sie frißt auch in der Noth andere Mäuse ihrer Gattung und Art auf.

### Die Rüsselmaus. (Mus serocinus.)

Der Schwanz hat die Länge des Körpers, ist etwas behaart, und die Schnauze ist rüsselartig.

Die Farbe ist gelb mit grau gemischt, und der Bauch weiß. Hinten am Leibe, an der Wurzel des Schwanzes, ist das Gelbe reiner, vom Grauen unvermischter, und eher aufs Fuchsrothe stechend. Der Schwanz ist einfarbig, mit schuppigen Ringen und dazwischen eingestreuten Haaren besetzt, unten etwas haariger, nach und nach abnehmend, an den Seiten und von unten her etwas gedrückt, von unten mit einer kaum merklichen Furche ausgehöhlt. —

### Die Wasserratte. Der Erdwolf. (Mus amphibius.)

Der Schwanz hat ungefähr die halbe Länge des Körpers, die Ohren sind kurz, kaum aus dem Felle hervorragend; an den Vorder-Füßen befindet sich eine kurze Daumenwarze mit einem kleinen Nagel.

Die Vorderfüße sitzen dicht am Leibe an, und haben vier Zehen, und am Daumenansatz, der weit zurück liegt, wie die Hausratte, einen stumpfen länglichen Nagel. Die

Hinterfüße haben fünf lange Zehen, sitzen weit hinten, da wo der Körper nach dem Schwanze zu wieder spitzig ausläuft, sind ohne eigentliche Schwimmhaut, doch sind die Zehen, so wie an den Vorderfüßen, mit einer kleinen Membrane verbunden. Der Schwanz ist geringelt, und mit vielen Stachelhaaren, so wie die Füße, besetzt.

Das ganze Thier ist mit einem dichten Pelze versehen. Die kürzern Haare des Kopfs, Rückens, und der Seiten haben schwarzblauen Grund und braune Spitzen; zwischen diesen stehen einzelne längere schwarze Haare, die von der Schnauze an, bis zum Ende des Rückgrats am engsten stehen, und also dem Obertheile ein schwarzbraunes Ansehen geben, die Backen und Seiten aber braun lassen. Die Kehle, der Unterhals und die Gegend des Afters ist aschgrau; die Brust und der Bauch aber rothbräunlich; die Schenkel und Füße grau, obgleich der Grund des ganzen Unterleibes dunkelaschgrau ist. Der Schwanz ist auf dem Obertheile schwarz, auf dem Untertheile schmutzig weiß; und da die Haare dichter stehen, so hat er auch nicht das ekelhafte Ansehen, wie an der Hausratte.

Das Weibchen ist vom Männchen dadurch unterschieden, daß der Kopf nicht so dicke, bausige Backen hat; der Unterleib hellaschgrau und der Schwanz oben röthlich ist. Außerdem hat es acht Säugwarzen, vier auf der Brust, zwischen den Vorderfüßen, und vier am Bauche zwischen den Hinterfüßen.

Zwei vorzügliche Eigenschaften zeichnen diese Thiere besonders aus: die Kunst, sehr geschickt zu graben, und zu schwimmen. Sonst haben sie gleiches Naturel mit der Hausratte. Man sieht sie zusammen spielen, sich jagen, zanken und beißen, und wenn ihnen ein Hund angehetzet wird, eben so boshaft vertheidigen, so daß auch nur gute Hunde und Katzen mit ihnen anbinden. Sie leben auch wohl so lange, als jene, und lassen bei der

Begattung einen ähnlichen Laut von sich hören. In der Lebensart hat diese Maus vieles mit dem Maulwurf und der Fischotter gemein. Sie gräbt so geschickt, wie jener, und schwimmt so geschickt, wie diese. Ja sie hat in dieser Rücksicht ganz die Natur der Ringelnatter, denn man findet sie sowohl auf den höchsten felsigen Gebirgen, als auch im flachen Felde, und in den Wäldern gräbt sie sich in den steinichten Boden unter die Wurzeln der Bäume und Gebüsche ein. Im Felde sucht sie feste Oerter, als Feldbüsche, Raine und Steinhaufen zu ihrer Wohnung auf. In Gärten wohnt sie unter den Baumwurzeln, und an Flüssen in den hohen Ufern. Letzteres ist ihr liebster Aufenthalt, wenn sie genug Nahrung in der Nähe hat. Sie gräbt sich einen Bau, etliche Schuh tief unter der Erde, und füttert ihn mit Heu, Stroh, und anderm Geniste aus. Zu diesem Bau führen verschiedene Röhren, welche oft etliche 100 Schritte weit nach dem Wasser, oder einen andern Ort, wo sie ihre Nahrung findet, hinlaufen. Solche flach hinlaufende Hauptgänge kann man dadurch von ihren andern unterscheiden, daß sie, wenn man sie zutritt, sogleich nach etlichen Stunden wieder aufgegraben und gangbar gemacht sind. In einem solchen Bau, der besonders im Winter noch mehr erweitert wird, indem Zugänge zu den Baumwurzeln von ihr angelegt werden, hält sie sich im Winter auf, und kömmt beim hohen Schnee niemals, oder höchst selten an die freie Luft. Ihren aufgeworfenen Haufen, der oft sehr groß ist, kann man dadurch vom Maulwurfshaufen unterscheiden, weil man, wenn er weggescharrt wird, die Oeffnung allezeit 1 Fuß tief fest verdämmet findet, welches der Maulwurf nie thut.

Die Nahrungsmittel dieser Thiere sind noch mannichfaltiger, als die der übrigen Mäuse, da sie nicht nur alles genießen, was jene genießen, sondern auch als Bewohner des Wassers noch Unterhalt in diesem Elemente

finden. Sie nähren sich nemlich nicht nur von Pflanzen, welche in und an dem Wasser wachsen, als: Bachbungen, Lieb- oder Rohrkolben, u. dergl. sondern fangen auch Krebse, Wasserinsekten und allerhand Larven, die in diesem Elemente ihre Verwandlung zu vollkommenen Insekten abwarten, z. B. die Hülsen- oder Wassermottenlarven; ja sie sollen sogar kleine Fische rauben, und den Fischrogen begierig verschlucken. Allein deshalb würde man sie kaum mit dem Namen schädlicher Thiere benennen können, wenn sie nicht an den Pflanzen und Bäumen in Wäldern, Wiesen und Feldern, und sonderlich in Gärten, die an Flüssen und Teichen liegen, so große Verwüstungen anrichteten. Auf den Wiesen, wo sie den Graswurzeln nachgraben, werden sie schädlicher, als die Maulwürfe. Sie durchackern den Erdboden flächer, als diese, wodurch ein Gewölbe gebildet wird, auf welchem auch die andern Gewächse, die nicht durch sie ihrer Wurzeln beraubt sind, da sie hohl stehen, verdorren müssen. Auf frisch bestellten Aeckern richten sie ebenfalls Verwüstungen an, indem sie nicht nur die erweichten ausgesäeten Getreidearten und Hülsenfrüchte mit ihren Keimen abfressen, sondern auch die versetzten zarten Pflanzen des Kohls, Krautes, und der Rübenarten zu sich in ihre Laufgräben ziehen. In Wäldern verheeren sie die neuen Anpflanzungen, indem sie die Wurzeln der zarten Gewächse abnagen, oder unterhöhlen, und den ausgesäeten Birken- Buchen- Eichen- Fichten- und Tannensaamen ausscharren. Den größten Nachtheil aber bringen sie den Gärten, die an Flüssen und Teichen liegen. Hier werden sie das, was die Hamster auf dem Felde sind. Sie versammeln sich an solchen Orten zuweilen zu hunderten, und die Ufer werden voller Löcher gefunden, die alle zu den Beeten und Bäumen in den Gärten führen. Sie werden fast allen Gartengewächsen gefährlich. Außerdem graben sie oder gehen sie in den alten Gängen

der Maulwürfe, nach den Peterſilien-, Paſtinaken- und Selleriewurzeln, höhlen die Unter- und Oberkohlrüben, beſonders die Artiſchokenwurzeln aus, und freſſen die Tulpen-, Hyazinthen- und andere Zwiebelwurzeln ſehr gern. Von letztern machen ſie im Herbſte ganze Beete leer, tragen ſie zuſammen auf einen Haufen in ihre Vorrathskammern, und leben davon, wenn ſie der Froſt hindert, die Oberfläche der Erde zu durchwühlen. Man findet in ſolchen Hölen zuweilen noch im Frühjahr einen großen unverſehrten Vorrath, den man wieder verpflanzen kann. Aber nicht allein unter den Gartenkräutern, ſondern auch unter den Gartenbäumen richten ſie dergleichen Uebel an, indem ſie nicht nur in kurzer Zeit eine ganze Pflanzſchule durch das Benagen der Wurzeln verderben, ſondern auch die dickſten Wurzeln der Obſtbäume aller Art durchfreſſen und zirkelförmig umwühlen, daß ſie verdorren müſſen. Dies thun ſie nun beſonders im Winter, wo ſelbſt die Weidenbäume nicht von ihnen verſchont bleiben. Den Gerbern freſſen ſie Stücke aus den Thierhäuten, wenn ſie ſie zur Zubereitung des Leders in's Waſſer legen müſſen.

In manchen Jahren und an manchen Orten, beſonders da, wo Gemüſegärten an Flüſſe grenzen, iſt ihre Vermehrung ſo ſtark, daß die Ufer der Flüſſe ganz durchlöchert ſind, und man faſt bei jedem Schritt zu gewiſſen Stunden ein ſolches Thier über das Waſſer rudern ſieht. Sie verurſachen daher den Gärten, die in der Nähe liegen, den größten Schaden, und nur ein ſehr harter Winter kann ſie an Flüſſen, die flache Ufer haben, vermindern, wo man alsdann viele von ihnen erſtarrrt in ihren Hölen findet.

Man unterſcheidet gewöhnlich die große Feldmaus, Stoßmaus, von der Waſſerratte, als zwei verſchiedene Arten. Allein die genaueſten Beobachtungen beweiſen, daß beide Namen eine und eben dieſelbe Art bezeichnen.

Weder in der Länge des Körpers, des Schwanzes, der Höhe, noch in der Dicke des Kopfs, Größe der Ohren, und in dem Gebisse, noch in der Farbe der Alten und Jungen, welche bei letztern wirklich ein entscheidendes Merkmal abgeben muß, ist der mindeste Unterschied sichtbar, wenn gleich die eine von diesen Mäusen auf dem höchsten Berge, und die andere in dem tiefsten Flusse gefangen worden ist.

### Die kleine Feldmaus. (Mus gregarius.)

Der Schwanz ist einen Zoll lang; die Ohren ragen etwas aus den Haaren hervor; der Daumen an den Vorderfüßen ist kaum merklich; der Körper ist rothgrau.

Von der Schnauze bis zum Schwanzende ist der Oberleib rothgrau, weil der Balg aus gelblichten und schwarzen Haaren besteht, — der Unterleib weißgelb, an den Seiten ins bräunliche fallend, — die Füße gelblich weiß, und die Zehen aschgrau.

Es ist die schnellste, im Graben die geschickteste Maus, und ein guter Schwimmer. Im Sitzen ballt sie sich zusammen, und steckt den Kopf so tief in die Brust, daß man keinen Hals sieht. — Ihre Stimme ist zur Zeit der Begattung, und in der Noth ein helles Quiken; ihr Alter aber unbekannt. — Sie stirbt mehrentheils keines natürlichen Todes. Das Weibchen ist unmerklich vom Männchen unterschieden, und hat vier Säugwarzen zwischen den Vorder- und vier zwischen den Hinterfüßen.

Diese Thiere leben allenthalben, in Wäldern und Feldern; in Wäldern mehr in Laub- als Schwarzhölzern, und in Feldern mehr auf den Aeckern, als Wiesen. In Feldern verändern sie ihren Wohnplatz nach den Jahreszeiten. Im Herbste ziehen sie den Schnittern nach, und halten sich, so lange die Ernte der Winterfrucht dauert, im Winterfelde auf, und wandern, wenn diese vorbei ist, nach der Sommerfrucht, und besonders nach

den Haferäckern. Wenn hier der Wind viel Hafer ausgeschlagen hat, wovon sie im Winter zehren können, so bleiben sie in diesem Felde, und schlagen ihre Winterwohnung daselbst auf; wo nicht, so ziehen sie in großen Märschen über und unter der Erde nach der Wintersaat, und graben sich da ihre Winterwohnung. Hier bleiben sie theils bis zum folgenden Herbst, theils zerstreuen sie sich im ganzen Felde herum. Sehr gern wohnen sie in den Feldrainen oder unter den Feldbüschen. Zwei Röhren, ein Eingang und ein Ausgang, führen gewöhnlich zu ihrem Bau; Schlafgemach, Vorrathskammer und Abtritt haben ihre besondern Abtheilungen in demselben, und ersteres füttern sie mit in der Nähe wachsenden, zermalmten Pflanzen aus, damit sie weich und warm liegen. Eben so ist das Wochenbett des Weibchens beschaffen. In Wäldern graben sie sich unter den Bäumen, Büschen und Steinen ein. Sie machen ebenfalls, doch nicht so häufig, als die Erdwölfe, flache Gewölbe über der Erde, wenn sie ihrer Nahrung nachgehen, oder von einem Orte zum andern wandern.

### Marmota. Alpenmäuse, Murmelthiere. (Mures alpini, soporosi.) Fig. 6.

Ihr Körper ist groß, dick, der Kopf stumpf und groß, die Ohren klein, oder fehlen. Die Zähne sind groß, nicht ganz bedeckt, und haben eine keilförmige Schärfe; oben 5, und unten 4 Backenzähne auf jeder Seite. Der Schwanz ist kurz und haarig. An den Vorderfüßen sind 4 Zehen und ein sehr kurzer Daumen, an den Hinterfüßen 5. Die Schlüsselbeine sind vollkommen. Sie wohnen unter der Erde, graben, klettern, nähren sich von Wurzeln und Körnern, verrichten ihre Geschäfte am Tage, und erstarren im Winter. Man theilt sie in zwei Arten.

## Das Murmelthier. (Mus montanus.)

Seine Heimath sind die höhern Alpen von Europa und Asien. Merkwürdig ist, daß man es in Savoyen auf Klippen findet, die als Inseln aus den Eisfeldern hervorragen, stundenweit von allem unbeeiseten Boden entfernt. Die Länge seines Körpers ist gegen 1 Fuß 8 Zoll, des langharigen Schwanzes 6¾ Zoll, ohne das Haar an der Spitze desselben, und es wiegt 6 bis 9 Pfund.

Der Kopf ist dick, und wird von dem sitzenden Thiere öfters aufwärts getragen. Die Schnauze ist dick und stumpf; die Oberlippe gespalten, und bis an die Nase aufwärts gefurcht. Die Vorderzähne sind mit einer abgerundeten Spitze versehen, und pommeranzenfarbig. Die Augen sind von mäßiger Größe, und stehen in der Mitte zwischen Nase und Ohren, doch diesen ein wenig näher. Auf jedem Auge und Backen steht eine Warze mit längern und kürzern Borsten. Die Ohren sind kurz, rund, haarig, und in den Haaren versteckt. Das Haar auf und hinter den Backen ist vorzüglich lang, daher die dicken Backen. Der Körper ist kurz, dick, mit flachem breiten Rücken, und einer schlaffen Haut umgeben, die sackförmig nach den Füßen herunterläuft. Eine Haarnath läuft von der Kehle, über die untere Seite des Leibes, bis an den After. Der Schwanz steht gerade aus, und ist langhaarig. Die Füße sind kurz, und haben lange, kahle Fußsohlen, weil das Thier auf den Ferſen geht. Der Daumen an den Vorderfüßen ist kegelförmig, und mit einem rundlichen undeutlichen Nagel versehen. Die Klauen der übrigen Zehen sind ziemlich lang, gebogen, spitzig, oben einigermaßen flach; die an den Hinterfüßen kürzer, als die Vordern. Der Kopf ist auf dem flachen Scheitel mit angedrückten schwarzen, und dazwischen durchstechenden weißgrauen Haaren bedeckt. Die Spitze der Schnauze ist gelblich weißgrau, die Bartborsten sind schwarz.

Die Ohren haben graue und weiße Haare, und hinterwärts kurze, schwärzliche Bürstchen. Der Hals und Rücken sind oben weißgrau, schwarz und weißgelb gemischt; die Seiten des Halses und Leibes hinter den Vorderfüßen bräunlich gelb, etwas dunkler das Ende des Leibes hinter den Hinterfüßen; noch dunkler Kehle, Brust und Bauch; die Vorderbeine äußerlich, wie die Mitte des Rückens; die Hinterbeine, wie die Seiten des Halses; die Füße oben auf schmutzig, weißgelblich; der Schwanz lichtbraun mit schwarzbraun gemengt, und an der Spitze ganz schwarzbraun.

Sie leben in großen Gesellschaften, um sich, da sie unbewehrt sind, bei Gefahr zu sichern, und lieben den Sonnenschein gar sehr, daher sie sich stundenlang sonnen. Ehe sie sich legen, und auch wenn sie weiden wollen, richten sie sich allezeit auf den Hinterbeinen in die Höhe, und schauen sich um; das erste, das jemanden erblickt, giebt der ganzen Gesellschaft ein warnendes Zeichen mit einem durchdringenden scharfen Pfiffe, die andern antworten alle durch das nemliche Zeichen, und alle nehmen still alsdann die Flucht. Aus der Anzahl der auf einander folgenden Pfiffe wissen die Jäger, wie groß die Anzahl dieser Thiere in einer Gegend ist. Eben wegen ihrer großen Wachsamkeit sind sie, wo Viele beisammen sind, nicht leicht zu erschleichen, denn da wacht immer das eine oder das andere, und zwar auf einer gewissen Anhöhe. Sie müssen ein überaus scharfes Gesicht haben. Sie zeigen sich gegen kein Thier feindselig; wenn sie verfolgt werden, so fliehen sie, und ändern, um sicher zu leben, wohl gar ihren Wohnort, so daß ganze Familien von einem Berge zum andern ziehen. In die Enge getrieben, setzen sie sich aber gegen den Menschen und Thiere zur Gegenwehr, und beißen und kratzen gewaltig. Wenn sie spielen, murren sie, wie junge Hunde. Sie leben 9 bis 10 Jahre.

Das

Das Vaterland dieſer Thiere ſind die hohen Alpen Europens und Aſiens. Sie bewohnen nur die höchſten Gebirge, wo kein Holz mehr wächſt, und wo gewöhnlich weder Menſchen, noch Heerden zahmes Vieh hinkommen. Vorzüglich wählen ſie durch ſteile Felſen abgeſchnittene freie Plätze, und die kleinen engen Thäler, welche die ſteilen Gebirge, und nadelförmigen Felſenſpitzen zwiſchen ſich laſſen, zu ihrem Aufenthalte. Sie ziehen durchaus die weſtliche und ſüdliche Seite, die der Sonnenwärme am meiſten genießt, den andern vor, und vermeiden mit Sorgfalt alle feuchte Plätze, ob ſie gleich eine friſche Quelle in der Nähe ſehr lieben. Es halten ſich, wie ſchon angemerkt worden, von dieſen Thieren allezeit eine Menge zuſammen, welche eine einzige Familie ausmachen. In der Gegend ihres Aufenthalts ſieht man zwar allemal viele Löcher und Hölen, beſonders unter Steinen und kleinen Erdhölen, deſſen Gänge gegen den Berg gerichtet, bald gerade hinein, bald wieder abwärts gehen, beſonders wo der Boden nicht ſehr ſteil iſt, bald ſich wieder aufwärts ziehen, oft hin und her laufen, und ſich zuweilen auf beiden Seiten vertheilen. In einer ziemlich weitläuftigen Gegend aber, und meiſtens in dem ganzen Bezirke ihres Aufenthalts, iſt nur eine einzige Höle die eigentliche Winterwohnung, welche mehrentheils nur aus einer einzigen Röhre, und aus der eigentlichen Höle beſteht, die wie ein Backofen ausſieht, welchen die Landleute vor ihren Häuſern haben. Darin liegen die Thierchen, ſo viel ihrer ſind, rings herum, eins an dem andern, und jedes zuſammen gerollt. Die Höle iſt ſehr glatt, und man findet nicht viel Erde vor der Mündung derſelben aufgeworfen; denn ſie verſtehen die Kunſt, die losgekratzte Erde mit ihren vordern breiten Pfoten nicht nur hinter ſich zu werfen, ſondern in dem Baue gleichmäßig zu vertheilen, und feſt zu ſchlagen. Dieſe Winterhöle iſt außer dem Zugange gänzlich verſchloſſen, und

die Fluchtgänge, wenn sich welche finden, sind nur etwas zufälliges, nichts nothwendiges, und entstehen wohl erst während des Nachgrabens der Menschen, wenn einige Thiere wach werden, und sich zu retten suchen. Einen eignen Abtritt haben sie gewöhnlich nicht neben ihrer Winterbehausung, weil sie ihn nicht nöthig haben, da sie nichts mehr fressen, wenn sie das Winterquartier beziehen; jedoch mögen sie ihn vielleicht alsdann nöthig haben, wenn sie im Frühjahr bei noch liegendem Schnee aufbrechen, und die Sonnenhölen noch nicht beziehen können. Die andern Röhren sind nur sogenannte Sommerröhren, theils auch kleine Fluchtlöcher, wo man das Ende mit dem Arm oder Stock erreichen kann. Dennoch ziehen sich einige Sommerhölen auch sehr weit hinein, sind aber inwendig nicht breiter, als die Zugänge selbst, deren oft mehrere sind. Zu Fluchtröhren brauchen sie auch Klüfte unter Felsenstücken und Steinen. In den Sommerhölen findet man niemals Heu, und sie sind schon äußerlich von den Winterwohnungen sehr leicht zu unterscheiden. Man findet nemlich vor diesen Sommerwohnungen viel Erde aufgeworfen, welche jährlich, so wie die anwachsende Familie mehrere Kammern nöthig macht, zunimmt. In einigen dieser Kammern liegt auch viel Koth, und es scheint, daß sie dieselben zu bloßen Abtritten brauchen. Auch findet man im August und September vor den Eingängen der Winterwohnungen etwas Heu liegen, von welchen sich vor den andern Höhlen nie eine Spur zeigt, und zu Anfang des Oktobers sind die Mündungen derselben fest verschlossen, welches ein sicheres Zeichen ist, daß sich die Thiere nun wirklich einquartirt haben. Die Weite der Mündungen und Röhren ist kaum so groß, daß eine Faust eindringt, und es ist unbegreiflich, wie die Thiere hindurch können. Sie graben sehr schnell, und weichen aufstoßenden Hindernissen, als Felsen und Steinen, geschickt aus. Die Mündung des

Hauptganges ist 2 bis 6 Schuh hinein, fest von innen mit Erde, Steinen, Sand, Lehmen und Gras ausgemauert, worunter sich oft 1 Fuß lange Steine befinden. Die Länge dieser Röhre ist nicht immer gleich; oft muß man 2 bis 5 Klafter weit hinein, und ½ bis 2 Klafter tief graben, ehe man zu ihrem Bette kommt; oft geht es weder weit noch tief hinein. Das Winterlager selbst ist eine runde oder eirunde, 3 bis 7 Fuß im Durchmesser habende Höle, größer und kleiner, nach dem Bedürfniß ihrer Familie, und nach Bedürfniß des Bodens eingerichtet. In dieser liegt dürres aber rothes Heu in Menge, und die Thierchen hart an einander, mit dem Kopf gegen den Hintern gekehrt, und, wie man sagt, mit der Nase im After, oben auf dem Heu, ganz kalt, und in solcher Erstarrung und Erkältung des Bluts, daß sie ohne Leben und Athem zu seyn scheinen. Man findet 2 bis 14, am öftersten aber 5 bis 9 zusammen. Sonst hat man auch wohl, in eben derselben Höle, 2 Nester und 2 Familien angetroffen. Das Heu tragen sie im Munde in die Höhle, fassen es so, daß es wie ein Knebelbart aussieht, und streichen das, was locker ist, mit den Vorderpfoten sorgfältig ab; sie laden es also keinesweges einander auf den Bauch, und lassen sich auf dem Rücken zur Höle schleppen, scharren es auch nicht bloß vor der Mündung ihrer Behausung zusammen, wie man sonst geglaubt hat. Dies sieht man auch daher, weil die zahmen, wenn sie sich ein Winterlager bereiten wollen, sich mit allem, was sie finden, mit Tüchern, Lumpen, Laub, Stroh ꝛc. den Mund voll stopfen, und es zusammen schleppen. Dies Heumachen geschieht in den schönsten Tagen des Augusts, und sie verwechseln es vermuthlich alle Jahre mit neuem, weil man viel Heu unter dem Auswurfe des Baues findet, der sich jährlich vergrößert. Von demselben fressen sie aber im Winter nichts.

Sie beziehen ihre Winterquartiere nach der Verschie-

denheit der Gegenden und des Jahrgangs nach Michaeli bis in den Weinmonat, und kommen eben so zu Ende des Märzes oder im April wieder hervor. Sie liegen also 5 bis 6 Monate in Erstarrung. Es darf, wie beim Hamster, keine äußere Luft zu ihnen dringen, wenn sie erstarren sollen; das sieht man aus der genauen Verstopfung des Eingangs, welche sie von innen nach außen zu verrichten. Bei ihrem Auszuge stoßen sie auch den Pfropf nicht nach außen heraus, welches auch nicht möglich seyn würde, sondern sie nehmen nach und nach die Erde, Steine, das Heu u. dergl. woraus er besteht, von der Seite hinweg. Wenn man sie an die Wärme oder Sonne bringt, so fangen sie nach wenigen Minuten an, zu schnarchen, und bewegen sich taumelnd hin und her. In warmen Zimmern kann man sie den ganzen Winter über wachend erhalten; doch wollen sie hiezu und zum fressen, wenn sie erst aus der Erstarrung kommen, gezwungen seyn. Nach ihrem Erwachen im Frühling begeben sie sich in die mittlere Gegend der Gebirge, um daselbst ihre Nahrung zu suchen; aber bei herannahendem Sommer steigen sie wieder in die Höhe, um die Einsamkeit zu genießen. Im Herbste, ehe sie einschlafen, sind sie sehr fett, und im Frühjahr, wenn sie erwachen, gewöhnlich sehr mager. Im Sommer fliehen sie bei Ungewitter und Regen, oder Gefahr, allezeit in ihre Hölen, und verlassen sie nur an schönen Tagen, ohne sich jedoch weit davon zu entfernen.

Ihre Nahrung besteht aus Kräutern und Wurzeln, und aus dem zartesten und kräftigsten Grase. Im Frühjahr, wenn noch Schnee liegt, müssen sie ihr Futter weit suchen. Mit der Morgendämmerung gehen die alten Murmelthiere aus ihren Löchern, und fangen nach Aufgang der Sonne an zu weiden, und weiterhin lassen sie auch die Jungen heraus gehen. Diese springen dann nach allen Seiten herum, jagen einander, setzen sich auf

die Hinterfüße, und bleiben in dieſer Stellung gegen die Sonne gerichtet, mit der Miene eines außerordentlichen Wohlbehagens, lange Zeit ſitzen. Alle, jung und alt, ſetzen ſich, ehe ſie anfangen, das Gras zu ihrer Nahrung abzuweiden, auf ihre Hinterſchenkel in einem Kreiſe herum, und drehen ihre Köpfe nach allen Seiten. In der heißeſten Jahreszeit, und ehe ſie den Winterſchlaf beginnen, ſieht man ſie um die nahen Quellen, und die Jäger wollen ſie auch an den Salzlecken bemerkt haben. Sie ſaufen nur höchſt ſelten, und wenn ſie es thun, ſo recken ſie den Kopf in die Höhe, wie die Gänſe, wenn ſie ſaufen, und drehen ſich ſogleich aus Furcht nach allen Seiten um. Ihr Magen und ihre Gedärme ſind im Winter ganz leer, wie ausgewaſchen. Dies findet man ſchon, ehe ſie ſich ſchlafen legen; denn ſie ſollen wirklich, ſobald ſie den erſten Froſt empfinden, ſo viel und ſo lange Waſſer trinken, bis es klar und rein wieder von ihnen abgeht. Der Magen iſt daher zu dieſer Zeit ſehr klein, und wie zuſammengeſchrumpft. — Sie laſſen ſich jung zähmen, lernen allerlei poſſierliche Stellungen, tanzen, und auf den Wink ihres Herrn gehorchen. Sie fallen die größten Hunde an, wenn ſie gereizt werden, und beißen ſie, freſſen in aufrechter Stellung, klettern auf Bäume, ſteigen an nahe zuſammenſtehenden Mauern hinauf, und die Savoyarden richten ſie ab, an einem Stock zu gehen, und in die Schornſteine hinauf zu ſteigen.

### Der Hamſter. (Marmota cricetus.)

Der Hamſter ſtammt aus dem ſehr weitläuftigen Mäuſegeſchlecht ab, und bildet, indem er ſich durch ſeinen Winterſchlaf dem Murmelthier und den Haſelmäuſen nähert, hingegen durch ſeine, ſonſt dem Affengeſchlecht eigene, Backentaſchen, von jenen und andern Mäuſegattungen entfernt, eine Zwiſchenſippſchaft, die unſere

älteren Systematiker unter dem Namen Mures buccati schon anerkannt, die neueren aber zu einer ganz eigenen Gattung (Cricetus) erhoben haben. In derselben steht er als deutsche Art, ganz allein, und macht sich sowohl durch seinen Körperbau, als durch seine Farbe leicht bemerklich. Alle seine einzelnen Theile: Kopf, Hals und Rumpf sind kurz und dick; der schlecht behaarte Schwanz ist gleichfalls kurz; die Füße sind niedrig und massiv, so daß das Thierchen mit dem Bauche beinahe die Erde berührt, und dieses alles giebt ihm das Totalaussehen einer größeren Maus, deren ganze Körperlänge, ohne den zwei Zoll messenden Schwanz, nicht mehr als zehn, höchstens zwölf Zoll, und deren Höhe nur 3, höchstens 4 Zoll beträgt. Die Backen sind mit einer weiten Haut überzogen, unter welcher inwendig im Maule zu jeder Seite eine drüsige Backentasche gebildet wird, deren Function wir unten kennen lernen. Diese Backe sowohl, als die gespaltene Schnauze, welche die oberen Vorderzähne erblicken läßt, und auch die schwarzbraunen, stark hervorliegenden Augen sind mit schwarzen Borsten besetzt. An seinem Pelzrocke hat der Hamster mehr buntes und mannichfaltiges aufzuweisen, als die übrigen nur simpel gekleideten Mäuse, weswegen er ihm auch gewöhnlich entrissen wird, wenn er in die Hände der Menschen fällt. An dem Kopfe sind Schnauze und Ohren rein weiß. Die Umgebung der Augen, die Ohren, die Seiten des Körpers und das Aeußere der Schenkel sind fuchsroth. Von der Stirne an breitet sich über den Rücken eine hasengraue Decke aus, und den ganzen Unterleib überzieht ein tiefes Schwarz, welches wir unter allen Jagdthieren nur noch einzig an dem Dachse wahrnehmen. Weiße, wie mit Handschuhen bekleidete Füße, von welchen die vorderen nur einen sehr unvollkommenen Daumenzehen, mithin nur vier, die hinteren aber fünf vollkommene Zehen haben, vollenden endlich das Bunt-

ſcheckige und den Farbenwechſel. Man findet aber auch nicht ſelten ganz ſchwarze, weiße, gelbe und geſcheckte Spielarten. Die erſteren bemerkte Pallas in Rußland ſehr häufig. Dieſer Pelzrock iſt zwar dicht behaart, es befinden ſich jedoch auf demſelben zu beiden Seiten des Rückens regelmäßig zwei kurz und ſteifbehaarte Flecke, ſogenannte Borſtenflecke, die den Honigflecken der Marder gleichen, und den Werth des Balges mindern.

Wenn auch das Kleid den Hamſter empfielt, ſo werden doch ſeine Sitten ihm wenig Freunde verſchaffen. Die Munterkeit und das poſſierliche Weſen, welche das Eichhorn, das Murmelthier, und auch die Haſelmäuſe, mit Einſchluß des Siebenſchläfers, beliebt machen, und leichte Zähmung ſucht man vergebens bei ihm. Er iſt und bleibt menſchenſcheu, finſter, flieht das Tageslicht, zernagt alles, und vergräbt oder verkriecht ſich alsbald, wenn ſeine Umgebung es erlaubt. Und ſonderbar! bei ſeiner großen Vermehrung iſt der Hamſter eines der ungeſelligſten Thiere, der ſtreitſüchtigſte Raufer, der mit ſeinen nächſten Anverwandten in unverſöhnlicher Feindſchaft, mit ſeinen Geſchlechtsverwandten und kleineren Thieren im ewigen Kriege lebt, der oft mit den blutigſten Niederlagen endiget. Sollte man es glauben, daß dieſes Thierchen Muth genug beſitzt, auch überlegene Feinde anzufallen, und ſich mit ihnen zu meſſen? Und doch iſt es ſo! Hunde, welche den Hamſter anfallen, und den Kampf zu beſtehen noch nicht gelernt haben, ſchlägt er oft mit Knurren und aufgeblaſenen Backen ritterlicher in die Flucht, als der Fuchs; Pferde, welche ihm in den Wurf kommen, oder von deren Reuter er gereizt wird, fällt er an und ſchreckt er, indem er ihnen nach dem Kopfe ſpringt, und ſelbſt Menſchen mögen bei dem Ausgraben eines Hamſters ſich mehr wahren, als bei dem Graben eines Fuchſes oder Dachſes. Dieſer Muth iſt ihm aber auch in Ermangelung anderer Rettungsmittel zu ſeiner Erhaltung

nöthig, denn er besitzt nicht Geschwindigkeit genug, um Gefahren zu entgehen, und ist an eine Höle festgebannt, die ihm nicht Sicherheit genug darbietet, vielmehr leicht erspäht, und mit Verlust seines Lebens zerstört werden kann.

Durch seine Industrie macht sich der Hamster am meisten, und bei weitem mehr, als durch seine unfeine Lebensart verhaßt. Seine weiten Backentaschen trägt er bloß als Transportwerkzeug, um sich zu verproviantiren. Jede faßt 2 — 3 Loth Körner oder Gesäme, und er versteht es meisterlich, sie vollzupacken, und wieder mit seinen Vorderpfoten zu entladen. Durch diese Backentaschen bringt er die bedeutendsten Getreide-Vorräthe in seine unterirdische Magazine, die ihn zur Zeit des Mangels, nemlich im Herbste und Frühjahre nähren. Nur bei einem gewissen Wärmegrade und bei Entfernung der atmosphärischen Luft beginnt der Winterschlaf, der einem vollkommenen Scheintode ähnlich ist. Die meisten Lebensfunktionen: Bewegung, Verdauung, Absonderungen u. s. w. hören auf, nur, wie sich von selbst versteht, die Respiration, und der damit in Verbindung stehende Kreislauf des Blutes nicht ganz, jene geht aber so langsam, daß ein solcher Winterschläfer während seiner Schlafperiode in 5 Monaten nicht öfter athmet, als bei seinem Wachen in 2 oder 3 Tagen. — Zuerst verrammelt der Hamster, wie das Murmelthier, ganz dicht und fest alle Eingänge zu seinem unterirdischen Schlafgemach, das rund, von der Form einer ausgedehnten Ochsenblase, und mit dem feinsten, weichen, zerbissenen Stroh ausgefüttert ist. Er sichert darauf seine Kornkammer, indem er sie tiefer legt, und zehrt nun seinen Vorrath bis zur Hälfte oder zwei Drittheile auf, wodurch er ganz fett wird. Nach 6 bis 8 Wochen verfällt er aus seinem gewöhnlichen Schlaf, wobei er sich kugelförmig zusammenrollt, und auf die Seite legt, in den Todesschlaf, woraus er erst

im Monat März allmählig wieder erwacht. In diesem Zustande kann man ihn kneipen, verwunden, tödten und seciren, ohne daß er eine Empfindung des Schmerzes, und etwas anderes, als Irritabilität oder Muskelreizbarkeit äußert. Nach seinem Erwachen, wo die Natur zur Herbeischaffung angemessener Nahrungsmittel noch nicht thätig war, zehrt er den übrig gebliebenen Rest seines Vorraths auf, den er durch das Abbeißen der Keime gegen das Aufkeimen gesichert hat.

Sein Magazin besteht größtentheils aus Sommerfrüchten, da er erst spät einzutragen anfängt, besonders aus Hafer, Erbsen, Linsen, Bohnen, Leinknoten u. s. w. wovon er oft mehr als einen Zentner schwer zusammenträgt, und in der Zeitfolge ordentlich zusammen schichtet, wie diese Getreidearten zeitigen. Er nährt sich hievon jedoch nicht allein, sondern auch von andern: von Wintergetreide, Weizen, Roggen, Spelz, von grünen Kräutern, Gräsern und ihrem Gesäme, von Wurzeln, Knollenfrüchten, Obst u. dergl. Ja, seine Gefräßigkeit macht ihm auch animalische Nahrung lieb: er verzehrt Würmer, Insekten, Frösche, und macht Jagd auf Feldmäuse, Vögel, junge Wachteln, Feldhühner und junge Hasen. Seiner Nahrung geht er in der stillen Morgen- und Abend-Dämmerung, oft auch am Tage, wenn er sich sicher glaubt, nach, und ist mithin kein Nachtwandler, wie die übrigen Jagdthiere.

Bei seiner weiten Verbreitung in kalten, warmen und gemäßigten Zonen, in Ungarn, Polen, Böhmen, Rußland, Spanien und Deutschland wählt er sich seinen Aufenthalt nie in Wäldern, sondern immer in Feldern, wo der Boden weder sandig, thonig, noch steinig, sondern milde, fruchtbar, und seinem Minierwesen günstig ist. Er findet sich daher in Deutschland nicht allenthalben vor, er bewohnt hier nur einige Gegenden von Preußen, Sachsen, Schlesien, Franken, Thüringen, Oesterreich, Bayern

und Schwaben. In die Erde gräbt er sich allda eigene Wohnungen oder Baue, wie bereits erwähnt, und zwar für den Sommer eine Villa von leichterer Bauart, nur zwei bis vier Fuß tief, für den Winter ein wärmeres Quartier von 5 — 10 Fuß Tiefe. Diese Baue sind gewöhnlich mit zwei Röhren versehen, von welchen die eine, die schief ausläuft, und das Schlupfloch genannt wird, zum Ausgang dient, und die andere, welche senkrecht einfällt, und Falloch heißt, zum Eingang gebraucht wird. Ein junger genügsamer Hamster hat in seinem Baue zwei Kammern oder Kessel, ein alter Rammler legt sich deren 3 bis 4 an. Die eine Kammer, welche auf die angegebene Weise ausgetäfelt ist, dient zum gewöhnlichen Wohngemach, die übrigen werden zu Speisekammern benutzt. Die weiblichen Hamster lagen ihre Baue tiefer an, versehen sie mit mehreren Fallöchern und wenigen Kammern, weswegen sie auch schwerer zu graben sind, und von den Hamstergräbern übergangen werden. Das Weibchen schläft, da es tiefer liegt, einige Wochen länger, denn man trifft zuerst die Männchen an. Kann der Hamster seine Baue unter freistehenden Bäumen oder Sträuchern anlegen, so wählt er solche vorzugsweise zu seinem Schutze.

In der Regel lebt nur ein Hamster misanthropisch in einem Baue, außer zur Zeit der Begattung, welche zweimal, oft dreimal im Jahre erfolgt, und wobei heftige Kämpfe zwischen den Männchen statt finden. Die erste geschieht im März und April, die andere zu Ende Junius oder zu Anfang des Julimonats. Das Weibchen wirft in einem neuen, zum Wochenbette eingerichteten Baue, 6, 12 — 18 Junge, die 3 — 4 Wochen gesäugt werden, und alsdann ihre eigene Oekonomie im neu erbauten Hause anfangen müssen. Die weiblichen Kinder werfen noch im nemlichen Sommer, und nun erwäge man die ungeheure, zur Landplage werdende Population,

die sich durch folgende Thatsachen noch anschaulicher machen läßt. In dem Amte Gotha grub man in einem Herbste 30,000, bei Quedlinburg 100,000, und in der Umgebung von Weissenfels 12,000 Stück. Ehemals waren sie in noch größerer, und fast doppelter Anzahl in diesen Gegenden vorhanden.

Wenn sie gleichwohl den Fuchs, zahme Hunde, Katzen, Marder, Iltisse, Wieseln, Eulen und Falken zu ihren Feinden zählen, so bestehen diese doch keinen so glücklichen Kampf, daß ihrer Vermehrung ein bedeutender Abbruch geschehen sollte. Der Mensch muß daher, will er seinen Fleiß und seine Existenz nicht gefährdet sehen, dieser übergroßen Vermehrung mit Anstrengung Schranken setzen. Daß die Jagd auf dieses Thierchen nicht anziehend ist, wird man wohl glauben; deswegen beschäftigt sich der Jäger nicht mit derselben. Der Landwirth weiß die edle Zeit zweckmäßiger zu benutzen, und giebt sich gleichfalls nicht mit derselben ab. Deswegen werden in jenen Gegenden, wo viele Hamster wirthschaften, eigene Hamstergräber, wie an vielen andern Orten Maulwursfänger, aufgestellt, welche sich der Hamstervertilgung gegen ein bestimmtes Fanggeld, gegen Zurückbehaltung des Hamsterbalges, und der in seiner Höle vorgefundenen Getreidevorräthe unterziehen. Zu Gewinnung der letzteren geben an vielen Orten sich arme Leute von freien Stücken mit dem Hamstergraben ab. Damit nun diesen, wie jenen, durch die gänzliche Hamsterausrottung die Ernte nicht ausbleibe, so suchen sie durch Ueberhalten eines angemessenen Mutterwildstandes das Aussterben zu verhüten.

Zur Hamstervertilgung wendet man das Ausgraben mit eigenen Werkzeugen, das Ausgießen mit Wasser, wenn solches in der Nähe ist, das Ausdampfen mit Schwefel, mittelst einer zu diesem Behufe erfundenen Maschine, und endlich das Vergiften an.

Wie viel der Hamster schadet, wurde bereits bei Angabe seiner Nahrung und Fortpflanzung erwähnt. Sein weniger Nutzen leistet für den Schaden keinen Ersatz. Sein Mäusefangen ist von keinem Belang. Nur sein Pelzwerk zahlt das unbedeutendste Schmerzengeld. Jenes ist schön und dauerhaft, aber nicht sehr gesucht, und dabei sehr wohlfeil. Die bessern Hamsterbälge, hauptsächlich von den Alten, werden ausgesucht, der schlechtbehaarte Theil des Bauches wird bis auf einen schmalen Streifen zu beiden Seiten hinweggeschnitten, die Ohren und die Borstenflecke werden ausgemerzt und vernähet, und alsdann werden die auf diese Weise zu gutgemachten Bälge von dem Kürschner schockweis zusammengesetzt. Zwei Schock oder 120 Stück machen einen sogenannten Sack aus, der im Handel 4 — 6 Thaler kostet.

### Der Lemming oder die Bergmaus. (Marmota Limmus.)

Er ist vorzüglich in Norwegen und Lappland zu Hause; eine Abart davon auch in Rußland, ist von der Größe einer Ratte, kurz geschwänzt, und schwarz, braun, gelblich und rostfarben, nach den verschiedenen Theilen des Körpers, hat eine bellende Stimme, und ist sehr grimmig. Die Oberlippe ist, wie bei den Eichhörnchen, gespalten.

Diese Geschöpfe sind ebenfalls durch Wanderungen merkwürdig, die sie aber nicht gerade alljährlich anstellen, sondern wahrscheinlich nur, wenn Noth und Hunger sie dazu nöthigen, und daher etwa in zwanzig Jahren ein bis zweimal. Sie wählen sich aber immer eine sehr bequeme Jahreszeit. Wo sie hinkommen, betrachtet man sie als eine schreckliche Geißel, denn sie verwüsten Alles; zum Glück brechen sie nicht in verschlossene Häuser ein. Will man mit einem Stocke nach ihnen schlagen, so

beißen sie fest in denselben ein, und lassen sich eine Strecke forttragen. Sie wühlen sich Hölen unter der Erde, und nähren sich von Wurzeln.

Eigentlich weiß man so wenig, woher sie kommen, daß der gemeine Mann sagt, sie fielen mit dem Regen aus der Luft; sie brechen also wahrscheinlich aus unbesuchten Gegenden plötzlich hervor.

Sie marschieren in Zügen oder Kolonnen, die 1 bis 4 Fuß von einander abstehen, so, daß ein Lemming dicht hinter dem andern geht, und halten dabei eine völlig grade Richtung. Diese Richtung, in welcher sie ziehen, hindern nicht Seen und Flüsse, die sie durchschwimmen, wo sie aber auch oft bei einem widrigen Windstoße allzumal umkommen; nicht Moräste, noch Felsen, welche letztere sie erst, wie man sagt, zu zernagen suchen sollen, ehe sie dieselben umgehen, und wo sie sodann, wenn derselbe umgangen ist, in gleicher grader Linie mit der vorher gehaltenen, hinter dem Felsen den Zug fortsetzen. Treffen sie auf ein Fahrzeug, so sollen sie dasselbe auf einer Seite hinauf- und auf der andern wieder hinabklettern.

Ihre Wanderung geht nach dem Meere zu, nur freilich gelangen die wenigsten wirklich dahin, denn Unfälle und Hunger, Raubthiere aller Art, Bären sogar nicht ausgenommen, und auch Menschen vermindern ihre Zahl sehr. Die Jungen schleppen sie im Munde oder auf dem Rücken mit fort. — Zuweilen soll ein Zug unter sich selbst, oder vielleicht etwa mit einem andern Zuge, uneins werden, und dann wird, wie von zwei Heeren, ein Treffen geliefert. Man erachtet wohl leicht, daß manche dieser Nachrichten entweder Bestätigung oder Erklärung bedürfen möchten.

### Die Blindmaus. (Marmota Typhlus.)

Besonders in Polen und Rußland heimisch, hat die Größe einer Ratte, und wohnt unter der Erde. Aeußer-

lich merkt man keine Augen und Ohren an derselben, obwohl weder das Auge noch die Gehörgänge fehlen. Die Augen sind sehr klein, und mit dicken Haaren besetzt, welches dann mit der unterirdischen Lebensart dieser Thiere sehr wohl zusammenpaßt. Der Schwanz fehlt auch.

### Die Rollmaus oder Bilch. (Glis esculentus.)

Sie lebt in den milderen Erdstrichen der alten Welt, und ist der wahre Glis der Alten, den sie verspeiseten, und in eigenen Gliariis mästeten. Sie nistet in hohlen Bäumen, und hält einen langen und sehr festen Winterschlaf.

Sie sind sehr zänkisch und beißig, leben von Buchecheln, Fichten- und Tannensaamen, Beeren, Korn, Obstkernen, auch von jungen Vögeln, und Vogeleiern, aber suchen sich auch Mistkäfer, und wahrscheinlich wohl noch andere Insekten.

Sie tragen für den Winter große Quantitäten Nüsse ein, die sie oft im Frühjahr, nach dem Erwachen aus dem Winterschlafe, nicht einmal verzehren können. Die Dauer dieses Schlafes, in welchem sich das Thier kugelrund zusammenrollt, hängt von der Erwärmung der Luft ab, und das Thier hat in demselben weit weniger Empfindung, als im wachenden Zustande. Doch ist es nicht etwa ganz unempfindlich, wie man wohl gesagt hat, sondern wenn es gestochen oder gebrannt wird, giebt es einige dumpfe Töne des Schmerzes von sich.

Diese Thiere leben paarweise, begatten sich im Frühlinge, und das Weibchen wirft 4 bis 5 ganz nackte Junge, die aber schnell heran wachsen. Man schätzt ihr Lebensalter auf 6 Jahr.

Das Mardergeschlecht ist der ärgste Feind der Bilche. Das Fell derselben ist zwar sehr schön, doch zu dünn und zart.

### Die kleine Haselmaus. (Glis auellanarius.)

Sie ist kleiner, als die Hausmaus, und hält ihren Winterschlaf in einem kugelförmigen, ziemlich festen Lager von Tangelnadeln und kleinem Gestrüppe, worein sie sich vergräbt. Sie gleicht dem Eichhorn in der Possierlichkeit.

### Die Wurzelmaus. (Mus oeconomus.)

Ist das kleinste, nicht nur aller hierher gehörigen Thiere, sondern aller Säugethiere überhaupt, und in Sibirien und Kamtschatka in ganz unglaublicher Menge vorhanden, und hat keinen unbedeutenden Einfluß auf den Haushalt der Kamtschadalen, und mancher Völker Sibiriens. Verwandt mit derselben ist eine andere Maus, die Zwiebelmaus (Mus gregalis), die wohl nur meistentheils in Ansehung der Nahrungsmittel von ihr verschieden ist.

Diese höchst kleine Thiere legen in Holzungen und auf dem Felde, gegen den Sommer zu, Hölen oder vielmehr Kammern unter dem Rasen an, mit sehr vielen Nebengängen. Die Kammern halten einen Fuß im Durchmesser, sind oval, platt gewölbt, und der Nebengänge sind oft an dreißig. Sie treten zuerst mit ihren kleinen Füßen das Erdreich fest, und füttern es dann mit weichen kurz gerissenen Grase aus. Seitwärts laufen nach allen Richtungen die Nebengänge, die noch keinen Zoll im Durchmesser haben. Nur ein einziges Pärchen erbauet und bewohnt ein solches Winterhaus. Beim Erbauen hat das Weibchen die meiste Mühe, und die schwerste Arbeit, zumal bei seinen schwachen Zähnen und Pfoten. Es ist Alles wohlbedacht und mit Sorgfalt ausgeführt, was begonnen wird. Aber die Arbeit dauert auch vom Frühling bis zum Herbst.

Ist das kleine Gebäu eingerichtet, so werden die nahrhaftesten Wurzeln ausgegraben, und in das Vorrathsge-

wölbe gebracht, welches bei einigen noch einige Nebengewölbe (nicht etwa Gänge) hat. Im Sommer bleiben die Wurzeln unangetastet, denn man lebt von Beeren.

Die Vorräthe bestehen aus mancherlei Wurzeln, namentlich aus Wurzeln mehrerer Zwiebelarten, aus Natterwurz, (Polygonum bistorta), Johanniswedel, (Spiraea) und aus andern. Selbst die Wurzel des giftigen Napells (Aconitum napellus) und die Zembranüsse dienen zum Vorrath. — Ist dieser aber durch Nässe verdorben, so tragen die Thiere die Wurzeln aus dem Magazin hervor, trocknen sie an der Sonne, und bringen sie dann erst wieder zurück. — Alles Gefaser an der Wurzel, und alle daran sitzende Erde, wird davon abgethan. — Kurz, ein Mensch kann kaum für seine Wintervorräthe vorsichtiger oder sorgfältiger zu Werke gehen, als es diese Thiere thun.

Die Kamtschadalen nahmen sonst einen großen Theil ihres Wintervorraths von diesen Thieren — was jetzt, wo diese Nation bald ganz erloschen seyn wird, nicht mehr bedeutend seyn kann; ließen ihnen die giftigen Zwiebelwurzeln, und legten, statt der genommenen Wurzeln, Fischrogen, aber auch manche ganz unbrauchbare Dinge hin, um sie, nach ihrer Meinung, in die Einbildung zu setzen, daß ein Tauschhandel mit ihnen getrieben werde.

Wie bedeutend sind die Wanderungen dieser kleinen Geschöpfe! Wir untersuchen nicht, woher dieselben entstehen. Wahrscheinlich sind sie auf die Erhaltung des Geschlechts selbst berechnet, indem bei allzugroßer Vermehrung die Nahrung ermangeln, und die Thierchen untergehen müßten. Die um die wenigen Ortschaften in Kamtschatka lebenden Mäuse, die es leichter finden, sich daheim zu ernähren, verlassen nie das Land.

Im Frühjahr sammeln sie sich in Haufen, und wandern in großen Heerden aus, übersteigen die Berge, stürzen sich in Flüsse und Seen, wobei denn die schlechten

Wan-

Wanderer, und die schlechtern Schwimmer umkommen, und die letztern häufig todt an den Ufern liegen bleiben. Die Luchse und Wasservögel halten bei diesen Zügen keinen schlechten Schmaus. Ist die große Wasserfahrt bestanden, so ruhen sie sich aus, und sonnen und trocknen sich. Haben sie den Penschinskischen Meerbusen erreicht, so umgehen sie diesen, ziehen stets nach Süden fort, und kommen im Julius, in dem Gebiete Ochotzk, am Flusse Ochota und Indoman an. Welch ein Weg! Nur vom Meerbusen Penschinski angerechnet, beträgt er 150 deutsche Meilen. — Es ist unbegreiflich, wie sich die Mäuse auf diesen Zügen erhalten, zumal da das unzählige Heer oft zwei Stunden Weges einnimmt.

Zu Anfang Oktobers kehren die kleinen Wanderer zurück, und kommen wieder in der Heimath an, und haben mithin einen Weg von weit mehr als 300 deutschen Meilen gemacht. — Füchse, Zobel und Wiesel folgen ihnen auf dem Rückwege in zahlreichen Heeren nach, und fressen sie. Und der Kamtschadale, der so vielen Vortheil von ihnen und ihren Verfolgern hat, freut sich ihrer, wenn sie zurückkommen, trocknet, sonnet und pflegt die Ermatteten, und sucht sie ins Leben zurückzubringen.

## Der gemeine Hase. (Lepus timidus.)

Ein alter Hase hat gegen 1½ Fuß Länge, 10 bis 11 Zoll Höhe und einen 3 Zoll langen Schwanz, welcher von den Jägern die Blume oder das Federlein genannt wird. Der längliche herunterwärts gebogene Kopf ist nach vorn zu schmal, und von dem Maule bis zu den Ohren abgerundet, die Schnauze dick und groß, mit langen Barthaaren besetzt, und die Lefzen, besonders innerhalb, mit Haaren bebrämt. Die Nasenlöcher gleichen einem zweiten Maule, weil sich an ihrer Scheidewand eine Vertiefung befindet, die man für eine wirkliche Oeffnung ansieht, welche sich durch die mitten gespaltene Oberlippe

mit dem wirklichen Maule vereiniget. Auf jeder Seite des Mauls befindet sich ein aus langen Borsten bestehender Knebelbart. In der obern Kinnlade stehen 4 Schneidezähne dicht bei einander, nur mitten scheint sie ein schmaler Einschnitt paarweise trennen zu wollen. An jeder Seite sind 6 kurze Backenzähne. In der obern Kinnlade stehen vorn 2 Schneidezähne, und an jeder Seite 5 Backenzähne; also oben und unten überhaupt 28 Zähne.

Die Augen sind groß, weit hervorragend, bräunlich gelb und funkelstrahlig.

Die Ohren (Löffel) sind lang, an der Spitze schwarz, übrigens weißlich, vorwärts gestreckt, und scheinen an ihrem Ursprunge sich zu berühren; der Vorderrand ist einwärts, der hintere aber auswärts gebogen.

Der Hals ist stark, und die Brust fleischig und enge, der Leib lang gestreckt und fast überall von gleicher Dicke. Die Vorderfüße (Vorderläufe) sind kurz, dünn, und haben 5 Zehen (Finger). Die Hinterfüße (Sprünge) sind viel länger und haben nur 4 Zehen, welche sämmtlich mit langen ausgehöhlten schwarzen Nägeln, und dicht mit Haaren besetzt sind. Die Fußsohlen sind ebenfalls dicht behaart. Wenn der Haase geht, so berührt er mit den Hinterfüßen vom Knie bis zur Ferse die Erde.

Der mit Wolle und Stachelhaaren besetzte Körper ist oben bräunlich gelb und schwarz gesprengt; um die Seiten und an der Brust röthlich oder gelbbraun, und unten gelblich weiß. Der Schwanz ist aufwärts gekrümmt, unten und an den Seiten weiß.

a) Der männliche Hase, Rammler, unterscheidet sich von dem weiblichen Hasen, (Häsin, Setz- oder Mutterhase) durch einen nach Verhältniß stärkern, runden wolligen Kopf, längeren und stärkeren Bart, kürzere und breitere Ohren, die er oben nahe über dem Rücken neben einander legt. Er ist auch et-

was kürzer gebaut, und hat stärkere Lenden als die Hasin.

b) Der Mutterhase ist etwas lang gestreckt; seine Wolle auf dem Rücken grauer, und daher die Rükkenfarbe mehr schwärzlich. Die Seitenfarbe ist lichter, der Schwanz länger und breiter, und nicht so weiß. Er hält auch die Ohren weiter von einander als der Rammler.

Viele Jäger theilen die Hasen, in Feld-, Berg-, Wald- und Sumpfhasen ein, je nachdem der Ort ist, wo sie sich aufhalten.

Der Berghase ist wegen des bessern Futters und weniger ausgesetzten Verfolgungen etwas stärker und schwerer, als der Feldhase. Auch ist sein Haar dichter, am Körper mehr braun oder schwärzlicher und unter dem Halse weißer.

Der Hase hat stets die Augen offen; selbst wenn er schläft, sind sie kaum halb bedeckt, weil er nur mit kurzen Augenliedern versehen ist, und ihm die Augenwimpern fehlen. Sein Auge ist nicht so gut zum Sehen, als sein Ohr zum Hören eingerichtet; durch letzteres empfindet er das sanfteste Geräusch.

Er sitzt gewöhnlich auf den Hinterfüßen (d. h. er macht Männchen) und spielt mit sich und seines Gleichen. Aus großer Aufmerksamkeit richtet er sich oft ganz in die Höhe.

Der Hase bewohnt fast alle Theile von Europa, den größten Theil von Asien, und auch in Afrika ist er zu Hause. Er hält sich meist auf Feldern und niedern Anhöhen auf.

Er ist sehr furchtsam, und wird oft durch das Geräusch eines Blattes oder kleiner Thiere so erschreckt, daß er gleich davon eilt. Seine langen Hinterfüße verursachen seinen hüpfenden Gang, und daß er schneller bergauf als bergab laufen kann.

Auf den Aeckern gräbt er sich eine länglich runde Lagergrube, und liegt darin ganz zusammengedrückt; die Vorderfüße hat er dicht an den Kopf, und die Hinterfüße unter den Leib gezogen. So lange das Getreide steht, sucht er darin seinen Aufenthalt, und bleibt bis gegen den Winter auf den Stoppelfeldern; alsdann aber sucht er Wälder oder Feldhölzer auf. Damit dieses wehrlose Thier nicht so leicht im Schlafe den Raubthieren zur Beute werde, gab ihm die Natur diese besondere Art von List: daß er erst durch verschiedene Umwege und Seitensprünge, und endlich mit einem großen Sprunge sich in sein Lager wirft, wodurch die Spur sehr erschwert, jedoch von den Jägern im Winter, wenn gleich der Hase oft halb verschneit ist, durch die Fährte entdeckt werden kann.

Die Hasen nähren sich im Frühjahr von Getreidesaaten und andern aussprossenden Gewächsen, besonders von denen, welche milchartige Säfte haben. Im Sommer fressen sie Getreide-Körner; späterhin besuchen sie die Kohl-, Kräuter- und Rübenfelder, offne Gärten ꝛc. und genießen mancherlei Pflanzenblätter. Im Winter werden sie oft sehr schädlich: denn außer daß sie die verschiedenen Saaten aufscharren, und dicht an der Erde abfressen, benagen sie junge Bäume. Wenn sie in Gärten gerathen, so verderben sie dadurch die Baumschulen, und fressen vorzüglich Nelken und andere über Winter zurückbleibende Stauden bis an die Wurzel ab.

Die Hasen begatten (rammeln) sich bei gelinder Witterung schon im Januar und Februar, gewöhnlich aber im März. Der zu dieser Zeit sehr flüchtige Rammler schwärmt überall umher, und spürt den Hasinnen nach. Nach 30 Tagen setzt sie das erstemal 1 oder 2 Junge; dann aber gewöhnlich 3 oder 4 Junge, welche mit offenen Augen geboren werden. Die Mutter säugt die Jungen nur 20 Tage, alsdann verläßt sie solche. Der erste

Satz geſchieht im März, der zweite im Mai, der dritte im Julius, und zuweilen ein vierter im September.

Die Stimme iſt während der Begattungszeit ein dumpfes Mucksen; in der höchſten Angſt aber ein ſehr lautes Geſchrei, faſt wie von Kindern. Der Wohlgeſchmack des Haſenfleiſches und die übrige Benutzungsart dieſes Thieres iſt bekannt.

### Der Alpenhaſe. (Lepus variabilis.)

Zwiſchen dem gemeinen Rammler und dem niedlichen Kaninchen macht den Uebergang der ſchöne Alpenhaſe, nordiſche oder weiße, oder Berghaſe. Viele hielten ihn für eine bloße Varietät der gemeinen Haſen, welche im kalten Norden auf die nemliche Weiſe, wie der gemeine Wieſel und andere Quadrupeden zur Winterszeit das allgemeine Schneekleid der dortigen Natur annehme. Neuere, nemlich der Pariſer Zoologe Cuvier, weiſen ihm außer dem Haſengeſchlechte zwiſchen dem Baukünſtler Biber, und dem finſteren Klippſchliefer, Fettthier (Hyrax) ſein Plätzchen an, und bilden ein eigenes Geſchlecht mit dem kleinen Pica. Daß er als eine eigene Art des Haſengeſchlechtes zu betrachten ſei, zeigen folgende charakteriſtiſche Unterſcheidungsmerkmale.

Sein Totalausſehen iſt munterer, lebhafter, und ſeine Bewegungen ſind nicht ſo tölpelhaft ſcheu, wie bei dem Haſen. Sein Kopf iſt kürzer und runder. Das Stirnbein hat mehr Wölbung, die Backen ſind breiter; die Ohren (Löffel) ſind ſchmaler und kürzer, und die Naſe iſt abgeſtumpft. Länger ſind ſeine Hinterläufe, folglich noch vorzüglicher zum Bergklettern geeignet; breiter die Sohlen, tiefer geſpalten die ſich wie Finger ausſpreißenden Zehen, die übrigens mit langen, krummen, ſpitzigen, zurückziehbaren Nägeln verſehen, außerordentlich ſtark behaart ſind. Die Augen (Lichter) ſind endlich nicht wie bei weißen Thierabarten roth, ſondern noch

dunkler braun, als bei dem gemeinen grauen Hasen. Hiezu erwäge man, daß Pennant und die Helvetischen Naturforscher, die Alpenjäger in der Schweiz und Bayern, und andere, ihn zugleich und neben jenen antrafen.

Unter seinen Eigenheiten ist sein jährlicher Farbenwechsel, der nach Verschiedenheit der rauhen und milden Jahreszeit zweimal eintritt, überaus merkwürdig. In der Schweiz und Salzburg zieht der Alpenhase selbst vom Ende September bis zum November ganz allmählig seine hellfarbige Wildschur an, und erscheint bis zu Ende dieses Monats, die Spitze der Ohren, welche schwarz bleibt, allein ausgenommen, schneeweiß. In dieser Wintertracht bleibt er über drei Monate. Im März oder bei eintretender gelinder Witterung, auch schon im Februar stellen sich aschgraue Haare ein, und breiten sich nach und nach vom Bauche, der beständig weiß bleibt, bis zum Rücken aus. Im April ist der Alpenhase schon grau gefleckt, und in der Mitte des Mays wird er vollkommen grau, ins olivenbraune übergehend. Gleichzeitig mit der Verfärbung des Schneehuhnes unserer Alpen geschieht die Umkleidung des Alpenhasen, und hält mit ihr gleichen Schritt. Im Norden und in den unwirthbaren Polarländern tritt sie früher ein, und endigt später. In Rußland und Norwegen legt der Alpenhase sein Winterkleid schon mit Anfangs Septembers an. In Lappland trägt er es zehn Monate, und in Grönland legt er es niemals ab.

Der Alpenhase steht in Hinsicht der Schwere und Größe zwischen dem gemeinen Hasen und dem Kaninchen in der Mitte. Ein gewöhnlicher Alpenhase wiegt 6 bis 7 Pfund. Einzelne, erlangen eine Schwere von 12 bis 13 Pfund, und mit ihr die Größe eines kernhaften deutschen Holz- oder Waldhasen, in welcher Größe alle seine amerikanischen Brüder an der Hudsonsbay angetroffen werden sollen.

Sein Geſelligkeitstrieb iſt merkwürdig. An der Lena und dem Jeniſey ſammeln ſich Haufen von 400 bis 600 Stück, die aus den Gebirgen Sibiriens in die fruchtbareren Ebenen und Waldungen eine Pilgerfahrt, um ſich die verlorne Aeſung zu ſuchen, anſtellen, und bei milderer Jahreszeit zurückkehren. In den ſüdlichen Gegenden hat man aber dieſen Geſelligkeitstrieb und dieſe Reiſeluſt noch nicht bemerken können. Hier leben ſie wie andere Alpenbewohner einſiedleriſch.

Die kälteſten und höchſten Gegenden in Europa, Aſien und Amerika ſind des Alpenhaſens weit ausgebreitetes Vaterland. Rußland, Lappland und Norwegen herbergt ganze Heerden. In Schottland ſind ſie nach Pennant häufig, und in der neuen Welt in Canada, und vorzüglich an der Hudſonsbay finden ſie ſich in großer Anzahl. Im ſüdlichen Europa bewohnen ſie die höchſten Alpen der Schweiz, von Savoyen, Oeſterreich, Bayern, vornemlich von Salzburg und Tyrol.

In der Schweiz, Tyrol und dem Salzburgiſchen ſind die höchſten Alpengipfel von 4000 bis 10,000 Fuß Höhe, und über dem Vegetationspunkt des Holzes ſein gewöhnliches Lieblingsrevier, welches er mit der flinken Gemſe und dem wilden Steinbocke theilt. Sommer und Winter bewohnt er daſſelbe, und nur bei ſehr tiefem Schnee und ſtrenger Kälte geht er auf kurze Zeit tiefer. In die bewohnten Thäler des gebirgigten Salzburgs, wohin ſich unter ähnlichen Umſtänden die Schnee- und Steinhühner begeben, kommt er nie. Zuweilen hauſet er aber auch ſchon auf den niedern Vorbergen der Alpen. Auch einſchneien laſſen ſich dieſe Haſen, und bleiben in ihrem Hinterhalte, bis ſie der Schnee trägt und ſie über dieſen zu den Heubergen und Heuſcheunen gelangen können, in welchen ſie nicht ſelten übernachten.

Außer der Schneezeit und im Sommer lagern ſie ſich in Steinritzen, und auf Steinen, weswegen ſie der

Alpenjäger Steinhasen nennt; oft drücken sie sich auch in dem weichen Rasen der zarten Alpenpflanzen. Sobald sie im Frühjahr durch die Sennen und andern Alpenwanderer gescheucht werden, begeben sie sich in die Regionen des ewigen Schnees, oder verkriechen sich in Felsenhölen, auch in verlassenen Murmelthierröhren, und kehren nur durch Hunger und rauher Witterung gezwungen zurück.

Die näheren Bestandtheile ihrer Nahrung auf den südlichen Gebirgen waren noch vor kurzem unbekannt. Plinius ließ sie blos Schnee fressen, den sie auch mit großem Appetit verzehren; neuere wagten allgemeine Muthmaßungen, und gaben ihnen wieder ihre vegetabilische Kost. Auf den Schweizer-Alpen nähren sie sich im Sommer von den kräftigsten Alpenkräutern und Gräsern, insbesondere von den Kleearten. Im Winter kratzen sie unter dem Schnee dürres Gras, wie auch Wurzeln hervor, und besuchen die Heuhütten. Im Salzburgischen lieben sie den Huflattich, den Alpensauerampfer, suchen die Sprossen der Alpenerle auf, und nehmen, im Winter mit den Sprossen und der Rinde von den Heidelbeer-, Preußelbeersträuchern und andern Holzpflanzen, ja selbst mit dem Mistel, wenn sie ihn erhalten können, und mit der Baumflechte, vorlieb. Der steile nordische Boden bietet ihnen eine kärgliche Kost an: denn dort müssen sie sich mit den wenigen mageren Kräutern und Moosen, so wie mit den bitteren Birkenknospen begnügen. Ehe ein Sturm kömmt, sollen sie dort sogar ihren eigenen Unrath (Loosung) verzehren.

Sie lassen sich auch zähmen, und in der Gefangenschaft mit dem Futter, welches man den übrigen Hasenarten reicht, leicht erhalten.

Die Jungen werden 10 bis 14 Tage gesäugt, und sodann von der Mutter ihrem Schicksale überlassen. Im Juli oder Anfang August erfolgt der zweite Satz, wel-

cher wenigeren Gefahren der Natur und nur den Verfolgungen lebender Feinde ausgesetzt ist.

Dieser Feinde sind sehr viele. Der Fuchs, die Marderratten, der Iltis, die Wesseln und der Falke sind vorzüglich als arge Jäger des ganzen Hasengeschlechts bekannt.

Ihnen gesellen sich der Adler und der grausame Lämmer- oder Gemsgeier bei. Dieser bezwingt ihn nicht bloß durch seine Kraft, sondern auch durch ächte Jägerkünste, wenigstens versichern die Jäger, daß dieser Geier zuweilen einen Prügel auf den von ihm verfolgten weißen Hasen, der sich in das Gesträuch verkrochen hatte, falle lasse, wahrscheinlich um ihn zu tödten, oder ihn aus seinem Schlupfwinkel zu vertreiben.

Leidenschaftliche Alpen-Jäger erlegen in einem Tage oft 4 bis 6 Stücke. In den Nordländern, wo sie häufiger sind, werden sie in einer Art von Netzen und Schlingen gefangen. Der Tunguse, und die Wilden am Jenisey und an der Hudsonsbay suchen sie wie der Alpen-Jäger mit Schneeschuhen auf, und erlegen sie mit Feuergewehren oder Pfeilen.

## Der Jerboa oder Springhase, Erdhase.
(Jaculus Jerboa.)

Er ist bloß ein Namens- aber keinesweges ein Geschlechtsverwandter des Hasen, sondern macht ein ganz eigenes Geschlecht aus, doch ist er unsern Hasen nicht so gar unähnlich, daß sich der Name nicht rechtfertigen ließe; denn die Hinterfüße des Jerboa sind ebenfalls länger, aber freilich ganz ungewöhnlich lang; und die Vorderfüße ganz ungewöhnlich kurz. Daher gehen und laufen sie nicht, sondern sie springen, indem sie den sehr langen, dünnbehaarten, und am Ende mit einem Haarbüschel versehenen Schwanz, der länger ist, als der ganze Körper, und den sie ganz steif machen können, als einen

dritten Hinterfuß benutzen, sich damit auf die Erde aufstemmen, und mittelst desselben, als mit einer Springstange, in großen Sätzen fortspringen. Der größte Theil des Schwanzes ist kahl, und nur am Ende desselben befindet sich ein Büschel Haare. Diese Thiere graben sich, wie die Kaninchen, Hölen unter der Erde, von 6 Fuß tief, und sind wie die Hasen, vorzüglich nur des Nachts munter und thätig, da sie hingegen am Tage ruhen. Man will vier Arten dieses Thieres angeben.

Der eigentlich sogenannte Jerboa (Dipulus jaculus) an Größe etwa den Ratten gleich, (der Leib 8 Zoll, der Schwanz 10 Zoll lang, und die Zähne wie bei den übrigen Nagethieren), hat besonders in Arabien und Aegypten, in Sibirien, der Mongolei, und auch wohl in Persien und Hindostan seinen Aufenthalt, und lebt dort heerdenweise in den langen Hölen, die er sich gräbt. Diese Thiere springen so gewaltig, daß sie kein Pferd einholt; die flüchtigsten Kosackenpferde erreichen sie auf den Kirgisensteppen nicht. Kaum hat das Thier im Sprung die Erde erreicht, so sieht man es schon wieder in der Luft, bis es zuletzt sich in seine Höle rettet. In diesem Satz legt es anderthalb Faden zurück. Das hilft freilich schon fort, wenn man bis 9 Fuß auf einmal sich fortschwingt. Auch ungejagt tanzen sie gleichsam auf den Hinterfüßen fort, indessen die Vorderfüße kaum die Erde berühren. Mit den Vorderfüßen bringen sie das Futter zum Maule, schöpfen Wasser und graben sich Hölen damit. So lang der ganze Körper mit Inbegriff des Kopfes ist, so lang ist das Hinterbein allein, und Schienbein und Fuß sind besonders sehr groß. Es hat hasenähnliche sehr lange Ohren.

Eine kleinere Art dieser Thiere, der Pfeilspringer (Dipus sagitta) findet sich, wie die vorige, ebenfalls in der Kirgisensteppe, lebt gleichfalls von Wurzeln und Gras, und stapelt kleine Haufen von diesem Futter vorsorglich

vor seinen Hölen auf. Man zähmt dieses Thier sehr leicht, und es erhält sich auch leicht, denn man hat einige derselben in Petersburg gehabt, obschon sie gegen die Kälte sehr empfindlich seyn sollen.

Die Vorderfüße bei allen diesen Thieren haben vier Zehen mit einem Daumennagel, die Hinterfüße sind dreizehig.

## Der Sürmülot oder die Wanderratte.
(Mus decumanus.)

In manchen Gegenden wird er der Erdwolf, auch große Wasserratte genannt. Er war noch vor 60 oder 70 Jahren in Deutschland ganz unbekannt, und soll überhaupt erst vor etwas mehr als 100 Jahren nach Europa gekommen seyn. Diese Ratte ist der Hausratte sehr ähnlich, nur größer, auf dem Rücken fuchs- oder gelbbraun, und grau oder schmutzigweiß unter dem Bauche. Der Schwanz hat 200 Schuppenringe. Das Thier soll mit Schiffen aus Ostindien zu uns gekommen seyn.

Diese Thiere wohnen nur in der Erde, wo sie aber an Flüssen und Bächen am liebsten ihre Wohnungen nehmen, zumal da sie tüchtige Schwimmer sind. Sie kommen auch in die Häuser, wühlen große Erdhaufen auf (vergl. was vom Iltis und Wiesel vorgeblich behauptet wurde), unterwühlen sogar die Mauern, und werden dadurch nicht nur nachtheilig, sondern zuweilen wirklich gefährlich. Aber nie kommen sie, wie unsere Ratten, auf die Böden, oder auch nur in die obern Zimmer. Auch ziehen sie sich nur gegen den Winter nach den Häusern zu, da sie hingegen im Sommer auf freiem Felde bleiben.

Nichts entgeht ihrer gierigen Gefräßigkeit, nicht Kleider, junge Thiere, Fleisch, Getreide, Wurzeln, selbst nicht erwachsene Hühner. Ja, sie fallen selbst unsere

Mäuse nicht nur, sondern sogar unsere Hausratten an, die daher abziehen, wo jene ankommen. Es ist begreiflich, daß dieses Auswandern der Hausratten sehr sichtlich auf die Erhaltung des Lebens beider Arten und vielleicht für die Erhaltung des Ganzen wohlthätig geordnet ist. Vor Katzen fürchtet sich dieses grimmige Geschöpf gar nicht, auch mögen dieselben gar nichts mit ihm zu thun haben. Ohne Furcht springt es auf jeden Feind zu; nur dem Wiesel muß es ebenfalls unterliegen.

Was sollte aus der Erde werden, da das furchtbare Geschöpf sich ungeheuer vermehrt, und auf einen Wurf bis 18 Junge bringt, wenn es nicht die Natur ebenfalls zum Wandern bestimmt hätte, welches vorzüglich des Nachts, und wie man erfahren haben will, fast nur in der Richtung von Abend nach Morgen, Statt haben soll. In Asien wo sie in ungeheuren Zügen wandern, bemerkt man, selbst an den, dem Erdreich eingedrückten Furchen diese Wanderungen am deutlichsten. Sie füllten beinahe einmal das Bette des großen Wolgastroms aus, und in der Stadt Astrachan konnte ein andermal nichts vor ihnen gerettet werden. Sie schwimmen selbst über Seeen, wobei ihnen die Häute zwischen den Zehen große Dienste leisten. Sie können sogar untertauchen.

Es ist wahrscheinlich diese oder eine verwandte noch größere Rattenart (denn sie wird im Allgemeinen hin, ohne bestimmte Angabe, als außerordentlich groß beschrieben) die auch in Paraguay in Südamerika von Zeit zu Zeit in entsetzlichen Zügen hervorbricht, und die Landleute nöthigt, ihre Wohnungen, ja selbst ihre Ländereien zu verlassen. So fiel aus den Gegenden von Buenos-Ayres ein ganzes Heer Ratten in Tukuman ein, und verwüstete Häuser, Scheunen und Aecker. Ohne Furcht schwammen sie über große Flüsse, und die große Strecke, die sie durchzogen, war nach ihrem Abzuge wie gebahnt. Die Landleute ergriffen die Flucht. In der Stadt

Buenos-Ayres selbst traf man zuweilen 500 solcher Ratten auf einem Haufen, und in einem frischgeschlachteten Ochsen einmal Dreihundert.

Merkwürdig ist, daß der Sürmülot einigemal in großen Zügen aus den Steppen Siberiens kam, und in der Stadt Jaitzkoi den Einzug hielt, aber bloß auf der rechten Seite oder Ostseite blieb, ohne je die linke zu berühren, die doch nur durch eine Straße von der ersteren abgesondert war.

### Das Kaninchen. (Lepus cuniculus.)

Es lebt in den gemäßigten und warmen Ländern von Europa, Asien und Afrika, und kann die Kälte ganz und gar nicht vertragen. Es hat in seiner Bildung und Lebensart große Aehnlichkeit mit den Hasen, ist aber kleiner, und unterscheidet sich auch von ihm durch kürzere Ohren und kürzere Hinterfüße. Die Ohren sind meistens unbehaart und der Schwanz kurz und in die Höhe gekrümmt. Es giebt wilde und zahme Kaninchen. Die wilden sehen grau, und die zahmen, die von den wilden abstammen, weiß, schwarz, bläulich, röthlich gelb und bunt aus.

Die wilden Kaninchen lieben den sandigen Boden, wo es Hügel und Berge giebt, leben in Gesellschaft und graben sich mit den scharfen Nägeln an ihren Vorderfüßen einen unterirdischen Bau, der mit einer guten Zufluchtskammer, und mit einer eignen Kammer zum Werfen der Jungen versehen ist, und immer von einem Paare bewohnt wird. Wenn sie ausgehen, verscharren sie gewöhnlich die Eingänge zur Wohnung mit Sand, damit sie desto sicherer unentdeckt bleiben. Naht sich irgend eine Gefahr, so schlagen sie mit den Hinterfüßen stark auf die Erde, und geben ihren Nachbarn dadurch ein Zeichen zur Warnung oder zur Flucht. Sobald nur erst eine Familie aus Furcht vor Nachstellungen fortzieht, so

wandern die übrigen auch nach. Die Nahrung haben sie mit den Hasen gemein. Sie fressen Getreide und allerhand Kräuter. Des Winters machen sie sich ohne Schonung an die grüne Saat, und beißen den Sträuchern die Knospen ab. Da sie nicht nur den Gewächsen, sondern auch durch ihr vieles Wühlen in der Erde, den Feldern großen Schaden zufügen; so werden sie bei ihrer starken Vermehrung oft genug zur Landplage. Die Füchse, Dachse, Wiesel, Raubvögel u. s. w. sind ihre natürlichen Feinde, und die Frettchen richtet man wie die Dachshunde ab, um sie bei der Jagd aus ihrem Baue heraus zu treiben.

Die zahmen Kaninchen werden so kirre, daß sie aus der Hand ihrer Verpfleger fressen, und nur kratzen und beißen, wenn sie gereizt werden. Sie in Viehställe zu sperren, ist nicht rathsam, weil sie ihren Unrath und ihre Haare leicht unter das Futter bringen, und dadurch dem Viehe mancherlei Krankheiten verursachen können. Besser thut man, ihnen einen eigenen Stall anzuweisen, denselben zu pflastern und etwa zwei Fuß hoch, mit Stroh oder festgestampfter Erde zu belegen, damit sie nicht tief graben können. Auch legt man für sie eigene Kaninchenberge an, und umgiebt sie mit einer Mauer oder mit Wasser, damit sie nicht etwa durchgraben und die Gewächse anfallen oder wohl gar von Füchsen geraubt werden. In solchen Bergen wohnen und leben sie wie in der Wildniß. Man giebt ihnen abwechselnd trockenes und frisches Futter, als Heu, Spreu, vorzüglich Hafer, Wurzeln, Kräuter und Gras.

Die Kaninchen vermehren sich ungeheuer. Das Weibchen wirft jährlich siebenmal, und bringt bei jedem Wurfe 4 bis 8 Junge, die sich schon nach 8 Monaten wieder begatten, und mit 12 Monaten völlig ausgewachsen sind. Die Mütter lieben ihre Jungen zärtlich, und machen ihnen das Nest mit ihren eigenen Haaren weich und warm:

allein die Männchen (Rammler) fressen sie nicht selten auf. Das Fleisch der Kaninchen ist sehr zart, und wenn man sie vorher verschnitten hat, schmackhaft. Die Bälge werden als Pelzwerk genutzt, und machen vorzüglich in Polen, Rußland und England einen nicht unbeträchtlichen Handelsartikel aus. Die Haare werden zu Strümpfen, Handschuhen und Zeugen, besonders aber zu Hüten verarbeitet. Die Hutmacher bezahlen ein Pfund davon mit weit mehr als einem Dukaten. Der Mist der Kaninchen ist ein eben so gutes Mittel zum Düngen als der Ziegenmist.

Das Angorische Kaninchen ist nur eine Rasse oder Spielart vom zahmen Kaninchen und hat seinen Nahmen von der Stadt Angora in Klein-Asien, in welcher Gegend es eigentlich zu Hause ist. Es ist größer als unser Kaninchen, kommt aber an Gestalt, Farbe und Lebensart mit demselben überein. Merkwürdig ist es wegen seiner Haare, die gegen 4 Zoll lang, etwas kraus und so weich und fein wie Seide anzufühlen sind, weswegen es auch Seidenkaninchen und Seidenhase genannt wird. Da diese Thierchen unser Klima recht gut vertragen können, und durch ihre Haare große Vortheile gewähren; so hat man sie schon lange in England gezogen, und thut dieses seit einigen Jahren auch in Sachsen, Franken und Schwaben. Man hält sie in gepflasterten und mit Stroh bestreuten Ställen, macht ihnen darin hölzerne Fächer zu Höhlen, wie man sie ungefähr in den Taubenschlägen findet, und nimmt sie vor Näsſe und Kälte in Acht. In Rücksicht auf das Futter behandelt man sie eben so, wie die zahmen Kaninchen. Hafer und Kleie mit Wasser vermischt, auch bloßes Brot genießen sie sehr gern. Das Weibchen wirft alle 5 Wochen 3 bis 6 Junge, die ebenfalls von dem Männchen zuweilen gefressen werden. Die Haare werden diesen Thieren alle 14 Tage ausgekämmt, und etwa alle 7 Wochen abgeschoren. Von einem erhält

man des Jahres 12 Loth, und von einem verschnittenen Männchen wohl gar 1 Pfund. Das Pfund wird mit 4 bis 5 Thalern bezahlt. Aus den kürzern macht man kostbare Hüthe. Die längern verarbeitet man zu Handschuhen und Strümpfen und mit feiner Schaafwolle, Baumwolle und Seide vermischt, zu allerhand Zeugen. In Buttstädt, im Herzogthum Weimar, und in Rastadt, in der Markgrafschaft Baden, giebt es Manufakturen in Seidenkaninchen-Haaren.

### Das Halbkaninchen. (Savia.)

Das ganze Geschlecht lebt ursprünglich in Süd-Amerika, wo sie sich dort in hohlen Bäumen unter der Erde aufhalten. Sie haben einen dicken, kurzen, abgestumpften Kopf, einen mit Haaren bedeckten Leib, und entweder gar keinen oder doch einen sehr kurzen kahlen Schwanz. Die Vorderfüße haben 4 und die Hinterfüße meistens 3 Zehen. Auf ihren kurzen Beinen gehen sie langsam und hüpfend. Sie nähren sich von Gewächsen, werfen oft und allemal viele Junge und bringen ihr Alter nicht hoch. Eins von ihnen lernen wir kennen.

### Das Meerschweinchen (Savia poriellus.)

nennt man darum so, weil es wie ein Ferkelchen grunzt und aus Brasilien in Amerika übers Meer zu uns gebracht worden ist. Es ist 10 Zoll lang und also etwa um die Hälfte kleiner als das Kaninchen, dem es an Gestalt ähnlich ist. Seine Ohren sind kurz und gerundet, der Hals kurz, der Leib dick, und der Schwanz fehlt ihm ganz. Die Haare sind etwas steif, röthlich gelb oder weiß und schwarz gefleckt. Die Meerschweinchen sind sanftmüthige, zärtliche und furchtsame Thierchen, die gegen die Kälte sehr empfindlich sind, und deswegen im Winter in geheizten Stuben gehalten werden müssen. Sie putzen sich gern, sind unruhig und immer in Bewegung,

gung, genießen ihre Nahrung, die in Brot, Getreide, und allerlei Früchten und Kräutern besteht, aufrecht sitzend, und saufen sehr wenig. Es ist wohl das fruchtbarste unter allen Säugethieren, denn das Weibchen wirft alle 6 bis 8 Wochen 4 bis 7 Junge, die sehend und behaart zur Welt kommen, und schon nach 12 Stunden herumlaufen. Nach 12 Wochen haben diese auch schon Junge. Das Männchen frißt die Jungen häufig. Wenn das Weibchen schläft, so hält das Männchen die Wache, und so umgekehrt. Man hält diese Thierchen bei uns nur zum Vergnügen. Ihr Fleisch ist zwar genießbar, aber von schlechtem Geschmacke.

### Das Geschlecht der Stachelthiere. (Hystrix.)

Die Thiere, die man hierzu rechnet, haben einen mit Stacheln und Haaren bewachsenen Leib. Die Vorder- und Hinterfüße haben 4 bis 5 Zehen.

### Das Stachelschwein. (Dorsuta.)

Es wird in den wärmern Ländern von Europa, Asien und Afrika angetroffen. Mit dem Schweine hat es durch seine grunzende Stimme Aehnlichkeit, weniger durch den Bau seines Körpers. Es ist 2 Fuß lang, und hat eine stumpfe Schnauze, kurze rundliche angedrückte Ohren, kurze dicke Beine, und einen kurzen Schwanz. Auf dem Nacken und dem Halse hat es eine Mähne, die aus weißen und grauen Borsten besteht, und von ihm nach Gefallen aufgehoben und zurückgelegt werden kann. Der Rücken ist mit federkielähnlichen, 10 Zoll langen, und weiß und schwärzlich braun geringelten Stacheln bedeckt, der Schwanz mit abgestumpften hohlen und stachelartigen Kielen besetzt, und der übrige Leib mit dichten Borsten bewachsen. Im Zorne und bei feindlichen Anfällen richtet dieses Thier schnaubend und stampfend seine Stacheln in die Höhe, klappert mit den Schwanzstacheln,

und rollt sich wie ein Igel zusammen, in welcher Lage ihm selbst der Löwe nichts anhaben kann. Die Stacheln kann es zwar nach allen Seiten bewegen, aber nicht, wie man sonst vorgab, nach seinen Feinden abschießen. Das Stachelschwein ist furchtsam, und gräbt sich einen Bau in die Erde, der mit vielen Kammern versehen ist, und nur einen einzigen Eingang hat. In diesem liegt es am Tage verborgen, und sucht nur des Nachts seine Nahrung auf, die in Obst, Kräutern und Baumrinde besteht. Im Frühjahre wirft das Weibchen 2 bis 4 Junge, die gut gezähmt werden können. Das Fleisch dieser Thiere wird frisch und geräuchert gegessen. Die Stacheln braucht der Maler zu Pinselstielen. In ihrer Gallenblase findet man zuweilen einen bräunlichen und bitter schmeckenden Stein (Schweinstein), der oft mit mehr als 100 Thalern bezahlt wird, und dessen man sich auch ehedem in Europa, besonders bei ansteckenden Krankheiten, bediente.

Unter den übrigen Stachelthieren ist noch der Kuandu merkwürdig, der sich in den Wäldern von Südamerika aufhält, mit Hülfe seines langen Wickelschwanzes auf den Bäumen herumklettert, und sich von Baumfrüchten und jungen Vögeln nährt. Sein fettes Fleisch giebt den Amerikanern eine angenehme Speise.

### Der Igel. (Erinaceus europaeus.)

Der Igel erscheint uns von allen einheimischen Quadrupeden allein in stacheligem Gewande, und gleicht hierin seinem entfernten Anverwandten in dem wärmeren Süden, dem Stachelschweine.

Kurze abgerundete Ohren, und ein umgebogenes Rändchen an jedem Nasenloche, welches wie ein Kamm hervorragt, unterscheiden unsern Europäer von seinen Asiatischen und Afrikanischen Verwandten, und geben das Kennzeichen der Art ab.

Sein Kopf ist, wie bei allen Igeln, die nach Linnē

in die Ordnung der Raubthiere, und nach Pennant in die Ordnung der Schrotthiere (Rosores) gehören, kegelförmig, und endigt sich in einen abgestumpften, und eingekerbten Rüssel. Die Augen sind klein, weit hervorstehend, und mit einem schwarzbraunen Augenstern und blauen Augenwinkeln versehen.

Der Kopf, die aufgerichteten und abgerundeten breiten Ohren, die Beine und der ganze Unterleib sind mit roth- und grau-gelblichen Haaren bald dünn bald dichter besetzt, jedoch befindet sich an den Augen eine schwarze Einfassung, und an der Brust ein schwärzlicher Flecken. In der Mitte der Stirne fängt die Stachelbedeckung an, und breitet sich, den Hals des Thieres beinahe verbergend, bis zum kahlen, nur einen Zoll langen Schwanz, und auf den beiden Seitenflächen hin aus. Die Stacheln sind einen Zoll lang, hornartig, oben und unten spitzig, an den Spitzen gelblich weiß, in der Mitte braun und schwärzlich, und haben ein gesprengtes Aussehen. Sie sind aus dem Fette des Thierchens herausgewachsen, und können durch die vielschichtige Fleischhaut, bei dem Sträuben des Thieres, nach verschiedenen Seiten gerichtet, und geschränkt werden.

Die Füße sind schwarz, kurz, und haben fünf getrennte dicke Zehen, mit scharfen Nägeln besetzt, wovon aber die Daumzehe, wie billig, kürzer ist. Mit diesen Füßen tritt der Igel auf der ganzen Ferse auf, und drückt die Dachsfährte im verjüngten Maßstabe aus.

Sein Gebiß besteht aus 36 Zähnen, nemlich aus 2 Vorderzähnen oben, und eben so viel unten; aus 10 Eckzähnen oben, und 6 unten; endlich aus 8 Backenzähnen, sowohl in dem Obermaule als in dem Unterkiefer.

Seine Länge von der Schnauze bis zum Schwanze beträgt gewöhnlich nur einen Pariser Fuß, und seine Höhe 6 Zoll.

Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen

durch 6 Säugwarzen auf der Brust, und 4 Zitzen an dem Bauche, wie auch durch den spitzigeren Kopf, stärkeren Leib, und durch die hellere graue Farbe.

Der Igel besitzt keine scharfe Sinne; der schärfste scheint sein Geruch zu seyn, welchen er auch fleißig anwendet, denn er beriecht alle Gegenstände, die ihm aufstoßen, mit beständigem Nasenrümpfen, wobei er helles Wasser aus Mund und Nase gelfert. Er hat auch kein lebhaftes Naturel, keine Behendigkeit, keine List und keinen Muth, sondern ist ein dummes, schwerfälliges und äußerst furchtsames Thier. Seine Waffe ist sein Stachelkleid. Bei einem feindlichen Angriffe verhält er sich ganz passiv; er hüllt sich in seine Stacheln ein, und ist alsdann geborgen. Diese Einhüllung versteht er auch so meisterlich, daß nicht ein einziger empfindlicher unbedeckter Fleck seines Leibes mehr sichtbar ist, und er ganz die Gestalt einer stacheligen Kugel erhält, welche der Neuling, der sie noch nicht kennt, mehr für ein Werk der Kunst, als der Natur halten muß. — Aus dieser Lage ist der Igel nicht zu bringen, und er erhebt sich nur alsdann allmählig, wenn er merkt, daß die Gefahr vorüber ist. Belustigend für den Jäger ist es, wenn sein Hühnerhund eine solche lebende Kugel findet. Bellend meldet er sie sogleich an, sucht ihr bald mit dem Gebiß beizukommen, dreht sich bald mit den Vorderläufen um, und wird immer von den Stacheln zurückgewiesen. Voll Verdruß sucht er sie endlich zu verscharren, und verläßt sie.

Nur selten vernimmt man einen Laut von diesem Thierchen. Zorn, Noth, Qualen, und manchmal auch Wohlbehagen oder Begattungslust entlocken ihm abgebrochen knurrende und quäckende Töne, die der Jäger zuweilen auf dem Anstande hören kann.

Des Igels Nahrung kommt aus dem Thier- und Pflanzenreich. Er jagt mit der Katze Mäuse und Maul-

würfe, und theilt mit dem Storche Frösche oder Kröten. Er verschmäht Würmer, und Insekten aller Art nicht, und kann, was kein großes Säugethier ihm nachthun kann, selbst 100 Stück Spanische Fliegen ohne Schaden verdauen. Seine gewöhnliche Kost bekommt er indessen aus dem Pflanzenreich. Alles Obst, Getreide, Wurzel und Knollengewächse läßt er sich schmecken. Von dem ersteren, besonders von Birnen, Aepfeln und Weintrauben, soll er sich mit seinen Stacheln, indem er sich auf dem abgefallenen Obste wälzt, und solches auf diese Weise anspießt, einen Vorrath in sein Lager tragen. Dies könnte doch vielleicht nur zufällig bei dem Wälzen sich angehängt haben, oder auch von dem Baume in die Stacheln gefallen seyn. Die Unbehülflichkeit des Thieres, nach welcher sich nicht so leicht erklären läßt, wie es das angespießte Obst wieder herunter nehmen kann, rechtfertigt diese Vermuthung.

Er stiftet durchaus keinen Schaden, und nimmt nur, was ihm die Natur zuwirft.

Sein Lieblingsrevier im Sommer sind Laubhölzer, Weinberge, Gärten und Getreidefelder. Hier wohnt er selbander, oder in Familie unter den Wurzeln alter Bäume oder Büsche, in Hecken, Erd- oder Laubhaufen, und an Mauern, wo er sich entweder eine natürliche oder künstliche Höle einrichtet, weich auspolstert, und, wenn es thunlich ist, mit zwei Oeffnungen versieht. Im Winter gräbt sich jeder besonders ein tieferes gepolstertes Winterlager, und erstarrt bei dem ersten starken Froste, denn bei der geringen Wärme seines Körpers muß er, wie der Siebenschläfer, die Haselmäuse und das Murmelthier, einen Winterschlaf halten. Er rollt sich in seine Kugelform, schläft, mit der Schnauze auf dem Bauche, und nimmt den Winter über keine Nahrung zu sich.

Er begattet sich in der Mitte oder Ende Aprils, oft auch erst im May, und das Weibchen wirft nach 7 Wo-

chen, im Julius oder August, 3 bis 6 Junge, die weiß, und ganz dünn behaart sind, und Spuren weicher Stacheln zeigen. Sie werden 4 — 6 Wochen von der Mutter gesäugt, dabei mit Insekten, Würmern und Früchten gefüttert, und erreichen erst im zweiten Jahre ihre gehörige Stärke. Man kann sie auffüttern, zähmen, und sie, wie auch die alt eingefangenen, in Gebäuden zum Wegfangen der Mäuse, und in Gärten zur Vertilgung der Insekten und Würmer gebrauchen, wobei man ihnen aber Wasser oder Milch, die sie vorzüglich gern genießen, zur Löschung ihres Durstes hinsetzen muß. Wegen dieser Eigenschaft der Mäusevertilgung sind sie bei einigen Völkern, z. B. bei den Kalmücken, zu Hausthieren angenommen worden, wozu sie sich sonst wegen ihres unangenehmen Geruchs, ihrer Unreinlichkeit, und ihres geräuschvollen Ganges keinesweges eignen. —

### Der Maulwurf. (Talpa Europaea.)

Der gemeine Maulwurf hält sich nicht nur in den Europäischen Feldern, Gärten und Wäldern, sondern auch in andern Welttheilen auf. Seine gewöhnliche Länge von der Schnauze bis zum Schwanze ist $5\frac{1}{2}$, und der Schwanz $1\frac{1}{2}$ Zoll. Der $1\frac{1}{2}$ Zoll lange Kopf ist hinten sehr dick, ohne einen bemerkbaren Hals mit dem Körper verbunden, und läuft nach der Schnauze spitzig zu. Die Nase ist aufgeworfen, und, wie der stumpfe Rüssel, hager. Die obere Lefze ist doppelt; von derselben sondert sich in der Gegend der Backenzähne ein häutiges Bläschen ab, welches bis zur untern Lefze herabsteht, sich um die Zähne legt, und das Maul vor dem Eindringen der Erde während des Wühlens bewahrt.

Das Gebiß besteht: oben aus 6 ungleich großen Schneidezähnen, auf jeder Seite 1 gekrümmten langen Eckzahn, 3 kleinen und aus 4 dreimal gespitzten Backenzähnen. Unten befinden sich 6 Vorderzähne, auf jeder

Seite 5 kleine Seitenzähne und 3 viermal gespitzte Backenzähne. Die Augen sind schwarz, und so klein wie ein Mohnkörnchen; sie stehen von den Ohren und der Schnauze gleich weit entfernt, und sind zwischen den Haaren kaum bemerkbar, bevor man die Haare nicht nach der Seite bläst. Es scheint, als ob ihm die Augen nur zur Wahrnehmung des Lichts dienen sollten.

Die Gehörgänge sind ohne Ohrlappen, und machen sich nur durch einen etwas erhabenen Rand um die fast viereckige Oeffnung bemerkbar. Die Schenkel sind sehr kurz, die vordern stehen unter dem Halse in der Haut verborgen, und die Füße dicht am Leibe an. Die Vorderfüße sind groß, stark, fünffingericht, fast nackt, mit scharfen Nägeln versehen, und die Sohle wie eine flache Menschenhand gestaltet, und auswärts gerichtet. Die Hinterfüße sind schwarz, kleiner als die vordern, und haben 5 ungleiche parallel liegende Finger, mit schmalen spitzigen Nägeln.

Der Körper ist mit sehr feinen, sammetartigen, schwarzen Haaren bekleidet, die, wenn man sie streicht, weißlich glänzen. Das Weibchen unterscheidet sich durch einen schlankern Bau; es hat 6 Säugwarzen.

Der Maulwurf lebt unter der Erde, vorzüglich an solchen Oertern, die für Pflanzen nahrhaften, lockern Boden, und kein Wasser enthalten. Denn ob er gleich gut schwimmen kann, so verabscheut er doch das Wasser. Er geht selten aus der Erde, und wenn dies geschieht, so ist es meist nächtlich, besonders während der Begattungszeit, oder wenn er durch andere aus seiner Wohnung vertrieben wird, welche er dann verläßt, und sich eine neue aushöhlt. Sein unterirdischer Bau theilt sich in viele Gänge, die zum Theil 3 bis 5 Fuß tief, oder nur 5 bis 6 Zoll unter der Oberfläche sind. Letztere, welche er zu Aufsuchung seiner Nahrung verfertigt, bereitet er auf diese Art, indem er mit der Schnauze durch

den Boden bringt, und mit den Vorderpfoten die Erde theils in die Höhe oder neben sich drückt. Die tieferen Gänge, welche man auf der Oberfläche der Erde gar nicht gewahr wird, bereitet er dadurch, daß er die Erde mit seiner Schnauze über sich wirft, und solche rückwärts zu einem Haufen vor die Höle hinaustreibt. Im Winter lebt er in einer Tiefe von 4 bis 5 Fuß. Der Ort, wo er mit seinem Weibchen allein lebt, ist eine unter einem Hügel befindliche Höle, die öfters über 12 Zoll im Durchmesser hat, und von Moos, trocknem Grase und zarten Wurzeln künstlich austapeziert ist. In einer solchen Höle gebährt die Mutter 3 bis 5 blinde und nackte Junge, und säugt sie, alsdann lehren ihnen die Eltern, sich ihre eigene Nahrung suchen.

Die Nahrung des Maulwurfs besteht in Würmern, Erdschnecken, und nur bei großem Hunger in Wurzeln. Vorzüglich trachtet er der schädlichen Maulwursgrille, Mai- und Mistkäfern, und ihren Larven, so wie den Regenwürmern nach.

Ob er wirklich Wurzeln fresse, wie verschiedene Naturforscher versichern, ist ungewiß. Denn wenn man auch in den Maulwurfs-Gängen, die zwischen Wurzeln und Blumenzwiebeln führen, im Frühlinge dieses Wurzelwerk vermißt, so ist es wohl den gemeinen Mäusen zuzuschreiben, welche im Winter diese Maulwurfs-Gänge benutzen.

Da sich der Maulwurf von Maulwursgrillen, und vielen andern wurzelfressenden Insekten größtentheils ernährt, so ist er mehr ein nützliches, als schädliches Thier zu nennen. Freilich ist es sehr unangenehm, wenn er Blumen- und Gemüsegärten durchwühlt, oder gar dem Gärtner die Früh- oder Saamen-Beete zerstört; an solchen Oertern kann man ihn mit Recht als einen schädlichen Feind betrachten.

Man hat zu seiner Vertilgung verschiedene Mittel

vorgeschlagen, wovon aber die wenigsten die versprochene Wirkung leisten.

### Das Beutelthier. (Didelphis Marsupialis.)

Es hat 10 Vorderzähne in der obern, und 8 in der untern Kinnlade, und die meisten Arten derselben haben auch in jeder Kinnlade 8 Backenzähne. Die Füße sind fünfzehig, und bis auf die Daumen der Hinterfüße bekrallt. Die Schnauze ist wie bei dem Fuchse, der Leib schlank, und mit wollartigen Haaren bedeckt. Die meisten haben große Wickelschwänze, und bei allen Arten haben die Weibchen einen Beutel unter dem Bauche, welcher mit einem Muskel verschlossen werden kann, und der Behälter für die Jungen ist, die sich so lange darin aufhalten, bis sie sich selbst forthelfen können. In diesem Beutel befinden sich die, ganz gegen sonstige Naturordnung im Kreise stehenden Zitzen, an welchen die anfangs sehr schwächlichen Jungen, die oftmals nur das Gewicht eines Grans haben, wie angewachsen sind. Damit sie nicht bloß durch Ansaugen, sondern auch durch die Vorderpfoten sich halten können, sind bei dem kaum erst geworfenen Thiere die Klauen schon ausgebildet, da man dieselben hingegen an den Hinterfüßen kaum bemerkt. Das Thierchen sitzt so fest, daß wenn man es unvorsichtig abnehmen will, man der Mutter zuweilen die Warze mit abreißt. Ein Naturforscher erhielt von einem Amerikanischen Beutelthiere ein Weibchen mit sieben Jungen, von der Größe einer Ratte, die sich schon selbst nähren konnten, aber auch noch in den Beutel der Mutter zurückkehrten und sogen. Kein Wunder, wenn man ehedem glaubte, das schon geborene Thier kehre wieder in den Leib der Mutter zurück.

Die Arten dieser Thiere, die größtentheils in Amerika zu Hause sind, sind uns noch nicht alle bekannt.

In einer einzigen Amerikaniſchen Provinz zählte ein Naturforſcher allein 6 Arten.

Sie nähren ſich von kleinen Vögeln und deren Eiern, von Inſekten, Würmern und Früchten. Die größten Arten erreichen die Größe eines kleinen Hundes.

### Der Marſupial, oder die Beutelratte.

Iſt eins der größten Beutelthiere, und etwa ſo groß wie ein Marder. Sie iſt nicht ſchnell im Laufen, hat aber dagegen einen äußerſt feinen Geruch; ſie kann ſich mit ihrem langen Schwanze an die äußerſten Spitzen der Bäume hängen, und ſich auf andere Bäume ſchleudern.

### Der Opoſſum.

Der Virginiſche Opoſſum hat einen kürzeren Kopf, und iſt kleiner, als der Marſupial; hat Augenlieder mit Wimpern, über jedem Auge einen weißen länglicht runden Fleck, und kleine abgerundete Ohren.

Mit ſeiner Schnelligkeit im Laufen ſteht es ebenfalls nicht beſonders, aber in der Schwingkunſt thut er es dem Marſupial gleich. Merkwürdig iſt es, daß er ſich todt ſtellt, wenn er ſeinen Verfolgern nicht entkommen kann, und ſich dadurch vor vielen Raubthieren ſchützt, und er verharrt im Scheintode, wie heftig man ihn auch martere, zumal das Weibchen, wenn es Junge im Beutel hat. Er ſoll in ſolchem Fall der Verfolgung auch einen widrigen Geruch von ſich geben, der ihm aber zu jeder andern Zeit, wenn auch vielleicht in geringerem Maße, eigen iſt. Er hat ein noch viel zäheres Leben, als eine Katze, oder ſoll es doch haben; er verſteckt ſich lauernd unter dem Laube der Bäume, um kleine Vögel zu fangen, deren Blut er ausſaugt.

Die Jungen werden mit den Hinterfüßen in den Beutel geſteckt, und im Fall der Gefahr, wenn ſie herausgelaufen ſind, mit einem Schrei in denſelben zurückgerufen.

Der Opossum läßt sich sehr leicht zähmen; so weit sogar, daß er seinem Herrn nachläuft. Die gezähmten weiblichen Opossums lassen sich den Beutel aufmachen, und schnurren wie eine Katze, wenn man sie streichelt, haben aber immerdar den sehr üblen Geruch, der aus 2 Drüsen am After hervorgeht, und den wir bei mehreren Thieren antreffen. Trotz des Geruchs wird doch zuweilen das Fleisch gegessen.

## Die Buschratte.

Sie hat Augen mit dunkelblauem Rande umgeben, und ungefähr die Größe einer Ratte. Die unbehaarten Ohren sind steif. Sie wohnt in Surinam in Erdlöchern. Auf der Flucht springen die Jungen auf den Rücken der Mutter, und wickeln ihre Schwänze um den steif in die Höhe gehaltenen Schwanz der Mutter, die dann mit ihnen flüchtet. —

## Das Känguruh. (Didelphis gigantea.) Fig. 5.

Gebürtig in Neu-Holland, und von der Größe eines Schafes.

Das Thier ist erst in neuern Zeiten durch Cooks Reisen entdeckt. Es ist von der Schnauze an bis zur Schwanzspitze 9 Fuß lang, und aufgerichtet hat es Mannshöhe, wird bis 140 Pfund schwer. Doch findet sich in der Größe ein Unterschied. Das kurze, weiche Haar ist mäusefahl, wird aber an den Seiten, und unter dem Bauche heller. Der kleine verlängerte Kopf hat große emporstehende Ohren, und die Nase einen Schnurrbart, wie bei den Katzen. Vom Halse an wird das Thier nach den hintern Theilen zu allgemach immer dicker, und ist an den Hüften am stärksten. Es ist, wie beim Jerboa, ein scheinbares Mißverhältniß der Vorder- und Hinterbeine. — Bei einem großen Känguruh sind die Vorderfüße ebenfalls überaus kurz, aber die hintern 3 Schuh

und 7 Zoll lang, und dienen eigentlich zum Gehen und Sprünge von 6, 7 und 8 Fuß Höhe über Büsche hinweg, und von Felsen zu Felsen zu machen. Unter seinen 3 Zehen ist der mittelste am längsten und stärksten. Den Schwanz hält er beim Springen steif und aufrecht, und bedient sich desselben zu seiner Vertheidigung. Die Schläge, die er damit austheilt, sollen so heftig seyn, daß er einem Menschen damit das Bein zerbrechen kann. Aber bei der Vertheidigung läßt er weder seine Vorder- noch Hinterfüße, noch seine Zähne müßig. Die Känguruhs packen einen Hund mit den Vorderfüßen, und richten ihn oft so übel zu, daß er verbunden werden muß. — Eine gewaltige Muskelkraft mögen sie also wohl haben.

Es weidet, wie andere Thiere, auf vier Füßen, leckt das Wasser wie ein Hund, springt in der Gefangenschaft, wo es, wie viele andere Thiere, unaufhörlich in Bewegung, und stets thätig ist, immer vorwärts, schlägt stark mit seinen Hinterfüßen auf die Erde, und scheint dabei die Spitze seines Schwanzes zum Stützungspunkte zu haben. —

Sehr merkwürdig ist, daß dieses Thier seine langen Vorderzähne in der Unter-Kinnlade bewegen, und sie von einander entfernen kann, was wir von keinem einzigen Säugethiere sonst wissen. Auch die Vorderzehen lassen eine ähnliche Bewegung zu. Das Weibchen hat einen Sack unter dem Bauche, wie das Beutelthier, und braucht ihn für die Jungen auf gleiche Weise, es wirft nur 1 Junges, und trägt es drei Vierteljahr, bis es wohl 14 Pfund wiegt.

Das Känguruh lebt gesellig, und geht in Heerden von 30 bis 40 auf die Weide, und seine Wohnung ist unter der Erde.

In England sind diese Thiere keine Seltenheit mehr, und kommen so gut fort, daß mehrere derselben Junge geworfen haben.

Daß es eine große Stärke habe, ergiebt sich aus den vorigen Angaben. Mit seinem Wärter soll es sich gern balgen, oft Viertelstunden lang, und zwar mit vieler Gewandheit und List; behält seinen Gegner immer im Gesicht, paßt den Augenblick ab, wo es ihm einen Schlag versetzen kann, umfaßt ihn zuweilen mit seinen Vorderpfoten beim Halse, und zerbläuet ihm mit den Hinterpfoten die Schenkel. — Ist der erste Kampf zu Ende, so stellt es sich seinem Gegner zu einem zweiten Kampfe dar. Es scheint bloß pflanzenfressend zu seyn.

### Der Surinam'sche Aeneas. (Did. dorsigera.)

Dessen Weibchen keinen Zitzensack hat, gehört in so fern nicht zu den Beutelthieren. Das Weibchen soll seine Jungen, wenn sie noch klein sind, auf dem Rücken tragen, und diese sich dabei mit ihren Rollschwänzen an der Mutter festhalten.

### Die Zibethkatze. (Viverra Zibetha, Hyaena odorifera.)

Ist etwa drittehalb Fuß lang; der lange Katzenschwanz ist schwarz und weiß geringelt, und der weißgraue Rücken mit schwarzen wellenförmigen Streifen gezeichnet. Doch in der Farbe mag noch Verschiedenheit statt finden. Die Stimme ist, wie die Stimme eines aufgebrachten Hundes, murrend und knurrend.

Das Thier lebt im wärmern Afrika, und größtentheils wie unser Marder. So räuberisch und wild indessen es ist, wird es doch gezähmt. Aber vielleicht nennt man das Zähmen, daß man es in einen Käfig einsperrt, aus welchem es sich beim Schwanze herausziehen, und den Zibeth nehmen läßt, der ehedem häufig zu Parfümerien gebraucht wurde, und jetzt hauptsächlich nur noch als krampfstillend nützt. Dieser Zibeth besteht aus einer starkriechenden honigdicken Feuchtigkeit, die sich in zweien Drüsen absondert, welche zwischen dem After und den

Geschlechtstheilen liegen. Man nimmt denselben wöchentlich zweimal mit hölzernen Löffeln heraus. In Holland hielt man sich sonst viele Zibethkatzen, deren Zibeth sehr hoch gehalten wurde, jetzt aber wird diese Waare wenig mehr in Europa geschätzt. — Je besser das Thier mit Milch, Eiern, Fleisch, Reiß u. s. w. gefüttert wird, desto mehr Zibeth.

### Das Stinkthier. (Viverra putorius.)

Oder der Stunk, ein kleines Thier, das nur in den wärmern Gegenden Nordamerika's sich aufhält. Die Farbe der Haare ist zwar bräunlich schwarz, aber es laufen über den Rücken und an beiden Seiten fünf weiße Streifen von gleicher Breite bis zum Schwanze hin.

Das Thier hat die Größe des Marders, und die Nahrung mit ihm gemein, und schleicht sich nicht selten in die Häuser, um seinen Fraß zu suchen. Es erklettert auch die Bäume mit großer Behendigkeit, der Vögel, und ihrer Eier wegen. Unweit der Zeugungstheile liegen 2 Drüsen, in welchen sich eine höchst übelriechende Feuchtigkeit absondert. Mehrere ihm zunächst verwandte Thiere (Viverren) haben ähnliche Drüsen, nur geben sie keinen so entsetzlich stinkenden Saft von sich. Wird das Thier gejagt, und dadurch in Angst gesetzt, so ist dieser Saft sein Schutzmittel. Vermöge eines Muskels spritzt es denselben auf seine Verfolger (Jäger und Hunde) wohl an 18 Fuß weit, indem es dabei einen Katzenbukkel macht, und die Haare sträubt. Auf 100 Schritte ringsumher wird dadurch die Luft verpestet; dem Jäger versetzt es den Athem, die Hunde stehn von der Verfolgung ab, und drücken die Nase auf den Erdboden, und das kleine geängstete Thier entkommt seinen Verfolgern sehr oft. — Auch sein Harn soll fürchterlich stinken, und ein Tropfen davon im Kleide Monate lang unerträglichen Geruch verursachen. — Vielleicht hat man

den Saft der Drüsen für Urin gehalten. — Aber es könnte wohl auch beides mit einander bestehen.

Man zähmt das Stinkthier sehr leicht, und es läuft seinem Herrn wie ein Hund nach. Nie geben sie in diesem gezähmten Zustande, falls sie nicht gequält werden, den häßlichen Saft von sich. Wer könnte auch sonst dieses Thier als Hausthier erziehen? Merkwürdig ist es, wenn es anders richtig ist, daß dieser Stunk durch die Nähe des Rindviehes so gewaltig beunruhigt wird, daß er fürchterlich brüllen soll.

In Afrika findet sich ein sehr ähnliches Thier, welches ebenfalls einen häßlichen Geruch ausläßt, wenn es geängstet wird.

## Der Ichneumon. (Viverra Ichneumon.)

Oder Pharaonsratte, in Ostindien, aber mehr noch in Aegypten einheimisch, ist der Iltis jener Gegenden, mit dem er Bau und ganzes Wesen gemein hat, wiewohl er von demselben durch die weißliche, schwarzgrau gefleckte Farbe, und durch die steifen, fast borstenartigen Haare, wie durch seine übrige Art und Natur, wohl sattsam unterschieden wird. Er ist von der Größe einer Katze, oder etwas größer, und lebt vorzüglich auf den Feldern Aegyptens, und an den Ufern des Nils.

Da sich der Ichneumon von Ratten, Mäusen, Schlangen, Eidechsen, und Fröschen nährt, so wird er dadurch sehr wohlthätig, indessen hält man ihn doch nicht gern als Hausthier, denn er kann seine Iltisnatur nicht ablegen, nach welcher er dem Geflügel nachstellt, und auch ihre Eier aussäuft. Eier sind insonderheit seine Lieblingskost, daher er denn auch die Eier des Krokodils im Sande aufsucht, und verzehrt, mithin auch dadurch dem Lande äußerst wohlthätig wird. Ohne Zweifel gehört er, dieser nützlichen Eigenschaft wegen, wie der Ibis, zu den

geheiligten Thieren des alten Aegyptens. Das gezähmte Thier murrt, wenn es geschlagen wird.

### Der Marder. (Mustela.)

In der obern Kinnlade stehen 6 aufrechte, spitzige, abgesonderte Vorderzähne; in der untern aber 6 stumpfe, dicht an einander stehende, von welchen 2 einwärts gekehrt sind.

Zehen hat es an jedem Fuß 5, mit unbeweglichen spitzigen Klauen. Die Thiere dieser Gattung haben einen kleinen, platten Kopf, leben im Trocknen, klettern gut, schlüpfen durch enge Löcher, wohnen in Hölen, und nähren sich von frischem Fleisch, Eiern und Obstfrüchten, die sie des Nachts aufsuchen. — Ihr Gang ist hüpfend. — 6 Arten.

### Der Stein- oder Hausmarder. (Mustela Foina.)

Die Kehle und der Hals sind unten weiß. Der Steinmarder verträgt, so wie der mit ihm so nahe verwandte Baummarder, das Klima von ganz Europa, die kältesten Zonen ausgenommen.

Man könnte ihn in Ansehung seiner Zeichnung an der Kehle und am Halse, seines sittlichen Betragens, Nahrung, Aufenthalts, und seines üblen Geruchs halber, den seine Bisamdrüschen und Ausdünstungen verursachen, mit Recht das größte Wiesel nennen. An Größe gleicht er einer mittelmäßigen Katze. Seine gewöhnliche Länge von der Schnauze bis zum Schwanz ist nemlich 1 Fuß und 8 bis 9 Zoll; der Schwanz hält 10 bis 12 Zoll, und die Höhe des Thieres 9 Zoll. Der Kopf ist rund, oben etwas platt, kurz zugespitzt, dem Kopfe eines kurzschnauzigen Spitzhundes ähnlich. Die schwarze feuchte Nase ragt etwas über der Lefze hervor. Er hat ein scharfes Hundegebiß. In der obern Kinnlade befinden sich 6 zugerundete Vorderzähne, wovon der erste auf jeder Seite

et-

etwas länger ist; dann folgt, nach einem kleinen Zwischenraum, ein langer etwas gekrümmter inwendig eckiger Eckzahn, und zuletzt 5 Backenzähne, wovon der erste sehr klein und stumpf ist, die 2 folgenden größer und dreieckig sind, der dritte drei Zacken hat, und der letzte ein eigentlicher runder, eingekerbter Backenzahn ist. In der untern Kinnlade stehen vorne 6 kleinere, breite, oben eingekerbte Vorderzähne, von welchen der zwischen den äußersten und mittelsten sich befindliche etwas einwärts liegt, dann ein Eckzahn, der kleiner ist, als die obern, und zuletzt 6 Backenzähne auf jeder Seite, von welchen die zwei letztern wahre Backenzähne sind, der vorletzte als der größte 3 Zacken und einen runden Ansatz hat, der erste sehr klein und stumpf, und die andern dreieckig und spitzig sind. Die Zunge ist lang, und mit glatten zurückstehenden Warzen besetzt. Das Maul hat von steifen schwarzen Haaren einen Bart, wie bei den Katzen. Die bläulichen Augen stehen weit von einander, schief, näher nach der Schnauze als nach den Ohren zu, blitzen im Finstern, und haben etliche steife schwarze Haare am obern Augenliede. Die Ohren sind kurz, breit, und zugerundet. Sein Hals ist im Verhältniß des langen Leibes kurz, und beinahe von der Dicke des Kopfs. Der Leib ist schmäler, als an einer Katze, schlank und mit doppelten Haaren, kürzern wolligen, und längern steifen überzogen. Der Schwanz ist zottig, und gerade ausgestreckt. Die Beine sind niedrig, und die vordern Füße länger und größer, als die hintern. Sie enthalten 5 Zehen, welche mit einer behaarten Haut halb verwachsen, und mit kurzen scharfen Klauen besetzt sind. An jeder Seite des äußersten Mastdarms, am Rande des Afters, öffnen sich zwei eirunde Bläschen oder Drüschen, die eine übelriechende Feuchtigkeit in sich enthalten.

Was seine Farbe betrifft, so ist er überhaupt grauröthlich, ins schwarze auslaufend, und weiß an Kehle und

Unterhals. Sonſt ſind, die Theile einzeln betrachtet, die ſteifen kurzen Haare am Kopfe röthlich, die wolligen und die Wurzeln der längern am Halſe und auf dem Rücken ſchmutzig weiß, die Mitte der letztern aber röthlich aſchgrau, und die Spitze ſchwarz. Das Ende des Rückens, der Schwanz und die Beine ſind völlig ſchwarz, da auf dem Rücken, wegen der dünner ſtehenden ſteifen Haare, die weißliche Farbe der Wolle ſtark durchſchimmert. Der Bauch hat eben die Grundfarbe, aber die Spitzen der Haare ſind mehr braun, als ſchwarz. Die weiße Kehle iſt nicht immer rein, ſondern zuweilen mit einem doppelten röthlichen Flecken gezeichnet. Eine deutliche Nath liegt in der Haut, von dem Schienbeine an, vorwärts, und eine weniger deutliche befindet ſich hinten an jedem Vorderbeine.

Das Weibchen iſt ſchlanker und niedriger gebaut, als das Männchen, und hat vier Säugwarzen, die am Bauche liegen.

Der Marder iſt ein munteres, liſtiges, geſchicktes und ſehr flüchtiges Thier. Sein Gang iſt beinahe ein beſtändiges leichtes Springen mit erhabenem Rücken und Schwanz. Er ſchlüpft, vermöge ſeiner biegſamen Gliedmaßen, und ſeines ſchlanken Körpers, durch die engſten Löcher, geht über die ſchmälſten Stangen und Hölzer, erklettert die ſteilſten Dächer, ja er iſt vermögend, an einer geraden Wand, wenn ſie ein wenig rauh iſt, wie an einem Baume in die Höhe zu laufen. Seine halb verwachſenen Zehen machen ihn zu einem ſehr geſchickten Schwimmer. Die Naſe und die Augen ſind ſeine vorzüglichſten Sinnenwerkzeuge, daher er auch in einer großen Entfernung ſchon ſeinen Raub bemerkt. Wenn er durch Furcht oder Verfolgung genöthiget wird, von einer großen Anhöhe herab zu ſpringen, ſo ſtürzt er ſich niemals todt, ſondern ſteht, wie eine Katze, gleich auf allen vier Beinen, ſchüttelt ſich, als wenn er dadurch ſeine er-

schütterten Glieder wieder in den vorigen Stand setzte, und läuft unbeschädigt davon. Die elektrische Materie hat bei starken Gewittern einen so mächtigen Einfluß auf ihn, daß er wie rasend herumläuft, und an solchen Orten, wo er häufig ist, aus Angst in Gesellschaft zusammen zieht, und ein großes Lärmen verursacht. Seine Stimme, die er in der Noth, oder im Spiel mit seines Gleichen, hören läßt, ist ein helles, kurz abgebrochenes Geschrei, und zur Begattungszeit darneben noch ein dumpfes Muksen. Sein Lebensziel erstreckt sich nicht über 12 Jahre.

Die Steinmarder wählen sich zu ihrem Aufenthalte Hölen, und sonst verborgene Oerter. Sie wohnen daher in Felsenklüften, Steinritzen, und besonders in alten Steinmauern, woher auch ihr Name entsprungen, in alten Thürmen, alten Kirchen und alten steinernen Gebäuden, unter den Dächern, in Holzstößen, in Winkeln und Klüften, auf den Heuböden, in den Ställen und Scheunen, zwischen Häusern und andern Gebäuden. Am Tage lauschen sie kaum aus ihrem düstern Hinterhalte hervor, weil sie das Licht, und, wie ihrer bösen Thaten bewußt, das Angesicht der Menschen scheuen. Wenn sie schlafen, so bedecken sie ihre Augen mit ihrem dicken Schwanz. Sie gehen im Winter gewöhnlich von 9 bis 10 und von 1 bis 4 Uhr des Nachts auf ihren Raub aus.

Der Hausmarder ist ein grausames, und besonders ein blutdürstiges Raubthier. Er richtet in den Tauben- und Hühnerställen, in welche er des Nachts sehr listig einzudringen weiß, die größten Niederlagen an, erwürgt alles, was er findet, und verursacht durch seine stinkenden Ausdünstungen und bisamartig riechenden Exkremente, die er allezeit zurück läßt, daß, ohne eine besondere Reinigung und Ausräucherung, keine Taube und Henne ihre Wohnung wieder bezieht. Das junge Hausgeflügel, Enten, Gänse, Hühner u. s. f. trägt er allezeit fort in

einen Winkel, rupft es, und zehrt es gänzlich auf, den alten aber beißt er im Sommer, wenn er Nahrung im Ueberfluß hat, gemeiniglich nur die Köpfe ab, frißt diese, saugt dem übrigen Körper bloß das Blut aus, und läßt ihn liegen; im Winter und im Frühjahr aber nimmt er auch die ganzen Vögel mit sich in seine Höle. Er raubt auch den Hühnern und Vögeln die Eier. In Gärten sucht er auf den Bäumen und in den Hecken die Vogelnester auf, nimmt sie aus, und erlauscht die alten Vögel im Schlaf. Auch die jungen Enten, die sich, mitten auf einem Teich, in ihrem Häuschen sicher glauben, schützt ihr flüssiges Element, das fast jedem andern vierfüßigen Raubthiere den Weg zu dieser ruhigen Wohnung abschneidet, vor seiner Raubsucht nicht. Sobald ihm sein guter Geruch dieselben verräth, so rudert er bei Mondenschein mit vieler Geschicklichkeit dahin, metzelt alles, was Leben hat, darnieder, und trägt es einzeln durch das Wasser im Maule nach seiner Höle.

Allein nicht immer kann er sich mit solchen köstlichen Nahrungsmitteln sättigen, sondern muß sich im Sommer mit Heckenfröschen, und im Winter vorzüglich mit Mäusen und Ratten, die er in Häusern und Gärten fängt, begnügen lassen. Sauerkirschen, Herzkirschen, Pflaumen und Ebereschenbeeren sind seine Leckerbissen.

Sonst wird er auch durch Jagdhunde, durch Klopfen und Lärmen, mit Trommeln und Stöcken aus den Gebäuden, wo er gespürt worden ist, getrieben, und entweder auf den Dächern oder auf nahe stehenden Bäumen, wo er hinflüchtet, erschossen. Der Jäger stellt ihm, seines vortrefflichen Balges halber, besonders im Winter nach.

### Der Baummarder. (Mustela Martes.)

Die Kehle und der untere Theil des Halses sind gelb, und die glänzenden Haare sind schön kastanienbraun.

Der Baummarder ist dem Steinmarder beinahe vollkommen gleich; doch unterscheidet er sich vorzüglich in folgenden Stücken:

1. Er ist merklich größer; die Länge seines Körpers beträgt nemlich 2, und des Schwanzes 1 Fuß.
2. Sein Kopf ist kürzer und stärker, daher er auch ein wilderes Ansehen hat, als der Steinmarder. Dabei sind die Ohren sehr kurz und abgerundet, die Augen funkelnd und weit hervorstehend.
3. Die Beine sind höher. Seine Höhe beträgt daher 10 Zoll.
4. Die Kehle ist dottergelb, und der übrige Körper, außer den schwarzen Beinen und dem Schwanze, von schön kastanienbrauner Farbe. Die Haare sind auch glänzender, länger, feiner, weicher, zarter und dichter, und fallen nicht so leicht aus, als am Hausmarder, und der Schwanz ist viel zottiger. —

Diese Marder halten sich in Eichen-, Buchen- und sonderlich in finstern Tannen- und Fichtenwäldern auf. Sie bewohnen dort die hohlen Bäume, oder die wilden Tauben-, Raben-, Raubvögel- und Eichhornnester, welche sie erweitern, oder die Ritzen in felsigen Bergen. Sie bereiten sich mehr als eine Wohnung, und wechseln mit derselben, so bald sie sich nur im geringsten unsicher glauben.

Seine vorzüglichste Nahrung findet der Baummarder, wie der Hausmarder, an Mäusen, als Erdwölfen und anderen schädlichen Feldmäusen, welchen letztern er auch, wie der Iltis, am Wasser, wenn sie trinken, nachgeht. Außerdem ist er ein geschworner Feind der Eichhörnchen. Diese verfolgt er, wie im Fluge, von einem Baume zum andern, bis sie ermüdet sich ihm ergeben müssen. Eben dieser Verfolgung ist die listige und schnelle Haselmaus von ihm ausgesetzt. Sonst sucht er die großen und kleinen Vogelnester auf den Bäumen und

der Erde im Walde auf, und raubt Eier und Junge davon. Er beschleicht auch die alten Auerhühner, Birkhühner, Haselhühner, Rebhühner, Fasanen, und andere große und kleine Vögel auf der Erde und auf den Bäumen, wenn sie schlafen. Eben so erlauscht er junge Hasen im Schlaf. Wenn er den Weg zur Schneide (Schneuß) erst einmal aufgemacht, und sie glücklich ausgeplündert hat, so plündert er sie täglich. Einen Ebereschenbaum können Etliche in kurzer Zeit abbeeren, und wenn sie diese Nahrung haben, vergessen sie ganz, daß sie Raubthiere sind, so gut schmeckt sie ihnen. Sie trachten auch dem Honig nach, und graben daher die Hummelnester auf. Von dem häufigen Genuß desselben soll ihr Balg Flecken bekommen, die vom Jäger und Kürschner mit dem Namen der Honigflecken belegt werden. Außerdem soll auch Hanfsaamen eine Delikatesse für sie seyn.

Der Balg dieses Marders ist eins der schönsten Rauchwerke, das gefärbt und ungefärbt gebraucht wird. Der kleinste Theil des Felles, welcher sich längs dem Rücken bis zum Schwanzende erstreckt, wird für sehr kostbar gehalten. Auf den Gebirgen um Zobelberg im Mittelkrain giebt es sehr viele Marder, deren Felle man dem Zobel gleich hält.

Der Baummarder wird ferner den Wäldern nützlich, indem er die dem Samen und jungen Holzungen so schädlichen Eichhörnchen, Haselmäuse, und große und kleine Fledermäuse in Menge vertilget.

### Der Iltis. (Mustela Putorius.)

Die Haare sind schwarzbraun; der Mund und der Rand der Ohren sind weiß.

Dieses Raubthier, welches sich nicht so weit nach Norden erstreckt, wie der Marder, und in Thüringen nicht selten gefunden wird, ist in seinen Sitten und in seiner Bildung dem Marder ähnlich, nur kleiner, hat ei-

nen proportionirtern Kopf mit einer spitzigeren Schnauze, einen kürzeren Schwanz, dünnere, dunkel kastanienbraune Stachelhaare mit gelblichem Grund, und ganz gespaltene Füße. Seine Länge ist bis zum Schwanze 1 Fuß und 6 bis 8 Zoll; der Schwanz ist 7 Zoll lang, und die Höhe beträgt 5 Zoll. Der Kopf hat fast die Gestalt des Fuchskopfes, und die Breite desselben zwischen den Ohren bildet mit der Schnauzenspitze ein regelmäßig gleichseitiges Dreieck. Die schwärzliche und trockne Nase und die Nasenlöcher sind wie die des Fuchses, so wie sein Gesicht ganz das listige Ansehen desselben hat; der Mund hat äußerlich einen schwarzbraunen Katzenbart, und innerlich ein scharfes Hundegebiß. In der obern Kinnlade befinden sich 6 rund und kurz zugespitzte Vorderzähne, ein großer gekrümmter und abgestumpfter Eckzahn, und 4 Backenzähne. In der untern Kinnlade findet man 6 stumpfe vorwärtsliegende Vorderzähne. Zusammen 34; also 2 Zähne weniger, als der Steinmarder. Die Zunge ist lang, mit hinterwärts gekehrten Wärzchen. Die Augen sind groß, hervorstehend, dunkelbraun und scharfsehend, und die Ohren kurz, breit und abgerundet. Der Hals ist stark und lang, und der Rücken breit, und etwas eingedrückt. Er hat kurze Füße, und getrennte Zehen, die mit scharfen weißen Nägeln bewaffnet sind. Der Schwanz ist dick behaart, buschlich, und gerade ausgestreckt.

Der ganze Leib ist mit einem feinen Pelz von doppelten Haaren überzogen. Die kurzen Haare sind dicht, wollig, weiß oder lichtgelb, und die einzelnen längern an der Wurzel gräulich, und an der Spitze aus den kaffeebraunen ins glänzend schwarze auslaufend. Der Unterhals, die Brust, die Füße und der Schwanz sind ganz schwarz, und unter dem Bauch läuft ein bräunlicher undeutlicher Streif nach dem After hin. Unter dem Schwanze hat das Thier zwei kleine Drüsen, welche eine

Feuchtigkeit in sich enthalten, die einen ekelsüßen Honiggeruch von sich giebt.

Sein gewöhnlicher Gang ist springend; er ist sehr behende, immer in Bewegung, und durchsucht alles. Sein Geruch und Gesicht sind sehr fein, und in Aufsuchung und Erschleichung seines Raubes ist er listig. Gegen alles Geklirre und Wetzen mit eisernen Instrumenten hat er einen natürlichen Abscheu.

In der Begattungszeit ist sein Laut ein Knurren, und in der Gefangenschaft, und zum Zorn gereizt, ein Klaffen, wie ein junger Hund. Er lebt 10 Jahre.

Das Weibchen sieht dem Männchen völlig gleich; ausgenommen, daß Mund und Ohren ganz weiß sind, und hat am Bauche 4 Säugwarzen.

Der Iltis ist beinahe eben so gefräßig und räuberisch, aber nicht so kühn, wie der Marder. Er geht eben so, wie dieser, vorzüglich des Nachts auf den Raub aus, und würgt Gänse, Enten, Hühner und Tauben, trägt sie fort, und verzehrt sie ganz. Kömmt er in ein Hühner- oder Taubenhaus, so mordet er nicht alles, wie der Marder, sondern ergreift nur eins von diesen Thieren, würgt es, packt es im Genicke, und eilt mit ihm nach seinem Schlupfwinkel hin. Hühner- und andere Vogeleier trägt er unbeschädigt, zu ganzen Haufen, in seine Wohnung zusammen. Mäusefleisch liebt er im Sommer nicht sehr, und nur im Nothfall, und im Winter macht er Jagd auf Maulwürfe, Hamster, Ratten, Wasser-, Feld- und Hausmäuse; dafür hascht er lieber Frösche, und sammelt sich davon einen großen Vorrath in seiner Höle, wie man beim Nachgraben findet. Er frißt auch Gartenschnecken und Heuschrecken. Im Sommer streift er in den Feldern und Hölzern umher, um die Nester der Vögel, die auf der Erde nisten, als der Lerchen, wilden Enten, Wachteln, Fasanen, Auerhühner, Birkhühner, Haselhühner und Rebhühner aufzusuchen, und zu plün-

dern. Er gräbt sich auch in die Ställe, und erwürgt die Kaninchen, durchnagt die Bienenstöcke, oder wirft sie um, um den Honig zu genießen. Er geht auch auf den Fischfang aus, besonders im Winter, entfernt sich dabei oft eine halbe Stunde weit von seiner Wohnung, und erlauert an den Bächen, auf dem Eise, und unter dem Eise, wie die Fischotter, die Fische, sonderlich die Forellen. In Hungersnoth nimmt er auch mit bloßen Mäusen, die unter dem Ufer wohnen, oder dahin kommen, um zu trinken, vorlieb. — Der Balg giebt, vier Wochen vor und nach Weihnachten, ein gutes Pelzwerk, indem sich die Haare nicht so leicht abtragen, wie die der Füchse und Marder, und auch sein Fell dicker ist. Doch wird er wegen seines üblen Geruchs, den er lange behält, wenn er in der Begattungszeit geschossen oder gefangen wird, seiner Güte ungeachtet, nur als schlechtes Gebräme an Mützen, Handschuhen und Muffen der Landleute, und selten zu Kleiderfutter gebraucht. Ein Hasenbalg ist jetzt theurer, als ein Iltisbalg. Die schwarzen langen Haare, sonderlich des Schwanzes, geben die besten Malerpinsel. —

### Das Frett. (Mustela Furo.)

Die Haare des Körpers sind weißlich gelb, und der Stern im Auge roth. Dieses Thier wird in Deutschland, wegen seines Nutzens, als ein zahmes Hausthier erzogen. Seine Größe beträgt 1 Fuß 4 Zoll, und der Schwanz ist etwas über die Hälfte des Leibes lang. Die größte Aehnlichkeit hat es mit dem Iltis, außer daß der Leib gestreckter, schlanker, der Kopf schmäler, und die Schnauze spitziger ist. Es hat, wie der Iltis, 34 Zähne. Die Augen sind groß, trübe und blaß- oder hellroth; die Ohren weit, rund und aufrecht; die Füße niedrig und mit weißen Krallen versehen. Die Farbe ist im Grunde blaßgelb, und oben mit weiß überlaufen; doch leidet sie auch Abänderungen, wie bei den andern Hausthieren. Das

Weibchen ist merklich kleiner, als das Männchen. Es ist ein gelehriges, aber zorniges Thier, hat ein lebhaftes und feuriges Auge, große Leichtigkeit in seinen Bewegungen, und viel Stärke, lernt aber seinen Herrn schwer kennen; schläft oft und tief, und riecht, besonders im Affekte, stark nach Bisam. Es lebt 12 bis 14 Jahre.

Sein ursprüngliches Vaterland ist Afrika, es wird aber jetzt in allen gemäßigten Ländern von Europa, wo es wilde Kaninchen giebt, gefunden. Man hält es in Tonnen und Kisten, worin man ihm ein Lager von Werg bereitet.

Wenn es zahm ist, füttert man es mit Semmel, Brot, Kleie und Milch, und es frißt sehr viel; denn es schläft entweder, oder frißt. Man giebt ihm aber auch zuweilen einige Kaninchen und Vögel preis, welchen es das Blut aussaugt, und kurz darauf sehr böse wird. In der Wildniß soll es kleine vierfüßige Thiere, Fische, Vögel, Schlangen und Honig verzehren. Es faßt seinen Raub gewöhnlich beim Halse, und weiß ihm das Blut sehr geschickt auszusaugen.

Bei uns schränkt sich der Nutzen dieser Thiere bloß auf die Kaninchenjagd ein, da man sie in den Bau dieser unterirdischen Thiere mit einem Schellchen am Halse, um diesen eine desto größere Furcht einzujagen, schicket, und diese in vorgestellte Netze laufen läßt. Sie sind die natürlichen Feinde derselben, und diese werden daher auch bei ihrem nahen Anblick mit einer solchen Furcht befallen, daß sie sich gleich, ohne auf Rettung zu denken, ergeben. Man versieht auch diejenigen, von welchen man weiß, daß sie die Kaninchen gern in ihren Hölen fressen, mit Maulkörben. — In Frankreich hat man sie zum Ausnehmen der Vogelnester abgerichtet.

### Das große und kleine Wieſel. (Mustela erminea und vulgaris.)

Das große Wieſel oder das Hermelin, von etwa 10 Zoll Länge, mit einem halb ſo langen Schwanze, lebt in den gemäßigtern und nördlichen Gegenden (Rußland, Norwegen, Lappland u. ſ. w.), und hat mit den übrigen Thieren ſeines Geſchlechts Bau und Lebensart gemein. Sie fiſchen ſogar, wie der Iltis, benutzen aber aus dem Pflanzenreiche nichts, als Pilze. Den Ratten iſt es, wie das kleine Wieſel, höchſt gefährlich, und Beide treffen, obwohl ſich die kühne Ratte widerſetzen will, mit ihrem Biß das Genick dieſer Thiere genau, ſaugen, und laſſen mit Saugen nicht nach, bis das Blut ausgeſogen iſt, und das gewürgte Thier todt bleibt, mit welchem ſie ſich ſodann nicht weiter abzugeben ſcheinen. — Eier wiſſen ſie ſo künſtlich auszuſaufen, daß man kaum das hineingebiſſene Loch entdeckt. Ebenfalls mit dem Genickbiſſe tödten ſie das Waldgeflügel, und wagen ſich ſogar, auf gleiche Weiſe, an junge Rehe. — Was ihnen nicht zu ſchwer iſt, tragen ſie in ihre Wohnung. — Wie alle Raubthiere, ſind auch ſie vorzüglich nur des Nachts mit ihrem Raube beſchäftigt.

Das große Wieſel wohnt in abgelegenen verfallenen Häuſern, alten Mauern, Steinhaufen, hohlen Bäumen, und an den Ufern der Flüſſe, vielleicht wohl gar in erweiterten Mäuſelöchern, da es den Mäuſen bis in die letzten Winkel ihrer Löcher nachſchleicht, und ſelbſt in den Hölen der Maulwürfe und Waſſerratten das mit Federn, Wolle und Moos weich bereitete Wochenbette nimmt, wo es, nach 5 Wochen Trächtigkeit, die Jungen wirft, die 9 Tage blind liegen. Die Jungen ſpielen mit den von der Mutter zugetragenen Mäuſen, faſt wie die Katzen.

Von mehreren Thieren nördlicher Gegenden, z. B. vom Haſen, weiß man, daß ſich im Winter ihre dunklen

Farben in weiße umändern. Bei dem großen Wiesel ist es derselbe Fall. Es hat im Sommer eine schwärzlich braune, und unter dem Bauche eine gelbliche Farbe, wird aber im Winter ganz weiß, mit Ausnahme der völlig schwarzen Schwanzspitze, die im Winter wie im Sommer sich gleich bleibt. Dann heißt es Hermelin, und giebt seit langer Zeit den Fürsten, zur Auszeichnung ihrer Fürstenmäntel, das Pelzwerk; besonders werden die aus lauter Hermelinschwänzen zusammengesetzten Pelze hoch geschätzt, aber auch durch Kunst häufig nachgemacht.

Das kleine Wiesel, welches auch das gemeine Wiesel heißt, unterscheidet sich vom vorigen fast nur durch seine Kleinheit, indem es nicht über sechs bis sieben Zoll lang wird, und einen Schwanz von etwa höchstens 2 Zoll, der nie oder selten nur etwas schwarzes Haar hat. Seine Farbe wechselt im Winter gar nicht, oder so wenig, daß es etwas matt weiß aussieht. Die ganz weißen Wieselfelle sind vielleicht eben so durch Krankheit oder Alter der Thiere entstanden, wie bei manchen Sperlingen die ganz weißen Federn, welches jedoch von Mehreren geleugnet wird.

Felsen, Scheunen, hohle Bäume, Ufer der Flüsse und Rasenraine sind sein Aufenthalt. Es schwimmt sogar über Flüsse, spielt gern mit seines Gleichen, und scheut den Geruch der Raute, wie die Katze und der Marder auch thun sollen.

Das Hermelin soll, aller angewandten Mühe ungeachtet, sich nie haben zähmen lassen, aber vom gemeinen Wiesel weiß man doch einen merkwürdigen Fall bei einer Dame. Es schlürfte seiner Herrinn die Milch aus der Hand, machte vor Freuden tausend lustige Streiche, hüpfte ihr auf Kopf und Hand, und sahe es sehr ungern, wenn dieselbe ausging, und es zurück bleiben sollte. Es war höchst neugierig, und mußte bei Allem zusehen; z. B. wenn eine Schachtel oder ein Buch geöffnet wurde.

Seine Stimme war ein Murren, oder auch ein Quicken. Nie wollte es Waſſer ſaufen, wahrſcheinlich, weil es die Natur einmal zum Blutſaufen beſtimmt hat.

Uebrigens iſt bei beiden Wieſelarten das Naturel und die Lebensart gar ſehr ähnlich. — Die Wohnung, beim großen Wieſel oft mit vier Eingängen verſehen, iſt in der erweiterten Mitte mit Gras und Moos gepolſtert; der Jungen ſind 6 bis 8; in der Kunſt, Bäume zu erklettern, ſind beide Arten gleich ſehr geſchickt. Beide ſollen in Ställen und Kellern große Haufen aufwerfen; und wenn man vor ihren Hölen wie eine Maus pfeift, eiligſt hervorkommen, was wohl ſehr wahrſcheinlich iſt; beide haben Drüſen unter dem After, deren Abſonderungen bei dem kleinen Wieſel ſtärkeren Geruch haben ſollen, und beide ſind wohl mehr nützlich, als ſchädlich.

Die beſten und meiſten Hermelinfelle kommen aus den nördlichen Gegenden Europa's. Uebrigens iſt es merkwürdig, daß die Felle weißer Wieſel, nicht nur von unſern Landleuten, ſondern auch von manchen Tartaren, als ſympathetiſches Heilmittel gebraucht werden.

In der Natur tragen ſie als Raubthiere ſehr vieles bei, das Gleichgewicht unter den Mäuſen und Maulwürfen bei der zu ſtarken Vermehrung dieſer Thiere zu erhalten. In Norwegen kriechen ſie den ſchlafenden Bären in die Ohren, beißen ſich feſt ein, ſo daß ſie nicht abgeſchüttelt werden können; dieſe laufen dann wüthend herum, und ſtürzen zuletzt abgemattet und ſchwach zur Erde hin, und ſterben.

Der Balg der rothbraunen wird kaum zum Unterfutter benutzt, deſto koſtbarer aber iſt der Balg der weißen. Allein von den Thüringſchen und Deutſchen weißen Wieſeln bekommt ihn der Kürſchner nur ſelten zu ſeiner Bearbeitung als Pelzwerk, indem er von den Landleuten zur Vertreibung des Geſchwulſts, beſonders an den Eitern der Kühe, und bei ſchwindenden Gliedern, und zwar, wie

man sagt, mit dem besten Erfolg gebraucht wird. Die mehrsten und besten Hermelinfelle kommen aus Rußland, Sibirien, Norwegen, Lappland, und dem hintersten Litthauen. Je größer, weißer, dichter von Haaren und stärker von Leder sie sind, desto höher ist ihr Werth. Die kostbarsten Pelze sind die, welche aus Hermelinschwänzen zusammengesetzt sind. Schade, daß dies Pelzwerk mit der Zeit ins gelbliche verschießt.

Ein sonderbares sympathetisches Arzeneimittel sind diese weißen Felle den Tataren um Ust-Kemtschuk wider alle Krankheiten. Der Kam oder Priester trägt ein solches Fell, das metallene Augen hat, bei dem Kranken um den Hals, und trommelt dabei beständig sehr heftig. Dieß allein hält man schon für hinlänglich, den Kranken zu heilen.

Das Fett gebrauchen die Thüringer Waldbewohner zur Erweichung der Geschwüre und Vertreibung des Geschwulstes.

Dies kleine Wiesel ist fast eben so raubsüchtig, als das große. Es ist ein vorzüglich gefährlicher Feind für die alten und jungen Tauben und die Küchlein. Die jungen Tauben, Hühner und andere Vögel trägt es mit sich fort, wenn es dieselben todt gebissen hat, den alten saugt es mehrentheils bloß das Blut aus, und läßt sie alsdann liegen. Es scheint, als wenn dies Raubthier die große Halsschlagader sehr genau zu treffen wüßte, denn man findet an einer von ihm getödteten Taube weder Quetschungen noch Wunde, außer den vier Löchelchen von den Eckzähnen, die kaum merklich sind. Es säuft nicht allein den Hühnern und Tauben, sondern auch allen Vögeln, zu deren Nest es gelangen kann, die Eier aus. Die kleinern trägt es einzeln fort in seine Höle, und von den größern sättiget es sich auf der Stelle. Haus-, Wald- und Feldmäuse, Wasserratten, Maulwürfe, Wander- und Hausrattenköpfe sind seine vorzüg-

lichsten Speisen. Die Maulwürfe und Wasserratten sucht es, vermöge seines feinen Geruchs, in ihren Löchern auf, und tödtet sie; daher es auch oft in den aufgestellten Maulwurfsfallen gefangen wird. Es soll auch die Bruchschlangen (Blindschleichen), Eidechsen und Frösche gern fressen. Es geht vorzüglich des Nachts seinem Raube nach. —

## Der Zobel. (Zibellina.)

Er ist am meisten unserm Baummarder ähnlich, und in ganz Sibirien bis Kamtschatka, in China's nördlichern Gegenden, und in Amerika, mit einem Worte, nur unter höhern Breitengraden zu Hause. Seine Länge beträgt 16 Zoll; seine schwarzbraunen, langen und glänzenden Haare, sein gestreckterer Kopf, und seine höheren spitzeren Ohren unterscheiden ihn vom Baummarder sattsam; aber mehr noch sind beide Thiere dadurch unterschieden, daß der Schwanz beim Zobel kürzer, beim Marder aber länger ist, als die Hinterfüße. Der Rücken ist schwärzlich braun, der Schwanz hat ein längeres Haar, der Bauch eine lichtere Farbe, als der Rücken. Indessen ändert die Farbe mit der Jahreszeit, und ist im Winter dunkler, glänzender, und überhaupt schöner, als im Sommer, zugleich ist das Haar dichter. Sehr selten sind die weißen Zobel, die aber, da es hier dem Pelz gilt, weniger gelten, indem das Haar sehr steif ist.

Der lebhafte fein gebildete Zobel ist ein höchst gewandtes, nächtliches Raubthier, welches sogar dem Hermelin und dem gemeinen Wiesel, nebst Hasen, Wald- und Birkhühnern, und den Eiern des Geflügels nachstellt. Nur im Nothfall entschließt es sich zu mancherlei Beeren und Knospen.

Er wird gezähmt, schläft aber auch selbst dann am Tage, und oftmals so fest, daß man ihn schlafend forttragen kann. Der Unrath des Zobels hat einen sehr üblen Geruch.

In der Ranzzeit, die im Januar fällt, und dieſen Monat über dauert, beißen und kratzen ſich die Männchen, wie die Kater unter den Katzen. Die Mutter iſt 9 bis 10 Wochen trächtig, und wirft 3 bis 5 Junge, die ſchon im nächſten Winter jagdbar ſind.

Es iſt nicht ſo gar lange her, daß der Zobel noch ſehr häufig war; aber durch das unaufhörliche Jagen hat die Zahl dieſer Thierart ſehr abgenommen, und iſt nur noch jenſeits des Urals in Sibirien in einiger Menge, und meiſtentheils in um ſo größerer vorhanden, als man mehr nach Oſten zu geht, obwohl nicht in allen Gegenden dieſes ungeheuren Gebiets in gleichem Grade.

Die geſuchteſten Zobel findet man in Rußland jetzt am Ob oder Obi, um den Baikal, im Nertſchinskiſchen und in Kamtſchatka nebſt angrenzenden Gegenden. Die letztern ſind die größten; allein die am höchſten geſchätzten, ſchwärzeſten, glänzendſten und langhaarigſten finden ſich vorzüglich am Ud, und im Gebiet von Nertſchinſk. — Das lange Haar macht, nebſt der Schwärze, den höchſten Werth. — Vorzüglich haben die Männchen den ſchönſten Pelz. Einer der beſten Bälge kommt an 70 Rubel und drüber, und ſo iſt es begreiflich, wie ein ganzer Pelz von Zobeln an 10,000 Rubel zu ſtehen kommen kann.

Daß ſo koſtbare Waare den Verſuchen der Verfälſchung nicht entgehen wird, läßt ſich leicht vermuthen. Man färbt und man räuchert die Felle. Der erſtere Betrug ſoll ſich entdecken laſſen, indem man die Felle an weißer Leinwand reibt, wo ſich die falſche Farbe abſchwärzt. Doch die argliſtigen Chineſer, die ſelbſt Schinken und Perlen nachmachen, ſollen in dieſer Kunſt ſo geſchickt ſeyn, daß man den Betrug nicht entdecken kann.

Mannichfaltig ſind die Arten, den Zobel zu erlegen, wobei man immer auf die Schonung des Balges die

sorgfältigste Rücksicht nimmt, daher man denn dieselben meistentheils mit stumpfen Bolzen schießt.

Die Russen gehen gewöhnlich in Gesellschaften auf die Zobeljagd aus, wobei der Attamann oder Anführer, dem Jeder unbedingt gehorcht, zwei Theile der Beute erhält, ohne daß er selbst dabei etwas thut, als daß er Alles anordnet. Zu Anfang des Winters tritt die Gesellschaft die Reise an, nimmt so viel Lebensmittel mit, als auf Handschlitten fortzubringen sind, und entfernt sich vielleicht 60 Meilen von der Heimath; dann vertheilt sie sich in den jagdbaren Wildnissen in kleinere Gesellschaften, wo sich nun Jeder seine Hütte errichtet, um in der umliegenden Gegend zu jagen.

Wie wichtig muß der Gewinn der Jagd seyn können, da man vorher um Glück für dieselbe betet, und irgend einem Heiligen, oder einer Kirche, den ersten Ertrag der Jagd gelobt. Um den ungewissen Rückweg nicht zu verfehlen, denn an Landstraßen ist hier nicht zu denken, werden Merkzeichen in die Bäume gehauen. Wenn der Proviant ausgeht, müssen die Jäger oft mit den elendesten Beeren, und andern schlechten Nahrungsmitteln sich behelfen, und bei mancherlei Widerwärtigkeiten, der Witterung zumal, selbst Lebensgefahr ausstehen. — Außer dem Geschoß mit Bolzen oder stumpfen Pfeilen, womit man den Zobel auf den Bäumen erlegt, hat man auch verschiedene Arten von Fallen, die das Fell ebenfalls nicht beschädigen; auch stellt man Netze um das Revier des Thieres aus, welches man zuvor durch seine Fährte ausgespürt hat.

Seltsam war die von Lesseps erzählte Art, wie ein Kamtschadale, der ihn auf seiner Reise begleitete, einen Zobel fing. Die Hunde hatten den Baum umstellt, auf welchem der Zobel saß. Sogleich machte der Kamtschadale eine Schlinge, und hielt sie dem Zobel vor. Das Thier steckte auch wirklich den Kopf hinein, aber die

Schlinge zerriß. Mit einer zweiten Schlinge ging es nicht besser, und eben so wenig mit einer dritten, und doch wurde beim viertenmale, da der Zobel schon auf einen andern Baum geflüchtet war, derselbe gefangen. —

### Der Bär. (Ursus.)

Der Bär gehört zu dem Geschlecht der Sohlenläufer (plantigrada), und hat in beiden Kinnladen 6 Vorderzähne, wovon die beiden äußersten größer sind, als die mittlern, und die in der obern Kinnlade einen leeren Raum zwischen sich und den Seitenzähnen lassen; in der untern liegen die beiden mittlern mit der Wurzel mehr einwärts, als die mittelsten und äußersten. Die Eckzähne sind kegelförmig, und stehen einzeln. Die Backenzähne sind stumpf gezackt; die vordern gewöhnlich sehr klein. — Die Augen haben eine Nickhaut. Die Thiere dieser Gattung wohnen im Trocknen, und nähren sich aus dem Thier- und Pflanzenreich. Ihre Fährte wird dem Jäger, wegen ihrer ausgezeichneten Füße, da sie auf der ganzen Ferse gehen, sehr kenntlich.

### Der Landbär. (Ursus Arctos.)

Er hat einen dicken Kopf, eine abgestumpfte Schnauze, und einen kurzen Schwanz.

Dieses Thier, das in allen vier Welttheilen, die heißen Zonen ausgenommen, in einsamen Waldungen gefunden wird, ist in Deutschland fast gänzlich ausgerottet, und man findet es jetzt nur noch in Niederöstreich, Tyrol, Steiermark, Kärnthen, Krain, in Böhmen, und höchst selten in Schlesien, wohin es sich aus Polen verläuft. Der braune Bär mißt über 6 Fuß. Der Kopf hat in seiner Bildung, und in der schrägen Lage der kleinen Augen etwas Aehnlichkeit mit dem Kopf des Wolfes, ist länglich, und hinten dick. Der Scheitel ist platt, zwischen den Augen etwas abhängig, wo sich die kegelförmige,

vorn aufgeworfene Schnauze anfängt. Die Ohren sind klein und zugerundet. Die untere Kinnlade ist kürzer, als die obere, die Unterlippe mit Zacken befranzt, an der Zahl 18. Die sechs Vorderzähne oben und unten haben alle, der Länge nach, eine flache Furche. Die Seitenzähne sind stark und lang. In jeder Kinnlade stehen 5 Paar Backenzähne. Die vordern kleinen fallen den alten Thieren aus, so daß man gewöhnlich, statt 36 Zähnen, nur 30 findet. Der Hals ist kurz und dick. Der Leib ist dick, mit gewölbtem, gegen die Schultern gesenkten Rücken. Der Schwanz ist kurz. Die Vorderbeine sind etwas einwärts gebogen, und kürzer, als die hintern, mit 5 parallel stehenden Zehen, woran die Krallen der vordern länger sind.

Die Grundwolle und das Haar ist lang, und letzteres hart und glänzend, so weit es über jene vorragt. Um das Gesicht, am Bauch und hinten an den Beinen ist das Haar länger, auf der Schnauze hingegen kürzer.

Die Farbe des Bären, der uns am nächsten wohnt, ist braun; der schwarze, wovon der weiße eine Abart ist, hält sich in den kalten nördlichen Ländern, und in den rauhen und großen Waldungen der Alpen in der Schweitz auf. Doch fällt die Farbe des Haares auch verschieden, rothbraun, schwärzlich, schwarz, mit weißen Haaren überlaufen, oder weißscheckig aus. Gesicht, Gehör und Gefühl sind beim Bären sehr vollkommen, und sein Geruch ist vielleicht feiner, als bei irgend einem andern Thiere, weil die innere Nasenfläche weit ausgedehnt ist. Ungeachtet seines plumpen Ansehens ist er nichts weniger, als träge. Er geht geschickt auf den Hinterbeinen, macht Männchen, läuft schnell in Ebenen und bergan, klettert wie eine Katze behend auf Bäume, steigt rückwärts herunter, und schwimmt über ein Wasser, wenn es nicht lange dauert. Seine Waffen sind die vordern Füße (Tatzen, Branten), mit welchen er seinen Feind wie eine Katze

schlägt, oder mit Umarmungen tödtet. Den Menschen fällt er nur an, wenn er gereizt wird. Er ist jähzornig, eigensinnig, und im Alter keines Zwanges noch der Zucht mehr fähig.

Sein Laut ist ein Brummen, Schnauben, und grobes Murmeln, welches, wenn er in Zorn geräth, mit Zähnknirschen begleitet ist.

Das Männchen unterscheidet sich wenig vom Weibchen, doch hat ersteres einen breitern Kopf und Rücken, und letzteres eine Reihe weißgrauer Haare über dem Kopf und Rückgrat; vier Säugwarzen an der Brust und zwei in den Weichen. Sie leben 20 und mehrere Jahre, pflegen aber im Alter blind zu werden.

Der wilde Bär führt ein einsames Leben, und meidet alle Gesellschaft. Er hält sich gern in und um Brüche, Sümpfe, Steinhaufen und Felsenklippen auf, wohin er auf besondern Steigen zu gehen pflegt. Im Herbst wird er, ehe er sein Winterquartier bezieht, überaus fett. Den Winter bringt er zwar nicht schlafend, oder erstarrt, aber doch in einer ununterbrochenen Ruhe zu. Große und alte Bären bleiben unter freiem Himmel; junge hingegen begeben sich unter den Schutz einer hervorragenden Klippe, oder suchen sich Hölen in den Bergen aus, oder graben Löcher unter Baumwurzeln, worin sie sich ihr Winterlager machen. Dieses bereiten sie aus Schwarzholz, das sie abbrechen, Laub, Grasstengeln und Moos. Diese Materialien tragen sie zwischen den Vordertatzen, indem sie aufgerichtet auf den beiden Hinterbeinen gehen, nach ihrer Wohnung. Das Lager (Loch, Luch), bauen sie rund, wie eine Mulde, unten mit Reisig, oben darauf das Moos, und der Eingang wird mit Reisig, so viel als möglich verwahrt. Mit einfallendem Schnee legen sie sich nieder, und bleiben so lange liegen, bis der Schnee wieder gänzlich geschmolzen ist, so daß nach Verschiedenheit der Zonen ihre Winter-

ruhe kurz oder lang dauert. Sie nehmen alsdann weder Nahrung zu sich, noch leeren sie den Leib aus, vielmehr sollen sie gleichsam zum Zeitvertreibe an ihren Tatzen saugen. Werden sie aufgejagt, so springen sie hurtig hervor. Um Matthäi häuten sie ihre Fußsohlen; dann können sie kaum etliche Schritte gehen, ohne sich blutrünstig zu machen. Wenn sie aus dem Lager gehen, so genießen sie zuerst Ameisen, oder die Wurzeln der Calla (Calla palustris), um den Leib zu öffnen, alsdann junges hervorsprossendes Espenlaub.

Der braune Bär nährt sich vornemlich vom Fleische allerhand großer Thiere, als: Pferde, Rinder, Schafe und andern Viehes, auch vom Rothwild, und verachtet auch das Aas nicht. Er vergräbt, wie der Fuchs, seinen Raub. Ameisen, Honig von Bienen und Hummeln, und Forellen sind seine Leckerbissen. Erstere läßt er auf die Zunge kriechen und verschluckt sie. Er nimmt aber auch Nahrung aus dem Pflanzenreiche zu sich, frißt vorzüglich gern Erdbeeren, thut in Frankreich und der Schweitz jährlich vielen Schaden an den Kastanien und Weinbergen, und läßt sich auch in der Gefangenschaft bloß mit Brot und Früchten unterhalten. Die schwarzen Bären hingegen nähren sich fast allein von allerlei Wurzeln und Beeren, Heidelbeeren, Preißelbeeren, Himbeeren, Ebereschen, wildem Obste, reifem Getreide, Baumblättern, und beißen bloß den Fischen die Köpfe ab. Im Frühjahre nähren sich beide fast allein von der Saat und fettem Grase. Im Sommer ziehen sie sich auf die Höhen, und nähren sich aus dem Pflanzen- und Thierreiche, und im Herbste gehen sie den Früchten in den Thälern nach. Türkisches Korn und Weinbeeren genießen sie alsdann vorzüglich gern, wo sie es haben können. Um Beute aus dem Thierreich zu erlangen, sind sie vorsichtig genug. Sie spähen zuerst von einer Anhöhe oder einem Baume das Land aus, wobei ihnen aber ihr Geruch und Gehör mehr,

als ihr Gesicht, nützlich ist. Beim Anbruch der Nacht treten sie ihre Streifereien an, und warten, wenn sie nicht des Nachts an das Vieh kommen können, in einem Hinterhalte ab, bis es ausgetrieben wird. Sie fallen das Vieh von hinten an, springen ihm auf den Rücken, und schlagen ihre Krallen tief ein, so daß das Thier bald entkräftet zur Erde sinkt. Ist es ihnen zu stark, so jagen sie es entweder müde, oder auf einen gefährlichen Paß, wo es sich todt oder wund fällt. Der Bär hat seine Zeit, wenn er muthiger, und wenn er furchtsamer ist. Das Männchen ist z. B. zu Ende des Sommers und Anfang des Herbstes am furchtbarsten, hingegen am Ende des Herbstes ohne Muth. Das Weibchen ist im Frühjahr furchtbar, und bleibt es, so lange es Junge hat. Im Trinken haben die Bären dies besondere, daß sie das Wasser schluckweise zu sich nehmen, fast wie die Hunde.

Die neugebornen Braunen sind bräunlich gelb, und 8 Zoll lang. Sie liegen 6 bis 9 Tage blind. Die Mutter säugt sie 6 Monate lang. Sie ist sehr sorgsam für sie, und behält sie, wenn sie nicht trächtig wird, zwei bis drei Sommer immer bei sich, und nimmt sie mit in ihr Winterlager. So lange sie die Jungen säugt, ist sie am unerschrockensten und blutdürstigsten. Geht sie auf Nahrung aus, so bleiben die Jungen in der Höle, wenn sie aber von ihr zum Spiel ins Grüne geführt werden, so ist sie immer nahe, und ist Gefahr da, so sind sie schon von ihr gelehrt, auf die Bäume zu flüchten. Wird sie wieder trächtig, so müssen die Jungen im Winter weichen, begleiten sie aber im Sommer wieder. Daher trifft man nicht selten 4 bis 5 Bären bei einander an. Im zweiten Jahre verwachsen die Bären die weißen Ringe, und nur selten behalten sie sie immer. Jetzt fangen sie auch an, die Zähne zu verwechseln. Sie wachsen bis zum zwanzigsten Jahre, und in dem vierten fangen sie an, sich zu begatten. Die jungen Bären wer-

den bei ausgebackenem Brot und Wasser, mit Honig oder Bier vermischt, groß gezogen, und gezähmt. Man lehrt sie in Polen tanzen, die Trommel schlagen, Almosen mit dem Huthe einsammeln, sich überschlagen, und dergleichen Künste mehr. Sie scheinen den Klang der Instrumente und den Takt der Musik unterscheiden zu können.

Der Bär gehört zur hohen Jagd, und wird theils auf dem Anstande, theils im Treibjagen geschossen, theils mit Selbstschüssen erlegt, und theils in Fallen und mit andern Vorrichtungen gefangen. Gewöhnlich wird er in Gruben, die glatt ausgeschält, und leicht bedeckt sind, gefangen. Oben stellt man einen Topf mit Honig hin, der ihn verführt. Will man ihn lebendig haben, so läßt man ihn in einen Kasten gehen, den man auf die Grube anpaßt, und den Bärenkasten nennt. Die am wenigsten gefährliche Art, sich seiner zu bemächtigen, ist, ihn durch Brantewein, den man auf Honig in den Baumstämmen gießt, zu berauschen. Er läßt sich dann leicht durch einen Schlag auf seinen sehr empfindlichen Kopf tödten.

Die Bauern an der Lena in Sibirien legen an einer Anhöhe an seinen Weg (Wechsel), Schlingen, davon jede mit einem Stricke an einem sehr schweren Klotze hängt. Sobald der Bär die Schlinge um den Hals hat, und im Fortgehen bemerkt, daß ihn der Klotz hindert und zurückhält, ergrimmt er über denselben, hebt ihn auf, und wirft ihn mit der größten Gewalt den Berg hinunter, wird aber zugleich durch das andere Ende, welches an seinem Halse befestigt ist, mit herunter gerissen, und fällt sich todt. Geschieht dies nicht gleich zum erstenmale, so trägt er den Klotz so lange auf den Berg, und wirft ihn herab, bis er selbst liegen bleibt.

In Kamtschatka befestigt man viele mit Widerhaken versehene Eisen in ein dickes, starkes, 2 Fuß breites Brett, und legt es dem Bären so in den Weg, daß er hinein treten muß. Sobald er mit dem einen Fuß in

den Angeln hängen bleibt, sucht er sich mit den übrigen loszuhelfen, macht sich aber auch dadurch mit diesen fest, und ist so gefangen. Die Tatarischen Einwohner des Uralischen Gebirges hängen auf den Bäumen, wo sie ihre Bienenstöcke haben, an den von diesen am meisten entfernten Zweigen, mit langen Stricken ein Brett wagerecht so auf, daß es vor das Honiggehäuse gebracht, und mit einem Bastistricke fest an dem Stamm gebunden werden kann. Der Bär findet diesen Sitz bequem, um den Bienenstock öffnen zu können. Seine erste Arbeit ist, den Bastistrick, welcher das Brett an dem Stamm hält, loszureißen, alsbald aber schnellt es ab, und schwebt mit dem Bären in die Luft. Fällt der Bär nicht in der ersten Bestürzung herab, so muß er entweder einen gefährlichen Sprung machen, oder geduldig auf dem Brette sitzen bleiben. Für den ersten Fall sind unter den Bäumen spitzige Pfähle angebracht, im letzteren aber wird er mit Pfeilen oder Kugeln erlegt.

Die Lappländer schießen ihn mit gezogenen Büchsen, oder verstopfen auch seine Winterhöle, daß er nur mit dem Kopf herauskucken kann, so daß er leicht mit einer Axt erschlagen wird, und todt in der Höle hinstürzt. Sie halten den Sieg über einen Bären für eine ihrer größten Heldenthaten. — Sonst lauert man auch auf die Bären von den Bäumen herab, bei einbrechender Kälte, entweder bei den Viehheerden, die sie beunruhigen, oder bei einem Aas, oder man hetzt sie mit großen Hunden, Bullen- und Bärenbeißern, und erlegt sie mit Spießen oder Geschoß.

Das Fleisch des Bären wird, ungeachtet seines unangenehmen Geruchs, von den Lappen, Polen, Schweitzern, Russen, Nordamerikanern, und den Sibirischen Nationen gegessen; die Schinken, die Zunge und der Kopf aber werden allenthalben geschätzt, und die Tatzen werden auf den Tafeln der Großen von Europa für

einen Leckerbissen gehalten. Das Fleisch gleicht dem Rindfleisch, wenn ihm durch ein zwei Tage langes Einwässern in kaltem Bergwasser der wildsüßliche Geschmack genommen ist. Es giebt Bären von 200 Pfund und darüber.

Das Fett, dessen sie sehr viel haben, ist weiß, angenehm und gesund, und hat außerdem den Vorzug, daß es nicht leicht ranzig wird. Es wird theils an Speisen, theils als Arzenei gebraucht. Die Kamtschadalen und Neugeorgier brauchen es statt des Oels bei'm Salat; die Louisianer ziehen es in der Küche dem Schweineschmalz vor; die Finnmärkischen Bauern bewahren es in Bärendärmen, und beschmieren sich schmerzhafte Theile ihres Körpers damit, und die Wilden in Nordamerika salben sich damit, und verdanken demselben ihre Geschmeidigkeit. Es soll auch das Wachsthum der Haare befördern.

Die Bärenhaut ist in den nördlichen Gegenden eines der vorzüglichsten Pelzwerke. Die Soldaten brauchen sie im Felde zu Matratzen und Satteldecken; die Kürschner und Sattler häufig zu Mützen, Muffen, Pelzen, Fußböden in Kutschen, Pferdedecken, Handschuhen u. dergl., wenn sie rauhgahr gemacht ist. Sie dient auch zu Ueberzügen über die Koffer, und in Polen, Moskau und fast in ganz Nordamerika als Bett. Die alten Deutschen kannten diesen letzten Gebrauch auch, und man vermuthet, daß daher der Name Bärenhäuter, für faule unthätige Menschen, entstanden sey.

Die Bärenhaare geben, mit pulverisirter Kreide und etwas starkem Bier vermischt, einen sehr guten Ofenkitt. — Aus den Gedärmen machen die Kosaken Fenster, die fast so hell wie Glas sind, und die Kamtschadalinnen schälen sie ab, und bekleistern sich in den Monaten, wenn ihnen die vom Schnee stark zurückprallende Sonne das Gesicht schwärzet, damit, wodurch sie dasselbe weiß und fein

erhalten. Die Bären befreien die Norweger von den schädlichen Lemmings, einer Mäuseart, die daselbst eine große Plage ist. Viele Polacken ernähren sich von gezähmten Bären, deren Künste sie sehen lassen. — Das Blut, die Galle, das Oel, das rechte Auge, und mehrere Theile dieses Thieres, werden nicht mehr in der Medizin gebraucht.

### Der Eisbär oder der weiße Bär. (Ursus maritimus.)

Er wohnt nur in den Polargegenden, in der Nähe des Meeres, wo Fische, todte Wallfische, Seehunde und andere Seethiere seine Nahrung ausmachen. Sein größerer Kopf, sein längerer Hals, die schneeweißen längeren Haare, der kürzere Schwanz, unterscheiden ihn von seinem Vetter, dem Landbären. Er wird über vier Fuß hoch, und noch einen lang. Seine Stimme ist mehr eine Art heiseres Gebrüll, als ein Brummen. Es ist ein grimmiges Thier, welches ungereizt Alles anfällt, selbst ganze Gesellschaften.

Wenn in den Polargegenden die Sonne untergeht, und die Monate lange bekannte Winternacht eintritt, macht er sich sein Lager unter dem Schnee, und liegt so lange, bis die Sonne wieder am Horizonte herauf tritt. — Selbst auf den Eisschollen geht er seinem Fraße nach, aber dafür ist er auch ein trefflicher Schwimmer, der selbst untertauchen kann, zum Beweis, daß die Meeresgestade ihm angewiesen sind.

Die Bärinn bringt zwei Junge, die ihr, so lange sie klein sind, überall folgen. Sie hat eine außerordentliche Liebe zu denselben, und was uns Reisende davon erzählen, ist wirklich rührend.

Das Thier hat einen sehr feinen Geruch, mit welchem es auf 3 bis 4 Stunden einen todten Wallfisch wittert. Der Bär stellt sich, um recht zu wittern, auf seinen Hinterfüßen in die Höhe, schnuppert nach allen Sei-

ten, treibt die Luft mit den Vordertatzen, gleichsam wie mit Fächern fort, bis er die Gegend, wo sich der Wallfisch befindet, heraus hat.

Es ist zu vermuthen, das Lebensalter des Eisbären sei etwa mit dem des Landbären gleich, und laufe an 30 Jahre hinauf. Der Thran seines Fettes ist mehrern Nationen ein köstlicher Trank. Sein Fell wird ebenfalls benutzt. Er wird gegen 12 Fuß lang, und über 15 Zentner schwer.

### Der Vielfraß, Rosomack. (Ursus Gulo.)

Die längliche Schnauze, der Kopf bis an die Augen, und mitten auf dem Rücken ein großer Fleck, sind glänzend schwarzbraun, und der Schwanz kurz und gerade. — Dieses Raubthier wird jetzt sehr sparsam in Deutschland, und zwar nur in Ober- und Nieder-Sachsen angetroffen, wohin es noch zuweilen aus Litthauen kömmt. Man hat ein solches bei Frauenstein in Sachsen, und ein anderes bei Helmstädt geschossen, welches letztere noch im dasigen Naturalienkabinette aufbewahrt wird. Die Länge seines Körpers beträgt 2 Fuß, 4 bis 6 Zoll; des Schwanzes 8 Zoll; an letzterem reichen oft die Haare 6 Zoll über das Schwanz-Ende.

Die Schnauze ist länglich, gegen die Stirn zu dikker, die Nase klein; die Backen sind etwas eingedrückt, die Oberlippe mit 4 Reihen langer schwarzer Bartborsten besetzt. Die Augen sind klein, und braun gesternt, die Ohren kurz und abgerundet, von den Kopfhaaren fast bedeckt, gewöhnlich aufgerichtet, seltener vorwärts gekehrt. Ueber den Augen stehen 5 starke Borsten, und 4 auf den Backen. Der Hals ist kurz, der Leib dick, der Rücken breit und sehr gewölbt, wenn das Thier in Bewegung ist. Die Beine sind kurz und stark; die hintern etwas länger, als die vordern; die 5 Zehen getheilt, und mit langen krummen Klauen bewaffnet, von welchen die vor-

dern sich im Gehen weit aus einander begeben. Die beiden nächsten Klauen an den innersten sind größer, als die übrigen. Der Schwanz ist kurz, und steht gerade aus.

Das Haar der Schnauze und des Kopfs bis zu den Augen ist kurz und glänzend schwarzbraun. Mitten auf dem Rücken ist ein schwarzbrauner, fast herzförmiger Fleck, (Spiegel) der vorne am breitesten ist, und gegen den Schwanz hin sich zuspitzt.

Die Schenkel sind sehr langhaarig, und mit den Beinen, Füßen, und der letzten Hälfte des Schwanzes von dunkler schwarzbrauner Farbe. Das Haar hat überhaupt einen schönen Glanz; und bisweilen stehen einzelne silberfarbne Haare, besonders auf dem Spiegel, hervor, wodurch der Balg wie gewässert aussieht. Es ist so elektrisch, daß es die Elektrizität mittheilt.

Der Vielfraß ist eines der gefräßigsten Raubthiere, außerordentlich wild und stark; ein Schrecken des Bären, und Wolfs, und daher läßt Letzterer selbst den todten Vielfraß unberührt, da er doch alles Aas frißt. Er hängt den Kopf nieder, wie ein Bär, und tritt im Gehen auf die Ferſen auf, kommt also im Laufen andern Raubthieren nicht gleich, klettert aber desto geschickter. Sein Auswurf ist dünn und übelriechend; er selbst aber giebt eben keinen unangenehmen Geruch von sich, und hält sich reinlich. Er geht auch ins Wasser. Im Zorn giebt er eine knurrende Stimme, wie die Katzen, von sich, und hat, in Verhältniß seiner Größe, eine bewundernswürdige Stärke, womit er seinem Gegner ernstlich Trotz bietet.

Der Vielfraß hat seine Heimath in Sibirien, Norwegen, Schweden, Lappland, selten in Polen und Kurland, und bewohnt also vorzüglich die nördlichen Länder von Europa und Asien, und zwar die gebirgigen Gegenden, welche große Waldungen und Wildnisse haben. Er wohnt in Felsenklüften, hohlen Bäumen, verlassenen

Dachshöhlen, baut aber niemals eine eigene Höle, oder irgend eine Art von beſtändiger Wohnung.

Seine Nahrung beſteht in friſchem Fleiſch und in Aas von Rennthieren, Elennen, Haſen, Mäuſen, großen und kleinen Vögeln, und im Sommer auch in allerhand Beeren. Er frißt des Nachts, und macht auf alle Thiere, die er bezwingen kann, Jagd; doch ſchränkt er ſich nur auf eine gewiſſe Gegend ein, und ſtreift nicht weit umher ſeiner Nahrung nach. Dem ſchnellen Rennthiere lauert er im Sommer von den Bäumen herab auf; im Winter aber, wenn es ſeine Mahlzeit unter dem Schnee hervorſucht, oder ſchläft, ſpringt er ihm auf den Rücken, und tödtet es im Nacken. Er fängt die Schneehühner unter dem Schnee, ſpürt die Vögel von weitem, und erwiſcht ſie nicht ſelten. Er geht in Geſellſchaft des Fuchſes zu den Fallen und Gruben, die den Elennen aufgeſtellt ſind, und nimmt die Beute aus. Was er von ſeinem Raube nicht verzehrt, vergräbt er, oder verbirgt es in Klippen und Höhlen. Er geht auch andern Raubthieren nach, und frißt, was dieſe liegen laſſen. Den Lappen plündert er oft die Vorrathskammern von Fleiſch, Butter, Käſe, Fiſchen ꝛc. aus. Daß er gefräßiger, als andere Raubthiere ſei, den größten Raub auf einmal aufzehre, und dann ſeinem aufgeſpannten Leibe dadurch Luft verſchaffe, daß er ſich zwiſchen zwei nahe ſtehende Bäume durchdrängt, gehört zu den Fabeln. Im Alter ſoll er die Zähne verlieren, und ſich dann meiſt von rothen Ameiſen, deren Haufen er aufgräbt, erhalten müſſen, wovon ſein Balg ſchlecht wird. Er leckt das Waſſer, wie der Hund.

Er begattet ſich im Januar, und wirft in den einſamſten, dickſten Wäldern, oder in tiefen unzugänglichen Höhlen 2 bis 4 Junge. Dieſe werden auch deswegen ſehr ſelten gefunden; ſollen bald nach der Geburt gräulich, und ſchon im erſten Jahre ausgewachſen ſeyn. Sie

vermischen sich nicht mit den Füchsen, wie man vorgiebt. Wenn man einen Vielfraß jung fängt, und aufzieht, so wird er leicht zahm, und man kann ihn mit allerhand rohem Fleischwerk, Knochen, Fischen, auch mit gekochten, nur nicht mit Speisen aus dem Pflanzenreiche unterhalten. Er schläft, auch in der Gefangenschaft, mehr am Tage, als bei Nacht, legt sich dabei wie eine Kugel zusammen, und bedeckt den Kopf mit dem Schwanz, oder streckt die Beine von sich. Er ist fast in steter Bewegung, klettert, gräbt, kratzt, wälzt sich, und läuft bekannten Leuten wie ein Hund nach. Bei bevorstehender schlechter Witterung wird er mürrisch und launisch.

Hunde, ob sie ihn gleich an Größe weit übertreffen, fällt er an, und bedient sich im Kampfe des Gebisses und der scharfen Klauen zugleich. Wenn er aber zu verlieren glaubt, so verscheucht er seine Feinde durch einen Strahl von übelriechendem Unrathe, den er von sich sprützt, womit er sich auch Luft verschafft, wenn man ihn allzu böse macht.

## Der Wolfs-Bär oder die Wolverene.

(Ursus luscus, Linn.)

Ob dieses Thier von dem Vielfraß wesentlich verschieden sei oder nicht, darüber sind die Naturkundigen nicht eins. Viel Uebereinstimmung in der äußeren Gestalt, so wie in der Lebensweise, und in der Art, den Raub zu erhaschen, haben beide Thiere allerdings; und sieht man bloß hierauf, so muß man sie für einerlei erklären, wie auch Pallas und Büffon gethan haben.

Wichtiger, als die Kennzeichen des äußeren Ansehens, sind jedoch die aus der vergleichenden Anatomie hergenommenen Unterscheidungsmerkmale, und unter diesen sind die Vergleichungen des Gebisses am leichtesten anzustellen.

Linné unterschied die Gattungen der vierfüßigen

Thiere vorzüglich mit nach dem Gebisse. Da er nun beide Thiere der Gattung nach getrennt hat, den Vielfraß den Mustelen, die Wolverne aber den Bären unterordnete, so sollte man glauben, er müsse doch wohl das Gebiß Beider untersucht, und wesentlich verschieden gefunden haben. Auch Pennant (in der allgemeinen Uebersicht der vierfüßigen Thiere), sagt: daß es in der That noch Unterscheidungsmerkmale zwischen beiden Thieren gebe, die ihn zweifeln ließen, daß sie völlig einerlei seien.

Die Wolverene hat, wenigstens in dem Unterkiefer, genau das Gebiß der Bärengattung, und gehört daher zu dieser. Der Wolfs-Bär hat eine ziemlich schwarze scharf zugespitzte Nase, (der Vielfraß, nach Pennant, eine dicke stumpfe Nase); jener hat kurze zugerundete Ohren, die meistens in den Haaren versteckt sind. (Die Ohren des Vielfraßes endigen sich in eine kurze Spitze). Der ganze Körper des Wolfs-Bären ist mit sehr langen und dichten Haaren besetzt, die nach der Jahreszeit etwas in der Farbe abändern. Meistens sind jedoch die Haare auf dem Kopfe, Rücken und Bauche röthlich braun mit schwarzen Spitzen; so daß diese Theile des Felles fast schwarz aussehen. Der braune Rückenstreif zieht sich an den Hinterseiten des Bauchs in einen Bogen herab. Die Seiten hingegen sind gelbbraun, und diese Farbe zieht sich hinter den dunkelbraunen Bogen weg, aufwärts gegen den Rücken zu, und läuft von beiden Seiten oberhalb des Schwanzes zusammen.

Quer über die Stirn läuft ein helleres Band, auch an der Kehle ist ein weißer Fleck, und an der Brust eine halbmondförmige weiße Zeichnung.

Die Beine sind dunkler, als der Rücken, von Gestalt kurz und dick. An jedem Fuße sind 5 Zehen, die nicht tief eingeschnitten sind. Die Fußsohlen sind dicht mit Haaren bedeckt. Die Klauen sind stark und scharf, an ihren Spitzen weiß. Der Schwanz ist mit langen

ſtarken röthlichen, ſchwarz auslaufenden Haaren beſetzt; die längſten derſelben ſind über 6 Zoll, und verlängern daher um ſo viel das Anſehen des Schwanzes, welcher dem Knochenbaue nach nur 7 Zoll lang iſt.

Das ganze Thier hat die Größe eines kleinen Wolfs, mißt von der Naſe bis zum Schwanze 28 Zoll, und geht mit krumm gebogenem Rücken. Es iſt ein ſehr gefräßiges Raubthier, welches, da es nicht ſchnell laufen kann, vorzüglich dem Rothwildpret und den Bibern hinterliſtig im Gebüſche, oft von Bäumen herab, auflauert, und ſie mit einem Sprunge plötzlich erhaſcht; und zwar größeren Thieren abſichtlich auf den Rücken ſpringt, ſich da feſtklammert, und wenn ſie mit ihm ängſtlich davon rennen, nicht los läßt, ſondern ſich ſogleich in ihren Nacken einbeißt, bis ſie verblutet und ermattet todt niederſtürzen.

Man nennt es in Nordamerika auch den Biberfreſſer, indem es zuweilen gewaltſam in die Baue der Biber einbricht. In ſeinem wilden Zuſtande iſt es außerordentlich verwegen, und ſelbſt ein Schrecken der Wölfe und der Bären, welche nichts freſſen, was der Wolfs-Bär übrig gelaſſen hat. Wenn es von Menſchen angegriffen wird, ſo kämpft es mit großer Gewalt und Stärke, da es viel Muskelkraft hat, ſo daß es auch ſchwer zu fangen iſt, weil es die Fallen zerbricht. Es wohnt in Hölen unter der Erde, die es jedoch immer nicht ſelbſt gräbt, ſondern nach dem Rechte des Stärkeren von anderen Thieren, die es mordet, in Beſitz nimmt. —

### Der Dachs. (Ursus Meles.)

Dieſer unterirdiſche Einſiedler, deſſen dicker Leib mit langen, ſchmutzig weißen, und ſchwarz gemengten zottigen Haaren beſetzt iſt, ſcheint mit ſeinen kurzen Beinen im Laufen die Erde zu berühren, und hat eine ſo gute, dauerhafte Natur, daß er jedes Nahrungsmittel verträgt,

und

und in allen gemäßigten Himmelsstrichen ausdauert. Dem äußerlichen Ansehen nach, kann er mit verschiedenen Thieren verglichen werden. Sein langes borstenartiges Haar, sein dicker, und stark in einander gedrungener Körper giebt ihm beinahe die Gestalt eines kleinen Bären, Schweines oder Iltis; sein Kopf ist dem Fuchskopfe, und seine Schnauze der Hundeschnauze ähnlich.

Die Länge seines Körpers vom Kopfe bis zum Schwanz beträgt 2 Fuß, 8 bis 10 Zoll; des Schwanzes 6 Zoll; und die Höhe ist 1 Fuß 4 Zoll. Sein Kopf ist oben breit, und läuft, in Form eines gleichschenklichen Dreiecks, in eine dünne Schnauze aus. Die Nase, sein schwächstes Glied, aber sein schärfstes Sinnenwerkzeug, ist schwarz, und etwas eingebogen. Die Zunge ist lang und glatt; die Augen, welche eine große fest zuschließende Nickhaut haben, sind klein, tiefliegend und schwarzbraun, die Ohren kurz, unter den Haaren fast ganz versteckt, und länglich rund. Sein kurzer Hals hat mit dem Kopfe einerlei Dicke, der Rücken ist etwas erhaben, die Keulen sind besonders stark, so daß er von der Spitze der Schnauze bis zu Ende des Hinterleibes immer breiter und dicker wird. Der Schwanz ist kurz, dick, stumpf, unten platt, und mit straubigen Haaren besetzt. Die Beine sind kurz, und wegen der langen Haare am Leibe, die sie verbergen, scheint der Bauch fast auf der Erde aufzuliegen. Seine Füße sind mit 5 Fingern versehen, die eben deshalb zum Graben sehr geschickten Vorderbeine aber besonders stark, und an den breiten Füßen mit sehr langen krummen Nägeln (Klauen) bewaffnet.

Die Grundfarbe des Kopfs ist weiß. An jeder Seite der Schnauze fängt hinter der Nase ein schwarzer Streif an, der sich am obern Theil des Halses verliert. Um die Nase, Lippen, Spitzen der Ohren und den Hals ist er gelblich. Die schwarze Farbe sticht am meisten vor, und es ziehen sich nur drei weiße Streifen auf dem

Rücken hin. Der Schwanz, die wollige Gegend des Afters, und die Beine sind gelblich, die Pfoten aber schwarz. Gleich über dem After hat er einen großen 1 Zoll tiefen, inwendig haarigen Beutel, welcher eine weißliche, schmierige, übelriechende Feuchtigkeit in sich enthält, und auswendig dicht mit kleinen Drüschen besetzt ist.

Er ist ein träges, frostiges, boshaftes, mißtrauisches und furchtsames Thier, das bei hellem Mondschein vor seinem eigenen Schatten flieht. Seinen widrigen Geruch verabscheuen selbst die Hunde. Seine Stimme ist hell, und dem lauten Schweinegeschrei ähnlich. Er lebt über 12 Jahre, und soll im Alter blind werden. Das Weibchen ist kleiner, schmäler, und heller von Farbe, indem nemlich die untersten Wollenhaare weißlich, und nicht, wie bei dem Männchen, röthlich durchschimmern, und hat 8 Säugwarzen, 4 an der Brust, und 4 am Bauche.

Die Dachse wohnen in Wäldern unter der Erde, und wählen gern die Vorhölzer, nicht fern von den Feldfluren. Sie graben mit vieler Geschicklichkeit und Leichtigkeit mit ihren stark bewaffneten Vorderpfoten, indem sie kreuzweis den Boden aufscharren, und den Schutt hinter sich auswerfen. Auf diese Art legen sie, wie die Füchse, Hölen (Baue) in der Erde an, und zwar, wo möglich, nach der Mittagsseite zu, damit die Sonne die Eingänge (Einfahrten, Röhren) desto länger bescheinen könne. Diese Eingänge, deren wenigstens 2 sind, und die oft 30 Schritte von einander entfernt liegen, führen zu dem sogenannten Kessel, der, nach Beschaffenheit des Bodens, sich 4 bis 5 Fuß tief unter der Erde befindet, und mit langem Grase, Farrenkraut, Blättern und Moos ausgestopft ist. Das Weibchen soll diese Materialien zwischen den Hinterfüßen nach der Röhre tragen, und den zusammengebrachten Vorrath mit angestemmtem Kopf und Vorderfüßen in die Höle bis zum Kessel schieben. Dieser so zubereitete Platz im Dachsbau ist nun

die gewöhnliche Schlafstätte dieses trägen und frostigen Thieres, und zugleich das Wochenbett der Dächsinn. In einem kleinen Bezirke legen oft mehrere Paare ihre Wohnungen an, doch so, daß jedes einzelne Paar, ja jedes einzelne Thier seinen eigenen Kessel hat. Uebrigens ist dieser ganze Bau dem Fuchsbau ähnlich, nur daß er nicht so weitläufig ist, und so viele Abtheilungen enthält. Der schlaue Fuchs, der eine so gut eingerichtete Wohnung für sich gar bequem findet, sucht den künstlichen Baumeister, den er nicht mit Gewalt vertreiben kann, durch List zu vertreiben, indem er hinter dem Rükken des Dachses, wenn dieser nach Nahrung ausgeht, allerlei Unordnungen in dem Dachsbau anrichtet, ihn stets darin beunruhigt und neckt, und den Eingang mit seinem stinkenden Harn und Koth besudelt, als ob er wüßte, daß der Dachs diesen nicht vertragen kann, so daß dieser sich endlich genöthigt sieht, dem listigen Feinde zu weichen, und seine Baukunst wird daher in Gegenden, wo er das Unglück hat, viele Füchse zu Nachbarn zu haben, beständig geübt. So unreinlich er sonst ist, so reinlich hält er seinen Bau, und legt daher in demselben, seitwärts vom Kessel, einen förmlichen Abtritt an, in welchem er allen Unrath verscharrt. Ja, in großen oder Hauptbauen findet man sogar eigene Röhren, die gerade aufgehen, und wahre Luftzüge zu seyn scheinen, als sollten im heißen Sommer die bösen Dünste verfliegen, und die frische Luft eindringen. Seine Nahrung (Weide) besteht im Frühling und Sommer vorzüglich in Wurzeln, Trüffeln, Insekten und Gewürmen. Für den Winter braucht er keinen Vorrath einzutragen, weil er alsdann in seinen tiefen Winterschlaf verfällt. Er zehrt alsdann auf eine bewundernswürdige Weise von seinem eigenen Fette, indem er den dick angesetzten Speck mit seiner spitzen Schnauze, die er bis an die Augen, zwischen den Hinterbeinen, in seinen Afterbeutel steckt, immerfort schla-

fend aussaugt, und so seine Lebenskräfte erhält. Schon um Martini geht er nicht alle Nächte mehr aus, aber so bald strenger Frost eintritt, gar nicht mehr. Doch liegt er nicht, wie der Hamster, die ganzen Wintermonate hindurch in einer festen Betäubung, sondern geht zuweilen des Nachts, besonders bei Thauwetter, und minder kalten Nächten, zum Wasser, um zu trinken, ja er gräbt sogar im Jänner und Hornung, bei warmer anhaltender Witterung nach Wurzeln, und sucht Eicheln und Bucheckern, die unter dem abgefallenen Laube verborgen liegen, hervor.

Die Mutter gebiert nach 10 bis 11 Wochen, gewöhnlich im Februar, in dem Kessel ihres Baues, den sie besonders dazu eingerichtet hat, 3 bis 5 blinde Junge. Sie säuget sie, und trägt ihnen so lange Vogeleier, Insekten, Gewürme und Wurzeln herbei, bis sie ihre Nahrung selbst suchen können. Wenn die jungen Dachse 3 Wochen alt, und an sichern Orten geboren sind, so legen sie sich mit ihrer Mutter im Sonnenschein vor ihren Bau, und spielen. Sie bleiben bei derselben bis zum Herbste, alsdann muß sich entweder jedes einen eigenen Bau graben, oder, wenn sie sich in einem Hauptbau befinden, einen eignen Kessel verfertigen, wenn nicht verlassene Kessel da sind.

Der Jäger bemächtigt sich des Dachses entweder des Nachts, wenn er den Ort, wo er seiner Nahrung nachgehet, ausgeforscht hat, und hetzt ihn daselbst mit abgerichteten Schäfer- und Jagdhunden an, welchen er mit Gabeln und Prügeln zu Hülfe eilt; oder er treibt ihn mit Dachshunden aus seinem Bau in eine Schlinge von Drath, die er vor einer Röhre aufgestellt hat, oder in einen von starkem Bindfaden gestrickten Sack, Dachshaube genannt, welchen man vor der Röhre an einen Pflock auf diese Art festschlinget, daß er sich an einer Leine, wenn der Dachs hinein ist, von selbst zuziehet,

oder man gräbt ihn, wie den Fuchs, aus. Er sucht sich hier, wenn er die nahe Gefahr bemerkt, durch Verschanzungen zu retten, (er verklüftet, verliert sich), und liegt dabei so still, daß ihn Jäger und Hunde oft mit Mühe wieder aufspüren können. Man faßt ihn mit einer dazu dienlichen Zange, und tödtet ihn entweder durch einen Schlag an seiner empfindlichen Nase, oder legt ihm, wenn er lebendig bleiben soll, einen Maulkorb an, und verwahrt ihn in einem Sacke. An manchen Orten hat man auch die grausame Gewohnheit, daß er mit einem Krätzer, den man ihm in den Leib schraubt, aus seiner Verschanzung herausgezogen wird. —

### Der Honig-Dachs. (U. mellivorus.)

Er lebt am Kap vom Honig und Wachs der wilden Bienen, die in den Hölen der Stachelschweine nisten. Er giebt auf den Flug der heimeilenden Bienen Acht, oder folgt auch bloß der Anweisung des Honig-Kukuks. Sein zottiges Fell, und seine ungemein starke, sehr bewegliche, schiebbare Haut schützen ihn einerseits vor den Bienenstichen, und anderseits vor tiefen Bissen der Hunde.

### Der Wasch-Bär. (U. lotor.)

(Schupp, Rackun), lebt nur in den wärmern Theilen des nördlichen Amerika's, und hat die Eigenschaft, daß er jeden Bissen, den er frißt, mit Ausnahme des frischen blutigen Fleisches, ins Wasser taucht, und ihn mit den Pfoten abreibt, als wollte er ihn waschen.

Er hat die Größe, und fast auch das Ansehen eines kleinen Dachses, hat aber einen langen Schwanz, von der Länge seines Körpers. Sein weiches, langes und graues Haar ist an den Spitzen schwärzlich; der Kopf ist wie beim Fuchse, aber die Ohren daran sind kürzer und rund; die Zähne wie beim Hunde; die 4 Füße, von welchen die vordern kürzer sind, als die hintern, haben 5 Zehen,

die mit festen und spitzigen Krallen bewaffnet sind, und ihm das Erklettern der Bäume, auf welchen er Früchte und Vögel sucht, sehr leicht machen. Zuckerrohr und Zucker, und auch starke Getränke liebt er sehr. Ueberhaupt frißt er Alles, selbst Spinnen, Schnecken u. dergl.

Er ist leicht gezähmt, gutmüthig, springt zu den Leuten hin, die er lieb hat, ist spielig, behend, stets in Bewegung, und possierlich, wie ein Affe, aber höchst empfindlich gegen Mißhandlungen. — Das Thier ist erst seit dem Kriege Englands mit Nordamerika bekannter geworden.

### Der Hund. (Canis familiaris.)

Dieser treue Gefährte des Menschen, der sich besonders durch die ausnehmende Schärfe seiner Sinne, verbunden mit seiner großen vielartigen Gelehrigkeit (sogar zum Fischfang), aber auch durch mancherlei andere Brauchbarkeit empfielt, ist längst mit ihm über alle 5 Welttheile verbreitet. Denn auch in Amerika scheinen wenigstens die Eskimos ihre Hunde nicht erst von den Europäern bekommen zu haben.

Ob alle die verschiedenen Hunde-Rassen als bloße Varietäten einer und derselben Gattung anzusehen sind, und ob diese selbst vom Wolf oder Schakal abstammen, ist schwerlich zu entscheiden. Manche Rassen, z. B. der Dachshund, das Windspiel ꝛc. scheinen viel eigenes, zu besondern Thätigkeiten abzweckendes, in ihrer Bildung zu haben, so daß man diese zweckmäßigen Eigenthümlichkeiten nicht wohl für zufällige Folge der bloßen Ausartung halten kann.

Zu den Haupt-Rassen gehören wohl:

a) Fricator. Der Mops, mit untersetztem kurzen Leibe, schwarzen Flecken an den Beinen, und hängenden Ohren.

Den Uebergang von dieser zur nächstfolgen-

den Rasse macht der eigentliche Bullenbeißer, Wachthund, Bluthund, molossus, bei welchem der Unterkiefer vor dem obern etwas hervortritt.

b) Mastivus. Die englische Dogge, mit stumpfen Kopfe, hängenden lappichten Oberlefzen, und glatten Hauern. — Bellt dumpfig und kurz. — Ihm scheint der Metzgerhund nahe verwandt.

c) Der Neufundländer, zeichnet sich durch seine ausnehmende Größe, langes seidenartiges Haar, einen langlockigen, meist aufwärts gekrümmten Schwanz, besonders aber durch die Art von Schwimmhaut zwischen den Zehen aus, die bei ihm ungleich größer ist, als bei andern Hunden. Daher sein ausnehmendes Geschick zum Schwimmen. Meist sind diese Hunde weiß und schwarz, und überaus gelehrig.

d) Sagax, venaticus. Der Jagdhund, mit langem dicken Körper, eingefurchtem Hinterkopfe, langen hängenden Ohren. Das Haar bald schlicht, bald zottig. — Hieher gehört auch die Brake, der Hühnerhund, Wachtelhund, und die schön getiegerten Korsikanerhunde.

e) Aquaticus. Der Budel, mit stumpfem Kopfe, und wollichtem Haar.

f) Pastoralis, domesticus, villaticus. Der Schäferhund, Haushund, mit aufrechten Ohren; der Schwanz an der untern Seite lang behaart. — Hierzu gehört auch der Isländische Hund und der Spitz oder Pommer, auch der nun, wie es scheint, ausgestorbene große St. Bernhards-Hund, und der kleinere, den die Kamtschadalen ꝛc. zum Zug im Schlitten gebrauchen. — Auch die auf manchen Insel-Gruppen der Südsee einheimischen Hunde, die von den Einwohnern als Mastvieh aufgezogen werden, und bloß vegetabilische Nahrung genießen, scheinen zu dieser Rasse zu gehören.

g) Meliteus. Das Bologneſer Hündchen, mit ſehr langem ſeidenartigem Haar, zumal im Geſichte.

h) Vertagus. Der Dachshund, mit langer Schnauze, hängenden Ohren, lang geſtrecktem Körper, kurzen krummen Vorderfüßen, und rothbraunen Flecken über den Augen. Ihm ſcheint der Engliſche (terrarius) mit borſtigem Haar und ſtruppiger Schnauze nahe verwandt.

i) Dingo, der Neuholländiſche Hund. Aehnelt, zumal in der Bildung des Kopfs und Schwanzes, mehr dem Fuchs.

k) Leporarius. Das Windſpiel, mit langem zugeſpitzten Kopfe, hängenden Ohren, dicker Bruſt, ſehr ſchlanken Leib und Beinen.

l) Grajus. Der Spartaniſche Hund, (canis laconicus); ſehr groß, hält in der Bildung das Mittel zwiſchen Jagdhund und Windſpiel.

Ihm ähnelt der große Däniſche und der nun ausgeſtorbene große Irländiſche Hund.

m) Aegyptius. Der guineiſche Hund. (Franz. le chien-turc), ähnelt dem Windſpiel, hat aber nur im Geſicht gekrullte Haare, der übrige Körper iſt meiſt kahl, und ſchwarz oder ruſigbraun, faſt wie Negerhaut.

Dieſe verſchiedenen Haupt-Raſſen paaren und vermiſchen ſich aber nicht nur unter einander, ſondern auch mit Wölfen und Füchſen, mit welchen ſie ſogar zuweilen fruchtbare Baſtarde erzeugen.

Nicht leicht hat der Menſch einem Thiere ſo viele Dienſte zu verdanken, als dem Hunde, und ſchwerlich iſt ihm Eins ſo zugethan, als dieſer treue Hüter und Gefährte. Unter allen Thieren hat man bis jetzt noch keins gefunden, welches ihm in dem Grade nützlich wäre, und ſo ſehr zu ſeinem Schutze und ſeiner Vertheidigung diente, als der Hund. Dieſer zeichnet ſich eben ſo durch

Thätigkeit und Verstand, als durch Liebe und Gehorsam aus; er hat einen solchen gutmüthigen Charakter, daß er sich bloß der Wohlthaten, die man ihm erzeigt, zu erinnern scheint, denn bald hat er die Schläge vergessen, die man ihm giebt, und statt sich zu rächen, wenn man ihn straft, kriecht er bereitwillig heran, um sich der Strafe zu unterwerfen. Er ist unermüdlich in dem, was ihm sein Herr aufträgt, er bewacht das ununterbrochen, was ihm derselbe anvertrauet hat; er stehet ihm bei, wenn er in Gefahr geräth, und rettet ihn; ja er rächt sogar denselben an seinem Beleidiger, und hilft dem Herrn, ihn der verdienten Strafe zu überliefern.

Die Mütter lieben ihre Jungen sehr zärtlich, und sorgen für ihre Bequemlichkeit. Eine Dame hatte einen Hund, der Junge geworfen hatte, während es noch sehr kalt war. Das Feuer im Ofen war ausgegangen, und es waren nur noch einige glühende Kohlen darin; da es nun dem Hunde für seine Jungen in der Stube unter dem Ofen zu kalt dünkte, so öffnete er die Ofenthür, schaffte die heiße Asche, und die wenigen noch glühenden Kohlen auf die Seite, und machte die Stelle, wo sie gelegen hatten, ganz rein. Hierauf kam er wieder aus dem Ofen heraus, und trug ein Junges nach dem Andern in denselben hinein, und legte sie auf die warme Stelle, damit sie nicht frieren sollten.

In einem wilden Zustande findet man den Hund in Congo, Niederäthiopien, und gegen das Vorgebirge der guten Hoffnung hin, in Süd- und Nordamerika, in Neu-Holland, und in verschiedenen andern Theilen der Erde.

Es giebt nicht weniger, als drei und zwanzig Spielarten von Hunden, worunter aber unsere Haushunde mit begriffen sind.

Man kann die Hunde dreist, schläfrig, furchtsam, falsch, beißend, treu und schmeichelnd machen, je nach-

dem die Erziehung beschaffen ist, die man ihnen giebt. Ihre Anlagen sind einer großen Vollkommenheit fähig. Welche Vorsicht, Ueberlegung und List zeigt nicht ein gut abgerichteter Hund! Manche Hunde werden zu Briefträgern nach entfernten Orten gebraucht, und sie wissen genau, wohin sie gehen sollen, wenn ihnen ihr Herr den Brief in die Schnauze giebt. —

Allein die Hunde sind nicht bloß dem Menschen zugethan, sondern scheinen auch einer wechselseitigen Anhänglichkeit gegen einander fähig zu seyn, und obgleich die Beispiele, die man davon anführt, wirklich viel Auffallendes, ja beinahe Unglaubliches haben, so kann man sie doch nicht verwerfen, da sie von glaubwürdigen Männern bestätigt werden. Der Chirurgus Morand zu Paris hatte einen Freund, dessen Hund das Bein gebrochen hatte; aus Gefälligkeit gegen seinen Freund nahm er das Thier in die Kur, und stellte es vollkommen wieder her. Einige Zeit darauf, als der Chirurgus in seinem Kabinette arbeitete, kratzte etwas an seiner Thür; er ging nach dieser hin, öffnete sie, und sah mit dem größten Erstaunen den nemlichen Hund, den er geheilt hatte, herein treten. Dieser hatte einen andern Hund bei sich, dem das nämliche Unglück begegnet war, und der sich langsam, und mit vieler Mühe seinem Führer nachschleppte. Er fing an, Herrn Morand zu schmeicheln, und zu verstehen zu geben, was er wünsche. Diesmal will ich dein Gesuch noch erfüllen, sagte Herr Morand zu ihm, allein ein andermal komm mir nicht wieder mit einem solchen Geschäfte!

Ein Hund, der sich in einem Kloster befand, machte es den Menschen nach, um sich Fraß zu verschaffen. Es war nemlich in diesem Kloster gebräuchlich, daß diejenigen, die etwas zu spät kamen, um Essen zu erhalten, an einem Glöckchen zogen, worauf ihnen der Koch eine Portion durch einen Dreher herausschob. Der Hund

gab auf alles dies genau Acht, da er gemeiniglich einen Knochen davon bekam. Diese Ueberreste aber waren für seinen Appetit nicht allemal hinreichend, doch gab er sich zufrieden. Allein eines Tages, wo er gar nichts zu fressen erhalten hatte, versuchte er selbst das Glöckchen mit den Zähnen zu ziehen. Der Küchenjunge, welcher glaubte, es sei jemand aus dem Kloster, der klingele, schob ihm eine Portion hinaus. Der Hund nahm dies Versehen nicht übel, sondern machte sich gleich über seine Mahlzeit her. Diese gefiel ihm, und den folgenden Tag nahm er zu demselben Mittel seine Zuflucht, und hatte nicht mehr nöthig, auf Andere zu warten. Der Koch merkte, daß man ihm eine Portion zu viel abfordere, und beschwerte sich darüber. Man fragte nach, stellte eine Untersuchung an, und fand endlich, daß es der Hund gewesen war, der die Portion verlangt hatte.

Im Jahre 1784 ließ ein Schleichhändlerschiff einen Hund bei Boomer auf der Küste von Northumberland zurück. Da er sich von jedermann verlassen fand, so fing er an, Schafe zu stehlen, und zu zerreissen, und richtete auf die Art großen Schaden an, so daß er das Schrecken der ganzen Gegend in einem Umfange von beinahe zwanzig englischen Meilen wurde. Man erzählt, daß, wenn er ein Schaf gefangen, er ihm ein Loch in die rechte Seite gebissen, und nachdem er das Fett auf den Nieren weggefressen, dasselbe liegen gelassen habe. Die Schäfer haben mehrere Schafe in diesem Zustande noch lebendig angetroffen, und wenn sie die gehörige Sorgfalt anwandten, so wurden sie wieder hergestellt, und warfen nachmals Junge. Seine Räubereien hatten die Pächter in solche Unruhe gesetzt, daß sie mancherlei Mittel anwandten, um seiner habhaft zu werden, oder ihn zu tödten. Man hetzte Hunde auf ihn, allein wenn diese an ihn herankamen, so legte er sich auf den Rücken, als wenn er um Gnade bäte, und in dieser Lage ver-

suchte ihm kein Hund etwas zu Leide zu thun. Er blieb so lange ruhig liegen, bis sich ihm Menschen näherten, worauf er aufstand, und davon lief. Die Hunde setzten ihm nicht nach, so lange man sie nicht wieder auf ihn hetzte, dies half aber auch nichts. Eines Tages verfolgte man ihn von Howik aus gegen dreißig Meilen weit, allein er kam wieder dahin zurück, und tödtete noch den nemlichen Abend einige Schafe. Bei Tage hielt er sich beständig auf einem Felsen auf dem Haugh-Hügel bei Howik auf, wo er eine Aussicht auf vier Straßen hatte, die dahin führten. Endlich wurde er doch im März 1785 nach vielen vergeblichen Versuchen erschossen.

Bei seinen Reisen durch Südamerika sah Bartram auf einem großen Anger eine Heerde Pferde weiden, die unter der Leitung und Aufsicht eines einzigen schwarzen Hundes stand, der gar nicht von dem Wolfe in Florida unterschieden zu seyn schien, außer, daß er wie ein gewöhnlicher Hund bellen konnte. Er war sehr wachsam und thätig, die Pferde zusammen zu halten, und wenn Eines zu weit von den Uebrigen abstreifte, so pflegte er aufzuspringen, sich demselben entgegen zu stellen, und es zu den Uebrigen zurück zu treiben. Der Eigenthümer dieser Pferde war ein Indianer, der ungefähr zehn Englische Meilen von dem Orte entfernt lebte. Er hatte aus Sonderbarkeit und durch wiederholte Versuche seinen Hund schon ganz jung zu diesem Geschäfte abgerichtet; der Hund folgte bloß den Pferden seines Herrn, und hielt sie in einer besondern Gesellschaft beisammen. War er hungrig, oder wünschte er seinen Herrn zu sehen, so kehrte er den Abend nach der Stadt zurück, wo dieser lebte, und blieb nie des Nachts von Hause weg.

In Südamerika lebt eine Menge von Hunden gleich Kaninchen in Hölen. Wenn man sie jung antrifft, so hängen sie sich sogleich an den Menschen, und verlassen

ihren Herrn niemals wieder, um etwa wieder zu der Gesellschaft der wilden Hunde zurück zu kehren, von denen sie abstammen. Sie sehen wie Windspiele aus, ihre Ohren stehen aufrecht, sie sind sehr wachsam, und vortreffliche Jäger (s. Pennant, der dies aus Isaak Morris Erzählung seiner Unglücksfälle anführt).

Die Eingeborenen der Südseeinseln essen das Hundefleisch, und halten es für einen vortrefflichen Leckerbissen; diejenigen Hunde, die man essen will, läßt man nicht jedes beliebige Futter fressen, sondern man mästet sie mit Mehlspeisen. Auch die Neger auf der Küste von Guinea essen gern Hundefleisch, das sie öfters theuer bezahlen. Vormals gab man ein großes Schaf für einen Hund, und wahrscheinlich ist dieser jetzt ein gewöhnlicher Tauschartikel. Sie zogen Hundefleisch dem Rindfleische vor, und Hundefleisch war das schönste Gericht, das man ihnen vorsetzen konnte.

Die Neufundländischen Hunde sind wegen ihrer außerordentlichen Scharfsicht, und der Anhänglichkeit an ihren Herrn besonders berühmt und geschätzt. Im Jahre 1789 sank ein Schiff im Sturm bei Yarmouth unter; bloß ein Neufundländer war so glücklich, ans Ufer zu kommen; er hielt im Maule des Capitains Taschenbuch. Mitten unter einer Menge von Menschen stieg er an's Land, und Mehrere suchten es ihm, aber vergeblich, abzunehmen. Das kluge Geschöpf, als wenn es die Wichtigkeit des Taschenbuchs einsähe, das ihm, aller Wahrscheinlichkeit nach, sein sterbender Herr überliefert hatte, kroch an jemand, der unter der Menge seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, schmeichelnd hinan, sprang ihm an der Brust hinauf, und übergab ihm das Buch. Der Hund eilte sogleich nach dem Orte zurück, wo er an's Land gestiegen war, und gab auf alles, was von dem gescheiterten Schiffe an's Ufer getrieben wurde, sehr sorgfältig Acht, packte es, und suchte es ans Land zu schaffen.

Ein anderes Beispiel von der Gelehrigkeit und Beobachtungsgabe dieser Art von Hunden ist folgendes: Ein Herr, der am Ufer des Flusses Tyne hinging, sah, daß an dem gegenüber befindlichen Ufer ein Kind ins Wasser gefallen war; er zeigte es seinem Hunde, der sogleich ins Wasser sprang, hinüber schwamm, das Kind mit seiner Schnauze packte, und es glücklich ans Ufer brachte.

Die folgende Anekdote beweist, welcher Anstrengung der Hund fähig ist: Vor mehrern Jahren ließ man einen sehr großen Hirsch auf dem Whinfield-Park in der Grafschaft Westmoreland laufen; derselbe wurde von Hunden verfolgt, allein der Trupp blieb, entweder aus Zufall, oder aus Müdigkeit gar bald zurück, bloß zwei tüchtige Spürhunde setzten ihm den größten Theil den Tages hindurch nach. Der Hirsch kam nach dem Park zurück, und als die letzte Anstrengung sprang er noch über die Mauer, und kaum hatte er dies gethan, so fiel er todt nieder. Einer von den Hunden verfolgte ihn bis an die Mauer; allein da er nicht hinüber kommen konnte, so legte er sich nieder, und starb beinahe den Augenblick darauf; den Andern fand man auch nicht weit davon. Wie weit sie den Hirsch verfolgt hatten, ist ungewiß, allein da man sie zu Redkieks bei Annau gesehen hat, und da dies auf der Poststraße sechs und vierzig Englische Meilen entfernt liegt, so läßt sich annehmen, daß, wenn man die Umwege und unebenen Straßen dazu rechnet, die sie vielleicht eingeschlagen haben, dies nicht weniger, als 120 englische Meilen betragen muß.

Der Bluthund stand bei unsern Vorfahren in großem Ansehen, und da er sich durch seinen feinen und scharfen Geruch auszeichnet, so brauchte man ihn öfters zur Aufsuchung des Wildprets, das, obschon verwundet, dennoch den Jägern entkommen war. Mit großer Sicherheit verfolgte er jemandes Fußtapfen eine große Strecke weit,

wenn in barbarischen und rohen Zeiten der Mörder oder Dieb die Flucht ergriffen hatte. Aus diesem Grunde gab man in Schottland ein Gesetz, daß wer einem solchen Hunde beim Aufspüren gestohlener Güter den Eintritt in sein Haus versagte, für einen Mitschuldigen erklärt werden sollte.

Noch jetzt trifft man etliche Bluthunde in den südlichen Theilen von England an, wo man sie zur Verfolgung solchen Wildprets braucht, das man verwundet hat. Bisweilen bedient man sich derselben auch zur Entdeckung von Wilddieben, die sie vermittelst des Blutes, das die geschossenen Thiere vergießen, ganz sicher ausfindig machen.

Die einzige und wichtigste Gattung der in Kamtschatka einheimischen Hausthiere, ist der Hund, den man hier durchaus nicht entbehren kann, den man, statt der Zugpferde, vor den Schlitten spannt, und dessen Haut noch nach seinem Tode die Menschen kleidet. Unter allen Sibirischen Nomadenvölkern, namentlich unter den Ostiaken, Samojeden, Tungusen, und einigen Stämmen der Mandschuer, selbst unter den Russen der Irkuzkischen Statthalterschaft, trifft man ganze Heerden dieser Thiere an, die die Stelle der Pferde vertreten müssen, ja sogar hin und wieder als Postpferde dienen. Indessen ist die Zucht dieser Thiere nirgends so nothwendig, als auf Kamtschatka, wo sie mit der leichtesten Mühe unterhalten werden, und durchaus unentbehrlich sind. Die Kamtschadalischen Hunde haben viel Aehnlichkeit mit den sogenannten Spitzen, nur daß sie größer sind, und weit gröberes Haar haben. Ihre Farbe ist mannichfaltig, doch ist die gewöhnliche ein helles Gelbgrau, oder ein schmutziges Weiß; sie gleichen im Ganzen den großen Russischen Bauernhunde; aber ihre Sitten haben sich durch die Art ihrer Erziehung, Nahrung und Behandlung fast gänzlich geändert. Ihre Nahrung während des Winters be-

ſteht aus einer Miſchung von verfaulten Fiſchen und Birkenrinde.

Unter allen Sibiriſchen Hunden giebt man den Kamtſchadaliſchen den Vorzug der Schnelligkeit und der Ausdauer; ihr Feuer iſt ſo groß, daß ſie ſich oft während des Laufens die Glieder verrenken, und daß ihre Haare von der heftigen Anſtrengung, durch welche das Blut in die äußern Theile getrieben wird, ſich röthlich färben. Die Kraft, womit die Natur dieſe Thiere ausgerüſtet hat, iſt bewundernswerth, beſonders wenn man erwägt, wie erbärmlich dieſe Thiere verpflegt werden. Vier Hunde, die gewöhnlich vor einen Schlitten geſpannt werden, ziehen drei erwachſene Menſchen, nebſt einem Gepäcke von 60 bis 70 Pfund, ohne Mühe fort. Die gewöhnliche Ladung auf vier Hunde beträgt 200 bis 240 Pfund. Auf dieſe Weiſe kann ein einzelner Mann bei ſchlechter Bahn dreißig bis vierzig, bei gutem Wege aber 80 bis 140 Werſte in einem Tage zurücklegen. Pferde könnte man in dieſem Eislande nicht ſo vortheilhaft benutzen, als die Hunde. Auf dem hohen Schnee, über den die Hunde, ohne einzubrechen, fortlaufen, würden jene nicht aus der Stelle kommen; noch weniger über die ſteilen Gebürge und engen Thäler, durch die dichten unwegſamen Wälder, über die vielen Ströme und Quellen, die entweder gar nicht, oder doch nicht feſt genug zufrieren, über die ungebahnten Straßen, wo ſchreckliche Stürme jede Bahn unmöglich machen. Daher findet man in Kamtſchatka eine eben ſo große Liebhaberei für die Hunde, als man in England und an andern Orten für die Pferde zeigt; nicht ſelten giebt man beträchtliche Summen für einen guten Schlittenhund, und oft wird er, ſammt dem Geſchirr, mit 60 bis 80 Rubeln bezahlt. — Dieſe Thiere werden auf eine ſehr barbariſche Weiſe zu ihrer ſeltſamen Beſtimmung erzogen, und dieſe Erziehung hat einen ganz beſondern Einfluß auf den eigenthümlichen Karak-

ter

ter der ganzen Gattung. Zu Zuchthunden ſucht man vorzüglich diejenigen aus, welche hohe Beine, lange Ohren, eine ſpitze Schnauze, ein breites Kreuz und dicke Köpfe haben, dabei auch frühzeitig eine gewiſſe Munterkeit verrathen. Die Weibchen ſpannt man nicht an, ſondern benutzt ſie blos zur Zucht. Sobald die ausgeſuchten und verſchnittenen Hunde ſehen können, ſperrt man ſie in eine finſtere Grube, wo ſie ſo lange eingeſchloſſen bleiben, bis ſie ſechs Monate alt, und ſtark genug ſind, daß ein Verſuch mit ihnen angeſtellt werden kann. Dann nimmt man ſie an die freie Luft, bindet ſie mit einem ledernen Riemen an einen Pfahl an, und ſtellt ihr Futter, mit der ausgeſuchteſten Raffinerie von Grauſamkeit, nicht weit von ihnen hin, doch ſo, daß ſie es nicht erreichen können. Natürlich kann das Thier ſeinen qualvollen Zuſtand nicht lange ertragen; die Begierde, ſeinen Hunger zu ſtillen, giebt ihm Mittel an die Hand, das Futter zu erreichen; es zieht an den dehnbaren Riemen beſtändig fort, und bemüht ſich, weiter zu kommen; dadurch wird es mit ſeiner künftigen Beſtimmung bekannt, und gewinnt mehr Gewandheit und Gliederſtärke. Iſt dieſer Verſuch mehreremale nach einander fortgeſetzt worden, ſo wird nunmehr das junge Thier ſeiner Beſtimmung näher gebracht, und mit andern ſchon abgerichteten Hunden vor einen Schlitten geſpannt. Durch das Licht, und andere unbekannte Gegenſtände in Schrecken geſetzt, läuft der junge Hund nun, ſo ſtark es ihm nur ſelbſt möglich iſt, fort, und läßt ſich nur mit einiger Mühe wieder aufhalten. Iſt dieſe Probe überſtanden, ſo wird er abermals in ſeinen finſtern Kerker geworfen, nach einiger Zeit abermals wieder hervorgeholt, die vorige Probe von neuem verſucht, und damit ſo lange fortgefahren, bis das Thier das Ziehen ganz gewohnt, und ſeinem Führer folgſam geworden iſt. Aber von dem Augenblick an, daß ſeine Lehrzeit vollendet iſt, beginnt auch ſein

härteſtes Schickſal, das nur durch die kurze Erholung gemildert wird, die ihm der Sommer gewährt. Von nun an iſt er ein tragendes Laſtthier, das mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte ſeine elende Nahrung gewinnen muß. Nur im Sommer gewinnt er ſeine natürliche Freiheit auf kurze Zeit wieder, wo man ſeiner nicht bedarf; nun läßt man ihn laufen, wohin er ſelbſt will, und dann benützt er ſeine Freiheit, aber auch bloß zu Räubereien; denn nun iſt es ihm einmal vergönnt, ſich ſatt zu eſſen, welches ihm ſein tyranniſcher Herr, aus Furcht, daß ſein Intereſſe dabei verlieren möchte, durchaus nicht erlaubt. Im Mai beginnt gewöhnlich die Epoche ſeiner Freiheit, und nun wird er ein reißendes, für die übrigen Thiere ſehr gefährliches Ungeheuer, das alles anfällt, und ſich mit jedem Thiere in einen harten Kampf einläßt. Iſt er jedoch auf dieſer Jagd nicht glücklich, ſo begiebt er ſich in die Nähe der Flüſſe, lauert daſelbſt den Fiſchen auf, weiß ſie mit großer Liſt und Geſchicklichkeit zu fangen, und wenn er einen Ueberfluß beiſammen hat, ſo frißt er, gleich den Bären, nur die Köpfe, und läßt das Uebrige liegen. Und doch, unerachtet dieſes vollkommen freien Zuſtandes, wo es keinem Menſchen einfallen könnte, ihn wieder zu fangen, begiebt ſich der Hund, gegen den Oktober, ſobald der erſte Schnee fällt, in ſeine alte Sklaverei zurück, und befördert aufs Neue, durch die härteſte Anſtrengung, das Intereſſe ſeines Tyrannen. Dies thut er indeſſen nicht ſowohl aus Anhänglichkeit, die man unter den Kamtſchadaliſchen Hunden nicht findet, als vielmehr, weil ihm ſein Inſtinkt ſagt, daß er nunmehr menſchlicher Hülfe bedarf, um nicht zu verhungern. Sobald ſich Jeder bei ſeinem alten Herrn eingeſtellt hat, wird er von demſelben in der Nähe der Wohnung angebunden, und empfindet ſogleich einen neuen Beweis von der Tyrannei ſeines Herrn. Da er auf ſeinen freien Wanderungen, und bei überflüſſigem Futter eine gewiſſe

Fettigkeit erlangt hat, die ihm zu seinen fernern Arbeiten hinderlich seyn möchte, so muß er sich mehrere Tage lang der fürchterlichsten Hungersplage unterwerfen, um sich seines überflüssigen Fettes zu entledigen. Sein furchtbares Geheul erfüllt Tag und Nacht die Lüfte, und muß das Mitgefühl jedes theilnehmenden Menschen erwecken; nur der Kamtschadale achtet dasselbe nicht, er ist daran gewöhnt, seinem Ohre gilt es vielleicht für Lieblings-Musik. Ist das arme Thier nun gänzlich erschöpft, so reicht man ihm seine kärgliche Nahrung, und fängt seine Reisen mit ihm an, wo er für seine großen Dienstleistungen mit der erbärmlichsten Kost vorlieb nehmen muß. Will sein Herr ihm etwas zu Gute thun, so giebt er ihm einige verfaulte, oder an der Luft getrocknete Fische, welche der Hund mit großem Appetit verzehrt, unerachtet er sich Mund und Zähne blutig macht. Diese ungemeine Härte, mit der ein solches Thier behandelt wird, hat auf seinen Karakter einen sehr nachtheiligen Einfluß. Der Hund in Kamtschatka ist nicht, wie sonst überall, der treue Begleiter des Menschen, der seinem Herrn mit treuer Anhänglichkeit ergeben ist. Hier ist er ein listiger, gefährlicher Räuber, der keinen Gegenstand verschont, dessen er habhaft werden kann, um seine erstaunliche Gefräßigkeit zu befriedigen. Mit diebischer List steigt er die Leitern hinauf in die luftigen Vorrathskammern seines Herrn, und frißt mit unnatürlichem Heißhunger Riemen und Lederwerk an, wo er es findet. Ja, es geht so weit, daß der Kamtschadale sich nicht ohne Gefahr seines natürlichen Bedürfnisses entledigen kann, weil eine Menge von Hunden um ihn herum stehen, welche die Zähne gegen einander fletschen, und sich bis aufs Blut zerfleischen, um sich einander diese ekelhafte Nahrung abzujagen. Und doch rühren diese Thiere, trotz ihres Heißhungers, kein Stück Brot an, welches man ihnen vorwirft. Von der Treue, Wachsamkeit und Liebe, die der

Hund überall für seinen Herrn zeigt, weiß der Kamtschadalische Hund durchaus nichts; er ist nichts, als ein heimtückischer Sklave, der, gezwungen, sich unter sein Schicksal schmiegt, und keine Gelegenheit vorbeigehen läßt, wo er sich an seinem Tyrannen rächen kann. Gegen jeden, der ihm begegnet, ist er scheu und unfreundlich; Schmeicheleien kennt er nicht, und nimmt sie, wenn ihm dergleichen gemacht werden, mit Knurren auf. Das Eigenthum seines Herrn kümmert ihn gar nicht; er liegt ganz ruhig, wenn ein Unbekannter die Hütte ausplündert, und alles mit sich fort trägt. Furchtsam und traurig schleicht jeder einzeln umher, und blickt beständig, ohne je zu bellen, scheu um sich, weil der Herr ihn nur durch List und Betrug vor den Schlitten zu spannen vermag. Wenn sie vorgespannt werden, so strecken sie sämmtlich ihre Köpfe empor, und erheben ein wehmüthiges Geheul; sobald aber die Fahrt anfängt, verstummen sie plötzlich, und dann scheinen sie, durch hundert tückische Streiche wetteifernd, die Geduld ihres Führers ermüden, oder sein Leben in Gefahr bringen zu wollen. An den gefährlichsten Stellen verdoppeln sie ihre Schnelligkeit im Laufen, und oft sieht sich der Führer genöthigt, ihnen den Schlitten zu überlassen, um nur nicht von einem steilen Berge herunter zu stürzen, oder in einen Strom geworfen zu werden. Seinen Schlitten findet er dann entweder zerbrochen im nächsten Dorfe wieder, oder es ist den Hunden gelungen, sich gänzlich in Freiheit zu setzen. Ueberhaupt ist die Fahrt, selbst mit den am besten gezogenen Hunden, gefährlich; mitten im schnellsten Laufe springt bald dieser, bald jener zurück, um ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen, welches alle Augenblicke geschieht, und wegen der faulen Nahrungsmittel, womit sie gefüttert werden, einen ganz pestilenzialischen Geruch verbreitet. Will der Führer nicht Gefahr laufen, so muß er jedesmal stille halten, und unterdessen ruhen die Andern aus;

doch befriedigt keiner dies Bedürfniß mit dem Andern zu gleicher Zeit. Bei dem allen haben sie doch auch guten Willen, und Eigenschaften, durch die sie dem Menschen sehr nützlich werden. Schon das ist ein großer Vortheil, daß man mit diesen leichtfüßigen Geschöpfen in den unwegsamsten Gebirgen und im tiefsten Schnee fortkommen kann; und überdies zeigen sie sich als die vortrefflichsten Wegweiser, die in der tiefsten Dunkelheit die rechte Straße nicht verfehlen, und bei dem fürchterlichsten Schneegestöber das Ziel ihrer Reise zu finden wissen. Auch zeigt sich wirklich zuweilen bei ihnen eine Spur von Anhänglichkeit; wenigstens verlassen sie ihren Herrn in der Noth nicht; oft werden die Stürme so reißend und heftig, daß es nicht möglich ist, fortzukommen, und daß man auf der Straße liegen bleiben muß. Sobald dieß geschieht, legen sich alle Hunde dicht neben ihren Herrn, und erhalten durch ihre natürliche Wärme sein Leben, da er, ohne diese instinktartige Sorgfalt, ohne Zweifel verloren wäre. Diese und andere gute Eigenschaften ersetzen den Nachtheil, den zuweilen ihre Unarten stiften. Sie haben eine vorzüglich gute Witterung von einem bevorstehenden Sturme; alsdann graben sie Hölen in den Schnee, und suchen sich darin zu verbergen. Uebrigens ist ihr ganzes Leben eine ewige Sklaverei, die paar Sommermonate etwa abgerechnet. Haben sie dasjenige Alter erreicht, das sie zu weitern Strapazen unfähig macht, so ist ihr Herr nicht einmal so gerecht, ihnen das wohlverdiente Gnadenbrot zu geben, sondern sie müssen unter der Keule ihres unerbittlichen Tyrannen sterben, damit dieser ihr Fell benutzen, und sich darin wärmen kann. Höchstens zehn Jahre lang sind sie zum ziehen tauglich; dann müssen sie Andern Platz machen. Jeder Kamtschadale hält sich wenigstens fünf Hunde, die er zu seinen eigenen Reisen, zur Herbeischaffung seines Holzes, und seiner übrigen Bedürfnisse, so wie zur Weiterbeförderung der Reisenden

braucht. Gewöhnlich spannt man zwei und zwei vor einen Schlitten; Einer aber, der am besten abgerichtet, und am gelehrigsten ist, geht voran als Leithund, und versteht jeden Wink, jede Bewegung des Führers. Ihr Geschirr ist von Leder, liegt unter dem Halse, oder vor der Brust, und wird mit einem drei Fuß langen Riemen, nach Art der Stränge, an den Schlitten gebunden. Das Halsband ist mit Bärenfell besetzt, woran man sie paarweise zusammen kuppelt. Die Schlitten sind ganz schmal, lang, und sehr leicht, aber doch dauerhaft; die Schlittenläufer sind nicht über ein drittel Zoll dick; auf demselben sind zwei krumme Bogenhölzer befestigt, worauf ein schachtelähnlicher Korb ruht, der aus dünnen biegsamen Hölzern besteht; der ganze Schlitten wiegt nicht über 10 Pfund. Der Führer des Schlittens hat in der Hand einen langen, krummgebogenen Stock, der ihm zu gleicher Zeit als Zügel und auch als Peitsche dient. An dem einen Ende desselben hängen eiserne Ringe, die wie Schellen von Zeit zu Zeit geschüttelt werden, um die Hunde anzutreiben. Das andere Ende hat gemeiniglich, doch nicht immer, eine eiserne Spitze, deren man sich bedient, um den Schlitten im Schnee und auf dem Eise anzuhalten. Sind die Hunde nur gut abgerichtet, so darf der Führer kein Wort sprechen, sondern giebt seinen Willen nur durch Bewegung zu erkennen. Sollen die Hunde links beugen, so schlägt er mit dem Stocke auf den Schnee, dagegen lenkt ein Schlag auf den Schlitten die Hunde rechts. Laufen sie nicht schnell genug, oder hören sie nicht auf das gegebene Zeichen, so wirft der Führer den Stock nach ihnen hin, und dann besteht die größte Kunst darin, diesen Stock mitten im vollen Laufe wieder aufzunehmen. Wollen sie an einem Orte Halt machen, und etwa, wie auf der Jagd, des tiefen Schnees wegen, den weiten Weg zu Fuße fortsetzen, so legen sie den Schlitten auf die Seite, und die Hunde legen sich dann

sogleich auf einen Haufen zusammen in den Schnee, und warten ganz ruhig auf die Zurücklunft ihrer Herren.

## Der Jagdhund. (c. sagax.)

Unläugbar gehört diese Gattung zu den Bewohnern der Urwelt, und die gütige Vorsehung hatte sie wohl bestimmt, das nöthige Gleichgewicht unter den Thieren zu erhalten, die wir jetzt jagdbare nennen. Höchst wahrscheinlich lebten die Ur-Eltern unserer Jagdhunde in Familien-Vereinen, jagten gemeinschaftlich, und sättigten sich von der Beute jedes Tages. Das Naturel dieses Hundes, so wie seine äußere Bildung, sprechen eine solche Bestimmung deutlich aus. Der lange schlanke Körper, die hohen Beine, die muskelstarken Lenden, geben ihm Schnelligkeit und Ausdauer; seine feinen Geruchsorgane, von dem Instinkte unterstützt, machen ihn geschickt, mit gesenktem Kopfe die Spur (Fährte) des Wildes aufzusuchen, und die mit weiten Hölen versehene breite Nase mit der zurückgebliebenen Witterung (Geruch) in unmittelbare Berührung zu setzen. Lange Hautlappen bedecken die Eingänge der Ohren, die sonst von der Nässe im Gebüsch leiden würden, und der angeborne Trieb, mit lauter Stimme die entdeckte Spur zu verfolgen, dient dazu, den Mitjagenden ein Zeichen zur schnellen Vereinigung zu geben.

Schon bei den Griechen und Römern findet man den Jagdhund in seiner ganzen Ausbildung, so wie die Chineſen ihn seit Jahrhunderten kennen, und auch in Deutschland verlieren sich die Nachrichten von seinem Gebrauch bis ins graueſte Alterthum.

Im Mittelalter stand die Bracke (der Jagdhund) in großem Ansehen. Vor der Erfindung des Schießpulvers wurde in den ungeheuren Forsten Deutschlands mehrentheils in der Art gejagt, daß die vorzüglichsten Wechsel, oder auch oft das ganze Jagen, mit lichten

Zeugen, Garnen von verschiedener Stärke, nach dem Verhältniß der Wildgattung, umfangen, das Wild mittelst Jagdhunden aufgesprengt, und in die Zeuge oder Netze getrieben wurde. Die dabei aufgestellten Jäger oder Jagdleute fingen es sodann mit Fang-Eisen, Spießen, Schwertern ꝛc. ab, oder erschlugen es mit Prügeln.

Der große Jagdhund mißt gewöhnlich 3 Fuß, 4 bis 5 Zoll in der Länge, und 1 Fuß 7 bis 8 Zoll in der Höhe. Der Kopf ist mit lang herabhängenden Ohren (Behang) versehen, die Nase ist breit, der Vorderkopf lang, die Stirn hoch gewölbt, und die Augen sind vorliegend. Den weitgeschlitzten Mund füllen starke wohlgereihte Zähne; den schlanken Leib tragen hohe Beine, die hintern sind es mehr, als die vordern. An der Wurzel zeigt sich der Schwanz (die Ruthe) stark, spitzt sich aber allmählig in aufwärts gekrümmter Richtung zu. Das glatte kurze Haar liegt dem Körper dicht an, es hat eine lichtbraune Farbe, Ohren und Rückgrat etwas dunkler auslaufend.

Dermalen findet man in Deutschland eine große Mannichfaltigkeit von Jagdhunden, und unter diesen sind die aus der Schweiz und aus Preußen abstammenden die beliebtesten; allen aber sind zwei Eigenschaften angeboren, die tiefe Suche, und das laute Jagen, wobei eine ungewöhnliche Modulation der Stimme nicht zu mißkennen ist. Weniger ausgezeichnet durch angeborne Bildsamkeit, dem Menschen minder anhänglich, als der Hühner- und der Dachshund, finden wir hier weniger Spuren der langen Verbindung mit dem Herrn der Schöpfung. Und dahin möge denn auch die beinahe unglaubliche Ausdauer des Jagdhundes, seine Gefräßigkeit, die feinen Organe des Geruchs und Gehörs, sammt der Neigung, mit Andern seines Gleichen gemeinschaftlich zu jagen, gezählt werden.

Der kleinere Jagdhund, den einige unrichtig den Stöberhund nennen, theilt mit dem größeren alle ka-

rakteriſtiſche Eigenſchaften. Er iſt nur mehrere Zoll niederer von Körper, und es finden ſich vorzüglich in den Niederlanden Raſſen, die in der Größe den Dachshunden mit geraden Beinen gleich kommen; dieſe Spielart wird die Steinbracke genannt, iſt ſchwarz von Haaren, niedlich gebaut, lang behangen, und hat roſtfarbne Abzeichen.

Eine lange Lebensdauer erreicht der Jagdhund nur bei wenigem Gebrauch, im entgegengeſetzten Fall wird er bald abgeſtumpft. Gebirgsgegenden, tiefer Schnee, und öfteres Schwimmen durch Flüſſe oder Seen, ſetzen ſeinen Lebenskräften ungemein zu. Eigentlicher Dreſſur bedürfen die Jagdhunde nicht, die Natur iſt ihre Lehrmeiſterinn. Indeß befolgt man doch folgende Regel: Sobald der junge Hund der Mutter entwöhnt iſt, gebe man ihm einen Namen, und wähle dazu Worte, die ſich beſtimmt ausſprechen, und in der Entfernung wohl vernehmen laſſen. Bei dieſem Namen rufe man ihm zur Fütterung, und ſonſt häufig; damit kann man ſchon früh den Gebrauch des Zuſpruchs, und, wo es üblich iſt, den des Horns verbinden. Noch vor zurückgelegtem erſten Lebensjahre darf eine leichte Koppel ihre Anwendung finden, und es kann dem Zögling derjenige Geſpann beigegeben werden, der nach Größe, Temperament und Stimme am geeignetſten ſcheint, ſein Jagdgenoſſe zu werden, der aber bereits die nöthige Führung hat. Mit den ſo aufgekoppelten Hunden nehme man wöchentlich wenigſtens dreimal einen Spaziergang vor, an einſamen Orten, vorzüglich an ſolchen, wo man keinem Wilde zu begegnen vermuthet; dabei muß der Jäger auf die Unarten des Hundes beſtändig aufmerkſam ſeyn, und die Kuppel erhalten, daß ſie auf den Zuſpruch folge, nicht ſchwärme, oder biſſig werde. Hat dieſe Uebung einige Zeit gedauert, ſo führe man den Lehrling auch am Pferde ins freie.

Die Ausdauer der Jagdhunde iſt bewundernswürdig, wie folgendes Beiſpiel lehrt.

An einem stürmischen Herbsttage wurden zwei Hunde dieser Rasse auf die Fährte eines kranken Schießers (Hirsches) gehetzt: sie kamen die Nacht nicht zurück, aber ein 6 Stunden weit wohnender Müller fand des andern Morgens um 7 Uhr das Wild, sammt der braven Koppel, letztere höchst ermattet, ersteres verwundet in einem nahen Erlenbusch. Die Besten der kleineren Spielart halten im Nothfall 8, 9 und mehrere Stunden an. So verfolgten einst solche Hunde einen Rehbock durch den Main, 5 Stunden von dem Anschuß. Daß Jagdhunde sich zu Tode gejagt haben, ist eine unläugbare Thatsache. So groß ist die Macht des Naturtriebes!

### Der Hühnerhund. (avicularius.)

Mit dem Menschen ward der Hund Ansiedler beider Pole, nährt sich hier bloß von Fischen, dort von Vegetabilien, indeß seine glücklicheren Brüder die Leckerbissen ihrer Herrn theilen.

Jagd ist nur anfängliche Bestimmung des ganzen Geschlechts, und wenn wir jetzt mitunter auf Spielarten stoßen, die den Hang zu dieser Beschäftigung verleugnen, so ist der Eigensinn des Menschen daran allein Schuld, indem er durch Erziehung jenen angeborenen Trieb unterdrückte, oder mittelst absichtlicher Vermischung der verschiedenartigsten Gattungen ein dem Urbilde entfremdetes Wesen gleichsam der Natur abtrotzte.

Zu diesen, der frühesten Welt angehörigen Geschöpfen gehört der Hühnerhund, den die Jäger auch oft Vorstehhund, Wachtel- Feder-Hund und Spion nennen. Wahrscheinlich stammt er aus jenem milderen Himmelsstrich, der die ersten menschlichen Bewohner herbergte, und auch das Vaterland des Fasanen, so wie anderer Gattungen edlen Geflügels ist. Höchst wahrscheinlich entdeckte der Mensch bald in den Stammeltern dieses Geschlechts die, seinen Zweck begünstigenden Naturanla-

gen, worauf das gelehrige Thier, das sich ihm ganz anschloß, auf den mannichfachen Wanderungen, die vom Mutterlande aus die Erde bevölkern sollten, sein unzertrennlicher Gefährte blieb.

Die ungeheuren, mit Bären und Wölfen angefüllten Waldungen Deutschlands mögen unsern frühern Vor-Eltern die Aneignung dieses Hundes ganz widerrathen haben, theils weil so beschaffene Gegenden nicht der Schauplatz seiner Thätigkeit werden konnten, theils weil die große Menge von Raubthieren aller Gattungen dem Aufkommen der schwächeren Wildarten durchaus entgegenwirkte.

Erst nachdem die Wälder lichter, der Boden bebauter, und das Klima milder geworden waren, mußte das Pelzwild den Fasanen, Feldhühnern ꝛc. Platz machen, und nun wanderte der jetzt allgemein bekannte Hühnerhund in Deutschland ein.

Wahrscheinlich erhielten wir ihn spät aus Frankreich. Im Gebrauch war er indessen schon längst bei der Jagd mit dem Garn, bei der Beitze des wilden Geflügels, und die Chinesen wußten seine Eigenschaften schon vor der Bekanntschaft mit den Europäern zu benutzen. Der Gebrauch des Pulvers, und die unendliche Vervollkommnung des Schießgewehrs gaben dem Jagdwesen der Deutschen eine neue Gestalt; die sonst beinahe als Zauberer angestaunten Flugschützen wurden jetzt allgemein, und mit ihnen nahm die Zahl der Hühnerhunde jährlich zu. In den allerneusten Zeiten, die der Jagd, und insbesondere dem hohen Weidwerk so ungünstig waren, veränderte sich wieder vieles. Die Leithunde verschwanden beinahe gänzlich sammt den Rüden und Doggen, die Schweißhunde verminderten sich bedeutend, indeß dem bildsamen Hühnerhunde immer mehr nachgefragt wurde.

Ueberaus groß ist die Mannichfaltigkeit in den Spielarten dieser Gattung; sie übertrifft die jedes andern Thie-

res, doch bloß in der äußeren Bildung. Die karakteriſtiſchen Eigenheiten weichen nur unbedeutend von einander ab. Dieſe ſind: der ſcharfe Geruch, (Witterung) das emſige Aufſpüren, (die Suche) das Anſchleichen und Belauern des Wildes, (das Anziehen und Vorſtehen) die Einſchicklichkeit in die Launen des Menſchen, (der Gehorſam, Apell). Und dieſe angeerbten Triebe laſſen uns über den Gebrauch des Hundes in keinem Zweifel. Es hält ſchwer, alle Varietäten aufzuzählen, doch ſcheinen ſie hauptſächlich aus der Verbindung zweier Familien entſproſſen zu ſeyn. Der ſtark oder rauh behaarte zottige Hühnerhund ſteht in keiner unmittelbaren Verwandtſchaft mit dem Budel, obgleich die Neigung zum Schwimmen und Baden beiden angeboren iſt. In den ſüdlicheren Ländern mag ſich die Raſſe am reinſten erhalten haben. In Frankreich, Italien, vorzüglich in der Barbarei und in Spanien, findet ſich das ſchöne lang und ſeidenartig behaarte Geſchlecht der Epagneul's, Spaniſchen Hühnerhunde, meiſt glänzend weiß und dunkelbraun gefleckt, mit tief herabhängenden Ohren (Behang), langem Kopf und breiter Naſe. Der Hals iſt verhältnißmäßig lang, der Mund weit geſpalten, und mit ſtarken Zähnen beſetzt, die Bruſt breit, und die Beine ſind muskulös. In der Größe herrſcht eine auffallende Abweichung.

Außer den Vorzügen der Geſtalt zeichnen ſie ſich, ungeachtet der dichten Haarbekleidung, durch ſeltene Ausdauer in der brennendſten Hitze, und Feinheit der Geruchsorgane aus. Luft und Boden mögen noch ſo trocken ſeyn, nie verliert ein ächter Spanier die Witterung gänzlich.

Mehr ſich dem Budel nähernd iſt die in Deutſchland allgemeiner bekannte Gattung der rauhhaarigen Vorſtehhunde, von den Jägern oft ausſchließend Waſſerhunde, zuweilen Niederländer genannt. Auch dieſe weichen in der Größe vielfältig von einander ab, doch ohne bis zum

Schooßhund auszuarten. Der Kopf iſt ſtark, mit breiter Naſe, die Ohren kürzer, Bruſt und Beine ſtark, das Haar wollartig gekräuſelt, minder ſanft im Anfühlen, nicht glänzend, gewöhnlich weiß, mit dunklen, auch hellbraunen Flecken.

Mit allen Spielarten ſeiner Gattung hat der rauhhaarige Hühnerhund die auszeichnenden Naturtriebe gemein, das emſige Aufſpüren aller Wildgattungen, das Vorſtehen der Mehreſten, die Anhänglichkeit an ſeinen Erzieher, und vor allen den höchſten Grad von Gelehrigkeit. Auszeichnend iſt dagegen ſeine Neigung zum Waſſer, die ſich ſchon früh als Naturtrieb zeigt, indeß der kurz oder glatt behaarte Hühnerhund gewöhnlich nur durch Zwangsmittel zur näheren Bekanntſchaft mit dem naſſen Elemente zu bringen iſt.

Dieſer le chien braque unterſcheidet ſich von ſeinen Geſchlechtsverwandten hauptſächlich durch das kürzere, dem Leibe glatt anliegende Haar, die ſchlankeren Beine und Schenkel, das mehr zugeſpitzte Vorderhaupt, und den längeren dünneren Hals. Mehr noch, als bei jenen, weichen die einzelnen Exemplare in Größe, Körperbau, Farbe und Zeichnung von einander ab.

## Der Windhund. (C. grajus.)

Der eben ſo kräftig als regelmäßig gebildete Windhund zeigt durch das Ebenmaaß ſeines ganzen Körpers, ſo wie durch die Beſchaffenheit der einzelnen Theile, daß wir eine urſprüngliche Raſſe vor uns haben, die mit allen Geſchlechtsverwandten nur durch die innere Bildung in weſentlicher Familienverbindung ſteht.

Dieſes nunmehr im hohen Grade gezähmte Raubthier war von der Natur beſtimmt, ſeine Beute mit ſcharfem Blick zu erſpähen, und gleichſam im Fluge zu haſchen. Darum legte ſie dies hellſehende vordringende Auge in

den keilförmig gebauten Kopf, besetzte den weitgespaltenen Rachen mit dem scharfen Gebiß, und ließ den schlanken Leib auf muskulösen hohen Beinen, mit der Schnelle des Pfeils über weite Ebenen dahin eilen. Welch ein Abstand zwischen diesem und dem Dachshunde! Welche Verschiedenheit in der Organisation, ja selbst in den Trieben beider Thiere. Dieser soll, nach seiner uranfänglichen Bestimmung, durch unvergleichbare Geschwindigkeit in den lichtesten Regionen, auf der Oberfläche der Erde seine Bestimmung erfüllen, jener unter ihr durch Muth, Ausdauer und Kraft, in dicker Finsterniß Feinde besiegen, denen nur er beizukommen vermag.

Minder scharf, aber nicht weniger bemerkbar, sind die Linien gezogen, die den Windhund vom Hühner- und Jagdhund absondern. Ihm mangeln die scharfen Geruchsorgane dieser Beiden, die gewaltige Springkraft, die Pfeilschnelligkeit. Er verliert seine Beute, wenn das Auge ihr nicht mehr folgen kann, jene verfolgen sie langsamer, aber ausdauernder durch die Schärfe des andern Sinnes.

Die Farbe und Beschaffenheit des Haars, und die Verschiedenheit der Größe bezeichnen folgende Windhund-Rassen: der Türkische Windhund, canis aegyptius, Linn., der gemeine oder Deutsche Windhund canis grajus, der zottige oder rauh behaarte, richtiger der Polnische Windhund canis leporarius hirsutus Linn., und endlich das Windspiel canis italicus Linn.

Wahrscheinlich ist Asien das Vaterland dieser Gattung, die im Frühling unserer Welt auf den Ebenen Persiens den ersten Schauplatz ihrer Thätigkeit fand. Der von uns Deutschen gar nicht benutzte, selten bekannte, canis aegyptius mag demnach der Stammvater aller übrigen gewesen seyn. Für den Jäger hat er gar keinen Werth; es sei daher genug, im Vorbeigehen zu bemerken, daß er zwar an Größe und Gestalt, mit Ausnahme

des bei weitem kürzern Kopfes, unserm gewöhnlichen Windhunde gleich kommt, dagegen aber beinahe ganz unbehaart ist, nur selten und mit schwacher Stimme bellt, einen unangenehmen Geruch aus der immer fetten Oberhaut ausdünstet, und weder den Muth, noch die Gelehrigkeit und Treue seiner Geschlechtsverwandten blicken läßt.

Um desto mehr Aufmerksamkeit verdient der Deutsche Windhund, und der mit ihm verwandte Polnische, nicht nur wegen seiner ausnehmenden Schönheit, sondern vorzüglich wegen seiner großen Brauchbarkeit für den Jäger. Daß die Aegyptier, Griechen und Römer ihn schon in den frühesten Zeiten zum Fang der wilden Thiere benutzten, bezeugen die ältesten Denkmäler und Schriften dieser Nationen, und eben so war er den Chinesen seit undenklichen Zeiten auf das genaueste bekannt.

Späterhin mag er erst in das Innere Deutschlands verpflanzt worden seyn; unser waldreiches Vaterland begünstigte in den frühern Perioden die Windhetze nicht, und darum stand beinahe ausschließend der canis sagax bei den Germanen in Ansehen.

Die Höhe des Körpers von der vordern Klaue bis zum Scheitel beträgt gewöhnlich 3 Fuß 6 Zoll, die Länge von der Nasenspitze bis zur Wurzel der Ruthe 4 Fuß 2 bis 3 Zoll. Der Hinterkopf ist erhaben, die Schnauze lang und zugespitzt, der weitgeschlitzte Mund mit einem starken Gebiß bewaffnet; das Auge liegt vor, und schließt sich selten, der schlanke Leib und der hohe Rücken werden von muskulösen Lenden und langen magern Beinen getragen. Diese endigen mit langen Zehen, die mit harten Ballen versehen sind. Die Schultern sind platt, die lange Ruthe ist aufwärts gekrümmt. Das Haar dieses Hundes liegt dem Körper dicht an, ist kurz, glänzend, und in der Farbe sehr verschieden. Die rehefarbenen Windhunde mit weißer Kehle und dergleichen Bauch

möchten wohl die der ächtern Abkunft seyn, indessen giebt es auch vortreffliche Rassen, die ganz weiß, schwarz, gescheckt, oder braun von Haaren sind.

Die Geruchsorgane kommen an Schärfe den andern Hunden nicht bei, darum bemerkt man auch wohl an ihnen weniger Anhänglichkeit an den Menschen. Gelehrig sind sie auch nicht; ihre natürlichen Anlagen können allein und ohne sonderliche Ausbildung die gewünschten Dienste leisten.

In der ersten Jugend bleibt ihre Erziehung jener der andern Hunde ähnlich. Nur nach zurückgelegtem anderthalbjährigen Alter kann mit der Abrichtung (dem Anhetzen) begonnen werden; früher fehlen die physischen Kräfte; später gewöhnt sich der junge Hund nur mühsam an die Koppel (den Strick). Gewöhnlich sucht man ihn dahin zu bringen, daß er am Strick nicht nur dem fußgehenden, sondern auch dem reitenden Jäger folge; es ist daher gut, wenn er schon frühe alle Furcht vor Pferden verliert, und sich an solche gewöhnt. Der erste Schritt zur Erziehung ist folglich das Strickbändigen, d. h. der Hund muß auf den Ruf des Jägers herbeikommen, um sich den Hetzriemen anlegen zu lassen. An diesem wird er nun anfänglich durch einen Fußgänger, bald aber durch einen Reiter ins Freie geführt, und so wird der Zögling strickgerecht und bügelfest. Den Unterricht im Fangen, Rahmen und Greifen des Wildes erhält er am sichersten durch einen bereits vollkommen eingehetzten alten Hund. Man wähle dazu einen solchen, auf den man sich durchaus verlassen kann, und der dabei nicht bissig ist, sondern sich mit dem Lehrling gut verträgt. Der vortheilhafteste Schauplatz zu den ersten Lektionen ist ein ebenes, leeres Ackerfeld, oder eine dergleichen Heide ohne alles Gebüsch, wo nicht allzuviel Hasen anzutreffen sind. Die Witterung muß günstig, und der Boden weder von anhaltender Dürre, noch vom Frost allzu rauh, oder wohl

gar

gar mit tiefem gefrornen Schnee bedeckt seyn. Geübte Windhetzer sehen den Hasen schon in geraumer Entfernung, wie er im Lager gedrückt liegt; dies gewährt den Vortheil, daß man ganz nahe anhetzen, und dem jungen Hunde gleich beim ersten Ausflug einen glücklichen Erfolg mit Bestimmtheit zusichern kann. Hierauf kommt das Meiste an, natürliche Anlagen und Uebung müssen dann die Erziehung vollenden. Nicht alle Windhunde sind bereitwillig, auch größere Thiere, z. B. Füchse, zu greifen, gewöhnlich liegt die Neigung dazu, oder der Widerwille dagegen in den angeborenen Trieben des Thieres; Zwangsmittel müssen ihren Zweck beständig verfehlen.

Solo-Fänger pflegt man diejenigen Windhunde zu nennen, die ohne Beihülfe eines andern den Hasen allein verfolgen und greifen; sie sind gewöhnlich von der Natur vorzüglich begünstigt, und können ihrem Gebieter so viel Nutzen, als Vergnügen verschaffen.

Bei einer regelmäßigen Windhetze muß immer ein Hund seyn, der das ergriffene Wild in Schutz nimmt, d. h. der die Andern verhindert, es zu zerreissen; er hat daher den Namen Retter, Ritter, Beschützer, Beschirmer erhalten. Man wählt dazu den Stärksten aus dem Stricke. Dieser weiß sich bald Achtung zu verschaffen, und lernt leicht, seinen Kameraden die Beute wegzunehmen, und sie vom Reißen abzuhalten, bis ein Jäger hinzu kommt. Nimmt ein solcher Hund den Hasen auf, und trägt ihn seinem Herrn entgegen, so nennt man ihn den Apporteur. Die Abrichtung ist dieselbe, wie beim Hühnerhunde, aber bei weitem mühsamer, und selbst gefährlicher.

Vorzüglich dienen diese Hunde der offenen Jagd, wo keine andere Gegenstände ihnen die freie Ansicht des zu haschenden Wildes entziehen dürfen; in der Anwendung aber zeigen sich noch viele Verschiedenheiten.

Die gewöhnlichste Methode ist das Hasenhetzen auf

freien Feldern und Haiden. Die wohlabgerichteten Hunde werden in einem, auch in mehreren Stricken, von Jägern zu Pferde oder zu Fuß hinausgeführt. Sieht man hier einen Hasen im Lager, so wird er aus solchem aufgescheucht (aufgesprengt), einer der Jäger hetzt in gehöriger Entfernung an, und sucht den Hunden mittelst geschickter Wendungen des Pferdes alle mögliche Hülfe zu leisten. Da, wo kurzes Gebüsch, Wachholdersträuche, Gras u. dergl. vorhanden sind, die den Hasen verbergen, muß der Stöberhund aushelfen. Man wählt dazu gern einen alten, gut geführten Hühnerhund, der sich schnell abrufen läßt, kurz sucht, und keinen Laut giebt. Er steht unter dem Befehl eines fußgehenden Jägers, der alle solche Remisen aussucht, und den, auf der Blöße haltenden Windhetzern ein Zeichen giebt, wenn etwas aufgesprengt worden ist. Der Stöberhund muß sodann gleich zu seinem Herrn zurückkehren, und das Greifen des Hasen den Windhunden allein überlassen. Im Fall kleinere Hölzer mit Jagdhunden ausgehetzt, oder mit Treibleuten durchklappert werden, so können die Windhetzer auf den anstoßenden Blachfeldern halten, und die durch die Schützen entkommenen Hasen, Kaninchen, Füchse oder auch Rehe, ja selbst Wölfe greifen lassen.

Bei Lauf- und Kessel-Jagden tragen die Windhunde nicht selten zur Belustigung der Anwesenden vieles bei; es werden dann besondere Schirme gebaut, hinter welchen berittene Jäger mit mehreren Stricken halten, und auf ein gegebenes Zeichen auf Hasen, vorzüglich aber auf Füchse hetzen. Diese bieten alle Kräfte ihrer verschlagenen Natur, Schnelligkeit und Muth auf, um ihren Feinden zu entkommen, und unterhalten, indem sie zuletzt dennoch im ungleichen Kampfe unterliegen, den Zuschauer durch unzählige Wendungen und Kniffe.

Der Windhund kann bei solchen Gelegenheiten auch auf Hirsche, Sauen ꝛc. gehetzt werden, allein der eigent-

liche Hatzhund, ist dazu bei weitem geeigneter. Sowohl der glattbehaarte, als der rauhhaarige Windhund leisten die oben beschriebenen Dienste. Wenn der Erstere vielleicht gelehriger und folgsamer erscheint, als sein zottiger Mitbruder, so gebührt diesem dagegen der Vorzug im Betreff der Ausdauer und des Muthes; ihm wird auch vorzugsweise die gefährliche Ehre zu Theil, sich mit dem grimmigen Wolf zu messen. In Deutschland wird dem Jagdfreunde nur höchst selten der Genuß eines solchen Schauspiels, in Polen und Rußland um so häufiger. Hier ist der Ort, die gedrängte Schilderung einer Wolfshetze mitzutheilen, wie sie nach der Erzählung eines Augenzeugen in Rußland angestellt wurde.

Früh Morgens meldeten zwei dazu aufgestellte Männer, daß sie mehrere Wölfe in einem nahe gelegenen Gehölz eingekreist hätten, und eine sichere Jagd versprechen dürften.

Es wurden sogleich Treibleute bestellt, und eine ansehnliche Jagdgesellschaft, größtentheils mit Doppelgewehren bewaffnet, eilte zu Fuß und zu Pferde, nach dem Kampfplatz. Der Morgen war heiter; den Boden bedeckte ein 5 Zoll tiefer Schnee, der in der Nacht gefallen war. Die Schützen wurden in möglichster Stille angestellt, und das Wäldchen auf einen Trieb mit vielen Leuten und großem Lärmen durchgejagt. Sechs berittene Jäger mit eben so vielen Stricken Windhunde besetzten die nächsten Anhöhen der an die Waldung stoßenden Felder, so daß sie die ganze Jagd übersehen konnten. Die Wölfe ließen lange auf sich warten, aber beinahe zugleich erschienen sieben vor der Reihe der Schützen, zwei wurden im Feuer getödtet, drei verwundet, und von den Bauern erschlagen. Dagegen fand eine alte Wölfinn seitwärts einen Ausweg, so wie ein junger Wolf, von zwei Schützen gefehlt, das offene Feld gleichfalls gewann. Er entging seinem Schick-

sal nicht, zwei vortreffliche Windhunde holten ihn bald ein, und nach einem kurzen Gefecht, wobei man die Gewandheit und kluge Vorsicht seiner beiden Gegner bewundern mußte, unterlag er den tapfern Angreifern. Die Wölfinn wurde eben so schnell entdeckt und angehetzt. Als sie ihr Heil nicht mehr in der Flucht suchen konnte, leistete sie einen grimmigen Widerstand. Nach und nach waren zehn Hunde auf sie gehetzt, und ungeachtet diese Alle ihre Schuldigkeit thaten, konnten sie nur mit Mühe des wüthenden Raubthieres Meister werden. Drei Hunde wurden gefährlich verwundet, und einer der Jäger mußte die Wölfinn zuletzt noch mit dem Hirschfänger abfangen. Bei diesem hitzigen Kampfe zeichneten sich die polnischen oder rauhhaarigen Windhunde vorzüglich durch Muth und Stärke aus; die Jüngern stürzten anfangs beim Angriff des unbekannten Feindes, folgten aber bald dem Beispiele ihrer Vorgänger.

Im auffallendsten Contraste gegen dieses Wolfsgefecht erscheint die Kaninchenhetze, die mit der kleineren, zierlichen Gattung von Windhunden geschieht. Da, wo diese kleinen Hölenbewohner die meisten Röhren gegraben haben, und wo sich ein freier Platz befindet, stellen sich die Jäger mit den Windhunden vor, indeß Andere Frettchen oder Dachshunde der niedrigsten Gattung in die Kaninchenbaue schicken, um die Besatzung zu delogiren. Man kann den ganzen Bezirk vorher mit Hasengarn umstellen, und die alten Röhren verstopfen, bevor die Kaninchen aus den Bauen gejagt werden, ihnen auch nachher den Rückweg auf gleiche Weise versperren. Die Windhunde haben dann leichtes Spiel, und nur durch die angeborne Geschicklichkeit, sich schnell an die Erde zu drücken, fristet das geängstigte Thierchen sein Leben einige Minuten. Die Sprünge der Windhunde, die ihr Ziel oft verfehlen, sind belustigend, und als Vorübung zur Hasenhetze ist diese Jagd nützlich.

Häufig, und beim Mangel unausgesetzter Beobachtung durchstreifen die Windhunde ohne menschliche Begleitung die Felder, und richten dadurch einen namhaften Schaden an, es ist ihnen schwer abzugewöhnen, und findet nur allzuhäufig statt. Beim Jagen selbst gewinnt die Leidenschaft leicht die Ueberhand, man ritt mit dem festen Vorsatz aus, nur einige Hasen greifen zu lassen, und kehrt, hingerissen von dem verführerischen Anblick der wahrhaft lebhaften Jagd, mit einem Dutzend zurück. Wer also ein Hasengehege erhalten will, leiste Verzicht auf dieses Vergnügen, und suche sich auf andere Weise zu entschädigen. —

## Der Dachshund. (Vertagus.)

Der Dachshund, Dachskriecher, Dachsschlieser, Dachsfinder, Dachswürger, Dächsel, le Basset, verleugnet weder in seiner äußeren Bildung, noch in seinen Trieben die Bestimmung, welche ihm die Natur angewiesen hat. Die südlichen Inseln der alten Welt mögen in frühern Perioden vorzüglich zum Schauplatz seiner Thätigkeit gedient haben, vielleicht waren sie ausschließend sein Vaterland. Frühe aber und lange, bevor des Hühnerhundes gedacht wird, finden sich Spuren, die deutlich darthun, daß der Dachshund schon vor mehreren Jahrhunderten in Frankreich, Deutschland und den Niederlanden, nicht nur bekannt, sondern auch bei der Jagd im Gebrauch war. Und wie leicht läßt sich diese Erscheinung erklären. Die Erfindung des Schießpulvers und die Vervollkommnung des Feuergewehrs gaben dem Hühnerhunde erst seine ganze Wichtigkeit, indeß der Dachshund auch ohne diese Erfindung einen bedeutenden Platz unter den Hunden behauptete. Die karakteristischen Eigenschaften dieses Thieres sind Muth, Lebhaftigkeit und Sauberkeit, eine volltönende Stimme, ein feiner Geruch, scharfes Gebiß, plattes Haar, feines Gehör. Größe, Farbe, und andere

Abweichungen sind Folgen vom Klima, der Nahrung und andern zufälligen Umständen.

Der krummbeinige Dachshund nimmt als Stammvater billig den ersten Platz ein. Gewöhnlich beträgt seine Höhe ¾ bis ½ Fuß, die Länge des Körpers über 1 Fuß; größere Exemplare sind zwar nicht selten, aber weniger nützlich, als die kleinere Varietät, die bis zum Zwergwuchs hinabstuft. Die vordern Beine sind stark einwärts gekrümmt, und verhältnißmäßig kurz, aber muskulös, die weit vorragenden Zehen mit gekrümmten scharfen und schwarzen Klauen besetzt; der Kopf dagegen lang, mit herabhängenden kurzen Ohren behangen. Der weitgeschlitzte Mund hat ein scharfes Gebiß; die Augen sind lebhaft, der lange gesenkte Rücken endet in einen dünn zulaufenden, wenig gekrümmten Schwanz. Das, gewöhnlich glänzend schwarze, Haar ist kurz, aber dicht; es liegt dem Körper fest an, und giebt dem Thiere ein reinliches Ansehen. Klauen, Backen und Augenbraunen sind meistens mit rothgelben Flecken gezeichnet. Einen Dachshund von solchem Aeußern darf man als von durchaus reiner Abkunft betrachten, ob es gleich braun, blau, schwarz und rothgescheckte, weiße langhaarige und dickköpfige giebt.

Der grabbeinige Dachshund kann auf eine so reine Abstammung keinen Anspruch machen.

Schon der Name deutet auf den Unterschied zwischen beiden Rassen. Dieser besteht in den längeren, beinahe vollkommen geraden, minder starken Beinen. Der Kopf ist zierlicher, stärker behangen; der Rücken weniger eingebogen; in der Farbe kommen allerlei Abweichungen vor.

Ueberaus regsam und reinlich sind beide Gattungen, der krummbeinige aber muthiger, und im Gefecht ausdauernder, als sein Geschlechtsverwandter, dabei langsamer, und mehr als dieser geneigt, die Nase gegen den Boden

zu senken, tief zu suchen, auch mag jener im Ganzen folgsamer und gelehriger seyn.

Die Mutter wirft 3, 4 bis 6 Jungen, die sie zärtlich liebt, und auf das herzhafteste vertheidigt. Sie bedarf ein weiches trockenes Lager, keinem Thiere ist alle Nässe und aller Unflath mehr zuwider oder nachtheiliger, als diesem. Die geringere Zahl der Jungen macht es nur selten nöthig, einen Theil derselben für die Gesundheit der Mutter und der übrigen aufzuopfern; es können 3 bis 4 liegen bleiben. Nach 5 bis 6 Wochen kann man sie der Mutter ganz entziehen.

Der Dachshund ist zwar gleich allen seiner Gattung gefräßig, und selbst heißhungrig, bedarf aber bei weitem weniger Futter, als die größern Hundearten; wird er in der Jugend mit Futter überladen, so hat es die Folge, daß er übermäßig stark, und dadurch unbrauchbar wird. An den Menschen gewöhnt er sich bald; man giebt ihm daher früh einen Namen, legt ihm ein Halsband an, und macht ihn frühzeitig mit dem Pfiff oder Ruf des Jägers bekannt. Schon im ersten Jahre darf man ihn mit einem alten Hunde zusammen kuppeln, und so, oder an einer Schnur ins Freie führen; jedoch darf er kein Wild zu sehen bekommen, weil er dadurch das Jagen über der Erde sich angewöhnen könnte. Zum nöthigen Gehorsam läßt er sich ohne Dressirleine gewöhnen.

Dem Dachshunde fiel ein besseres Loos, als seinem Genossen, dem Hühnerhunde; indeß dieser zu seiner künftigen Bestimmung in einer harten Schule, und durch Verleugnung seiner angebornen Triebe gequält wird, führt man jenen mittelst bloßer Aufmunterungen dem Ziele entgegen, was ihm von der Natur gesteckt wurde. Im zweiten Jahre kann nemlich die Dressur (das Anbringen) eines solchen Hundes statt finden. Dazu hat man zweierlei Methoden. Entweder setzt man junge Katzen in eine unter die Erde gegrabene Röhre, hetzt den Dachs-

hund hinein, und läßt diese abwürgen; oder man führt den Zögling sammt einem alten Hunde, zum nächsten Fuchsbau, damit das Beispiel des Alten den Neuling zur Nacheiferung anfeure. In beiden Fällen wird der gewöhnliche Zuspruch oft mit lauter Stimme wiederholt; kommt der angehende Dachswürger seiner Pflicht nach, so läßt man es an Liebkosungen nicht fehlen. Was die erste Methode betrifft, so möchte die Absicht des Jägers wohl nicht immer erreicht werden, weil denn doch den Katzen wenigstens die Witterung des Fuchses oder Dachses mangelt. Oft tritt auch der unangenehme Fall ein, daß der Hund dabei an den Augen verletzt, oder so erbittert wird, daß er keine Hauskatze mehr duldet. Daher geht man besser auf folgende Art zu Werke.

Hat der Dachshund 1½ Jahr zurückgelegt, und sich an den Zuspruch des Jägers gewöhnt, so wählt man zu Ende Mai einen Fuchsbau in leichtem Boden, auf welchem junge Füchse abgelaufen sind. Die Mutter erlegt man entweder vorher auf dem Anstand, oder wartet die Zeit ab, wo sie auf Raub ausgegangen ist. Vor die Oeffnungen der Ausgänge oder Röhren richtet man ein Garn oder Fuchshaube, und führt den jungen mit einem alten nicht vorlauten Hunde zusammen gekuppelt auf den Platz. Beide müssen sich schon länger kennen, um nicht mit einander zu raufen. Jetzt wird der Aeltere gelöst, und zwar vor dem Eingange, der am frischesten beschlossen worden; giebt er anhaltend Laut, so schickt man den Lehrling ohne Zeitverlust, und mittelst des bekannten Zuspruchs, auf demselben Wege, damit die Füchse nicht von zwei Seiten angegriffen, und dadurch hartnäckig gemacht werden, nach; gewöhnlich wählen die nun von zwei Feinden hart gedrängten Füchse, nach kurzer Gegenwehr, und vergeblichen Versuchen, sich zu vergraben, die Flucht, kaum haben sie indeß das Freie erreicht, so sehen sie sich von dem vorgerichteten Garn aufgehalten; die Hunde

folgen ihnen auf den Fuß, und haben nun ein leichtes Spiel. Den Novizen läßt man unter beständiger Anfeurung seinen Muth kühlen, sorgt aber dafür, daß er sein Gebiß dabei nicht verderbe. Tritt der Fall ein, daß die Füchse nicht weichen wollen, sondern die Hunde aushalten, so lasse man diese zur Uebung eine gute Weile vorliegen, und ermuntere sie zum Lautgeben, komme ihnen dann aber mit dem Aufgraben, Ein- oder Durchschlagen zu Hülfe, und gebe den Feind ganz in ihre Gewalt. Wird diese Uebung im Sommer noch einmal wiederholt, dann ist auf die Brauchbarkeit des jungen Hundes im Herbst zu rechnen, nur darf anfänglich nicht auf den Bau geschossen werden, um ihn nicht zu sehr ins Feuer zu bringen, und nach jeder Jagd ist ihm einige Ruhe zu gönnen.

Aus der Erziehung dieser Hundegattung geht schon die vorzüglichste Bestimmung derselben hervor; sie besteht in dem regelmäßigen Kampfe mit den jagdbaren Thieren, die mehr unter, als über der Erde wohnen. Der Dachs, der Fuchs, der Biber, die Fischotter, das Kaninchen und der Iltis gehören hieher, so wie der Stein- und Edelmarder weder in Felsenritzen noch in Baumhölen vor ihm sicher ist; der krummbeinige Dachshund von mittlerer und ganz kleiner Gestalt bewährt hier einen entschiedenen Vorzug vor dem grabbeinigen Geschlechtsverwandten. Ihr stärkeres Gebiß kommt ihnen beim Angriff, ihre niedrige Gestalt beim Durchkriechen der Röhren, die gebogenen Beine endlich beim Nachgraben des fliehenden Feindes trefflich zu statten. Bei der Dachsjagd geben sie vorzügliche Proben von ausdauerndem Muth. Welches Thier hat sonst noch die Keckheit, einen an Stärke weit überlegenen Feind in seiner eigenen Feste aufzuspüren, und mit ihm in der dichten Finsterniß, klaftertief unter der Erde, einen höchst ungleichen Kampf einzugehn? So viele Vortheile aber der Dachs auch auf

seiner Seite hat, so muß er doch zuletzt dem hartnäckigen Gegner weichen, und wird dann auf dem Rückzuge aus der Festung, entweder in ein vorgelegtes Beutelgarn (Dachssack) lebendig gefangen, oder durch einen Schuß getödtet. Alle Dächse räumen das Feld so leicht nicht, sie leisten herzhaften Widerstand, und die Hunde kommen selten ohne mehrere Wunden davon, oft auch vergräbt sich der Geängstigte, da er dann, von dem Oertlichen seines Baues begünstigt, nicht vom Fleck zu bringen ist. Alsdann wird es Zeit, mit dem Einschlagen und Eingraben zu Hülfe zu kommen, und so des Thiers sich zu bemeistern; häufig findet man beide Gegner unter eingestürzten Erddecken begraben, wodurch der Hund leicht schmälig umkommen kann, wenn nicht bei Zeiten Anstalten zu seiner Rettung statt finden.

Einen verschütteten und ausgegrabenen Hund plötzlich an die frische Luft zu bringen, könnte für ihn tödtlich werden, eben so das Ueberfüttern eines halb Erhungerten; beim Scheintode thut das Begießen mit kaltem Wasser, und das Einreiben mit etwas Geistigem, so wie der Gebrauch des Schnupftabacks gute Dienste.

Der Gebrauch des Dachshundes im Fuchsbau kommt in der Hauptsache dem vorerwähnten gleich. Der Fuchs, ungeachtet seiner bei weitem größern Verschlagenheit, ist kein so hartnäckiger Gegner, als der Dachs; wird der Wind gehörig beobachtet, sind die Hunde gut, und der Bau nicht allzuweitläuftig, so läßt er sich bald zum Weichen bringen, da er dann ebenfalls auf der Röhre geschossen, oder gefangen wird. Alte Füchse, die schon mehr Angriffe dieser Art ausgehalten haben, sind dennoch manchmal nicht aus dem Bau zu bringen, und man muß ihnen durch das Aufgraben beizukommen suchen. Kleinere Hunde thun hier eher gut, als bei der Jagd der Dachse, und werden vorzüglich in einem engen Felsenbau ihre Brauchbarkeit bewähren. Auch zur Jagd des

Bibers soll der Dachshund brauchbar seyn. Der Fischotter ist auf folgende Art beizukommen. Nachdem man sich überzeugt hat, daß sie sich in ihrem Bau befindet, richte man vor dem Wasserausgange ein tüchtiges und wohl befestigtes Garn, lasse aber unmittelbar darauf von der Landseite mit zwei herzhaften Dachshunden angreifen. Das Thier, wenn es noch jung und unerfahren ist, ergreift bald die Flucht, und fängt sich im Garn, ältere dagegen, zumal wenn sie bemerken, daß am Ausgange Gefahr ist, widersetzen sich mit unglaublicher Tapferkeit, und verletzen die Hunde noch gefährlicher, als der Dachs. Wenn der Jäger sieht, daß die Fischotter durchaus nicht weichen will, so muß er mit dem Graben zu Hülfe kommen, und seine Hunde ja nicht auf das Spiel setzen. — Das Kaninchen wird häufig mit Dachshunden gejagt, die von der kleinen krummbeinigen Rasse sind dazu am tauglichsten. Wenn sie nur gehörig nachfolgen können, flieht der furchtsame Feind leicht vor ihnen. Die kleinern, mit einem Zug versehenen Garne, werden unmittelbar vor die Röhren gestellt, die Hunde auf der entgegengesetzten Seite gelöst, und das Wild so lebendig gefangen.

Der Iltis kann ebenfalls durch den Dachshund aus seinen Röhren, und der Marder aus seinen Schlupfwinkeln in Häusern, Felsen, oder hohlen Bäumen getrieben werden.

### Der Wolf. (Canis Lupus.)

Der Schwanz dieses Raubthieres ist langhaarig, und der Wolf trägt ihn bald hängend, bald zieht er ihn zwischen die Hinterbeine. Er ist in allen Welttheilen, und fast unter allen Zonen zu finden, aber in Deutschland wird er immer seltener, und in Norddeutschland ist er fast gänzlich ausgerottet. Nur selten kommt er aus den östreichischen, mährischen, böhmischen und fränkischen

Wäldern herauf, und durchstreift in harten und anhaltenden Wintern die dickſten Gegenden des Thüringer Waldes. Unſere Jäger halten ihn daher für eine Art von Zugſäugethier.*

Man könnte den Wolf einen wilden Hund nennen, ſo ſehr iſt er dem Hunde in ſeinem innern und äußern Körperbau ähnlich. Er hat beinahe völlig die Geſtalt des großen Fleiſcherhundes, doch einen ſtärkern und geſtrecktern Leib, einen größern Kopf, und kleinere, aber ſtämmigere Füße. Auch in den Kinnladen und in den Muskeln des kurzen Halſes und der Beine beſitzt er eine größere Stärke, ſo daß er Ochſen und Pferde nieder zu reißen im Stande iſt.

Die Länge ſeines Körpers iſt ungefähr 3 Fuß 11½ Zoll, und die Höhe 2 Fuß 10 Zoll. Der Kopf hat eine länglichte Form, iſt ſtark, und hat eine flache und breite Stirn, und eine lange, aber ſtumpfe Schnauze. Der Rachen iſt beinahe bis an die Ohren geſpalten. Die Zunge iſt lang und rauh. Er hat, wie die Hunde, ſechs Vorderzähne in beiden Kinnladen, vier einzelne große Eckzähne (Fänger), und auf jeder Seite ſechs zackige Backenzähne. Doch ſind ſie in der Bildung von den Hundezähnen unterſchieden. Die Augäpfel und Augenlieder ſind abwärts geſenkt, und die Augen ſtehen alſo ſchiefer, als beim Hunde, ſind klein, glänzen im Dunkeln, und haben ein furchtbares Anſehen. Die Ohren ſind kurz, ſpitzig, und ſtehen aufgerichtet. Der Hals iſt kurz und ſtark. Den lang und dick behaarten Schwanz (Ruthe, Standarte), welcher 1 Fuß 10 Zoll lang iſt, trägt er entweder gerade herabhängend, oder die Spitze (Blume) zwiſchen die Beine eingezogen. Seine derben Füße ſind mit graden, ſtumpfen Nägeln (Klauen) beſetzt. Im Gange (Trabe) iſt er plump, langſam und ſchüchtern, wegen der vielen Verfolgungen, denen er von Menſchen ausgeſetzt iſt.

Das Haar ist ziemlich lang, am Halse steif aufrecht stehend, und wechselt im Sommer und Winter die Farbe. Im Sommer ist es auf dem Rücken rothgrau, im Winter aber gelblicht braun, mit grau und schwarz gemischt, und am Bauche immer schmutzig weiß oder weißgrau. Der Schwanz hat gleiche Farbe.

Sein Geruch ist, wie sein Gesicht und Gehör, sehr scharf. Seine größte Stärke besitzt er in den vordern Theilen des Körpers, in den Hals- und Kinnbackenmuskeln. Er läuft mit einem Hammel, den er im Munde trägt, ohne diesen die Erde berühren zu lassen, ziemlich schnell davon. Er bellt nicht, sondern heult gräßlich, wie ein Hund. — Von Natur ist er ungeschickt und furchtsam, aber die Noth macht ihn verschlagen und beherzt. In den Wildnissen der gemäßigtern Himmelsstriche Europa's geht der männliche Wolf in Gesellschaft des weiblichen, oder in Gesellschaft von mehrern (Rotte), wenn es nöthig ist, auf den Raub aus. Die Wölfinn hat einen spitzigern Kopf und dünnern Schwanz, ist niedriger und schwächer. Beide haben einen, allen Thieren unausstehlich widrigen Geruch. Ihr Alter dauert 15 bis 18 Jahre.

Der Aufenthalt dieser Raubthiere ist unbeständig, wegen ihrer Nahrung. Vorzüglich lieben sie düstre Wälder, Dickigte, Brüche mit morastigen und trocknen Stellen, in welchen sie sich am Tage verbergen. Hier ist es auch, wo sie sich begatten und gebären.

Der Wolf muß es sich bei seinen Jagden sehr sauer werden lassen, und nur ein glückliches Ungefähr scheint ihm seine Beute zuzuführen, nicht seine Kraft und seine List, obgleich ihm weder diese, noch jene fehlt, da der Mensch mit der äußersten Sorgfalt alle diejenigen Thiere vor ihm verbirgt, von deren Raube er sich nähren muß, und diejenigen, welche der Mensch nicht schützen kann, muß der Wolf mühselig in den dicksten und größten

Wäldern aufſuchen, und da er ſich leicht verräth, ſo entgehen ihm die meiſten, und ſeine Hungersnoth ſteigt oft aufs höchſte. Beſonders geht es ihm im Winter zuweilen ſehr kümmerlich, aber dann verleugnet er auch ſeine ſonſtige Furchtſamkeit, und Kühnheit tritt an ihre Stelle. Des Tages über hält ſich das gefräßige und unerſättliche Thier, im Frühjahr, in den dickſten Gehölzen, und im Sommer wo möglich im hohen Getreide auf, und geht gewöhnlich nur, gleich den Dieben, des Nachts auf den Raub aus. Er verfährt dabei ſehr behutſam, und geht daher nie aus ſeinem Hinterhalte hervor, ohne vorher zu wittern und zu horchen, und ſoll ſich, wenn er nur mit dem Fuße an etwas anſtößt, gleichſam im Unwillen über ſeine Unvorſichtigkeit, in den Fuß beißen. Er ſcheut geſpannte Stricke, Thüren und Thore, und ſpringt wohl über Hecken und Mauern, um ihnen zu entgehen. Er hat den ſtärkſten Geruch (Witterung), und wittert über eine Viertelſtunde weit, ſehr genau, was für eine Art des Raubes ihm zu Theil werden wird; und iſt ihm dieſer nach ſeinem Gaumen, ſo ſind die andern Thiere, welche ihm auf dieſer Jagd begegnen, vor ihm ganz ſicher. Im größten Hunger greift er auch Menſchen an, und hat er einmal ihr ſüßes Fleiſch gekoſtet, ſo lauert er beſtändig auf dieſe Nahrung; ſchleicht in die Dörfer, raubt Kinder, und gräbt ſogar die todten Leichname aus. Im Hunger fällt er auch in Geſellſchaft wilde Schweine, Pferde und erwachſenes Rindvieh an, beſonders wenn ſie des Nachts auf der Weide bleiben, auch jagt er auf dieſe Art Hirſche, vorzüglich trächtiges Rothwild, ja ſogar Bären. Von der Wölfinn unterſtützt, weiß er ſehr liſtig das ſchnelle Reh, und den jungen Hirſch zu ermüden, wobei zu bewundern iſt, daß man im Schnee nur Eine Spur bemerkt, indem das Weibchen genau in die Fußtapfen des Wolfs tritt. Im Winter, wenn ihr Hunger zu groß iſt, und ſie Paar und Paar nichts erjagen kön-

nen, verſammelt ſich zuweilen eine ganze Rotte durch ein gräßliches Geheul zu einer förmlichen Jagd. Sie vertheilen ſich auf die Wege (Wechſel), welche das Wild, das ſie fangen wollen, gewöhnlich zu gehen pflegt, und jagen es dann einer dem andern zu, um es deſto leichter zu ermüden und zu erhaſchen. Lämmer, Friſchlinge und Gänſe ſind die Lieblingsſpeiſen des Wolfes. Trifft er Gänſe auf der Weide an, ſo würgt er einige, legt ihre Hälſe kreuzweis über einander, faßt ſie mit ſeinem Rachen, und läuft ſo mit ihnen davon. Die Schafe ſtielt er aus den Horden und Ställen. Er iſt oft ſo dreiſt, daß er ſich bei trüber, regnichter Witterung, oder im Schneegeſtöber an die Schaf- und Viehſtälle heran ſchleicht, und ſich unter den Schwellen durchgräbt. In den Ställen würgt er dann alles, und iſt in dieſem Geſchäft oft ſo eifrig, daß er auch Schüſſe, und alles Klingeln, das ihm ſonſt ſo ſehr zuwider iſt, nicht ſcheut; und iſt er einmal heißhungrig in einen Hof eingebrochen, ſo wagt er alles, um einen Hund, ein Schaf, Schwein, eine Ziege, oder ein Stück Federvieh mit fortzuſchleppen. Haſen, Kaninchen, Ratzen, Hamſter, Maulwürfe, Mäuſe und Waldvögel weiß er zu belauſchen. In Ermangelung lebendiges Viehes ſtillt er auch ſeinen Hunger mit ausgeworfenen Eingeweiden und mit Aas, und in der äußerſten Noth fällt ſogar der Stärkere den Schwächern an. Seinen Raub weiß er ſehr künſtlich aus der Haut, ohne große Verletzung derſelben, auszuſchälen. Nach genoſſener Mahlzeit wälzt er ſich. Er leert auch zuweilen ſeinen überfüllten Magen aus, indem er, gleich dem Hunde, Gras frißt, oder ſchafft ſich die Knochenſplitter auf dieſe Art aus dem Magen und den Gedärmen. Merkwürdig iſt die Vorſicht, mit welcher die Wölfinn ſich in der Nähe ihrer Jungen des Raubens enthält, damit dieſe unentdeckt bleiben.

Alle Hunde haben eine natürliche Abneigung gegen

den Wolf, und daher greifen ihn diejenigen, die sich stark genug fühlen, wüthend und muthig an. Besonders legt der starke Bauerhund seine angeborene Feindseligkeit gegen ihn an den Tag, indem er bei seinem Anblick die Haare in die Höhe sträubt, und ihn muthig verfolgt. Siegt er, so läßt er seine Beute den Raben und andern Wölfen; siegt aber der Wolf, so verzehrt er seinen Raub. Die Wölfe fressen sich auch einander selbst auf; und ein kranker oder verwundeter ist für seine gesunden Kameraden allezeit eine herrliche Mahlzeit. Die Nattern, welche man sonst in ihnen gefunden zu haben vorgab, sind nichts anders, als große Spulwürmer; auch Bandwürmer findet man in ihnen.

Die Jäger spüren das Daseyn eines Wolfes an der Fährte, welche mehr lang, als breit, und einer großen englischen Hundefährte nicht unähnlich ist. Wenn sie seinen Aufenthalt wissen, so wird er eingelappt, und auf diese Art in Gruben, die mit Baumästen oder Stroh bedeckt sind, gefangen. Man stellt auch große eiserne Wolfsfallen, eine Art großer Schwanenhälse, auf. Er muß aber vorher, ehe eine solche Falle aufgestellt wird, mit, in Gänsefett gebratener Rehleber gekirrt, und alsdann die aufgestellte Falle, und der Braten, der an ihr befestigt ist, mit Genist von einem Ameisenhaufen bestreut werden. Man sprengt ihn auch in Thüringen in einem Treibjagen durch Trommel- und Pfeifenschall und Schreckschüsse in Netze, und schlägt ihn darin todt, oder wenn keine Netze da sind, so stellen sich da, wo er vorbei traben muß, Schützen an, und erlegen ihn mit der Flinte. Ein Hund, welcher nicht dazu abgerichtet ist, geht ihn nicht leicht an, und die Wunden, die der Wolf reißt, heilen auch schwer. In der Gefangenschaft ist er so zahm, daß man ihn ohne Gegenwehr tödten kann.

## Der Fuchs. (Canis vulpes.)

Der Fuchs gleicht an Größe und Gestalt am meisten dem Spitzhunde. Das Hauptunterscheidungsmerkmal ist der gerade wollige Schwanz, er ist fast so lang, wie der ganze Körper.

Die Farbe des Körpers und Schwanzes ist die eigenthümliche, daher so genannte fuchsrothe; Kehle und Schwanzspitze sind weiß. Doch findet man auch welche mit schwarzen Schwanzspitzen, und andere mit einem schwarzen Streifen längs dem Rücken, von der Schnauze an bis zum Schwanz; die ersteren nennt man Brandfüchse, die letztern Kreuzfüchse.

Der Fuchs dünstet stets einen, Menschen und Thieren höchst widerlichen Geruch, aus; doch hat er auf dem Schwanze, nah am Körper eine kleine Drüse, in welcher sich eine fettige Masse von einem äußerst angenehmen Violengeruch befindet.

Seine klaffende Stimme, die dem Gebell eines kleinen Hundes gleicht, läßt er besonders vor starken Wetterveränderungen hören: weshalb man ihn auch in Waldgegenden, wo er sich häufig aufhält, unter die Wetterpropheten zu rechnen pflegt.

Er wohnt gewöhnlich in Hölen, Fuchsbaue genannt, die sich vier bis sechs Fuß tief unter der Erde, oft funfzig Fuß im Umfang erstrecken, aus mehreren Kammern oder sogenannten Kesseln bestehen, und verschiedene Eingänge (Röhren) haben. Einen solchen Bau gräbt er sich entweder selbst, oder richtet sich noch lieber einen Dachsbau, dessen Bewohner er mit List und Gewalt vertreibt, nach seiner Weise dazu ein.

Außer diesem Bau hat er aber auch noch häufig an entlegenen Orten der Gegend, die er sich zu seinem Jagdbezirk erkohren, andere, nicht so tiefe und große, gewöhnlich gerade, und mit zwei Ausgängen versehene Hölen, Fluchtröhren, in welchen er sich drückt, wenn ihm der

Tag, oder ein Feind unvermuthet über den Hals kommt. Sonst sucht er auch noch im Gebüsch und Dickicht der Wälder Zuflucht.

Er geht des Nachts, und wenn er sich sicher genug glaubt, auch am Tage auf den Raub aus. Seine Nahrung besteht in Rebhühnern, Birkhühnern, Auerhühnern, Gänsen, Enten, Fischen, Krebsen. Doch nimmt er, in Ermangelung dieser, auch mit geringerem Wildpret, als Ratten, Maulwürfen, Mäusen, Schlangen, Fröschen, Kröten, Eidechsen, ja sogar mit allerlei Insekten und Gewürmen vorlieb. Im Winter geht er auch nach dem Aas. Honig und gutes reifes Obst, vorzüglich Weintrauben, sind ihm Leckerbissen. Sein feiner Geruch unterstützt ihn vorzüglich beim Aufspüren seiner Nahrung. Er kennt sehr genau die Orte, wo sich das Wild, seiner Natur nach, gern lagert, und durchschleicht sie ganz langsam und bedächtig. Wittert er ein Thier, das sich irgendwo gelagert hat, so kriecht er auf dem Bauche, wie eine Katze, und zwar stets gegen den Wind, bis auf einige Schritte an dasselbe hinan, und erhascht es dann gewöhnlich durch einen geschickten Sprung. Oefters legt er sich in Hecken und Gebüsche, wo Hasen vorüber zu gehen pflegen, und stürzt sich, wenn sie ihm nahe genug sind, über sie her. Häufig schleicht er auch um die Dörfer im Getreide und hohen Wiesengrase umher, und fängt das Hausgeflügel; ja er wagt sich sogar des Nachts in einzeln liegende Gehöfte, wenn sie nicht mit wachsamen Hunden versehen sind, um sich Beute zu holen.

Die Füchsinn bringt zu Anfang des Maies 3 bis 9 Junge zur Welt, die neun bis zwölf Tage blind, im ersten Vierteljahre weißgelb, und sehr wollig und plump sind.

Besonders merkwürdig ist die Röhre, die zu dem Kessel führt, in welchem die Füchsinn mit ihren Jungen wohnt. Sie ist sehr eng, und geht erst fast senkrecht in die Erde, dann bogenförmig aufwärts nach

dem Kessel zu, so daß sie fast einer liegenden Zwei (α) gleicht.

Wenn die Jungen einen Monat alt sind, kommen sie mit der Mutter aus dem Bau hervor, und ergötzen sich an der Sonne durch allerhand lustige Spiele und komische Sprünge. Auch bringt ihnen die Mutter lebendige Thiere, Rebhühner, junge Hasen, mit denen sie erst lange spielen, und sich im Fangen derselben üben. Endlich zerreißen sie dieselben in Stücken, und jedes Junge eilt mit seiner Beute in eine Ecke, wo es dieselbe knurrend gegen jedes, das sie ihm entreißen wollte, vertheidigt, und sie verzehrt.

Wenn die Jungen ihr erstes Vierteljahr zurückgelegt haben, leidet sie die Mutter nicht mehr, und sie müssen nun selbst ausgehen, ihren Unterhalt zu suchen. Anfangs begnügen sie sich mit kleineren und schlechteren Thieren, bis sie vermehrte Kraft und erworbene Geschicklichkeit zum Fang eines größeren und bessern Wildprets fähig macht.

Da der Fuchs ein sehr geschickter Wilddieb ist, so richtet er großen Schaden in den Wildbahnen an. Ein Paar Füchse sind im Stande, in wenig Wochen alle Hasen und Hühner auf einem Revier wegzufangen. Deshalb wird ihm denn auch von den Jägern, und wegen seines Balges, der ein gutes Pelzwerk liefert, sehr eifrig nachgestellt.

Man schießt die Füchse auf dem Anstand und bei kleinen Treibjagden, fängt sie in Eisen, die man im Winter auf offene Quellen legt, wohin die Füchse des Wassers wegen kommen, und gräbt sie aus ihren Bauen aus. Beim Ausgraben bedient man sich eines Dachshundes, welchen man in den Bau kriechen läßt, damit er durch sein Bellen die Stelle bezeichne, wo der Fuchs steckt, und wo man also aufgraben muß. Scheint das Ausgraben zu beschwerlich oder langwierig, so pflegt man sie wohl auch durch Rauch und Dampf, den man in ungeheurer

Menge in den Bau ziehen läßt, und darauf alle Eingänge fest verstopft, zu ersticken, und findet sie dann des andern Morgens nahe am Eingange einer Röhre todt liegen.

Vom Fuchs benutzt man in unsern Gegenden gewöhnlich nur den Balg, der, wenn er dem Kürschner nicht gut genug ist, von dem Hutmacher gesucht wird. Die nördlichen Völker essen jedoch auch das Fleisch desselben ohne Ekel, und ein gut zubereiteter Fuchsbraten soll dem Hasenbraten am Geschmacke nicht viel nachstehen. — Die List und Verschlagenheit des Fuchses ist fast in allen Sprachen zum Sprichwort geworden; und von Alters her hat man ihn wegen dieser Eigenschaften auch sehr häufig als handelnde Person in den Fabeln aufgeführt.

Man erzählt auch von ihm viele listige Streiche und Kunstgriffe, deren er sich bedient, um sich vor seinen Feinden zu sichern, und sich seines Raubes zu bemächtigen. Freilich läuft da auch gar manches Mährchen mitunter; indessen ist doch vieles, was ganz an's Mährchenhafte grenzt, wirklich wahr.

Folgenden schlauen Streich soll wirklich ein Fuchs ausgeführt haben:

Ein Forstmann bemerkte einst im Walde gegen Abend einen Fuchs, der sich alle Mühe gab, mit einem großen Stücke Holz auf einen, etwas hoch abgeschnittenen, ziemlich starken Baumstamm zu springen. Den andern Abend fand er ihn am nemlichen Orte auf dieselbe Weise beschäftigt; er wurde aufmerksamer, beobachtete ihn genauer, und sah zuletzt, wie der Fuchs, als er recht fertig mit seiner Last auf den Stamm springen konnte, vergnügt von dannen ging.

Den folgenden Abend ging der Forstmann dem Fuchs wieder nach, und fand ihn ganz still und ruhig auf dem Baumstamme sitzend. Nicht lange nachher aber ging eine wilde Sau mit jungen Frischlingen nah am

Stamm vorüber. Der Fuchs sprang pfeilschnell herunter, faßte einen Frösch̃ling, und sprang eben so schnell wieder mit demselben auf seinen Sitz zurück, wo er ihn alsbald abwürgte. Die Sau wollte anfangs ihrem Jungen Hülfe leisten, allein sie vermochte es nicht, weil der Fuchs zu hoch saß, und zog, als es nicht mehr schrie, ihre Straße weiter fort. Jetzt eilte der Fuchs vergnügt mit der leckern Beute seiner Wohnung zu.

Sehr listig und geschickt benimmt sich der Fuchs auch bei Beraubung der Wespen- und Hummelnester. Wenn er nemlich ein solches Nest in der Erde gewahr wird, scharrt er dasselbe mit den Vorderfüßen etwas auf. Wenn sich nun der dadurch gereizte Schwarm auf ihn losstürzt, wälzt er sich auf der Erde umher, und schlägt unaufhörlich mit dem Schwanze gegen den Boden. Was er von Insekten auf diese Weise todt drückt, oder schlägt, verzehrt er alsbald. Dies setzt er so lange fort, bis er alle Feinde getödtet und verzehrt hat. Jetzt gräbt er nun auch das Nest vollends aus, und speist es in größter Gemächlichkeit.

Gewiß ist es, daß der Fuchs in einem gewissen Bezirk rund um seine Wohnung her nicht raubt, aus Furcht, entdeckt zu werden. Da ihm nun hierin manche schlaue Diebe gleichen, welche ihre Nachbarn auch nicht bestehlen, und nur in der Ferne ihr Handwerk treiben, so pflegt man auch von diesen sprichwörtlich zu sagen: „Der Fuchs jagt nie auf seinem Bau.“

Auf ein Eisen, das vor kurzem mit bloßen Händen angegriffen wurde, geht der Fuchs nie. Die Jäger müssen daher das Eisen mit Fett und Fuchswitterung, einer Mischung allerhand dem Fuchs wohlriechender Dinge, bestreichen; und sie thun am besten, wenn sie dieselben mit Handschuhen aufstellen.

Häufig hat man Beispiele, daß ein nur an einem

Fuße gefangener Fuchs, diesen, um sich zu befreien, selbst abnagt, und auf drei Beinen entflieht.

Beim Ausgraben pflegt er auch bisweilen die Röhren zu dem Kessel, worin er steckt, von Innen so mit Erde zu verstopfen, und zu vergraben, daß man ihn nur mit Mühe, oder wohl gar nicht findet. — Wenn man die Füchse jung fängt, und an die Kette legt, lassen sie sich ziemlich zahm machen. Doch sind sie wegen des unerträglichen Gestanks, und wegen der Nachstellungen, die sie dem Hausgeflügel bereiten, keine allzuangenehme Hausfreunde.

Man erzählt, daß die Füchse, gleich den Hunden toll werden, und daß schon mehrmals hie und da tolle Füchse, sowohl unter dem Hochwildpret, als auch unter den Viehherden, die im Holze weideten, große Verheerungen angerichtet haben. Der Fuchs erreicht ein Alter von 14 bis 17 Jahren.

Man trifft ihn beinahe in allen Gegenden der Erde an; er ist aber so wild und unbändig, daß man ihn unmöglich ganz zähmen kann. Man hält ihn für eines der klügsten und verschlagensten Raubthiere. Das Erstere beweist er durch die Art, wie er sich eine Freistätte verschafft, wohin er sich vor Gefahren rettet, und wo er seine Jungen wirft; das letztere zeigt er durch die Kunstgriffe, mit welchen er Lämmer, Gänse, Vögel, Hühner, und alle Arten kleiner Vögel wegfängt. Er nimmt, wo möglich, seinen Aufenthalt an dem Rande eines Waldes, in der Nähe eines Dorfes und eines Pachthofes. Hier horcht er auf das Krähen der Hähne, und auf das Gegacker der Hühner; er wittert sie in großer Entfernung aus, und wählt seine Zeit mit vieler Beurtheilungskraft und Vorsicht. Er verbirgt sowohl seine Fährte, als sein Vorhaben. Mit Behutsamkeit schleicht er vorwärts, bisweilen schleppt er seinen Körper nach, und selten ist er in seinen Unternehmungen unglücklich. Kann er über

die Mauer ſpringen, oder darunter hinkommen, ſo richtet er auf dem Hofe große Verheerungen an, tödtet alles Federvieh, und kehrt dann ruhig mit ſeiner Beute zurück, die er entweder im Graſe verbirgt, oder in ſeine Höhle trägt. Kurz darauf geht er wieder auf einen andern Raub aus, den er fortſchleppt, und wieder wie vorher, nur an einem andern Orte verſteckt. So fährt er fort, bis das Tageslicht, oder irgend eine Bewegung, die er im Hauſe bemerkt, ihn erinnert, daß es Zeit ſei, ſich in ſeine Höle zurück zu ziehen.

Das nemliche Spiel treibt er auch mit den Vogelſtellern. Des Morgens ſehr früh beſucht er ihre Netze und ihre Leimruthen, trägt glücklich die Vögel davon, die darin gefangen ſind, und verbirgt ſie an verſchiedenen Oertern, vorzüglich an den Seiten der Heerſtraßen in Löcher, in das Gras, oder unter's Gebüſch, wo er ſie zwei bis drei Tage liegen läßt; er weiß aber genau, wo er ſie wieder finden ſoll, wenn er ſie nöthig hat. Auf den Ebenen macht er auf die jungen Haſen Jagd, die Alten erhaſcht er in ihren Lagern; die Kaninchen gräbt er aus ihren Löchern, entdeckt die Neſter der Rebhühner, Wachteln u. ſ. w. bemächtigt ſich der Mutter auf den Eiern, und vernichtet eine große Menge Wildpret. Er iſt außerordentlich gefräßig, und wenn es ihm an anderm Futter fehlt, ſo macht er auf Ratten, Feldmäuſe, Schlangen, Eidechſen und Kröten Jagd. Er bringt eine große Menge dieſer Thiere um, und dies iſt der einzige Dienſt, den er den Menſchen zu erzeigen ſcheint. Wenn ihn der Hunger plagt, ſo frißt er auch Wurzeln oder Inſekten, und an den See-Ufern verzehrt er Krabben, Schalenfiſche ꝛc. In Frankreich und Italien richtet er an den Weinbeeren, die er ſehr gern frißt, unglaublichen Schaden an.

Nach Büffons Erzählung fällt er bisweilen über die Bienenſtöcke und Weſpenneſter her, wo er alles weg-

frißt, was er habhaft werden kann. Oft aber erhält er hier eine so rauhe Aufnahme, daß er die Flucht ergreifen muß, allein er zieht sich nur zurück, um sich auf der Erde herum zu wälzen, und die Bienen zu zerdrücken; so bald er aber seine lästigen Gefährten los ist, kehrt er sogleich wieder zurück, und zwingt sie endlich, aus ihrem Stock auszuziehen, und ihm denselben als Preis seines Sieges zu überlassen. Diesen leert er sehr bald, und frißt sowohl den Honig, als das Wachs auf. Wenn ihn die Noth zwingt, so frißt er sogar Aas. „Ich hing" sagt Büffon, „einstmals an einem Baum, in einer Höhe von 9 Fuß, einiges Fleisch, Brot und Knochen. Die Füchse waren die Nacht hindurch gewaltig um denselben herum gelaufen; denn am nächsten Morgen fand ich, daß sie den Boden so glatt wie eine Scheuntenne getreten hatten."

Einen großen Grad von Verschlagenheit zeigt der Fuchs durch die Art, wie er junge Kaninchen aus ihren Hölen gräbt. Er geht nicht in ihre Hölen hinein, denn in diesem Falle würde er mehrere Fuß längs dem Boden unter der Oberfläche der Erde hingraben müssen, sondern er folgt außerhalb ihrer Witterung, bis er an's Ende des Baues gelangt, wo sie liegen; hier scharrt er in die Erde ein, dringt unmittelbar auf sie hinab, und verschlingt sie.

Wenn er sieht, sagt Pontopiddan, daß die Fischotter fischt, so versteckt er sich hinter einen Stein, und wenn sie an's Land kommt, um ihren Raub zu verzehren, so springt der Fuchs plötzlich in die Höhe. Die Fischotter, die sich sonst eben nicht vor ihm fürchtet, geräth in Furcht, verliert den Muth, und überläßt ihm ihre Beute. Jemand sahe mit Verwunderung, daß der Fuchs bei einem Fischerhause herumschlich, und eine Menge Dorschköpfe reihenweise vor sich hinlegte. Nachdem er sich versteckt hatte, um das Thier zu beobachten, kam eine Krähe

geflogen, und wollte ein Stück mit wegnehmen. Der Fuchs aber erhaschte sie, und machte sie zu seiner Beute.

Der Fuchs weiß auf eine sehr geschickte Art sich der Flöhe zu entledigen. Pontopiddan erzählt, daß wenn er von Flöhen geplagt werde, und sie gern los seyn wolle, er etwas Moos oder Heu, oder sonst etwas dieser Art in den Mund nimmt, hierauf rücklings, aber langsam ins Wasser, und zwar immer tiefer hinein geht, damit die Flöhe Zeit erhalten, sich nach und nach an den trocknen Stellen am Halse und Kopfe, die er über das Wasser empor hält, zu versammeln. Endlich kriechen alle seine Feinde in den Büschel Heu zusammen; so bald er merkt, daß sie darinn sind, läßt er ihn schnell ins Wasser fallen, und eilt ans Land.

Seine Stimme besteht in einem hellen Geklaffe, das bei der Veränderung des Wetters in ein durchdringendes Geschrei ausartet, das dem Schreien des Pfauen gleicht. Er hält sich in einem Baue unter der Erde auf, den er entweder selbst ausgräbt, oder den ihm ein Dachs einräumen muß. Diesen neckt und beunruhigt er unaufhörlich, verunreinigt den Eingang zu dessen Wohnung, und treibt dies so lange fort, bis der Dachs aus Verdruß seine Höle verläßt, und sich eine neue gräbt.

Die Füchsinn liebt ihre Jungen zärtlich, und merkt sie, daß man ihr Nest entdeckt hat, so trägt sie ihre Kleinen an einen sichern Ort. Nach 4 Wochen begeben sich diese schon aus dem Baue an die freie Luft; hier bringen ihnen die Alten lebendige Vögel, und andere Nahrungsmitttel, womit die Jungen erst eine Zeitlang spielen, alsdann aber sie zerreissen und verzehren.

Jung aufgezogene Füchse, die man mit Milch, Fleisch, Brot und andern Nahrungsmitteln ernährte, wurden ziemlich zahm, behielten aber dennoch immer eine gewisse Wildheit bei. Alte hingegen blieben in der Gefangenschaft unbändig, mußten an Ketten gelegt

werden, und man mußte sich beständig vor ihrer Tücke in Acht nehmen.

Wird der Fuchs von einem Hunde oder einem andern Thiere verfolgt, so benetzt er seinen Schwanz mit seinem Urin, und bespritzt seinen Verfolger damit, der vor dem durchdringenden Gestank davon läuft. Andere behaupten, der Fuchs fahre mit seinem nassen Schwanze im Sande herum, welchen er alsdann seinem Feinde ins Gesicht werfe.

Der Hund zeigt sich gegen den Fuchs so feindselig, daß er ein Reh oder ein anderes Stück Wildpret fahren läßt, und auf den Fuchs, der ihm in den Weg kommt, los fährt.

Wenn ihn die Jagdhunde verfolgen, so ermüdet er dieselben gar bald, weil er voller List ist, und durch den dicksten Theil des Waldes läuft, wo die Hunde kaum durchkommen können, und daher gleich ermüden. Gelangt er auf eine Ebene, so läuft er gerade aus, ohne stehen zu bleiben, oder Seitensprünge zu machen.

Der Fuchs schläft, wie der Hund, zusammengerollt; wenn er aber bloß ausruht, so liegt er auf dem Bauche, mit den Hinterfüßen ausgestreckt. In dieser Lage beobachtet er die Vögel auf den Hecken und Bäumen. Die Vögel haben eine solche Scheu vor ihm, daß sie, so bald sie ihn gewahr werden, sogleich durch ein helles Geschrei ihren Nachbarn die Nähe ihres Feindes kund thun. Die Dohlen und Amseln folgen dem Fuchse von Baum zu Baum, bisweilen zwei- bis dreihundert Schritte weit, und wiederholen dabei oft ihr Geschrei.

Büffon hatte zwei Füchse, die, wenn sie frei waren, die Hühner angriffen, so bald sie aber in Ketten lagen, versuchten sie nie, ein Huhn anzurühren. Man hatte eine lebendige Henne beinahe ganze Nächte hindurch neben ihnen angebunden, und ob sie gleich in vielen Stunden

nichts zu freſſen bekommen hatten, ſo thaten ſie doch der Henne nichts zu Leide.

Goldſmith erzählt folgendes merkwürdige Beiſpiel von der mütterlichen Liebe dieſes Thieres: Ein Fuchs, der ein Junges hatte, wurde von den Hunden eines Jägers aufgeſpürt und hitzig verfolgt. Das arme Geſchöpf bot alle ſeine Kräfte auf, ſein Junges zu retten, und wagte lieber jede Gefahr, als daß er es von den Hunden hätte zerfleiſchen laſſen. Er nahm daher das Junge in den Mund, und lief auf dieſe Art einige Meilen weit. Endlich nahm er ſeinen Weg durch den Garten eines Pachters, allein hier fiel ihn ein Kettenhund an, und er mußte ſein Junges fallen laſſen, welches ſogleich der Pachter aufhob. Die Mutter aber entging glücklich allen Nachſtellungen.

In den nördlichen Ländern giebt es einen ſchwarzen Fuchs, der eine Spielart des gemeinen Fuchſes iſt. Die Kamtſchadalen erzählten dem Dr. Grieve, daß ſie vormals bei ihnen ſo zahlreich geweſen wären, daß, wenn ſie ihre Hunde fütterten, es ihnen nicht wenig Mühe gekoſtet habe, ſie vom Mitfreſſen abzuhalten. Der Dr. Grieve ſagt, zur Zeit ſeines Aufenthalts in Kamtſchatka wären ſie in der Nähe des Forts ſo zahlreich geweſen, daß ſie des Nachts ohne die geringſte Beſorgniß von Seiten der Hunde hineingekommen wären.

### Der weiße oder arktiſche Fuchs, Polarfuchs.
(Canis lagopus. Linn. Isatis. Buffon.)

Der weiße Fuchs iſt kleiner, als der gemeine Fuchs, und hält ſich in Lappland, auf Nowaja Semla, Spitzbergen, Grönland, Island u. ſ. w. auf. Die Meiſten ſind weiß; es giebt aber auch blaue Füchſe, und der Kreuzfuchs hat ein ſchwarzes Kreuz auf dem Rücken. Ihr Fleiſch iſt ſchmackhaft, ihr Pelz ſchön. Steller theilt folgende intereſſante Nachricht von dieſem Fuchſe mit: „Während

meines unglücklichen Aufenthalts auf der Beringsinsel, hatte ich nur zu oft Gelegenheit, die Natur dieses Thieres kennen zu lernen, das den gemeinen Fuchs an Frechheit weit übertrifft. Sie drangen sowohl bei Tage als des Nachts in unsere Wohnungen ein, und trugen alles weg, was sie fortbringen konnten, selbst Dinge, die ihnen gar nichts nutzten, als Messer, Stöcke, Schuhe, Strümpfe, Mützen u. s. w. Sie wußten so unbegreiflich künstlich eine Last von etlichen Pud von unsern Proviantfässern herab zu wälzen, und das Fleisch daraus zu stehlen, daß wir es ihnen anfänglich kaum zuschreiben konnten. Wenn wir einem Thiere das Fell abzogen, so geschah es oft, daß wir 2 bis 3 Füchse dabei mit Messern erstachen, weil sie uns das Fleisch aus den Händen reissen wollten. Vergruben wir etwas auch noch so sorgfältig, und beschwerten es mit Steinen, so machten sie es nicht allein ausfindig, sondern schoben auch, wie Menschen, mit den Schultern die Steine weg, und standen, unter demselben liegend, dabei einander aus allen Kräften bei. Verwahrten wir etwas auf einer Säule in der Luft, so untergruben sie die Säule, daß sie umfallen mußte, oder Einer von ihnen kletterte wie ein Affe oder wie eine Katze hinauf, und warf das darauf Verwahrte mit unglaublicher Geschicklichkeit und List herunter.

Sie beobachteten all' unser Thun, und begleiteten uns allenthalben hin. Warf die See ein Thier aus, so verzehrten sie es, ehe noch ein Mensch dazu kam, zu unserm größten Nachtheile, und konnten sie nicht alles sogleich auffressen, so schleppten sie es stückweise auf die Berge, vergruben es vor uns unter Steinen, und liefen ab und zu, so lange noch etwas zu schleppen war. Dabei standen Andere auf der Wache, und beobachteten unsere Ankunft. Sahen sie von ferne jemand kommen, so vereinigte sich der ganze Haufe, und grub gemeinschaftlich in den Sand, bis sie einen Biber oder See-Bären

so tief unter der Erde hatten, daß man keine Spur davon sehen konnte. Wenn wir des Nachts unter freiem Himmel schliefen, zogen sie uns die Schlafmützen und Handschuhe ab, und rissen uns die Biberdecken und Häute unter dem Leibe weg. Wenn wir uns auf die frisch geschlagenen Biber legten, damit sie uns dieselben nicht stehlen sollten, so fraßen sie ihnen unter uns das Fleisch und die Eingeweide aus dem Leibe. Wir schliefen daher beständig mit Knütteln in den Händen, damit wir sie, wenn sie uns neckten, damit vertreiben und schlagen könnten."

„Wo wir uns auf dem Wege niedersetzten, da warteten sie auf uns, und trieben hunderterlei Possen vor uns, wurden immer frecher, und wenn wir still saßen, kamen sie uns so nahe, daß sie uns die Riemen von unseren selbst verfertigten Schuhen, ja die Schuhe selbst anfraßen. Legten wir uns, und thaten, als ob wir schliefen, so berochen sie uns bei der Nase, um zu sehen, ob wir todt oder lebendig wären; hielt man den Athem an sich, so zupften sie wohl gar an der Nase, und wollten solche anbeißen. Bei unserer ersten Ankunft fraßen sie unsern Todten, während wir Gräber für sie machten, die Nasen, Finger, und Zehen weg; ja sie machten sich sogar über die Kranken und Schwachen her, und man hatte alle Mühe, sie abzuhalten. Einen Matrosen, der in der Nacht auf den Knieen sitzend zur Thür der Hütte hinaus harnen wollte, faßte ein Fuchs an dem entblößten Theile, und wollte ihn, trotz alles Schreiens, nicht wieder fahren lassen. Niemand konnte ohne seinen Stock in der Hand seine Nothdurft verrichten, und die Exkremente fraßen sie eben so begierig, als die Schweine und Hunde auf. Jeden Morgen sah man diese unverschämten Thiere unter den am Strande liegenden Seelöwen und Seebären herum patrouilliren, und die Schlafenden beriechen, ob sie nicht etwa todt seyen; fanden sie einen Todten dar-

unter, so zerfleischten sie ihn sogleich, und alle waren mit Wegschleppen des Fleisches beschäftigt. Da besonders die Seelöwen des Nachts oft ihre Jungen erdrücken, so untersuchten sie, gleichsam als wenn sie dies wüßten, alle Morgen ihre Heerde Stück vor Stück, und schleppten die todten Jungen davon."

„Da sie uns weder Tag noch Nacht Ruhe ließen, so wurden wir so sehr auf sie erbittert, daß wir jung und alt todt schlugen, ihnen alles Herzeleid anthaten, und sie, wo wir nur konnten, auf die grausamste Art mißhandelten. Wenn wir des Morgens vom Schlafe erwachten, so lagen immer 2 bis 3 vor unsern Füßen, die wir in der Nacht erschlagen hatten; und ich glaube, daß ich während meines Aufenthalts auf der Insel gewiß über 200 allein umgebracht habe. Den dritten Tag nach meiner Ankunft erschlug ich binnen drei Stunden über 70 Stück mit einem Beile, aus deren Fellen wir das Dach über unserer Hütte verfertigten.

„Aufs Fressen sind sie so begierig, daß man ihnen mit der einen Hand ein Stück Fleisch vorhalten, und mit der andern die Axt oder den Stock halten konnte, um sie zu erschlagen. Wir legten einen Seehund hin, traten mit einem Stocke bloß 2 Schritte weit davon, und machten die Augen zu, als ob wir sie nicht sähen; bald kamen sie gelaufen, fingen an zu fressen, und wir erschlugen sie, ohne daß die Andern deshalb die Flucht ergriffen."

„Wir gruben ein Loch oder Grab, und warfen Fleisch, oder ihre todten Kameraden hinein; ehe wir es uns aber versahen, war die ganze Grube voll, wo wir dann mit Knütteln unter sie hinein schlugen, und sie alle tödteten. Ob wir gleich ihre schönen Felle nicht achteten, und sie nicht einmal abzogen, so lagen wir doch beständig gegen sie zu Felde. Alle Morgen schleppten wir unsere lebendig gefangenen Diebe bei den Schwänzen vor die Kaserne

auf den Richtplatz; wo Einige gekdpft, Andern die Beine zerschlagen wurden. Das Allerauffallendste, aber Grausamste hiebei ist, daß wenn man sie beim Schwanze fest hält, sie aus allen Kräften ziehen; haut man ihnen dann den Schwanz ab, so laufen sie einige Schritte weit, und drehen sich, so bald sie den Schwanz vermissen, über zwanzigmal im Kreise herum. Dennoch ließen sie sich nicht warnen, und von unsern Hütten abhalten; zuletzt sah man unzählige Füchse ohne Schwanz, oder mit zwei, drei Beinen auf der Insel herum laufen."

„Im Junius werfen sie neun bis zehn Junge in Hölen und Felsenritzen. Besonders gern machen sie ihre Nester oben auf Bergen, oder am Rande der Berge. Ihre Jungen lieben sie so sehr, daß sie sich dadurch verrathen, weil, wenn sie Menschen kommen sehen, sie wie Hunde bellen, um sie von ihren Jungen zu entfernen. Sobald sie merken, daß ihr Nest ausgekundschaftet ist, tragen sie ihre Jungen im Munde weg, wenn man sie nicht daran verhindert, und schaffen sie an einen andern Ort, um sie zu verbergen. Wenn man die Jungen tödtet, so folgen die Mütter dem Mörder mit großem Geheul und Geschrei Tag und Nacht bis auf hundert Werste weit und drüber nach, und lassen nicht eher ab, bis sie ihrem Feinde einen Possen gespielt haben, oder selbst erschlagen worden sind.

„Sie stinken noch weit häßlicher, als die Rothfüchse. Zur Laufzeit rammeln sie Tag und Nacht, und beißen sich aus Eifersucht grausam wie die Hunde herum. Die Begattung verrichten sie mit großem Geschrei, wie die Katzen."

Wenn es stürmt, und viel Schnee fällt, so graben sie sich in den Schnee, rollen sich wie die Hunde zusammen, und bleiben hier so lange liegen, bis das Ungewitter vorbei ist. Durch Flüsse schwimmen sie sehr gut, und

ſchnell. Außer dem, was die See auswirft, oder was von Thieren umkommt, haſchen ſie des Nachts auf den Klippen auch die Seevögel weg, die ſich da ſchlafen gelegt haben, und leſen bisweilen einen ganzen Felſen voll ab.“

„Dieſe Füchſe, die wir in unbeſchreiblicher Menge auf dieſer Inſel fanden, waren ohne Zweifel mit dem Treibeis hieher gekommen, und da ſie viel Nahrung fanden, ſo vermehrten ſie ſich außerordentlich ſchnell.“

Cranz erzählt, daß die arktiſchen Füchſe eine außerordentliche Liſt anwenden, um Fiſche zu fangen. Sie gehen ins Waſſer, plätſchern mit den Pfoten darin herum, und fangen auf dieſe Art die Fiſche, die ſehen wollen, was vorgeht. Dieſes Kunſtſtück haben ihnen die Grönländiſchen Frauenzimmer abgelernt.

Auch Charlevoix, der ohnſtreitig dieſe Art Füchſe meint, erzählt, daß ſie unglaublich liſtig im Fangen der verſchiedenen Waſſervögel ſind. Sie gehen ein wenig ins Waſſer, ziehen ſich darauf wieder zurück, und treiben am Ufer tauſenderlei Narrenspoſſen. Die Waſſervögel fliegen herbei, und wenn ſie näher heran gekommen ſind, bleibt der Fuchs ſtille ſtehen, damit er ſie nicht beunruhige, und bewegt bloß den Schwanz; allein dies thut er ſehr langſam, und die Vögel ſollen ſo närriſch ſeyn, ihn dabei zu faſſen; hier auf ſpringt er ſogleich auf ſie los, und verfehlt ſelten ſeine Abſicht.

Auf Spitzbergen und Nowaja Semla leben, wie Pennant ſagt, dieſe Füchſe auch von kleineren vierfüßigen Thieren; in Grönland freſſen ſie aus Noth Beeren, Schalenthiere, kurz alles, was die See auswirft; im nördlichen Aſien aber und in Lappland leben ſie hauptſächlich von Lemmings (mus Lemmus Linn.) die bisweilen ſo ungeheuer zahlreich ſind, daß der Boden ganz damit bedeckt iſt. Die Füchſe folgen ihnen auf ihren

ren Wanderungen von einem Orte zum andern nach; und da die Rückkehr der Lemmings sehr ungewiß ist, und oft erst nach langer Zeit erfolgt, so sind die Füchse nicht selten drei bis vier Jahre abwesend, während welcher Zeit sie ihrer Lieblingsnahrung nachsetzen. — Pennant sagt: sie sind kirr, und ganz schuldlose Geschöpfe, und so einfältig, daß sie oft da standen, bis die Falle aufgestellt war, und dann sogleich den Kopf hinein steckten. — Die Grönländer essen bisweilen ihr Fleisch; sie ziehen es dem Hasenfleische vor.

### Die Hyäne. Das Grabthier. (Canis Hyaena.)

Die Hyäne findet man am Caucasus, in Syrien, Persien und andern Ländern Asiens, und beinahe in ganz Afrika und Habessinien in unsäglicher Menge. Sie hat ungefähr die Größe eines großen Hundes. — Die Hyänen halten sich gewöhnlich in Höhlen und felsigten Orten auf. Man kann sie, sagt Russel, daran erkennen, daß sie gehen, als wenn sie lahm wären; sie fliehen, wenn man sie verfolgt, und greifen den Menschen nicht an, außer wenn sie sehr gereizt werden, oder wenn sie der Hunger dazu treibt. Sie stehlen hauptsächlich des Nachts, wo sie auf die Todtenäcker gehen, und die Leichname ausscharren. Doch sehen sie die Jäger auch bisweilen bei Tage, und man versichert, daß die Hyäne zuweilen lebendig gefangen werde. Es kriecht jemand in die Höle, wirft einen Rock über das Thier, und bindet ihm einen Strick um die Beine, dann soll es sich ohne den geringsten Widerstand binden lassen, wenn nur derjenige, der dies thut, sein Geschäft mit der gehörigen Fassung und Geschicklichkeit verrichtet.

Die Stimme der Hyäne scheint im Anfange etwas Aehnliches mit dem Wehklagen der Menschen zu haben, und gegen das Ende klingt sie, als ob sich jemand mit aller Gewalt erbrechen wollte.

Dies Thier soll eben so muthig, als raubsüchtig seyn. Es vertheidigt sich gelegentlich gegen weit größere Thiere mit vieler Hartnäckigkeit. Kämpfer erzählt, daß er eine Hyäne gesehen, die zwei Löwen in die Flucht geschlagen habe. Bisweilen greift sie den Luchs und das Pantherthier an. In ihrem Gesicht ist etwas, das ein besonders mürrisches Wesen und einen boshaften Karakter verräth, und ihre Sitten entsprechen diesem äußern Ansehen.

Man hat bisweilen die Hyäne gezähmt. Pennant erzählt, daß er eine Hyäne gesehen, die so zahm wie ein Hund gewesen sei. — Büffon sagt, daß man ein solches Thier zu Paris habe sehen lassen, das man sehr frühzeitig gezähmt hatte, und das seinen boshaften Karakter gänzlich abgelegt zu haben schien. — Bruce erzählt, daß er oft gesehen habe, daß die Mauren in der Barbarei dieses Thier bei Tage bei den Ohren gefaßt, und es mit sich fortgeschleppt, ohne daß es weitern Widerstand geleistet, als daß es sich dagegen gestemmt hätte. Die Jäger nehmen oft eine Fackel, gehen in seine Höle, sprechen einige Worte, die sie für Zauberworte ausgeben, werfen eine Decke über dasselbe, und ziehen es heraus; denn bei Tage und beim Anblicke eines Lichtes scheint es ganz dumm zu seyn.

Bruce sperrte bei Tage jedesmal eine Ziege, einen Bock und ein Lamm mit einer Hyäne ein, und fand sie Abends noch alle lebendig und unverletzt; als er aber diesen Versuch einsmals des Nachts wiederholte, hatte die Hyäne einen jungen Esel, eine Ziege und einen Luchs, ehe es noch Tag war, so rein aufgefressen, das bloß noch einige Reste von den Knochen des Esels übrig waren. In der Barbarei scheint die Hyäne bei Tage den Muth zu verlieren, und den Menschen zu fliehen, allein in Habesch stürzt sie oft in ihrer wilden Wuth hervor, und fällt grimmig über jedes Geschöpf her, das ihr in den

Weg kommt. Die Hyänen waren, wie Bruce erzählt, in Habesch allenthalben, sowohl in der Stadt als auf dem Lande eine wahre Plage, und er glaubt, daß es mehr Hyänen, als Schafe in Habesch gebe. In Gondar wimmelt es vom Einbruche der Nacht bis an den Morgen von diesen Thieren, welche das Aas, und die todten Körper, die dieses grausame und unreinliche Volk auf den Straßen liegen läßt, ohne sie zu verscharren, aufsuchen und fressen. Man hat daselbst den festen Glauben, daß diese Thiere Falaschas seyn, die durch Zauberei in diese Gestalt verwandelt worden, und nunmehr von den benachbarten Bergen herabkämen, um Menschenfleisch aufzusuchen und zu fressen. Wenn mich oft, sagt Bruce, der König bis spät in die Nacht hinein in seinem Palaste aufhielt, und ich daselbst nicht schlafen mußte, so traf ich auf meinem Rückwege auf dem Schloßplatze ganze Heerden solcher Thiere an, die mich wie Hunde anknurrten, und in die Beine zu beißen droheten, ob ich schon mehrere bewaffnete Leute bei mir hatte, die fast alle Nächte Einige von diesen Thieren tödteten oder verwundeten.

„Als ich einstmals des Nachts in der Provinz Maitscha sehr aufmerksam mit Himmelsbeobachtungen beschäftigt war, hörte ich hinter mir ein Geräusch, als ob etwas auf mein Bette zuginge; ich drehete mich um, allein ich sah nichts. Als ich mit meinen Beobachtungen fertig war, ging ich aus dem Zelte heraus, und wollte sogleich wieder zurückkehren, allein ich erblickte plötzlich im Dunkeln ein paar große funkelnde Augen. Ich rief meinen Bedienten mit einem Lichte herbei, und nunmehr sah ich oben an meinem Bette eine Hyäne, die zwei bis drei Bündel Lichter im Munde hatte. Hätte ich Feuer auf sie gegeben, so war ich in Gefahr, meinen Quadranten oder ein anderes Instrument zu zerbrechen. Auch schien das Thier mit der Beute, die es erhascht hatte,

zufrieden zu seyn; es hatte den Rachen voll, und konnte seine Klauen nicht brauchen. Ich ging daher auf dasselbe los, und durchbohrte es mit einer Pike. Nunmehr fing es an, wüthend zu werden, ließ die Lichter fallen, und fuhr auf mich los; ich mußte daher auf meine Vertheidigung denken, und schoß eine Pistole auf dasselbe ab; zu gleicher Zeit spaltete ihm mein Bedienter mit einer Streitaxt den Kopf; kurz die Hyäne war in Habesch unsere größte Plage, der Schrecken unserer Abendspaziergänge, und der Mörder unserer Esel und Mauleſel, deren Fleisch ihre Lieblingsspeise ist."

In Darfur, einem Königreiche im Innern von Afrika, kommen die Hyänen des Nachts in Heerden von sechs, acht und darüber in die Dörfer, und schleppen alles fort, was sie habhaft werden können. Sie tödten Hunde und Esel, selbst innerhalb der Einfassung der Häuser, und finden sich jederzeit an den Orten ein, wo es ein todtes Kameel oder anderes Thier giebt. Dieses schleppen sie bisweilen mit einander außerordentlich weit fort. Wenn sie einen Menschen erblicken, oder wenn man ein Feuergewehr losschießt, so erschrecken sie eben nicht sehr darüber. Man erzählte Browne, daß, wenn eine Hyäne verwundet würde, sie ihre Gefährten augenblicklich in Stücken zerrissen und auffräßen.

Eine sonderbare Eigenschaft dieses Thieres besteht darin, daß wenn es läuft, es das Ansehen hat, als ob es hinke. Bruce glaubte daher anfänglich, daß es etwa eines seiner Hinterbeine zerbrochen hätte, allein wenn es eine Zeitlang gelaufen war, so verlor sich dies, und es war sehr schnell. Es hat einen so steifen Hals, daß wenn es sich umsehen, oder etwas auf der Seite aufheben will, sich mit dem ganzen Körper herumdrehen muß, beinahe so, wie es die Hunde machen.

### Die gefleckte Hyäne. (Canis crocuta.)

Diese Hyäne befindet sich in vielen Theilen Afrika's, besonders zahlreich aber ist sie am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo sie äußerst grausam, bösartig und furchtbar seyn soll. Sie kommt oft in die Hütten der Hottentotten, um Beute zu suchen, und nimmt ihnen nicht selten ihre Kinder mit. Eine solche Hyäne kam einstmals auf der Küste von Guinea in das Haus eines Negers, faßte ein Mädchen, warf es trotz alles Widerstandes auf den Rücken, hielt es bei einem der Beine fest, und wollte ihm dasselbe eben abreißen, als ihm der Vater zu Hülfe kam, den sein Geschrei aus dem Schlafe aufgeweckt hatte. Das Thier ließ das Mädchen fahren, und eilte davon, allein das Kind war an mehrern Stellen schrecklich zerfleischt.

In der Kapstadt sammeln sich diese Hyänen in finstern Nächten in Menge um die Fleischbänke, tragen die Ueberreste weg, welche die Einwohner weggeworfen haben, und verzehren sie. Die Hunde, mit denen sie sonst in stetem Kriege leben, lassen sie bei solchen Gelegenheiten ganz ungestört; man hat bemerkt, daß sie alsdann selten jemand etwas zu Leide thun. Thunberg sagt, sie wären so kühn und gefräßig, daß sie bisweilen dem Reisenden den Sattel unter dem Kopfe wegfräßen, und ihm die Schuhe an den Füßen benagten, wenn er unter freiem Himmel schliefe. Sie machen des Nachts ein schreckliches Geheul, wenn sie auf den Raub ausgehen; dies Geheul ist ihnen von Natur so eigen, daß man eine Hyäne, die man auf dem Kap gezähmt hatte, oft in der Nacht fürchterlich heulen hörte. Bei Tage verbergen sie sich in Hölen, in die Erde, oder in Felsenritzen; des Nachts aber besuchen sie häufig die Schafhürden; und wenn diese nicht gut verwahrt sind, so richten sie darin schreckliche Verheerungen an; sie tödten, wie die Meisten ihres Geschlechts, weit mehr Thiere, als sie fressen.

Einige Kapbewohner behaupten, die Hyäne könne die Stimme anderer Thiere nachahmen, und auf diese Art locke sie oft Lämmer, Kälber u. s. w. aus den Hürden heraus, und fresse sie. Auch erzählt man, daß während ein Theil halb fliehend, halb sich vertheidigend alle Hunde aus einem Meierhofe herauslockt, und sie eine ziemliche Strecke mit sich fortzieht, die Uebrigen die Gelegenheit abpassen, aus ihrem Schlupfwinkel hervorkommen, und sowohl für sich, als für ihre fliehenden Brüder eine ziemlich starke Beute machen, ehe die Hunde wieder zurückkommen.

Sie fressen alle Arten von thierischer Nahrung, und scharren die Leichname aus, wenn man die Gräber nicht mit Steinen bedeckt. Als Levaillant in Südafrika reiste, schoß er eine Hyäne, die mit mehrern andern um sein Lager herumstreifte. Vergeblich suchte er diese zu verscheuchen; sie wurden vielmehr durch das schreckliche Geheul derjenigen, die er geschossen hatte, noch begieriger nach Raub, und stellten sich um so hitziger wieder zum Angriffe ein. Wichen sie aber auch auf einer Seite zurück, so kamen sie auf einer andern wieder zum Vorschein. Die Thiere, die Levaillant bei sich hatte, wurden bei dem Geheul der Hyänen sehr unruhig, und äußerten eine große Furcht. Man mußte daher die ganze Nacht unter den Waffen bleiben, um sowohl sich, als die Thiere zu vertheidigen.

Sparrmann erzählt in seiner Reise von der gefleckten Hyäne eine Anekdote, deren Wahrheit er zwar nicht zu verbürgen wagt, die aber doch zu interessant ist, als daß wir sie nicht hier einschalten sollten:

Einstmals wurde in der Nacht ein Trompeter, der sich bei Gelegenheit eines Festes in der Nähe der Kapstadt tüchtig betrunken hatte, aus der Hausthür gebracht, damit er sich abkühlen, und wieder nüchtern werden sollte. Sein Geruch zog bald eine Hyäne herbei,

die ihn auf den Rücken warf, und ihn gleich einem Leichnam und als eine Beute auf den Tafelberg schleppte. Der betrunkene Trompeter erwachte unterdessen, und da er die Gefahr bemerkte, in der er sich befand, so stieß er in seine Trompete, die er er auf der Seite hängen hatte. Die Hyäne erschrak nicht wenig darüber, und ergriff die Flucht.

### Der Jakal, Schakal, Thos. (Canis aureus.)

Der Jakal hat in Ansehung seines Körpers eine große Aehnlichkeit mit dem Fuchse, sein Kopf aber ist kürzer, seine Nase stumpfer, und seine Beine sind länger. In seiner Lebensart gleicht er sehr dem Hunde: wenn man ihn jung fängt, so wird er bald zahm, hängt sich an die Menschen an, wedelt mit dem Schwanze, wenn ihm etwas gefällt, und unterscheidet seinen Herrn von jeder andern Person. Er läßt sich gern liebkosen, und mit der Hand betasten; ruft man ihn beim Namen, so kommt er sogleich herbei, und muntert man ihn auf, so springt er auf Tisch und Bänke. Er frißt leicht aus der Hand, und säuft wie die Hunde, indem er leckt. Ob er schon in seinem wilden Zustande bloß Fleisch frißt, so lernt er doch leicht Brot essen. — In ihrem Vaterlande halten sie sich in Heerden von funfzig bis zweihundert zusammen, wo sie, wie die Hunde, des Nachts auf den Fang ausgehen, und stets dabei bellen. Sie fressen Geflügel und Lämmer, richten Verheerungen auf den Straßen, den Dörfern, und in den Gärten bei den Städten an, und sollen selbst über Kinder herfallen, und sie verzehren, wenn sie niemand bei ihnen finden. Sie sind kühn und verwegen, treten bisweilen in das Zelt eines Reisenden, während er schläft, und tragen alles fort, was sie Eßbares finden. Können sie kein Thier bekommen, so fressen sie Wurzeln und Früchte. Sie scharren die Leichname aus, und fressen sie, ob sie schon beinahe ver-

fault sind. Daher macht man an vielen Orten die Gräber sehr tief. Sie suchen die Karavanen auf, und folgen den Armeen, um die Ueberreste der todten Menschen und Thiere zu verzehren. In der Nacht machen sie ein schreckliches Geheul, und wenn sie sich sehr nahe bei jemand befinden, so ist ihr Lärm so stark, daß zwei Personen einander kaum verstehen können. Dillon sagt, ihre Stimme gleiche dem Schreien vieler beisammen befindlichen Kinder von verschiedenen Jahren. Wenn der Eine zu heulen anfängt, so stimmen die andern alle sogleich mit ein. Bei Tage sind sie ruhig. Alle Thiere, die in Wäldern leben, weckt das Geschrei der Jakals auf; der Löwe und andere Raubthiere gehen vermöge eines gewissen Instinktes auf die Jagd aus, und ergreifen solche schüchternen Thiere, die von dem Lärmen des Jakals sich auf die Flucht machen. Dieses Umstandes wegen hat man dem Jakal den Namen: Proviantmeister des Löwen, gegeben.

Büffon sagt, daß wenn die Jakals auf Reisende stießen, sie Halt machten, um sie zu betrachten, ohne daß sie die geringste Furcht dabei äußerten; daß sie außerordentlich gefräßig seyen, und daß sie das Leder von den Schuhen und den Satteln wegfräßen. —

### Der Jakal der Barbarei. (Canis Barbarus.)

Diese Art von Jakal ist ungefähr so groß, wie der gemeine Fuchs. Man findet ihn in Aegypten, aber nie in Heerden, wie den gemeinen Jakal, sondern stets einzeln. Er ist ein sehr verschlagenes Thier; er wagt sich selbst bei hellem Tage bis an die Häuser, in deren Nähe er seine unterirdische Wohnung hat; er verbirgt sich sorgfältig unter dicken Gebüschen, aus denen er sich oft ohne das geringste Geräusch hervorschleicht, das Federvieh überfällt, ihm die Eier wegstiehlt, und keine Spur von sich, außer den Verwüstungen, die er angerichtet hat, zurück läßt.

Eine seiner Hauptgeschicklichkeiten besteht in der Vögeljagd, worin er so geschickt und behende ist, daß sehr wenige seiner Raubgier entkommen.

Sonnini macht folgende Schilderung von diesem Jakal, der in Aegypten Thaleb heißt: „Ich stand eines Tages nachdenkend in einem Garten, und war gerade an einer Hecke stehen geblieben. Ein Thaleb, der nichts von einem Geräusch hörte, kam durch die Hecke auf mich los, und als er aus derselben heraus war, befand er sich gerade vor meinen Füßen. Als er mich gewahr wurde, gerieth er in ein solches Schrecken, daß er sich nicht einmal zu retten versuchte, sondern einige Minuten lang vor mir stehen blieb, und mich starr ansah. Seine Verlegenheit war auf eine Art auf seinem Gesichte abgemahlt, deren ich ihn gar nicht fähig gehalten hätte, und die einen sehr feinen Instinkt voraussetzte. Ich fürchtete mich, eine Bewegung zu machen, die diese für mich so interessante Stellung verändert haben würde. Allein nachdem er endlich einige Seitenschritte gemacht hatte, als wenn er so bestürzt wäre, daß er nicht wisse, wo er sich hinwenden solle, entfernte er sich, und hatte dabei die Augen immer auf mich gerichtet; er lief aber nicht, sondern schlich sich langsam wieder in die Hecke hinein, indem er seine Füße mit einer außerordentlichen Vorsicht immer wechselsweise fortsetzte. Er schien so besorgt zu seyn, daß er sich auf seiner Flucht nicht hören ließe, daß er seinen Schwanz in einer senkrechten Stellung hielt, damit er ihn nicht etwa auf der Erde schleppe, oder die Pflanzen damit berühre. Auf der andern Seite der Hecke fand ich die Ueberreste seiner Mahlzeit, die in einem Raubvogel bestanden, den er beinahe aufgezehrt hatte.

Er ist eines von den artigsten vierfüßigen Thieren, und würde vielleicht auch Eines der liebenswürdigsten seyn, wenn er seine Schurkerei und Falschheit lassen könnte.

## Das Katzengeschlecht. Felis.

### Der Löwe. (Felis Leo.) Fig. 7.

Der Löwe lebt in Afrika und in dem wärmern Asien. Seine Länge beträgt 8 bis 9 Fuß, und seine Höhe 4 bis 5 Fuß. Der Kopf des Löwen ist groß, das Gesicht platt, und bildet beinahe ein längliches Viereck; die Augen sind groß, voll und feurig, und die Ohren kurz und rundlich. Die Zunge ist breit, vorn gerundet, und bis zum Verwunden stachlicht. Alle seine Glieder, besonders aber seine gewaltige Brust, verrathen beim ersten Anblick eine ungemeine Stärke. Der Schwanz ist an 4 Fuß lang, und endet sich in einem dicken Haarbüschel. Die Haare am Kopfe und am starken Halse bilden eine lange furchtbare Mähne, die aber der Löwinn, welche auch um den vierten Theil kleiner ist, als der Löwe, fast gänzlich fehlt; indem ihre Kopf- und Halshaare nur etliche Zoll lang sind. Die übrigen Haare sind bei Beiden kurz. Die Farbe ist oben braungelb und unten grau oder weißlichgelb.

Der Gang des Löwen ist langsam, und sein Ansehen majestätisch. Wenn er aus dem weiten Rachen seine furchtbar brüllende Stimme hören läßt, so gerathen viele tausend Schritte umher die Thiere in Furcht und Schrecken. Schon seine Gegenwart soll sie in Todesangst setzen, und oft zur Flucht unfähig machen. Auf seinen Raub, wozu er nur größere Thiere, am liebsten aber Kameele wählt, geht er zur Nachtzeit aus, wo er fast besser sieht, als am Tage. Er lauert gewöhnlich auf sie in einem Hinterhalte, springt plötzlich hervor, schlägt seine scharfen Klauen tief in ihren Körper ein, und bemächtigt sich ihrer mit eben so viel Wuth, als Gewandtheit. Nach Verhältniß seiner Größe ist er unstreitig das kraftvollste Thier. Mit einem einzigen Schlage seiner Tatze schlägt er ein Rind zu Boden, und ist auch im Stande, dasselbe, nachdem er

es getödtet hat, mit ziemlicher Leichtigkeit fortzutragen. Schon durch seinen Schwanz kann er den stärksten Menschen mit einem Male darnieder schlagen. Ein erzürnter Löwe ist das fürchterlichste unter allen Thieren; seine dicke Stirnhaut läßt Tod und Verderben aus seinen Augen blicken, er fängt in gräßlichen abgebrochenen Tönen an zu murren, schüttelt die Mähne, hebt den Schwanz in die Höhe, und schlägt damit auf den Erdboden, erhebt sich auch wohl auf die Hinterfüße, und ist in dieser Stellung nicht ohne Grausen und Entsetzen anzusehen. Bei aller dieser Stärke und Wuth verliert er doch sehr oft den Sieg, wenn er sich mit dem Elephanten, dem Nashorn, dem Flußpferde und dem Tiger in einen Kampf einläßt. Vor dem Menschen hat er eine gewisse Furcht, und fällt ihn nur in der Hungersnoth an; das Feuer aber schreckt ihn leicht zurück. Vor dem Bären hat er eine natürliche Furcht.

Von der Mäßigung, Großmuth, Treue und Dankbarkeit des Löwen erzählt man viele Beispiele, die ihn sehr liebenswürdig darstellen. Diese und ähnliche gute Eigenschaften, so wie seine ausnehmende Stärke, sein majestätischer Anstand, und das allgemeine Schrecken, welches seine Gegenwart verbreitet, haben ihm schon seit den ältesten Zeiten den Titel eines Königs der Thiere erworben.

Wenn die Physiognomie des Löwen einen unverkennbaren Ausdruck von Würde, Stolz und Kühnheit hat, so besitzt dagegen die Löwinn mehr Leichtigkeit, und ein weit angenehmeres und gefälligeres Aeußere. Ihr Kopf ist nicht, wie der des Löwen, mit langen buschigen Haaren überwachsen, und sie ist überhaupt mit weniger Schmuck versehen; dagegen hat sie aber die Natur mit mehr Geschmeidigkeit in allen ihren Bewegungen, und mit einem zierlichen Körperbau ausgerüstet. Sie ist kleiner, als der Löwe, und besitzt vielleicht auch weniger Stärke, allein

sie ersetzt durch Schnelligkeit, was ihr in dieser Rücksicht abgeht. Sie berührt, eben so, wie der Löwe, den Erdboden nur mit der äußersten Spitze ihrer Tatzen; ihre elastischen Beine gleichen Springfedern, die immer im Begriff sind, los zu gehen, und sie in weite Entfernungen fort zu schleudern. Sie thut, eben so, wie der Löwe, Sprünge von 12 bis 16 Fuß, und hat eine viel größere Reizbarkeit, lebhaftere Empfindungen, und einen kürzeren Schlaf. Sie hat, wie der Löwe, und wie überhaupt alle andere Thiere ihrer Gattung, auf jeder Seite des Kinnbackens sechs äußerst scharfe Schneidezähne, zwei furchtbare Haken, und wenige, aber mit scharfen Spitzen versehene, Backenzähne. Ihre Zunge ist ebenfalls mit langen Stacheln bedeckt, durch welche jede Haut, woran sie leckt, unausbleiblich verwundet wird; ihre langen, harten, und krumm gebogenen Klauen, kann sie nach Willkühr ausstrecken und einziehen, und da dieselben durch ihre sichere Lage zur Zeit, wo sie nicht gebraucht werden, gegen jede Abnutzung geschützt sind, so erhält sich ihre stahlartige Spitze außerordentlich lange.

Zu den äußeren karakteristischen Kennzeichen der Löwinn, durch welche sie sich von allen andern reißenden Thierarten unterscheidet, gehört besonders die einförmige, durchaus fleckenlose, braunrothe Farbe, so wie der dichte Büschel von langen Haaren, den sie an der Spitze ihres langen gelenkigen Schweifes hat, welchen sie fast beständig bewegt, und womit sie oft plötzliche Schläge versetzt, die alles, was sie treffen, zu Boden werfen und zerschmettern. Sie ist eben so muthvoll, wie der Löwe, und fällt, wenn der Hunger sie treibt, alle Arten von Thieren an; allein auch sie muß wegen der allgemeinen Furcht, die sie verbreitet, sehr häufig zur List ihre Zuflucht nehmen, sich in Gebüschen und im hohen Grase versteckt halten, und lauschen, bis irgend ein Thier sich ihr nähert. Alsdann aber springt sie plötzlich auf dasselbe

los, mordet es gleich beim ersten Sprunge, zerbricht ihm die Knochen, und zerreißt sein Fleisch. Aas rührt die Löwinn nicht an, sie müßte durch den unwiderstehlichsten Hunger dazu gezwungen werden. Von den zerrissenen Thieren frißt sie alles Fleisch rein auf, und unterscheidet sich dadurch von dem Tiger und dem Pantherthier, denn sie ist nicht, wie diese letztern Katzenarten, genöthigt, immer nur die substantiellste wirksamste Nahrung, und eine Menge noch warmen Blutes zu sich zu nehmen. Dies ist auch der Grund, warum der Löwe weit weniger Verwüstungen unter den Thieren anrichtet, als die beiden eben genannten, die wegen dieser unersättlichen Mordlust, und wegen ihres nicht zu befriedigenden Durstes nach Blut, das Schrecken und der Abscheu aller lebendigen Geschöpfe sind.

Vorzüglich furchtbar ist aber die Löwinn, wenn sie Junge hat, die sie säugt.

Daher läßt sie sich in dieser Zeit auch mit allen Thieren in Kampf ein, die ihr noch einigermaßen Widerstand leisten können. Vergebens aber greifen auch diese, nemlich der Tiger, der Elephant, das Rhinoceros und der Hippopotamus sie mit der ganzen furchtbaren Masse ihres Körpers, ihrer zermalmenden Stärke, und aller ihrer Gewandtheit an; denn gemeiniglich müssen sie dem überlegenen Muthe der Löwinn unterliegen. Wenn hingegen der Mensch sie zu besiegen im Stande ist, so hat er dieses bloß seinen Waffen, und den großen Feuern zu danken, wodurch er sie in Furcht setzt. Daher verliert auch die Löwinn, die in Wäldern, nahe bei menschlichen Wohnorten lebt, einen Theil ihres kühnen Muthes, weil sie nach und nach das Gefühl ihrer überlegenen Macht verliert, indem sie die schrecklichen Wirkungen der menschlichen Waffen kennen lernt. Aber nicht allein die Natur dieses edlen und furchtbaren Thieres hat der Mensch verändert, sondern er hat es auch aus manchen

seiner früheren Wohnsitze ganz verbannt; z. B. aus Thessalien, Macedonien, Thracien und mehrern andern Europäischen Ländern, wo noch zur Zeit des Aristoteles häufig Löwen gefunden wurden. Sie sind jetzt in die Länder der heißen Zone, und in brennende Sandwüsten vertrieben, und auch sogar ihre Anzahl hat beträchtlich abgenommen.

Uebrigens ist es ungegründet, was mehrere Naturforscher behauptet haben, daß die zunehmende Bevölkerung die einzige Ursache von der so auffallenden Verminderung der Löwen sei. Heut zu Tage findet man von diesen Thieren weit weniger, als noch vor 20 Jahren, im südlichen Asien, in den Gebirgen des Atlas, in den Waldungen, die an die Wüste Sahara grenzen, und überhaupt in dem nördlichen Afrika. Es ist aber eine bekannte Sache, daß alle diese Asiatischen und Afrikanischen Länder vor 2= bis 3000 Jahren weit bevölkerter waren, als sie es heut zu Tage sind, daß sie damals von Nationen bewohnt wurden, die wegen ihrer Macht, ihres Reichthums, und ihrer Industrie berühmt sind, und daß sich dagegen heut zu Tage nur schwächliche, arme, unwissende und halbbarbarische Völker in denselben aufhalten. Es ist daher sehr glaublich, daß in diesen Gegenden von Asien und Afrika das Klima eine für das Geschlecht der Löwen verderbliche Veränderung erlitten haben muß. Die Wälder haben daselbst überall abgenommen, die Anhöhen sind in die Ebenen herabgeschwemmt worden, es regnet seltener, die Bäche und Wasserquellen sind vertrocknet, der Erdboden ist öde und unfruchtbar; hierdurch sind die Heerden von Thieren verschwunden, wovon die Löwen sich nährten, und diese finden dort keinen schicklichen Aufenthaltsort mehr. Hierzu kommt aber auch noch, daß durch die Erfindung der Schießgewehre die Macht des Menschen, dieses gefähr-

lichſten Feindes des Löwen, gewiß um das Hundertfache vermehrt worden iſt.

Der Menſch hat aber auch noch mehr gethan, als die Löwen in weit entlegene wüſte Länder zu verbannen, oder ſie von fernher plötzlich zu tödten. Er hat ſie auch lebendig gefangen genommen, hat ſie durch beharrlichen Fleiß gezähmt, und ihnen durch ſorgſame Pflege und vielfältige Wohlthaten eine lebhafte und dauernde Anhänglichkeit eingeflößt. Vor noch nicht langer Zeit konnte man zu Conſtantinopel bei einem der Miniſter des Großſultans einen Löwen ſehen, der wie das allertreueſte und ſanfteſte Hausthier überall in dem Palaſte frei und ungehindert umher ging. Nicht allein aber an den Menſchen ſchließt ſich der Löwe mit beharrlicher Treue an; wer kennt nicht die rührende Erzählung von dem kleinen, einem Löwen in der Menagerie des Muſeums zu Paris vorgeworfenen und ängſtlich winſelnden Hunde, dem dies großmüthige Thier nicht nur das Leben ſchenkte, ſondern ihn auch von dieſer Zeit an immer bei ſich behielt, und bis an ſeinen Tod die wärmſte Freundſchaft und das thätigſte Wohlwollen für ihn äußerte.

Einer gleich tiefen und gleich beharrlichen Zuneigung iſt auch die Löwinn fähig. Nicht längſt hatte eine von den Löwinnen in der Menagerie des Muſeums zu Paris einen jungen Hund bei ſich in ihrer Loge, den ſie nicht nur bei ſich duldet, ſondern der ſie auch ſehr lieb zu haben ſcheint; ſie ſieht ſeinen Sprüngen und Spielen mit Vergnügen zu, läßt ſich gern von ihm liebkoſen, ſorgt für die Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe, und wird ſogleich traurig und niedergeſchlagen, wenn man ihn auf einige Augenblicke von ihr wegnimmt; wahrſcheinlich hat ſie auch dieſer gegenſeitigen Zuneigung, die zwiſchen ihr und ihrem Mitgefangenen ſtatt hat, die Gelaſſenheit und Ruhe zu verdanken, womit ſie den Verluſt ihrer Freiheit erträgt. Jedes Thier freilich, von dem

alle Leiden und alle Ursache von Furcht entfernt werden, muß nothwendig nach und nach seine frühere Wildheit größtentheils verlieren, denn nur die Furcht flößt allen Geschöpfen Blutdurst und Grausamkeit ein. Dessen ungeachtet aber darf man bei einem solchen Thiere niemals die nöthige Vorsicht bei Seite setzen, und nicht einen Augenblick vergessen, daß, da es heftige Neigungen, glühende Leidenschaften, und furchtbare Waffen besitzt, es oft nur eines geringfügigen, kaum zu bemerkenden Eindrucks bedarf, um plötzlich sein ursprüngliches Naturel wieder in ihm aufzuwecken; es ist nicht genug, daß man es nicht Hunger leiden läßt, und es nicht durch schlechte Behandlung in Zorn bringt, sondern man muß auch beständig gegen eine solche plötzliche Rückkehr zu seiner angebornen Wildheit, die vielleicht oft nur durch ein in ihm erwachendes unbemerkbares Gefühl von dem Verluste seiner Freiheit und seiner jetzigen Gefangenschaft bewirkt wird, sorgfältig auf seiner Hut seyn.

Die Löwinn, von welcher hier eine Abbildung beigefügt worden, war eben so zahm, wie die, welche den jungen Hund zum Gefährten ihrer Gefangenschaft hatte; allein sie hatte vor der letzteren das Glück voraus, daß sie von dem männlichen Löwen vorgezogen wurde. Sie ist gegenwärtig ungefähr 7 Jahr alt, und hatte erst ein Alter von 18 Monaten, als sie, zugleich mit dem bei ihr befindlichen Löwen, der von gleichem Alter mit ihr, und wahrscheinlich auch von der nemlichen Mutter zu gleicher Zeit geworfen worden ist, in einer Falle gefangen wurde. Dieser Umstand, und die Gewohnheit, von dem ersten Anfang ihrer Existenz an, immer beisammen zu seyn, hat wahrscheinlich nicht wenig zu der gegenseitigen Zuneigung, die sie für einander empfinden, beigetragen. In einem Walde nahe bei Konstantina, an der Nordküste von Afrika, hat die Gefangenschaft dieser beiden Löwen ihren Anfang genommen;

und

und ein Jahr nachher wurden sie vom Herrn Felix Cassal, einem der Wächter in der Menagerie des Museums, der eben damals auf Befehl der Regierung in der Barbarei herumreiste, um seltene und merkwürdige Thiere einzukaufen, für das Museum erstanden, und einige Monate später nach Paris geführt. Da man schon den Fall gehabt hatte, daß in der Menagerie zu Florenz Löwen geboren worden waren; da auch zu Neapel eine mit einem Löwen eingeschlossene Löwinn, Junge geworfen hatte, da ferner auch schon in England junge Löwen zur Welt gekommen waren, so hoffte man, daß auch diese 2 aus Afrika gebrachten Löwen sich begatten, und Junge hervorbringen würden; wirklich sah man sich auch in dieser Hoffnung nicht getäuscht.

Als die Löwinn 6 Jahr alt war, so wurde sie hitzig. Die Kennzeichen davon waren die nemlichen, wie bei unserer Haus-Katze, welche die einzige Art von ihrer ganzen Gattung ist, die man bis jetzt hat können beobachten und genau kennen lernen. Der Löwe belegte sie, und dies geschahe ebenfalls auf die nemliche Art, wie bei den Katzen; wie bei diesen, stieß auch die Löwinn ein lautes klägliches Geschrei dabei aus. Sie wurde hierauf trächtig, allein nach 2 Monaten verwarf sie, und brachte 2 unreife Junge zur Welt, die durchaus kahl und ohne Haare waren. Ein und zwanzig Tage nach diesem Verwerfen wurde sie abermals hitzig und belegt. Bald konnte man deutlich wahrnehmen, daß sie trächtig war, und nach 108 Tagen brachte sie 3 männliche Löwen zur Welt.

Jeder von diesen 3 jungen Löwen war 5 Tage nach seiner Geburt von der Stirne an bis zur Wurzel des Schwanzes ungefähr 1 Fuß lang, und dieser letztere maß von hier an bis zur äußersten Spitze beinahe 6 Zoll. Als sie geboren wurden, hatten sie durchaus keine Mähne am Halse, und seitdem hat man auch wirklich die sichere

Erfahrung gemacht, daß dieſe ſowohl am Halſe, als um das Geſicht der männlichen Löwen herum nicht eher zum Vorſchein kommt, als wenn dieſelben das Alter von drei oder viertehalb Jahr erreicht haben, und daß ſie, von dieſem Zeitpunkt an, mit dem Alter des Thiers immer mehr zunimmt. Außerdem hatten auch die 3 junge Löwen den Büſchel Haare nicht an der Spitze des Schweifes, der ſowohl bei den männlichen, als weiblichen Löwen als ein karakteriſtiſches Kennzeichen ihrer Art gefunden wird. Sie waren ſämmtlich mit wollartigen Haaren bedeckt, die aber nicht die Farbe von den Haaren ihres Vaters hatten, ſondern auf einem grau- und braunroth gemiſchten Grunde mit einer Menge kleiner dunkelbraunen Streifen überzogen waren, die man beſonders über den Rücken hinunter ſehr deutlich erkennen konnte; ſie durchſchnitten hier in der Queere eine, von der Mitte des Kopfes an, der Länge nach, bis zur Spitze des Schweifes fortlaufende Linie. Die jungen Löwen haben folglich eine eigenthümliche Farbe; je älter ſie aber werden, deſto mehr verliert ſich dieſe Farbe, und ſie werden den Alten gleich. Die Jungen, in der Menagerie des Muſeums gebornen Löwen, von denen hier beſonders die Rede iſt, hatten jedoch, da ſie ſchon einen vollen Monat alt waren, noch immer dieſe lange Linie über dem Rücken, ſo wie auch die ſämmtlichen Queerſtreifen, und die beiliegende Tafel ſtellt ſie auf das getreueſte vor, wie ſie in dieſem Alter ausſahen.

Im November 1801 kamen dieſe jungen Löwen auf die Welt; im folgenden Jahre brachte die Löwinn abermals 2 junge Löwen zur Welt. Sie war mit denſelben ungefähr eben ſo lange trächtig, als ſie es vorher mit den 3 jungen Löwen geweſen war, ſo daß wir nun mit Beſtimmtheit wiſſen, daß die Löwinn ihre Jungen nicht länger trägt, als 108 Tage, oder etwas über viertehalb Monate. Die Katze trägt die ihrigen gewöhnlich 55 bis

56 Tage, und folglich beinahe halb so lange, als die Löwinn.

Nicht lange nach der Geburt dieser beiden letztern weiblichen Löwen waren die 3 männlichen, damals ungefähr 8 Monate alten Löwen, schon sehr böse und wild geworden, und besonders war der eine von ihnen, den man verschnitten hatte, um zu sehen, was diese Operation auf ein so starkes und furchtbares Thier für eine Wirkung hervorbringen würde, weit schwerer zu behandeln, als die beiden andern; als ihn einmal Herr Felix Cassal mit Gewalt im Garten des Museums herumführen wollte, packte ihn der junge Löwe im wüthendsten Zorn beim Arm, und zerriss ihm das ganze Kleid. Unglücklicher Weise kann man aber an keinem von diesen 3 Löwen die weitere Entwickelung ihres Naturels mehr beobachten, denn sie sind alle 3, so wie auch die beiden jungen Löwinnen vom zweiten Wurf, gestorben, und zwar wahrscheinlich insgesammt am Zahnen, einer Operation der Natur, die bekanntermaßen für alle wilde, in der Gefangenschaft lebende Thiere, äußerst gefährlich ist. Der verschnittene Löwe war der zweite, der starb.

Der Vater und die Mutter dieser jungen Löwen zeigen viel Anhänglichkeit an ihren Wächter, und sind so zahm, daß sie ihm auf jedes Wort, und fast auf den Wink gehorchen. Nur allein in der Zeit, wenn die Löwinn hitzig ist, geräth der Löwe in eine solche Wuth, daß auch Cassal es alsdann nicht wagen durfte, sich ihm zu nähern.

Uebrigens fressen die sämmtlichen Löwen und Löwinnen in der Menagerie nur einmal in 24 Stunden; eine Portion, die man ihnen jedesmal giebt, besteht in 8 bis 10 Pfund Fleisch, und in 2 Maaß Wasser. Das Brüllen der Löwen besteht aus einzelnen lang gezogenen, rollenden Tönen, die zuweilen mit scharfen schneidenden Tönen untermischt sind. In Rücksicht der Dauer und der

Stärke ist dasselbe sehr verschieden, je nachdem nemlich das Thier zornig ist, von Hitze oder Kälte leidet, oder sich, was sehr häufig der Fall ist, über den mehr oder weniger starken Wiederhall seines eigenen Brüllens ärgert. Der männliche Löwe im Museum fängt sogleich beim Anbruch des Tages regelmäßig an zu brüllen, die sämmtlichen Löwinnen folgen seinem Beispiel nach, und dieses furchtbare Gebrüll dauert ungefähr 10 Minuten lang ununterbrochen fort. Nach ihrer Mahlzeit fangen sie dieses wunderliche Concert von neuem an, und man sollte fast glauben, daß sie in diesen zwei Epochen durch ihr Gebrüll das Vergnügen zu erkennen geben wollen, das sie über das Wiedererblicken des Tageslichtes oder über die Befriedigung des Hungers empfinden. Außerdem brüllen sie gewöhnlich nur, wenn das Wetter sich ändert, oder wenn einmal ihr Wächter sich besonders lange nicht bei ihnen hat sehen lassen.

Im Zustande der Freiheit verläßt der Löwe gemeiniglich nur in der Nacht seine Höle, weil theils die brennend heißen Sonnenstrahlen seinen Augen, die eben so empfindlich, wie die der Katzen sind, schaden könnten, theils auch, weil es ihm leichter wird, eine Beute zu ertappen, doch in der Gefangenschaft kann er die Dunkelheit nicht benutzen, um auf Beute auszugehen, und seine Logen sind während des Tages auf eine solche Art gegen die Sonnenstrahlen geschützt, daß dieselben seinen Augen nicht wehe thun können; aus diesem Grunde schlafen auch die sämmtlichen Löwen in der Menagerie des Museums regelmäßig die ganze Nacht hindurch.

Der Unrath dieser Thiere ist ganz wie der von den Katzen, und außerordentlich stinkend. Der männliche Löwe entledigt sich desselben nur einmal des Tages; sein Urin ist ebenfalls sehr stinkend, so wie der von den Löwinnen; allein sein Athem hat den starken und unange-

nehmen Geruch nicht, den einige Schriftsteller ihm beigelegt haben.

Die eben beschriebene Löwinn ist von der Spitze der Schnauze bis zur Wurzel des Schwanzes 5½ Fuß lang, und der Schwanz selbst hat eine Länge von beinahe 3 Fuß.

Dicht neben dieser ziemlich zahmen Löwinn befindet sich eine andere, die im Innern von Afrika, und in einer weit größern Entfernung von allen, von Menschen bewohnten Ländern, als die übrigen Löwinnen, in der Menagerie gefangen worden ist, denn sie soll, nach der Versicherung des Herrn Cassal, aus dem Innern der unermeßlichen Wüste Sahara her seyn. Diese ist von einer ungeheuren Wildheit, und hat bis jetzt durch keine Art von Mitteln gezähmt werden können. Diese Thatsache scheint die Behauptung Büffons und anderer Naturforscher zu bestätigen, nach welcher alle Löwen, die in einer weiten Entfernung von Menschen, und besonders in den unermeßlichen glühend heißen Sandwüsten von Asien und Afrika leben, einen weit größeren Grad von Stärke, Muth und Wildheit besitzen.

## Der Tiger. (Tigris.)

Der eigentliche Königstiger, oder der Tiger von Bengalen ist wohl das blutgierigste unter den Raubthieren, denn nicht, wie der Löwe, von Hunger getrieben, sondern aus wahrhafter Mordlust erwürgt er, und verschlingt, wie unser Kater, (gewiß von der Natur wohlberechnet,) seine eigenen Jungen, und sogar Menschen fürchtet er so wenig, daß er vielmehr in die Schaaren der Jäger einbricht. Er ist größer, als der Löwe. Auf dem gelblich braunen Felle laufen über den ganzen Leib, und selbst über den langen Schwanz, schwarzbraune Querstreifen hin.

Asiens warme Striche sind seine Heimath, wo er

ſich in Wäldern im Dickicht und an Flüſſen, ſelbſt im Schilfe aufhält. Trotz ſeiner wilden Natur kann er doch einigermaßen gezähmt werden. Ein Wärter durfte mit ſeinem Tiger faſt wie mit einem Hunde ſpielen. —

So kühn er iſt, erſchrickt er doch vor unerwarteten Erſcheinungen. Eine Geſellſchaft ſaß an einem Fluſſe in Bengalen. Unbemerkt ſchlich ein Tiger heran, ein Frauenzimmer bemerkte ihn glücklich, als er eben im Begriff war, auf Einen in der Geſellſchaft den tödtlichen Sprung zu thun, ſchob ſchnell ihren Sonnenſchirm auf, und hielt ihm denſelben entgegen. Der Tiger erſchrak, und floh aufs ſchnellſte davon. — Ein Ruſſiſcher ſchlafender Trompeter (es war im Kriege gegen Perſien) erwachte gerade, als ihn ein Tiger überfallen wollte, griff in der Angſt nach ſeiner Trompete, ſtieß hinein, und — der Tiger entfloh. Selbſt den geübteſten Jägern gelingt es nicht leicht, ihn zu erlegen, denn wenn er auch getroffen iſt, ſo ſchützt ihn die Elaſtizität ſeines Felles, wenn die Kugel nicht gerade einen beſonders zarten Theil des Körpers trifft, wo zugleich die Haut dicht anliegt. — Er wird durch den Schuß, der ihn nur leicht verwundet, wüthend, und dringt auf die Jäger ein, welche nur des Pferdes Schnelligkeit rettet, das ohnedies durch die Furcht vor dem ſchrecklichen Thiere getrieben wird. Nur im Sprung iſt der Tiger furchtbar, denn er ſpringt — bis 12 Fuß — aber nicht im Lauf, und ſo kann ihm das Pferd entkommen. Das Thier mißt ohne Schwanz mehr, als 10 Fuß, und iſt ſo ſtark, daß es einen Büffel ſo leicht davon trägt, als wäre es keine Laſt. Im Schwimmen iſt er, ganz gegen die Katzennatur, höchſt geſchickt. Man macht Jagdparthien auf abgerichteten Elephanten gegen ihn, mit welchen einige Jäger in den Fluß ſelbſt hineingehen, indem andere Jäger ihn auf leichten Booten verfolgen.

Dieſe ſonſt ſeltenen Thiere ſind in Bengalen in

großer Zahl vorhanden. Ein Engländer, der an einem Flusse auf die Tigerjagd ging, erlegte 23 in einer Woche. Uebrigens ist oft der eigentliche Tiger mit den ihm verwandten Arten verwechselt worden, und die sogenannten Tigerdecken sind meistens von Panthern und Leoparden. Hier einige Beispiele von seiner gewaltigen Stärke:

Ein ziemlich großer Tiger brach aus seinem Kerker hervor, warf sich über seinen Wärter hin, und packte ihn mit den Krallen, ohne ihn jedoch weiter zu beschädigen. Aber ein Mitwärter holte eine Büchse herbei, schoß auf den Tiger, und das grimmige Thier zerriß seinen Wärter in dem Augenblicke, da es tödtlich getroffen war.

Ein junger Tiger wurde aus Bengalen mit nach England genommen, und gewöhnte sich so sehr an die Matrosen, daß sie alle mit ihm spielten. Mit den Hunden spielte er Fang-Ball, wobei sich diese sehr übel befanden. — Indessen wagte es niemand, ihm etwas zu Leide zu thun; nur der Schiffszimmermann, dem er ein tüchtiges Stück Fleisch genommen hatte, prügelte ihn einmal wacker durch, und nahm ihm das Fleisch wieder aus dem Rachen, ohne daß sich der Tiger widersetzte. — Nach 2 Jahren fand der Schiffszimmermann diesen Tiger in einem Käfig. Der Tiger erkannte seinen alten Schiffskameraden, mit vielen Zeichen der Freude. Der Schiffszimmermann, obwohl sorgfältig von Allen abgemahnt, stieg zu dem Tiger in den Käfig hinein, — und siehe, er wurde von demselben mit großer Liebe heftig umarmt. Aber das Thier wollte ihn nicht wieder loslassen. Es kostete viel Mühe, den Mann von dieser gefahrvollen Umarmung frei zu machen.

### Der Panther, Parder, Leopard, Unze, Syoh-gush. (Pardus.) Fig. 8.

Diese Thiere sind in Hindostan, und der erstere ist auch in Afrika zu Hause. Der Leopard hat zugerun-

dete schwarze Flecken auf gelbem Grunde; die Unze schwärzliche unregelmäßige Flecken, und der eigentliche Jagd-Leopard hat einen hellern Grund und eine Mähne. Der Panther, nur in Afrika zu Hause, wird für größer ausgegeben, als die andern, und ist auf dem Rücken und an den Seiten mit unregelmäßigen schwarzen Flecken gezeichnet. Der bestimmte und genaue Unterschied dieser Thiere unter einander, sowohl der Größe als der Abzeichnung nach, steht noch nicht fest. In der Lebensart sind sie den vorigen ganz gleich, stehen ihnen aber an Größe und Stärke weit nach.

Man zähmt Leoparden und Unzen so weit, daß man sie zur Jagd der Antilopen gebrauchen kann. Besonders soll die gutmüthigere Unze zur Jagd am tauglichsten seyn. Der Jäger zieht ihnen eine Kappe über's Gesicht, und nimmt sie mit sich hinten aufs Pferd, nimmt ihnen, wenn eine Antilope naht, die Kappe ab, worauf das Thier zu derselben hinschleicht, zuspringt, und ihr die Augen ausreißt, so daß es leicht ist, das Wild zu erlegen. Mißlingt der Unze der Sprung, so schleicht sie beschämt zum Jäger zurück. Eine Art Leopard aber soll das Wild wie ein Hund verfolgen. Die Unzen führt man in Hindostan zur Jagd, auch in Kasten mit, welche auf Rädern stehn, und läßt sie heraus, wenn Antilopen aufgetrieben sind.

Von den größern Leoparden muß es eine Art mit ganz schwärzlichem Körper geben, und dunklern Stellen darauf. Eine andere dunkle Art hat zwischen den Augen ein paar weiße Streifen, einige gelbliche Flecke am Leibe, und einen geringelten Schwanz.

---

Der Syoh-gush, oder das Schwarzohr in Hindostan (Felis Caracal), scheint wohl mit dem Luchs am verwandtesten, und ist vielleicht dasselbe Thier, was man sonst, wie der Name auch anzeigt, Karakal nennt,

oder eine sehr verwandte Art. Das Thier hat nur eine bräunlich gelbe Farbe, ohne Flecken darauf, und schwarze Haarzöpfe an den langen Ohren, und gehört, seiner geringen Größe ungeachtet, zu den kühnsten und gewandtesten, und daher dem Jagdwilde furchtbarsten Thieren. Es bietet selbst dem Königs-Tiger Trotz. —

Der Marattenfürst Hyder Ali, der Thierkämpfe liebte, ließ einen Syoh-gush gegen einen Königs-Tiger im umzäunten Kampfplatz los. Der Tiger stürzte sogleich auf seinen schwachen Gegner, aber dieser wich ihm keineswegs aus, sondern drückte sich auf den Boden nieder, und ließ den Sprung des Tigers über sich hingehen. Diesen Augenblick benutzte er, saß pfeilschnell dem Tiger auf dem Rücken, und zerfleischte ihm das Genick. Der Tiger wälzte sich auf den Sand, den Gegner zu erdrücken, aber dieser rettete sich durch einen schnellen Sprung, erneuerte den Kampf unter grellem Geschrei, und besiegte das große Thier, indem er selbst mit einigen Wunden und Quetschungen davon kam.

## Der Jaguar oder Amerikanische Tiger.

(Onca.) Fig. 9.

Der Jaguar ist es, welchen man unter dem Tiger verstehen muß, von welchem Reisende in Amerika sprechen. Er hat die Größe des Afrikanischen und Ostindischen Panthers, und eine bräunlich gelbe Grundfarbe, auf dem Rücken einen langen schwarzen Streifen, und an den Seiten Reihen von unregelmäßigen Flecken von gleicher Farbe, welche aber in der Mitte die Grundfarbe zeigen; an den Schenkeln und Beinen sind die Flecke durchaus schwarz; Brust und Bauch sehen weißlich aus.

Die Heimath des Jaguars sind die wärmern Theile des südlichen Amerika. Dort ist er das furchtbarste Raubthier, welches den Heerden großen Schaden zufügt, und bisweilen, vermuthlich aber nur gereizt, oder im Hun-

ger, sogar Menschen anfällt. Man erzählt, daß er nicht selten mit dem Amerikanischen Krokodil in Kampf gerathe. Dieses liegt häufig am Ufer der Flüsse, und faßt den Jaguar, wenn er zum Trinken dahin kommt, beim Kopf, wogegen dieser ihm die Klauen in die Augen schlägt. Gemeiniglich soll der furchtbare Kampf damit endigen, daß das Krokodil den Jaguar in's Wasser hinabzieht, und ersäuft. Er ist so stark, daß er ein Pferd oder einen Ochsen, den er erjagt und erwürgt hat, in einen Wald, oder schwimmend durch einen Fluß schleppt, und in Sicherheit bringt. Er lebt vorzüglich in Brasilien. Eben da lebt der Jaguarundi, eine große, wilde Katzenart, 1 Elle lang, mit einem 13 Zoll langen und sehr dicken Schwanze, der gut klettert, und kleineres Wild erwürgt.

## Die Katze. (Felis.)

In beiden Kinnladen befinden sich 6 gleiche spitzige Vorderzähne. Die Eckzähne sind einzeln, lang und keilförmig. Auf jeder Seite stehen 3 zackige Backenzähne. Die Zunge ist rauh, mit rückwärts gekehrten Spitzen.

An den Vorderfüßen befinden sich 5, an den Hinterfüßen 4 Zehen, welche mit krummen spitzigen, zum Raube dienlichen Krallen bewaffnet sind, die in häutigen Scheiden liegen, um durch das beständige Gehen nicht abgenutzt zu werden; ihre Fährte ist daher rund und geschränkt, d. h. die Fußstapfen liegen im Zickzack hinter einander.

Der Kopf ist fast rund, und nicht so vorwärts gestreckt, als bei der vorigen Gattung. Die Nasenlöcher sind klein; die untere Lippe kürzer, als die obere. Die Augen blitzen im Dunkeln, und haben einzelne lange Haare zur Seite. Die Ohren sind zugespitzt. Der Schwanz ist fast immer lang.

Die Thiere dieser Gattung sind meist alle grausame

fürchterliche Raubthiere. Die Weibchen haben 8 Säugwarzen.

Es giebt bei uns nur 2 Arten.

### 1. Die Katze. (Felis catus.)

Der Schwanz ist lang und geringelt, der Rücken gestreift oder getigert. Der Kopf dieser Thiere ist rund, das Gesicht platt, die Schnauze kurz und abgerundet, das Maul klein, die Nase vorne, wo sie kahl ist, dreieckig, in der Mitte durch eine senkrechte Furche getheilt. Um die Lippen stehen 5 Reihen Barthaare, um das Maul bei'm Durchschlüpfen durch enge Löcher vor Verletzung zu bewahren, und die Bisse der Ratten und Wiesel abzuhalten. Die Ohren sind zugespitzt, inwendig kahl, aufgerichtet, gerade vorwärts geöffnet, und vor- und rückwärts beweglich. Die Augen stehen weit vor, und sind grünlich gelb. Der Stern erweitert sich nur in der Dunkelheit, wo er wie Feuer blitzt, und ihnen bei ihrem Rauben vielleicht den Weg erhellet. Wahrscheinlich wird dies Blitzen durch eine elektrische Materie erzeugt, die im Auge befindlich ist. Die Backen sind dick, der Hals stark und rund, der Körper lang, und etwas gewölbt, im Sprung aber ausgestreckt. Der Schwanz ist kürzer, als der Leib, gegen die Spitze hin dünner, mit großer Federkraft zum Springen versehen, und steht gewöhnlich aufwärts. Die Füße sind kurz und stark.

In ihren Handlungen zeigen die Katzen List und Klugheit, und verrichten sie alle mit einer besonderen Leichtigkeit. Sie unterscheiden sich in ihrem natürlichen und freien Zustande durch ihren dicken Schwanz, und durch die langen Streifen, die ihnen queer über den Rükken gerade, und nach den Seiten zu gewunden laufen.

Das Weibchen ist allezeit schlanker, hat eine spitzigere Schnauze, und nicht die dicken Backen des Katers. Diese Thiere haben die Gewohnheit, ihren stinkenden Koth

zu verscharren. Ihr Mauen, Schnurren, Schreien und Ziſchen iſt höchſt widrig. Sie mauen, wenn ſie etwas verlangen, ſchnurren, wenn ſie ruhen, ziſchen, wenn ſie zornig ſind, und die Affekten, welche bei der Brunſt abwechſeln, drücken ſie durch alle die obigen, und noch andere, dem Kindergeſchrei ähnliche Töne aus. Sie können ein Alter von 18 Jahren erreichen. Es giebt 2 Raſſen.

### a) Die zahme Katze. (Felis catus domesticus.)

Die Hauskatze ſtammt aus der Wildniß, und iſt, wie der Hund, durch die häusliche Erziehung und den Umgang mit Menſchen, ein zahmes Hausthier geworden. Sie iſt jetzt beinahe auf der ganzen Erde, die kälteſten Zonen ausgenommen, verbreitet. Gewöhnlich iſt ihre ganze Größe 1¼ Fuß, ihr Schwanz 1½ Fuß lang, und ihre Höhe faſt 1 Fuß.

Ihrer Beſtimmung nach ſollte ſie am Tage ſchlafen, und des Nachts wachen, allein in der menſchlichen Geſellſchaft wird dieſe Ordnung der Natur geſtört. Sie ruhet, ſitzend auf den Hinterfüßen, und ſchlägt den Schwanz um die vordern, oder liegend auf allen vieren, und biegt die Vorderfüße ein. Ihr Schlaf iſt leiſe und kurz. Ihr Geſicht und Gehör ſind überaus ſcharf und fein, und ſie mußte dieſe Eigenſchaften haben, wenn ſie den Endzweck des Schöpfers erfüllen, und in den dunkelſten Winkeln unſere und ihre Feinde, die Mäuſe und Ratten, ausſpähen und vertilgen ſollte. Deſto ſchlechter aber iſt ihr Geruch, daher ſie ihren Raub nicht, wie andere Raubthiere, auswittern kann. Ihr Gang iſt ſehr leiſe, und geſchieht mit eingezogenen Krallen. Flieht ſie vor etwas, ſo kehrt ſie die Augen abwärts. Im Laufen und Springen iſt ſie ſchnell und leicht, wozu ihr der lange Schwanz ſehr dienlich iſt, kann aber nicht lange ausdauern. Sie

kann sehr geschickt klettern, springt von einem Baume zum andern, und geht über die schmahlsten Latten und Stangen. Stürzt sie, indem sie unvorsichtig einen Raub erhaschen will, von einem hohen Baume oder Hause, oder wird sie von hohen Orten herabgeschleudert, so fällt sie sich selten todt, sondern steht, da sie während des Fallens mit gebogenem Rücken beständig einen halben Zirkel in der Luft beschreibt, wenn sie auf die Erde kommt, auf allen vier vorgehaltenen Beinen, schüttelt sich einigemal, und läuft mehrentheils unbeschädigt davon. Der Schwanz kommt ihr hierbei sehr zu statten, steht gerade in die Höhe, und vertritt die Stelle des Ruders.

Ihre schöne Gestalt, Reinlichkeit und schmeichelndes Wesen macht, daß man sie als Hausthier liebt, ob sie gleich die Treuherzigkeit und Gelehrigkeit des Hundes nicht besitzt. Ihr Naturel, das sich so oft in Falschheit, Tücke und Genäschigkeit äußert, bleibt immer dasselbe, und zeigt sich, wenn sie von ungefähr in die Wildniß kommt, wieder in seiner ganzen Stärke.

Merkwürdig ist es, daß viele Funken knisternd aus ihren Haaren springen, wenn man ihr im Dunkeln mit der trocknen Hand vom Schwanz nach dem Kopfe zu über den Rücken hinfährt. Sie pflegt sich, wenn sie sich verunreinigt hat, mit ihren Vorderpfoten zu kämmen und zu waschen, welches von manchen Personen für ein Zeichen der Veränderung des Wetters gehalten wird.

Die Farbe ist, wie bei den meisten Hausthieren, verschieden. Es giebt weiße, schwarze, braune, aschgraue, gelbe, graugestreifte und scheckige Katzen. Derjenige Kater, der drei verschiedene Farben hat, wird für vorzüglich schön gehalten, und ist eine Seltenheit, so wie der ganz blaue.

Ob die zahmen Katzen gleich zu den Hausthieren gezählt werden, so sind sie es doch im Grunde nur halb, denn sie halten sich nur zu demjenigen Herrn, und blei-

ben nur in denjenigen Häusern, wo es ihnen am besten gefällt, und die Meisten gewöhnen sich an ein oder mehrere Häuser, aber nicht an die Bewohner derselben. Zu bewundern ist, daß man diese Thiere 1 bis 2 Meilen weit von sich entfernen kann, und dennoch finden sie ihren alten Wohnort, wo sie sich wohl befanden, wieder auf.

Da es fleischfressende Thiere sind, so ist ihre liebste Nahrung Fleisch, doch genießen sie auch sonstige Menschenkost. Wegen ihrer kurzen und schlecht geordneten Zähne suchen sie gern die zarteste Fleischnahrung auf. Zu ihrem Tranke mögen sie gern Milch, und saufen sehr oft; mit der Zunge leckend, wie die Hunde. Wegen der großen Feindschaft, die sie gegen das Mäusegeschlecht haben, kann man sie beinahe in keiner Haushaltung entbehren. Den Gärten werden sie nützlich, weil sie den Feldmäusen, Reitmäusen und Maulwürfen auflauern. Da sie aber die Natur mit Leichtigkeit und scharfen Klauen versehen hat, so können sie auch die Bäume besteigen, und nehmen da den Vögeln die Nester aus; die Taubenschläge müssen vor ihnen wohl verwahrt werden.

Sie jagen auch junge Hasen; daher an manchen Orten das Jagdgesetz noch gültig ist, daß den Katzen die Ohren entweder gestutzt, oder geschlitzt werden müssen, weil sie die Nässe des Grases und Gebüsches, welche ihnen ihre empfindlichen Ohren befeuchtet, und ein Kitzeln darin verursacht, von dieser Jagd zurückhält. So sehr sie auch das Wasser scheuen, so gehen sie doch den Fischen und Frdschen an seichten Bächen nach. Um ihren Raub festzuhalten, kommt ihnen ihre rauhe Zunge sehr zu statten. Bei großem Hunger (hiervon hat man Beispiele) fallen sie Kinder und Leichname an.

Die Art, ihre Beute zu erlangen, ist bekannt genug; sie schleichen nemlich an dieselbe mit niedergebogenem gestrecktem Leibe, liegen dann still, wedeln mit dem

Schwanze, zielen, und suchen sie durch einen Sprung mit ihren Klauen zu erhaschen. Gelingt der Sprung nicht, so ist die Maus oder das verfolgte Thier von ihren Verfolgern befreit.

Sie kauen langsam und schwer, und schütteln den Kopf, so oft sie etwas feuchtes nehmen.

Den Geruch einiger Kräuter, als der Katzenmünze, des Baldrians, und vorzüglich des Marumverums lieben sie so sehr, daß sie sich vor Vergnügen auf demselben wälzen, sie zerbeißen und ausscharren. Hingegen verabscheuen sie den Geruch der Raute so sehr, daß sie nichts fressen, was damit bestrichen ist, und auch dadurch von Taubenschlägen und andern Orten, wo sie Schaden verursachen, abgehalten werden können.

Die zahmen Katzen begatten sich des Jahres gewöhnlich zweimal, und, wo sie Gelegenheit haben, auch mit den wilden. Die Mutter trägt gewöhnlich 55 Tage, und wirft an dem ersten besten Platz, wo sie weich liegen kann, drei bis zwölf blinde Junge, trägt sie, wenn sie Menschen und Thiere bei ihnen bemerkt, und besonders vor dem Kater, der zuweilen seine eigenen Kinder frißt, am Halse von einem Orte zum andern, und säugt sie eine lange, aber unbestimmte Zeit. Wenn sie Mißgeburten zur Welt bringt, so frißt sie sie gewöhnlich auf. Die Jungen sind 9 Tage blind, und in ihrer Jugend possierliche und lustige Thierchen, lernen allerhand Künste, und können im ersten Jahre schon wieder ihres Gleichen zeugen. Zur Zucht wählt man gern die Maikatzen, weil sie einen schönen großen Wuchs erhalten, und diejenigen, welche schwarze Pfoten haben. Sie sind ungefähr im achtzehnten Monate ausgewachsen.

Sie tödten nicht allein Hausmäuse und Ratten, sondern auch Wieseln, Feldmäuse, Wasserratten und Maulwürfe, und sind deswegen besonders auf den Schiffen ganz unentbehrlich, wo sich immer Ratten und Mäuse

in Menge einschleichen. Sie fressen auch schädliche Raupen und Schmetterlinge.

Das Katzenfleisch ist eßbar, und soll so süß wie Kaninchenfleisch schmecken, das Gehirn soll aber giftig seyn.

Der Balg ist gut zu Unterlagen bei Geschwülsten, und man braucht ihn auch zu Aufschlägen der Kleider, und zu Wintermützen für die Landleute. Bei den Chinesern ist er ein vorzügliches Pelzwerk, welches sie gern von den Russen kaufen. Die elektrische Kraft der Katzenbälge hat man in neuern Zeiten sehr gut anzuwenden gewußt, indem man dieselben cylinderförmig aufspannt, und an der Elektrisirmaschine statt des Glascylinders oder der Glasscheibe braucht, oder auch einen Cylinder von Flanell damit reiben läßt.

Das Fett wird von den Wundärzten als zertheilend gerühmt, sonst braucht man nichts mehr von ihnen in der Medicin.

Ihre Gedärme geben Saiten zu musikalischen Instrumenten.

### b) Die wilde Katze. (Felis Catus sylvestris.)

Im Thüringer Walde trifft man diese Art Raubthiere einzeln an, sonst bewohnen sie ganz Europa (die kältesten Gegenden ausgenommen) und das nördliche Asien und Afrika. Karakter und Naturel haben sie völlig mit den zahmen Katzen, da sie die Stammältern derselben sind, gemein, und lassen sich daher leicht, auch wenn sie alt sind, zähmen.

Ein etwas weniger platt gedrückter Kopf, längerer Hals, überall gleich dicker Schwanz, sehr feines langes Haar, mit einzelnen steifen Haaren vermischt, steifere Ohren, und vorzüglich Größe und Farbe machen zwischen beiden Rassen den auffallendsten Unterschied. Sie sind gewöhnlich noch einmal so groß und drüber, als jene.

Ihre

Ihre Länge ist ungefähr 3 Fuß; ihre Höhe 1¼ Fuß, und ihre Schwere 16 Pfund.

Alle Männchen, und besonders die Weibchen, haben nicht die nemliche Größe, und auch die Farbe ist verschieden, so daß einige, statt des gewöhnlichen röthlichen Grundes, grauen haben, und statt der schwarzen Streifen, schwarze Flecken; sonderlich sind die Weibchen mehrentheils von Farbe grau.

Auch dadurch unterscheiden sie sich von den zahmen merklich, daß die Haare 2 bis 3 Zoll lang, und die Pfoten inwendig allezeit ganz schwarz sind. Am Schwanze haben sie in einer Drüse eine stinkende öhlichte Feuchtigkeit. Gesicht und Gehör sind vorzüglich scharf.

Sie bewohnen gern die dicken Wälder, Felsenritzen, hohlen Eichen, und suchen die leeren Dachs- und Fuchsbaue zu ihren Winterquartieren auf. Man findet sie auch nicht selten im Winter an Teichen, die zugefroren sind, im Rohr, oder in Löchern unter dem Ufer.

An dem Federwildpret thun diese Katzen großen Schaden. Junge und alte Vögel, sonderlich Fasanen, Auerhühner, Birkhühner, Haselhühner und Rebhühner müssen unter ihren Krallen sterben, ja sie wissen die Vögel sogar aus den Baumhölen zu ziehen. Von einem Baume herab, welchen sie mit der größten Leichtigkeit und Geschwindigkeit besteigen, erhaschen sie durch einen Sprung eine vorbeiwandernde Maus. Sie erlegen junge Rehe, Hasen, Kaninchen, und sind in dieser Rücksicht der Wildbahn schädlicher, als die Füchse. In morastigen Orten, an großen Seen, Teichen und Flüssen, gehen sie im Schilfe nicht allein der Brut der Wasservögel, Enten und Taucher nach, sondern suchen auch die Fische auf, die bei Ablassung solcher Gewässer sich verschlagen. Sie fangen mit großer Behendigkeit Hamster, Maulwürfe und Feldmäuse. Im Winter besuchen sie die Dörfer, um Hühner, Tauben u. dergl. zu rauben.

Ihr dicker Balg giebt gutes Unterfutter, und Mützenbräme, und nützt wegen seiner großen Elektrizität beim Elektrophor und der Elektrisirmaschine. Als Unterfutter zu Brusttüchern, von feisten Personen getragen, soll er zehren, und in gichtischen Zufällen, bei Geschwulst und Flüssen angelegt, heilend seyn. Er kommt besonders aus Polen, Frankreich, Moskau, Spanien und Holland.

Ihr Fett, das roh einen unangenehmen und durchdringenden Geruch hat, soll eine zertheilende Kraft in der Gicht und bei Stockungen haben, und bei Menschen und Vieh zur Heilung der Wunden dienlich seyn. Am besten benutzt man es, wenn man es schmelzt, und als Oel in Lampen verbrennt, da es alsdann keinen üblen Geruch mehr hat, auch länger und heller, als Lein- und Rüböl brennt. Eine einzige Katze giebt oft drei Kannen Fett.

Das Fleisch soll auch gesund und wohlschmeckend seyn, und wird besonders in Asien und Afrika gegessen.

Aus den Knochen der Beine macht man Wachtelpfeifen.

### Der Luchs. (Felis Lynx. Linn.)

Die Ohren sind lang und zugespitzt, und auf den Spitzen derselben steht ein Büschel grader Haare in die Höhe. Der Schwanz ist kurz.

Dies fürchterlich kühne und einzige getigerte Säugethier, das in der kalten Zone aller drei Welttheile lebt, pflanzt sich jetzt nur noch selten in Deutschland fort, sondern streicht vielmehr wie ein Zugthier zur Zeit seiner Begattung hin und her, und kommt aus benachbarten südlichen und nördlichen Wildnissen in die großen und dichten Wälder Böhmens, nach dem Harz- und Thüringer-Walde, und verweilet hier, des Raubes halber, so lange, als es vor den Nachstellungen der Jäger sicher ist.

Sein Körper hat mit der Katze sehr vieles gemein, nur daß er größer, stärker, hochbeiniger und kurzschwän-

ziger ist. Die Größe vom Kopf bis zum Schwanz beträgt $3\frac{1}{2}$ Fuß; der Schwanz hat $8\frac{1}{2}$ Zoll; die Höhe ist $2\frac{1}{2}$ Fuß.

Der Kopf, der auf dem Halse breit aufsitzt, ist einem Katzenkopfe sehr ähnlich; nur ist die Schnauze, die sonst dick, schwarz, und mit einem Schnurrbarte versehen ist, gestreckter, welches auch besonders der nähere Stand der Augen an den Ohren verursacht. Er ist 7 Zoll lang. Die Zunge ist stachlicht. Die Backenzähne sind so scharf ausgeschnitten, daß die Zacken und Einschnitte oben und unten genau in einander passen. Die Augen sind rund, enthalten beinahe einen Zoll im Durchschnitt, und haben eine hochgewölbte grüngelbe Hornhaut, der rothe Folie untergelegt zu seyn scheint, und zur Seite an den Schläfen, und statt der Augenbraunen, einige größere und kleinere weiße Borstenhaare. Des Nachts blitzen sie wie Feuer, und ihr Blick überhaupt ist sehr scharf und schalkhaft freundlich, so wie die ganze Gesichtsbildung. Die Ohren sind weit, mittelmäßig lang, dreieckig, zugespitzt, wie Sammt glänzend, und an den Spitzen mit einem in die Höhe stehenden, zwei Zoll langen Büschel steifer Haare besetzt, die das Thier von allen andern unterscheiden. Der Hals ist stark, der Leib dick, und läuft gerade aus; der Schwanz kurz, abgestumpft, gleich dick, und wird etwas in die Höhe gekrümmt getragen. Die Beine (Läufte) sind hoch und stark, die Pfoten plump, viertehalb Zoll breit, mit großen $1\frac{1}{2}$ Zoll langen, scharfen weißen Krallen bewaffnet.

Der ganze Balg überhaupt ist langhaarig, dicht, gelinde und seidenartig anzufühlen, doch hat der Unterleib besonders feine Haare, die $2\frac{1}{2}$ Zoll lang sind. Das Haar ist im Gesichte braun, und nach dem Halse laufen auf dem Oberkopfe kaum merkliche schwarzbraune Streifen hin. Die Backen sind hell kastanienbraun. Die Schnauze ist schwarz, und die langen, starken Barthaare,

welche an der Oberlippe hin auf 3 Reihen schwarzer Wärzchen sitzen, sind weiß, laufen in schräger Richtung, wie ein flaches lateinisches S über die Backen, bis unter die Ohren, wo sie sich in einem großen schwarzen Flecken vereinigen, und mit den über ihm stehenden braunen, und den unter ihm stehenden weißgelben langen Haaren einen großen Backenbart bilden, der bis zum Kinn reicht, und dem Thiere, da er das ganze Gesicht in horizontaler Lage einfaßt, ein ganz eigenes Ansehen giebt. Die Ohren sind in der Mitte weißgrau, mit einem breiten glänzend schwarzen Rande, der hochbraun kantirt ist, und die 1½ Zoll langen Haarbüschel derselben bestehen aus schwarzen Stachelhaaren, die mit einigen weißen vermischt sind. Vom Kopf bis zur Hälfte des Schwanzes ist der ganze Oberleib rothbraun. Die Stachelhaare, die auf dem ganzen Oberleibe ausgestreut sind, haben weiße oder schwarze Spitzen. Die Vorderbeine sind röthlich, ebenfalls mit weiß überlaufen. Die Kehle ist weißgelb. Die Brust und Unterbeine sind weiß und gelb, gewässert, mit schwarzen Flecken. Der Unterleib ist weiß, mit großen schwarzbraunen Flecken. Der Schwanz mit gelblichem Grund, hat undeutliche rothbraune Ringel, und die 3½ Zoll lange Schwanzspitze ist glänzend schwarz.

Die Stimme dieser Thiere ist scharftlingend und heulend, wie die des Hundes, und ihr Alter steigt auf 15 Jahre.

Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch einen schmälern Kopf, kleinern Körper, weniger schalkhaftes Gesicht, weniger schönen und bleicheren Balg, und hat 8 Säugwarzen.

Ihren Aufenthalt (Lager) haben der Luchs und die Luchsinn, die in ihrer Heimath beständig zusammen leben, in den dicksten einsamsten Wäldern. Sie suchen gern die Steinklüfte und Felsenritzen zu ihrer Wohnung auf. Am Tage setzen sie sich, wo sie sicher sind, auf die Felsen-

spitzen oder abgestumpften Baumstämme, und sonnen sich. Nur bei der heftigsten Verfolgung und bei ihren Spielen besteigen sie rauhe und schiefstehende Bäume, und können sich der Länge nach, wie die Katzen, auf einen Ast hinlegen, so daß man sie kaum bemerkt. Zu uns kommen sie in den letzten Wintermonaten, durchstreifen unsere Wälder, und wohnen in Felsenritzen, alten Bergwerksstollen, und Fuchs- und Dachsbauen. Nur selten können sie den Sommer über bei uns bleiben.

Der Wildbahn thun diese grausamen Thiere großen Schaden. Ihre eigentliche Nahrung besteht aus dem Raube des Rothwildprets. Sie gehen des Abends und Morgens in der Dämmerung demselben nach, und der Fang geschieht gerade, wie bei der Katze. Sie lauschen entweder auf dem Strunke eines Baumes, oder hinter einem Busch, auf dem Bauche liegend, wie schlafend, unter dem Winde an den Wildgängen (Wechseln), die sie genau ausspüren, und springen, wenn sie sich einem Hirsche oder Rehe, das vorbei geht, nahe genug glauben, durch drei bis vier Sprünge, deren jeder aber 12 bis 14 Fuß mißt, nach demselben hin, fassen es im Genicke, halten sich mit den tief eingeschlagenen Klauen in den Rücken fest, und zerbeißen ihm mit ihren scharfen Zähnen die Halsflechsen, so daß das Thier in einigen Minuten todt zur Erde nieder stürzt. Erreichen sie ihren Raub mit diesen Sprüngen nicht, so verfolgen sie ihn nicht weiter, sondern legen sich abermals auf die Lauer. Haben sie ihn aber glücklich ergriffen und getödtet, so tragen sie ihn entweder an einen sichern Ort, oder saugen ihm, wenn ihnen der Ort nicht sicher genug scheint, auf der Stelle das Blut aus, fressen den besten Theil der Beute, und bedecken und verscharren das übrige. Wenn der Luchs am folgenden Tage kein neues Thier erlauern kann, so kehrt er wieder zurück, und zehrt von dem, was er übrig gelassen hat. Allein selten ist ihm dieses Fleisch

länger, als drei Tage frisch genug, es müßte denn in den härtesten Wintermonaten, und beim größten Mangel seyn; sonst macht er lieber weite Streifereien, um neue Beute zu machen. Im Thüringer Walde kennt er, so weit man ihn hat beobachten können, kein anderes Nahrungsmittel unter den wilden Thieren, als Rothwildpret, Hasen, Birkhühner, Auerhühner und Haselhühner; an andern Orten soll er aber auch wilde Schweine fangen, und diese sollen sich zuweilen ihres Mörders dadurch entledigen, daß sie mit ihm durch dichte Gebüsche rennen, und ihn vom Rücken abstreifen. Er fällt auch zuweilen die Heerden an, und raubt Schafe, Ziegen und Kälber. Im Winter soll er gar so dreist seyn, daß er in Walddörfern die Ställe untergräbt, und das kleinere Hausvieh erwürgt. —

Es folgen ihm gern die kleinern Raubthiere, als: Füchse, Marder u. dergl. nach, weil sie immer von seinem Raube noch etwas finden.

Die Luchsinn bringt nach $2\frac{1}{2}$ Monaten, zu Ende Aprils oder Anfang des Maies, am liebsten in einer Felsenkluft, sonst auch in einer selbst gegrabenen oder gefundenen Höle, oder hinter einem dicken Gebüsche, auf einem, mit Laub, Moos und Geniste weich gemachten Lager ihre zwei bis drei, selten vier Junge. Diese sind 9 Tage blind, und anfangs weiß von Farbe. Sie spielen wie die jungen Katzen vor dem Lager, und die Mutter lehrt sie an lebendigem Raube rauben und tödten.

In der Tartarei zieht man die Jungen des schönen weißen und schwarzgefleckten Luchses mit Milch und Fleisch auf, und richtet sie zur Jagd ab, wie die Hunde.

Das Fleisch des Luchses wird in einigen nördlichen Gegenden gegessen.

Der Balg gehört unter die vorzüglich schönen und kostbaren Pelzwerke. Er kommt aus Natolien, Spanien, Polen, Schweden, und vorzüglich aus Archangel, und

wird zu Muffen und Bebrämungen der Winterkleider gebraucht. Das Stück kostet 10 bis 15 Rthlr.; er ist besonders sehr weich und warm, hat aber den Fehler, daß die Haare spröde und brüchig sind. In der Türkei kostet eine mit diesem Pelzwerk gefütterte Weste oft 300 Rthlr.

Der Luchs ist das schädlichste Thier für die Wildbahn des Rothwildes, und fängt auch Hasen, Schweine und Federwildpret. Die Schafe fällt er auf dem Felde in den Horden an, und der Hunger soll ihn oft so dreist machen, daß er die Hühner und Gänse von den Bauerhöfen wegholt, und sich, wie der Wolf, durch Graben einen Weg in die Ställe nach den Ziegen, Kälbern und Schafen zu verschaffen sucht.

Dieser Luchs heißt auch gemeiner Luchs, Luchsratze, Hirschluchs, Hirschwolf, weil er der Hirsche größter Feind ist. Die Kürschner nennen unsern Luchs, Kalbluchs, zum Unterschied von dem Persischen, den sie Katzenluchs heißen, weil er kleiner und schöner ist, indem er einen Balg mit schwarzen Flecken hat.

## Das Faulthiergeschlecht. (Bradypus.)

Die Thiere dieses Geschlechts sind ohne Gebiß, wenigstens ohne Vorderzähne. Bis jetzt sind bloß drei Arten von diesem Geschlechte bekannt, worunter zwei nur in Südamerika gefunden werden. Der Name giebt schon zu erkennen, daß wir hier Thiere von der größten Langsamkeit und Schwerfälligkeit in allen Bewegungen kennen lernen; dies rührt aber weder von wirklicher Faulheit, noch vom Mangel an Lust zu Anstrengungen, sondern vielmehr von seiner natürlichen Unfähigkeit zu raschen und schnellen Bewegungen her; denn bei aller Trägheit zeigt sich das Faulthier doch listig, muthig und stark, wenn es angegriffen wird. Es ist übrigens die Genügsamkeit selbst, und so wenig dem Trunk ergeben, daß es vielmehr gar nicht säuft. Sein ganzer Glieder-

bau verräth Plumpheit, und ſein Blick Dummheit und Gefühlloſigkeit. Sein Gang, der auf allen Vieren geſchieht, iſt völlig ſchleichend, und mit Mühe klettert es auf Bäume, von deren Laub und Früchten es ſich ernährt. Seine Füße haben ſtarke gekrümmte Klauen, um auf die Bäume klettern zu können.

### Das dreizehige Faulthier. (Bradypus. Tridactilus. Linn. Ai. Buffon.) Fig. 10.

Dieſes Thier hält ſich in den heißeren Gegenden von Südamerika, z. B. in Guiana, Braſilien u. ſ. w. auf, und iſt das langſamſte unter allen bekannten Thieren. Zu der geringſten Bewegung ſcheint es ſeine Kräfte aufs äußerſte anzuſtrengen, und dennoch kommt es den ganzen Tag nicht über eine Engliſche viertel Meile weit. Es lebt meiſtens auf Bäumen, doch ſieht man es auch auf der Erde. Wenn es die Bäume hinan klimmen will, ſo muß es alle ſeine Kräfte aufbieten, und hat es einen Fruchtbaum erſtiegen, ſo bricht es alle Früchte ab, läßt ſie hinunter fallen, und ſtürzt ſich, um den Rückweg zu erſparen, in einen Klumpen gerollt, auf die Erde hinab, wo es dann ſo lange liegen bleibt, bis es die herabgeworfenen Früchte aufgezehrt hat; ja ſelbſt dann bleibt es noch liegen, weil es ſehr lange Hunger ertragen kann.

Nach Kirchers Erzählung bewegt es ſich ſo langſam, daß es in 14 Tagen kaum ſo weit kommt, als ein Bogenſchuß reicht, ob es gleich beſtändig in Bewegung iſt. Es braucht zwei Tage, ehe es auf einen Baum hinauf kommt, und eben ſo viele Zeit muß es haben, ehe es wieder auf der Erde anlangt. Die Natur hat es auf eine doppelte Art gegen ſeine Feinde geſichert:

Erſtens beſitzt es eine ſolche Stärke in ſeinen Füßen, daß ein Thier, welches in ſeine Klauen gerathen iſt, darin bleiben muß, und ſich nicht losmachen kann, ſondern vor Hunger umkommen muß. Zweitens hat es ein

so elendes und jämmerliches Ansehn, daß es wohl selbst reißenden Thieren Mitleid einflößen könnte, wenn es seinen Blick auf sie gerichtet hat, ja es vergießt sogar Thränen, und nicht leicht wird ein Mensch so gefühllos seyn, einem solchen hülflosen und elenden Thiere etwas zu Leide zu thun.

Man stellte mit einem solchen Faulthiere in Carthagena einen Versuch an, indem man ihm eine lange Stange unter die Füße hielt, die es sogleich fest packte, und nicht wieder fahren ließ. Man hängte nun das Thier auf, indem man die Stange zwischen zwei Balken legte; hier blieb es vierzehn Tage lang ohne Nahrung hängen, und hatte seine Augen beständig auf diejenigen gerichtet, die es besuchten, und die es nicht ohne das innigste Mitleid ansehen konnten. Endlich nahm man es herunter, und hetzte einen Hund auf dasselbe. Allein das Faulthier ergriff ihn mit den Klauen, und hielt ihn vier Tage lang fest, bis er vor Hunger starb. Der Tiger kann sich nicht aus seinen Klauen befreien, wenn es ihm dieselben einmal in den Leib geschlagen hat.

Es hat ein äußerst zähes Leben, und seine Unempfindlichkeit übertrifft beinahe jede Vorstellung. Man mag es noch so stark schlagen, es geht doch nicht schneller, als gewöhnlich, oft rührt es sich nicht einmal dabei; ja man hat sogar den unmenschlichen Versuch gemacht, und es aufgeschnitten, und ihm lebendig die Eingeweide und das Herz herausgenommen, ohne daß es ein besonderes Zeichen des Schmerzes von sich gegeben hätte. Es lebte vielmehr noch eine Zeit lang in diesem Zustande fort. Bancroft erzählt dagegen, daß das Faulthier ein höchst jämmerliches Geschrei erhebe, und die kläglichsten Gebehrden mache, wenn man es durch Schläge zwingen wolle, sich zu bewegen. Nach ihm ist es nicht im Stande, in einem Tage über vierzig bis funfzig Schritte weit fort zu kommen.

Jede Bewegung dieses Thieres ist mit einem klägelichen und wehmüthigen Tone begleitet, welcher auf die in seinem Vaterlande befindlichen Raubthiere einen solchen Eindruck machen soll, das sie die Gegend verlassen, wenn sie ihn hören. Dieser unangenehme Ton klingt wie Ai, ai!

Wenn es auf einen Baum steigen will, so streckt es langsam eines von seinen Vorderbeinen, und zwar so weit aus, als es an demselben hinauf reichen kann. Auf diese Art hält es sich mit seinen langen Klauen fest, hebt dann den Körper sehr schwerfällig und langsam nach, setzt die andere Klaue an, und fährt auf diese Weise hinauf zu klimmen fort. Wenn es einmal auf einem Baume ist, so soll es ihn nicht eher wieder verlassen, bis es alles Laub und alle Knospen abgefressen hat. Bisweilen hängt es sich mit seinen Klauen an einen Baumzweig an, den es durchaus nicht fahren läßt, ob man ihn schon abhauet; es fällt lieber mit ihm herab, ehe es ihn fahren läßt.

Des Nachts sind sie immer noch am thätigsten, und lassen während dieser Zeit ihr klägliches Geschrei hören. Als die Spanier zum erstenmale in Amerika landeten, und diesen ungewöhnlichen Lärmen hörten, glaubten sie sich in der Nähe einer Nation zu befinden, die eine Kenntniß von unserer Musik hätte.

Wenn man ein Faulthier im Hause hat, so bleibt es niemals unten auf dem Boden, sondern klimmt allemal an einer Pfoste oder Thür hinan, um da auszuruhen. Hält man ihm einen Stock hin, wenn es sich auf der Erde befindet, so klammert es sich daran fest, und steigt bis an die Spitze hinauf, wo es sich fest hält; denn es bleibt nicht gern unten auf der Erde.

Das Weibchen bringt ein Junges zur Welt, welches es öfters auf dem Rücken trägt.

## Der große Ameiſenfreſſer. (Myrmecophaga jubata Linn.)

Dieſes Thier iſt in Südamerika zu Hauſe, und geht ſo langſam, daß es ein Menſch bald erhaſchen kann. Seine langen Klauen ſind ihm beim Gehen hinderlich, allein ob es gleich nicht ſchnell fortlaufen kann, ſo beſitzt es doch eine große Geſchicklichkeit im ſchnellen Beſteigen der Bäume. Es hat keine Zähne, und weicht daher gern jedem Kampfe aus, allein wenn es angegriffen wird, und ſeine Leidenſchaften in Bewegung geſetzt worden ſind, ſo iſt es ein wüthender und gefährlicher Gegner. Selbſt die ſtärkſten Amerikaniſchen Raubthiere müſſen alsdann unterliegen, oder mit Schande abziehen; denn es vertheidigt ſich ſo muthig mit ſeinen furchtbaren Klauen, und ſchlägt ſie öfters ſo tief in den Leib ſeines Gegners, daß es ſie nicht wieder heraus ziehen kann. Beide ſetzen alsdann den Kampf ſo hartnäckig und ſo lange fort, bis ſie zugleich todt nieder fallen: denn man erzählt, daß in Amerika nicht ſelten ein Ameiſenfreſſer mit einem Raubthiere, auf dieſe Art vereinigt, todt gefunden werde.

Dies Thier lebt von Ameiſen, welche es auf folgende Art fängt: wenn es zu einem Ameiſenhaufen kommt, ſo ſcharrt es ihn mit ſeinen langen Klauen tief auf, und ſteckt dann ſeine, gegen 20 Zoll lange Zunge hinein, welche genau einem Wurm gleicht, und da nun dieſe mit einer klebrigen Materie überzogen iſt, ſo bleiben die Ameiſen in großer Menge daran hängen. Hierauf zieht es ſie in den Mund zurück, und verſchlingt auf dieſe Art Tauſende von Ameiſen lebendig. Es klettert auch auf die Bäume, um Honig zu ſuchen; iſt es aber in ſeinem Suchen nicht glücklich, ſo kann es auch eine beträchtliche Zeit ohne die geringſte Unbequemlichkeit hungern. Mit ziemlicher Leichtigkeit ſchwimmt es über große Flüſſe, wo es ſeinen Schwanz, der einem Pferdeſchweife gleicht, auf den Rücken nimmt.

Diese Art von Ameisenfresser soll sich auch zähmen lassen, und in diesem Zustande Brot und kleine Stücken Fleisch fressen. Das Weibchen bringt 1 Junges zur Welt, welches aber in 4 Jahren erst zu seiner völligen Reife gelangt.

Sein Fleisch hat zwar einen starken unangenehmen Geruch, aber dennoch wird es von den Amerikanischen Indianern häufig gegessen.

### Der Armadill oder das Gürtelthier.

(Dasypus tricinctus. Linn.) Fig. 11.

Das Thiergeschlecht, zu dem der Armadill mit drei Gürteln gehört, hat weder Vorder- noch Eckzähne, der Kopf und der Leib sind oben mit einem hornartigen, sehr festen Schilde bedeckt, und der Schwanz ist gänzlich davon umgeben. Die Seiten des Kopfes, die Ohren, die Kehle, die Brust, der Bauch und die Beine sind auf allen Seiten unbepanzert, und nur mit einigen Haaren versehen.

Der Armadill lebt in Brasilien, und ist ein harmloses Geschöpf. Wenn er in Gefahr ist, so rollt er sich wie ein Igel zusammen, zieht seinen Kopf unter das Schild, und läßt weiter nichts, als die Nase sehen; die Füße verbirgt er unter den Leib, und so vereinigt er die beiden Enden mit einander, während der Schwanz ein Vereinigungs-Band bildet, welches seiner Lage eine große Festigkeit verleiht. In dieser Stellung hat er einige Aehnlichkeit mit einer großen Kugel, die an den Seiten platt ist. Er bleibt so lange in dieser Lage liegen, die ihn gegen jeden Angriff schützt, bis die Gefahr vorüber ist; oft behält er diese zusammengerollte Stellung auch lange nachher noch bei. Wenn er sich an einem Abhange befindet, so rollt er sich bisweilen hinab, und soll gemeiniglich unbeschädigt hinunter kommen. Finden ihn die Indianer so zusammengerollt, so legen sie ihn an's

Feuer, wenn sie dergleichen bei der Hand haben, und die Hitze zwingt das arme Thier gar bald, sich aufzurollen, und sein Leben Preis zu geben.

Diese Thiere wühlen, wie die Schweine, in der Erde, um Wurzeln aufzusuchen. Sie leben in Gruben, die sie in die Erde machen, und die sie selten anders, als in der Nacht verlassen. Man sieht in Guinea solche Hölen in großer Menge auf allen Sandhügeln, die von der See etwas entfernt liegen.

Die Indianer jagen den Armadill mit kleinen Hunden, die sie ausdrücklich dazu abrichten. Wird das Thier überfallen, so läuft es gemeiniglich in seine Höle; ist aber diese nicht in der Nähe, so sucht es sehr schnell eine neue zu machen, da es an den Vorderbeinen starke Klauen hat, mit denen es sich so fest an den Boden anhält, daß, wenn man es während des Grabens beim Schwanze faßt, es einen so starken Widerstand leistet, daß man den Schwanz bisweilen in der Hand behält. Damit dies aber nicht geschehe, nimmt der Jäger seine Zuflucht zu einem Kunstgriffe, er kitzelt es mit seinem Stocke, worauf es los läßt, und lebendig gefangen wird. Durch Wasser oder Rauch kann man es leicht aus seinem Loche heraus bringen.

Sie sind jährlich drei- bis viermal trächtig, und bringen jedesmal mehrere Junge zur Welt. Ihr Fleisch hat, wenn es noch jung ist, einen sehr guten Geschmack: ist es aber alt, so schmeckt es ranzicht und bisamartig, weshalb es den Europäern zuwider ist. Die Eingeborenen hingegen essen es alsdann mit desto größerem Appetit.

## Das Schuppenthier. (Manis.)

Auch hiervon giebt es mehrere Gattungen, welche ein besonderes Geschlecht ausmachen. Man nennt diese Thiere auch Panzerthiere und Formosanische Teufelchen. Der

ganze Oberleib, und selbst der obere Theil des Schwanzes ist mit harten, knochenartigen, spitzigen Schuppen, statt der Haare bedeckt, der Unterleib aber behaart. Zähne fehlen diesen Thieren gänzlich; der Mund ist sehr klein, und die Zunge walzenförmig. Wenn sich die Schuppenthiere, nach Art des Igels, zusammenrollen, so ist ihr Körper bepanzert, und die Schuppen, welche nur mit einem Ende in der Haut sitzen, und daher beweglich sind, starren so in die Höhe, daß das mächtigste Raubthier gegen diesen Panzer nichts ausrichtet. In der Lebensart kommen diese Geschöpfe mit den Ameisenfressern überein. Sie nähren sich gleichfalls von Ameisen, und bewohnen nur heiße Länder. Eine Gattung wird der Phatagin, oder das langschwänzige Schuppenthier genannt.

Eine andere Gattung, das kurzschwänzige Schuppenthier, oder der Pangolin, ist ebenfalls in Ostindien, aber auch auf der Insel Formosa zu Hause, größer, als der vorige, und blaßgelb.

### Der Phatagin. (Manis tetradactyla.) Fig. 12.

Unter den Bradypoden zeichnen sich die beiden Geschlechter Tatu und Manis durch die sonderbaren Bedekkungen aus, womit sie an Kopf, Rücken und Schwanz, statt der behaarten Haut, bekleidet sind. Die Tatu-Gattungen haben knochenartige Schilde und Gürtel, die Gattungen des Manis-Geschlechts aber hornartige Schuppen.

Unter den letzteren ist der Phatagin die seltenste und kleinste. Merkwürdig ist an diesem Thiere, daß alle Krallen an den 4 Zehen der Vorder- und Hinterfüße am Ende gespalten sind. Es hat die Größe des Ameisenbären oder kleineren Tamandua, der mit seinen Krallen die Ameisenhaufen aufkratzt, und dann seine 4 Zoll lange klebrige Zunge hineinsteckt. Es lebt auf For-

mosa und dem benachbarten Asien. Sein kastanienbraun geschuppter Körper ähnelt einem Tannzapfen.

## V. Solidungula.

Thiere mit Hufen. Ein einziges Geschlecht von wenigen Gattungen.

### Das Pferd. (equus.)

Es hat in der obern und untern Kinnlade 6 Vorderzähne; die obern stehen senkrecht und parallel, und die untern mehr vorwärts gerichtet. Die einzelnen Eckzähne sind von den Vorder- und Backenzähnen abgesondert. Die Füße haben einen Huf, und zwischen den Hinterbeinen sitzen 2 Euter. Diese Gattung enthält auch 2 Bastardarten.

### Das Pferd. (equus Caballus.)

Es hat kurze zugespitzte Ohren, am Halse eine Mähne und einen langbehaarten Schweif. Ursprünglich wilde Pferde giebt es nicht mehr, aber häufig, und theils in großen Heerden, verwilderte; so z. B. in der Mongoley, vollends aber in unermeßlicher Menge in Paraguay, wohin die Pferde, (so wie überhaupt nach Amerika) erst durch die Spanier verpflanzt wurden. Unter den zahmen Pferde-Rassen zeichnen sich die Araber (zumal von der Zucht der Annecy um Palmira herum, und vom Libanus bis gegen den Horeb ꝛc.) durch ihren wunderschönen Bau, so wie durch äußerste Leichtigkeit und Dauerhaftigkeit aus. Ihnen folgen die Persianer und Barben. Unter den Europäischen sind die Spanischen (besonders die aus Andalusien), die Neapolitanischen und Englischen die vorzüglichsten. Die letztern haben besonders den Vorzug der Schnelligkeit, wodurch sie sich in den Wettrennen auszeichnen. Ganzer berittener Nationen

zu geſchweigen, wie z. B. die Koſaken, Tataren, Kalmükken, die Pferde-Tunguſen, die Abiponer; ſo iſt auch für die kultivirteſten Völker der Werth dieſes Thieres für Landwirthſchaft, Kavallerie, Poſtweſen ꝛc. unermeßlich. Manche der gedachten berittenen Völker leben auch groſſentheils vom Fleiſch und von der Milch der Pferde. Die letztere giebt, wenn ſie zuſammen geronnen, vollends aber, wenn ſie abgezogen worden iſt, das berauſchende Kumiß der Mongolen.

Unter der Hand des Menſchen hat ſich das Pferd ſo ſchön gebildet, daß ſeine Geſtalt erfreut und anzieht, und es iſt gewiß unter allen Thieren, bei ſeinem langgeſtreckten Körperbau, an allen Theilen ſeines Leibes am regelmäßigſten und zierlichſten gebaut. Eine kleine Vergleichung mit allen übrigen vierfüßigen Thieren kann jeden davon überzeugen. Obgleich ſein Kopf mit ſehr langen Kinnbacken verſehen iſt, ſo nimmt es doch weder die blödſinnige Miene des Eſels, noch das dumme Anſehen des Ochſen an, und die regelmäßigen Verhältniſſe der Theile ſeines Kopfs geben ihm vielmehr ein freies, lebhaftes Anſehen, das durch die Schönheit ſeines erhabenen Halſes noch mehr erhöhet wird. Seine lebhaften Augen öffnen ſich in verhältnißmäßiger Weite. Die Ohren haben ihren regelmäßigen Bau, ſind weder zu kurz, wie beim Ochſen, noch zu lang, wie beim Eſel. Die Beine ſind wohlproportionirt. Der Haarbüſchel über der Stirne und die Mähne am Halſe ſind ſein vorzüglichſter Schmuck, und ſcheinen Muth, Stolz und Stärke anzukündigen, und nichts könnte den ſchöngewölbten Hinterleib des Pferdes vortrefflicher decken und endigen, als der lange dickhaarige Schweif, welcher alle Thierſchwänze an Schönheit übertrifft.

Die große Mannichfaltigkeit von Farben (Haaren), hat eine Menge Benennungen unter den Pferdekennern hervorgebracht. Man theilt nemlich die Farben des Haa-

res

res in einfache, zusammengesetzte und außerordentliche ein, und begreift unter den einfachen: das weiße, isabellfarbige, braun und schwarze Haar; unter den zusammengesetzten: das graue und wolfsgraue; und unter den außerordentlichen: die Tigerfarbe, Scheckenfarbe, Porcellanfarbe und Pfirsichblüthfarbe. Alle diese Hauptfarben haben nun wieder ihre abweichende Schattirungen und Mischungen, die aber nur den eigentlichen Kunstverständigen interessiren können. Der weiße Flecken, den man an der Stirn oft von verschiedener Größe erblickt, und den man auch durch künstliche Mittel hervor zu bringen sucht, heißt Bläße oder Stern.

Nach den verschiedenen Himmelsstrichen, und nach den verschiedenen Nahrungsmitteln, die das Pferd genießt, hat sich auch seine Körperbildung abgeändert, die zwar im Ganzen die nämliche bleibt, aber doch ein verschiedenes Verhältniß der Körpertheile zeigt, und eine klimatische Verschiedenheit bildet, welche zu folgenden Abtheilungen Veranlassungen giebt. Man hat:

1. Die Arabischen Pferde. Sie sind die schönsten unter allen, und werden allenthalben, und sonderlich in der Türkei sehr hoch geschätzt. Man macht dreierlei Abtheilungen unter ihnen:

a) die edlen, b) die mittlern, c) die schlechten.

Ueber die edle Art hält man Stammbäume. Alle sind von mittlerem Wuchs, mehr mager, als fett, leicht, geschmeidig, feurig, stolz und dauerhaft. Von ihnen stammen die schönsten Pferde in den meisten Ländern her.

2. Die Barbarischen oder Afrikanischen. Der Kopf ist schön und klein, und der Hals lang und fein; die Mähne dünne, der Körper schmächtig, und die Farbe gewöhnlich grau. Die Höhe ist 5 Schuhe.

3. Die Spanischen. Der Kopf ist groß, die Oh-

ren sind lang, der Hals ist stark und lang, die Mähne dick, die Brust breit, das Kreuz rund, der Körper schwer, die Farbe schwarz, auf der Stirn weiß gezeichnet, das Betragen stolz und kühn, und ihr Gang schön und reizend natürlich.

4. Die Englischen. Es sind sehr schöne hohe, langgestreckte Pferde, mit einem kleinen Kopf, einer krummen Nase, steifen kleinen Ohren, und dünnen Beinen, von brauner, falber und gefleckter Farbe. Sie stammen von Arabischen und Barbarischen Pferden ab, und sind wegen ihres festen Tritts, großen Schritts, und wegen ihrer Geschwindigkeit als Wettrenner berühmt. Sie sind zur Parforcejagd gut zu gebrauchen.

5. Die Friesländischen. Der Körper ist stark, Rücken und Kreuz breit, die Stellung hoch, der Hals kurz, der Kopf groß, und die Farbe sammtschwarz. Es sind vorzüglich gute Wagenpferde.

6. Die Dänischen. Der Körper ist vollgebaut, der Hals dick, die Schultern stark, der Wuchs schön. Es sind dauerhafte Kriegspferde. Sie haben einen anmuthigen Gang im Wagen, und unter ihnen sind die Schäcken und Tigerpferde sehr gemein.

7. Die Neapolitanischen. Eine Mittelgattung. Sie haben einen dicken Hals, großen Kopf, und krumme Nase, sonst einen vollkommnen Wuchs, und einen stolzen Anstand in ihren Bewegungen. Sie sind ungelehrig, boshaft und eigensinnig, laufen und ziehen aber gut.

8. Die Polnischen. Sie sind klein, unansehnlich, doch geschwind, dauerhaft und unermüdet.

9. Die Ungarischen. Sie sind beinahe den Polnischen ganz gleich; nur nicht von so starkem und festem Bau.

10. Die Russischen. Sie sind klein, mit unförmlichen langen Mähnen, doch dauerhaft und stark.
11. Die Türkischen. Sie sind wohlgestaltet, ob sie gleich lange nicht das vollkommene Verhältniß der Leibestheile, wie die Barbarischen haben. Ihr Hals ist dünn und schlank, der Leib lang, der Rücken zu hoch, und die Schenkel zu dünne. Sie sind jähzornig, können aber das Laufen wohl aushalten.
12. Die Isländischen. Die kleinste Rasse mit kurzen steifen Haaren, doch gut proportionirt. Sie sind dauerhaft, aber boshaft.
13. Die Deutschen. Die Größe ist über mittelmäßig, der Kopf groß, der Hals kurz, der Körper und die Beine sind stark. Sie sind gute Zugpferde. —

Das männliche Geschlecht hat allezeit 40 Zähne, 12 Vorderzähne (Rabzähne), 4 Hundezähne (Haaken) und 24 Backenzähne (Stockzähne); dem weiblichen Geschlechte fehlen entweder diese Hundezähne, oder sie sind nur sehr kurz. Etliche Tage nach der Geburt keimen schon 4 Vorderzähne bei einem Füllen hervor, 2 oben und 2 unten, bald darauf noch 4 andere, welche sich oben und unten auf jeder Seite den 8 ersten anschließen. Das Füllen hat alsdann 12 Vorderzähne, die man Füllenzähne oder Milchzähne nennt. Sie stehen unerschütterlich, bis das Füllen $2\frac{1}{2}$ oder 3 volle Jahre alt ist; alsdann aber fallen sie in der nemlichen Ordnung wieder aus, wie sie hervorgebrochen sind.

Nach dem 8ten Jahre nimmt man die Hundszähne als Merkmal des Alters an; diese brechen im 4ten Jahre hervor, und sind sehr spitzig. Sie bleiben bis zum 6ten Jahre spitzig, werden alsdann nach und nach stumpfer, und im 10ten Jahre sind sie bei dem gewöhnlichen Futter ganz stumpf, und daher sehr lang, weil sich in diesem Alter das Zahnfleisch von denselben abzulösen an-

fängt. Von dieser Zeit an wird also das Alter der Pferde gänzlich ungewiß, und ein hohes Alter kann man alsdann bloß daran erkennen, wenn diese Zähne sehr lang und lose, und die Furchen des Gaumens verschwunden sind.

Ein bestimmtes Lebensziel kann man bei den Pferden nicht angeben. Je später sie ihren vollkommenen Wuchs und Größe erlangen, desto besser und älter werden sie. Ein Pferd, welches im 6ten Jahre erst sein völliges Wachsthum vollendet hat, ist 20 Jahre gut zu gebrauchen, und lebt 40 Jahre, und drüber; hingegen ein Pferd, das durch eine äußerliche oder innerliche Ursache schon im 4ten Jahre ausgewachsen ist, bleibt nur 10 Jahre gut, und wird nicht leicht über 24 Jahr alt.

Das Wiehern der unbeschnittenen Pferde, dessen Töne nach der Verschiedenheit ihrer Leidenschaften, als der Freude, des Verlangens, des Zorns, der Furcht und des Schmerzes abwechseln, und welches von Wallachen und Stuten viel seltener gehört wird, die Art ihrer Vertheidigung, das Ausschlagen mit den Hinterfüßen und das Beißen, und ihr sehr kurzer Schlaf, der oft nur 2 bis 3 Stunden dauert, sind bemerkenswerthe Eigenheiten. — Die Pferde sollen nach Linnè's Versuchen 262 Kräuter fressen, und 212 unberührt lassen.

Die Stute trägt 11, 11½, und auch 12 Monate, je nachdem sie schlecht oder gut gefüttert und gewartet wird.

Gesunde Füllen springen gleich nach ihrer Geburt, nachdem ihre Mutter durch Lecken ihre erste Zärtlichkeit bewiesen hat, auf, und suchen das Euter, und man verwehrt ihnen die erste Muttermilch nicht. Sie müssen allezeit an das Euter gehalten werden, weil sie leicht jedes Ding ergreifen, was rund ist, auch ihren eigenen Nabel, und dann sehr schwer an's Euter zu gewöhnen sind, und diejenigen, welche bei oder nach der Geburt

mutterlos werden, müssen an Stiefmütter oder Ziegen gewöhnt werden, welchen man beim Saugen der Füllen die Augen blendet. Etliche Tage bekömmt die Mutter laues Wasser mit Roggenmehl oder Weizenkleien und Salz vermischt, dann aber gewöhnlich wieder ihren kalten Trank.

Die Füllen entwöhnen sich entweder von selbst, oder werden im 5ten Monate entwöhnt. Man kann sie unterdessen in den Ställen herum laufen, und allenthalben Futter finden lassen. Wenn sie die ersten 12 Zähne vollkommen haben, so bekommen sie schon neben ihrer Muttermilch auch Häckerling, Hafer, Heu und Gras zu ihrer Nahrung. Sie müssen von Jugend auf reinlich gehalten, und täglich gewaschen werden. Wo Pferdetriften sind, kommen sie nach den ersten 14 Tagen auf die Weide, wo sie aber mit den Kühen ausgetrieben werden, erst nach einem halben Jahre. Ihr Futter im Stalle nimmt nach dem Alter zu.

Nach dem 3ten Jahre, und nicht früher, fängt man an, sie zu ihrer Bestimmung vorzubereiten. Man legt ihnen zuweilen ein Gebiß in's Maul, einen Sattel auf den Rücken, spannt sie an einen leeren Wagen, und läßt sie damit ein wenig traben. Die Reitpferde dürfen erst nach vollen 4 Jahren ordentlich beritten werden, aber die Zugpferde kann man eher an den Wagen und Pflug spannen. Jetzt ist auch die Zeit, wo sie beschlagen werden, und zwar im Winter erstlich an den Vorderfüßen, und dann das kommende Frühjahr auch an den Hinterfüßen. Man gewöhnt sie dazu, indem man ihnen zuweilen die Füße aufhebt, auf den Huf mit einem Hammer pocht, und dann für ihr ruhiges Verhalten Zucker oder Salz zu lecken giebt.

Im 2ten und 3ten Jahre werden die Pferde, besonders die herrschaftlichen, durch einen glühenden eisernen oder kupfernen Stempel an den Kinnladen, unter

den Mähnen, an den Schultern, Hinterschenkeln oder Hinterbeinen vor der Schmiede gezeichnet. Die Wunde wird mit Baumöl gestrichen und geheilet.

Ein verschnittenes Pferd heißt ein Wallach, und ist zur Fortpflanzung unfähig. — Das Englisiren, wo man den Pferden einen vorzüglichen Theil ihrer Schönheit, und ein Vertheidigungsmittel gegen den Anfall der Insekten raubt, kömmt jetzt allmählig ab. In England konnte man es einführen, weil in diesem Lande die Insekten, welche bei uns eine so große Plage der Pferde sind, nicht so häufig angetroffen werden, und man die Pferde dort alle der Reihe nach an einander spannt, wodurch sie sich mit dem langen Schwanze in die Augen schlagen könnten. Das Englisiren geschieht in einem Nothstall, und es werden ihnen im 2ten oder 3ten Jahre, 2 Zoll vom After, die Sehnen des Schwanzes rund herum zerschnitten, der Schwanz wird in die Höhe gebunden, und die Wunde mit Wundbalsam geheilt. Nach der Heilung schlägt man den Schwanz eine Viertelelle vor der Wurzel völlig ab, und der übrige Theil steht gerade aus.

Die Nutzbarkeit der Pferde ist sehr groß. Ihre Sanftmuth, welche nur gegen Feinde, und bei großen Beleidigungen in Zorn übergeht, und ihre Gelehrigkeit und Stärke macht sie zu unentbehrlichen Hausthieren. Sie dienen in der Landwirthschaft, bei den Posten, im Kriege, und beim Handel, durch Reiten, Ziehen und Lasttragen. In der Oekonomie zieht man zwar oft die Ochsen vor, weil diese auch noch, nachdem sie getödtet sind, durch ihr Fleisch nützen, allein wenn man bedenkt, daß ein Pferd dreimal mehr, als ein Ochse, verrichtet, so behalten die Ochsen nur einen Vorzug, in so fern sie in bergigen Gegenden besonders zum Pflügen wegen ihres langsamen, gewissen und anhaltenden Ganges, besser benutzt werden können, als die Pferde.

Im Reiten nützt und vergnügt das Pferd, wenn wir seinen natürlichen Gang betrachten, in Gegensatz des künstlichen, der ihm auf der Reit-Bahn gelehrt wird:

1. durch seinen Schritt, wo zuerst der rechte Vorderfuß, hierauf der linke Hinterfuß, alsdann der linke Vorderfuß, und zuletzt der rechte Hinterfuß aufgehoben wird.
2. durch seinen Trab, wo der rechte Vorderfuß und der linke Hinterfuß zu gleicher Zeit, darnach der linke Vorderfuß und der rechte Hinterfuß ebenfalls in einem Augenblick aufgehoben werden; und endlich:
3. durch den Galopp, welches eine Art von Springen ist. Der linke Hinterfuß kömmt hierbei zuerst auf die Erde zu stehen, um dieser wankenden Bewegung zu einem Ruhepunkte zu dienen, hierauf hebt sich der rechte Hinterfuß mit dem linken Vorderfuß zugleich in die Höhe, und diese beiden kommen auch wieder zu gleicher Zeit auf die Erde, zuletzt wird der rechte Vorderfuß, welcher gleich nach dem linken Vorderfuß und rechten Hinterfuß aufgehoben wird, wieder nieder gesetzt.

Es giebt aber auch Pferde, welche von Natur einen sonderbaren Gang haben, der einen Mittelgang zwischen dem Trabe und Schritt ausmachet, und

4. der Paß genannt wird. Das befremdendste hierbei ist, daß bei einem Schritte die beiden Schenkel der einen Seite, z. B. der rechte Vorder- und Hinterschenkel zugleich sich fort bewegt, und daß hierauf die beiden linken Schenkel im Fortschreiten den zweiten Schritt ausmachen. Dieser geschwinde Gang ist für den Reiter sehr bequem, weil er nicht stößt, mattet aber das Pferd ab, und soll auch nur schwachen Pferden besonders eigen seyn.

Die Englischen Pferde sind wegen ihrer außerordent-

lichen Schnelligkeit im Laufen sehr berühmt. Man hat Beispiele, daß ein Wettrenner in 22 Minuten einen Weg von einer deutschen Meile zurückgelegt hat. Ein starkes Thüringisches Pferd fährt 10 bis 12 Zentner Fracht.

Das Fleisch wird von den Europäischen cultivirten Völkern gewöhnlich nicht gegessen, aber die südlichen Polen, welche wilde Gestüte haben, jagen die Pferde, und essen sie, und die Kalmücken, Tataren, und die Neger an der Küste von Guinea finden ihr Fleisch sehr schmackhaft, und den Kopf besonders delikat.

Die frische Pferdemilch ist erfrischender, als jede andere. Die Tataren und Kalmücken trinken die saure täglich, als ihren gewöhnlichen Trank. Sie machen auch aus derselben ein berauschendes Getränk, Kumiß genannt, und gute Käse.

Mit den Vorderzähnen, welche in Holz eingefaßt werden, glättet der Buchbinder das Papier und die Bücherdeckel, und die Backenzähne können, wie die Backenzähne der Elephanten, verarbeitet und polirt, und zu ausgelegter Arbeit verbraucht werden, da sie alsdann wie Agath aussehen. — In Irland macht man schöne Knöpfe daraus.

Das Kammfett, das die Abdecker vom Hals des Pferdes ausschmelzen, wird von den Gerbern, Schustern, und in der Oekonomie gebraucht, um das Leder geschmeidig zu machen, und zu erhalten. Die Urinblase macht man zu Tabacksbeuteln und zu großen Bällen, und verbindet auch Gläser und Flaschen damit.

Die Pferdehaut wird zu Sohlen- und Riemenleder, zu Juften und ächtem orientalischen Chagrain gegerbt.

Die Sehnen hinten am Fuße kaufen unter dem Namen der Roßadern die Sattler und Orgelbauer, welche letztere sie zum festen Verbinden der Falten an den Orgelbälgen brauchen.

Die Pferdehaare werden auf verschiedene Art genutzt.

Aus den Haaren der Mähne und des Schweifes macht man Schlingen, um Vögel zu fangen, Bezüge auf Geigenbogen, Halsbänder, Armbänder, Knöpfe, Haarsiebe u. s. w. Die gesottenen Pferdehaare geben die weichsten Betten, besonders wenn man Stahlfedern dabei anbringt. Sie werden auch zur Ausstopfung der Buchdruckerballen verbraucht. Die kurzen Haare der Haut werden zu Pinseln, Hüten, Bürsten, Seilen, zu Matratzen, welche keine Feuchtigkeiten an sich ziehen, zu Ausstopfung der Sättel, Polster, Kissen, Stühle, und anderer Möbel verbraucht.

Der Roßschweif ist in der Türkei ein Ehrenzeichen des Kaisers und der Großen. Aus dem Hufe werden Kämme, und verschiedene Dinge vom Horndrechsler verfertiget. Sonst wird er calcinirt zum Berlinerblau verwendet, oder geraspelt auf die Aecker gestreut.

Der hitzige Pferdemist taugt nur auf zähen, kalten Thon- und Leimenfelder mit vielem Stroh, thut aber in Mistbeeten gute Dienste, und wo man Gewächse schnell treiben will.

Gedörrter Pferdemist, mit Kleien vermischt, soll in der Hornseuche und Lungenfäule der Schaafe eine Arzenei seyn.

Der Pferdemist wird gebraucht, um das Blei zu Bleiweiß zu machen, indem man die Töpfe, in welchen Essig und Blei ist, in denselben verscharret; der durch seine Hitze dünstende Essig zerfrißt das Blei, und verwandelt es in Bleiweiß.

Die Aegyptier um Kahira gebrauchen den Ruß von gebranntem Pferdemiste zu Salmiak. Man kann auch mit diesem Miste die Maulwurfsgrillen (Gryllotalpa) vertreiben. Mit Leimen, Salzwasser, ungelöschtem Kalk, Ziegel- und Glasmehl, Hammerschlag, Feilspänen, Kuhhaaren, frischem Rinderblut und Wasser gemischt, giebt er einen sehr dauerhaften Ofenkitt (lutum sapientiae).

### Der Dſiggetai. (Equus hemionus.)

Dſiggetai oder Dſikketai, bedeutet Langohr, und bezeichnet ein mit dem Pferde und Eſel nahe verwandtes Thier, welches, dem Anſehen und der Größe nach, dem Mauleſel gleicht. Den Nacken ziert eine kurze aufrecht ſtehende Mähne, und den Scheitel ein ¾ Zoll langer Haarbüſchel. Das Fell des Thieres iſt im Winter bräunlich grau, langhaarig und ſanft; im Sommer verändert ſich die Farbe, und das Haar iſt kürzer. Ueber den Rücken läuft ein ſchwärzlich rother Strich. Die waldloſen unermeßlichen Steppen und Wüſten des hohen Mittelaſiens ſind die Heimath des Dſiggetai. Er läuft ſo ſchnell, daß das flüchtigſte Pferd ihn nicht einholt, und iſt ſo ſcheu vor dem Menſchen, daß es äußerſt ſchwer hält, ihn zu erlegen. Alte laſſen ſich gar nicht fangen; Junge, welche man einfing, wollten ſich ſchlechterdings nicht bändigen laſſen. Gewöhnlich ſtreifen 6 bis 8, auch mehrere Dſiggetai's unter Anführung eines Hengſtes umher. In der Lebensart gleichen dieſe Thiere völlig den wilden Pferden und Eſeln.

### Der Eſel. (Equus Asinus.)

Er hat lange Ohren, über den Schultern ein ſchwarzes Kreuz, und nur am Ende des Schwanzes ſchwarze Haare.

Des Eſels eigentliches Vaterland iſt nicht bekannt, ob man gleich nicht ohne Grund den wärmern Theil Aſiens dafür hält. In der Tartarei lebt er noch jetzt, unter den Namen Kulan, in ganzen Heerden wild, iſt etwas größer, ſchlanker, und weit ſchneller, als unſer zahmer, ſonſt aber an Bildung und Farbe, die aſchgrau iſt, wenig von ihm verſchieden. Er zieht von da im Herbſte in unzähligen Heerden ſüdlich gegen Indien und Perſien, und überwintert daſelbſt. Man ſagt, daß unſer Eſel aus Arabien nach Griechenland, von da nach Italien, von

hier aus nach Frankreich, und aus diesem Lande endlich nach Deutschland zu uns gekommen sei. Kältere Gegenden, als unser Deutschland, kann er nicht wohl vertragen. In Thüringen wird er nur in bergigen Gegenden von den Müllern und Landleuten zum Lasttragen gebraucht.

Da er nicht die schöne Bildung, nicht den ansehnlichen Wuchs, noch das Feuer des Pferdes hat, so ist er in Deutschland, und fast überall, ein Gegenstand der Verachtung und des Spottes, welches er doch wegen seiner Güte, Geduld, Genügsamkeit, und vorzüglichen Nutzbarkeit wirklich nicht verdient. Der große und schwere Kopf, die langen schwankenden Ohren, der breite und dicke Hals, die schmale Brust, der fast schneidende Rücken, die Hüften, welche höher sind, als das Vorderroß, das platte Kreuz, der kahle Schwanz, die engen Hinterschenkel, machen unstreitig, daß er, neben dem stolzen und schönen Pferde, eine demüthige und plumpe Rolle spielen muß. Doch findet man in Arabien Esel, die wegen ihrer Schnelligkeit, wegen ihres Muths, ihrer Stärke und Schönheit sehr hochgeschätzt werden. Sie haben ein glattes Haar, einen hohen Kopf, leichte Schenkel, und werden zum Reiten gebraucht. Auch Italien bringt schon so schöne Esel hervor, die man mit hundert Thalern und drüber bezahlt. Vielleicht kommt die üble Gestalt, Faulheit und Trägheit unserer Art daher, daß sie unser rauhes Futter und unsere Luft nicht gewohnt werden können; denn die Erfahrung lehrt, daß ihre Größe von dem Himmelsstriche abhängt, unter welchem sie wohnen; je kälter und rauher dieser ist, desto kleiner und schwächer fallen die Esel aus.

Mit dem Pferde hat der Esel, wie bekannt, die größte Aehnlichkeit. Seine Hauptunterscheidungszeichen sind die langen Ohren, der schwarze Streif über dem Rücken, mit dem Querstreifen über den Schulterblättern, welche beide die Figur eines Kreuzes bilden, und der

glatte, am Ende mit einem Haarbüschel versehene Schwanz. Der dicke Kopf hat lange breite Ohren, die sich nach dem Schall, wohin sie wollen, langsam bewegen. Die Augen stehen an der breiten Stirn weit von einander, und ihr Blick ist traurig, die Lefzen sind dick und herabhängend. Die Anzahl seiner Zähne ist sechs und dreißig, und er wechselt sie, wie das Pferd. Der Hals ist lang, steht stets gerade ausgestreckt, und ist mit kurzen Mähnen behangen. Der Rücken ist gebogen, und der Bauch unförmlich breit. Die schlanken Beine, die schönsten Gliedmaßen am ganzen Esel, haben einen grauen Huf.

Sein dickes Fell ist mit langen, unansehnlichen, steifen, etwas gekräuselten Haaren überzogen. Die Farbe ist sehr verschieden. Eigentlich ist sie ein besonderes grau, das man das Eselgrau nennt. In den Weichen ist er weiß oder weißlicht, an dem Halse und den Füßen mit einigen schwarzen Linien, und auf dem Rücken mit einem schwarzen Kreuz versehen. Sonst giebt es mausefahle, aschgraue, bläuliche, rothe, schwarze, bräunliche, schmutzig weiße, und mit allen diesen Farben gefleckte Esel.

Die unangenehme Gestalt hat ihnen die Natur durch ein gutes Gesicht, vortreffliches Gehör, und außerordentlichen Geruch zu ersetzen gesucht. — Sie erlangen ein Alter von 36 Jahren. — Ihre Affekte drücken sie durch ein ängstlich ausgestoßenes, fürchterlich klingendes Hinhan-Geschrei aus, das wechselsweise aus hohen Tönen in tiefe, und aus tiefen wieder in hohe übergeht. Die Eselinn schreit höher und schärfer; der verschnittene Esel aber tief und schwach. Ihr Knochengebäude ist dem des Pferdes völlig gleich.

Die schlechte Erziehung und Sorgfalt, die man auf diese verrufenen Thiere wendet, verringert allerdings ihre Fähigkeiten. In ihrer Jugend sind sie aufgeräumt, wälzen und überschlagen sich muthwillig auf der Erde, und machen vielerlei possierliche Wendungen und Sprünge,

trottiren und galoppiren; im Alter aber verwandelt sich diese Lustigkeit, durch die schweren Arbeiten und elende Kost, in Schläfrigkeit und Furchtsamkeit, und wenn sie sich dann wälzen, so geben sie damit zu erkennen, daß ihnen die Haut von verschiedenen Unreinlichkeiten jucke, und daß sie reinlich gehalten seyn wollen. Ueberhaupt sind sie vor allen Thieren demüthig, geduldig und gelassen. Alle Züchtigungen ertragen sie ohne Widerwillen, aber die Wirkung derselben ist auch von kurzer Dauer. Sie verabscheuen allen Koth und Nässe, und können nur mit derben Schlägen durchs Wasser getrieben werden; allein man bemerkt mit Vergnügen, wie die natürliche Liebe der Mutter zu ihren Jungen auch dieser natürlichen Scheu widersteht, denn sie watet durch den tiefsten Fluß, ja fürchtet auch das Feuer nicht, wenn sie dieselben in Gefahr glaubt. Seinen Treiber kennt der Esel unter tausend Personen, und gewöhnt sich so an ihn, daß er ihn von weitem spürt, und aufsucht. Sein Gedächtniß lehrt ihn den Weg, den er einmal gewandert ist, ohne Irrthum wieder finden. Er ersteigt mit der größten Sicherheit und den größten Lasten die steilsten Berge, und geht, ohne zu straucheln, unbeschlagen über glatte Eisflächen. Ueberladet man ihn, so giebt er dies durch Senkung des Kopfs und der Ohren, Aufsperren des Mauls, und Einziehung der Lefzen zu erkennen. Blendet man ihm durch eine Binde die Augen, so bleibt er stracks steif auf seinem Platze stehen, und legt man ihn mit einem Auge auf die Erde, und verdeckt ihm das andere, so bleibt er auch in dieser Lage wie todt hingestreckt. Er schläft noch weniger, als das Pferd, und nur vier Stunden des Tages, besonders legt sich der brünstige Esel, und die trächtige Eselinn nicht eher, als bei der größten Mattigkeit, zur Ruhe. —

Der Nutzen dieses so gering geachteten Hausthiers ist sehr bedeutend. Auf dem schöner gewachsenen und

flüchtigeren Esel wird in wärmern Gegenden geritten, und in gebirgigen Gegenden ist der schwere, träge Landesel dem Müller und Landmann, der Lasten durch steile und gefährliche Wege fortschaffen soll, fast unentbehrlich. Er trägt eine Ladung von 3 Zentnern und mehr, von einem Knaben regiert, sicher an ihren Bestimmungsort, und kann daher unter allen Thieren, nach Verhältniß seiner Größe, die schwerste Last tragen. Im trocknen, leichten und sandigen Boden zieht er auch den Pflug. Ueberhaupt schreitet, trabet und galoppirt er, wie ein Pferd, nur daß alle diese Bewegungen klein sind, und weit langsamer geschehen.

Die Milch der Eselinn, welche der Menschenmilch am nächsten kommt, ist leicht zu verdauen, nahrhafter als andere, hat schon manchem Schwindsüchtigen das Leben gerettet, und wird in mehreren Krankheiten, weil sie dünn, nicht fett, nicht käsig, und schwachen Mägen dienlich ist, sehr heilsam gebraucht. Auch werden aus derselben die wohlschmeckenden Parmesankäse gemacht.

Das Fleisch der Keulen vermischt man mit anderm Fleisch zu den schmackhaftesten Cervelatwürsten, ja das junge Eselsfleisch hält man in einigen Städten Italiens für eine Delikatesse.

Seine Haut wird zu vielerlei Gebrauch vom Weiß- und Rothgerber gahr gemacht, und giebt vorzüglich Chagrin, Pergament, Siebe, Tommelfelle, und sehr dauerhafte Schuhe. Die Haare können gesponnen, und zu allerhand Fütterungen, z. B. der Stühle genutzt werden.

Der Mist ist eine gute Düngung in feuchtem, schweren, kalten, kiesigen Boden, und er ist der einzige Dung, den man frisch brauchen kann, da alle andere Dünggattungen erst einige Monate liegen, und sich verzehren müssen, ehe sie in ihre erste Nahrungstheile zerfallen.

In der Medizin leistet der Esel keinen Nutzen mehr, als durch seine, den Brustkranken sehr heilsame Milch. —

### Das Maulthier (Mulus) und der Mauleſel (Hinnus).

Vom Pferde und Eſel entſpringen zweierlei Baſtarde, die von großer Dauerhaftigkeit und Stärke ſind, ſich aber nicht fortpflanzen. Das gemeine Maulthier iſt vom männlichen Eſel gezeugt, und von der Stute geworfen. Das andere iſt der Mauleſel, der vom Hengſte gezeugt, und von der Eſelinn geworfen iſt. Beide Arten brauchen, wie der Eſel, vier Jahre zu ihrem völligen Wachsthume, haben, wie dieſer, ſechs und dreißig Zähne, die den Pferdezähnen gleichen, und eben ſo, wie jene, das Alter der Thiere anzeigen, ſind dauerhaft, ſtark, geſund, und nicht den Schwachheiten der Pferde unterworfen. Sie tragen ſchwere Bürden von vier Zentnern und darüber, gehen in bergigen Gegenden ſicherer, und kommen beſſer fort, als die Pferde. Bei Armeen ſind ſie daher vorzüglich gut zu gebrauchen. Sie können zwanzig bis dreißig Jahre gute Dienſte thun. — Man erhält ſie in der Fütterung ſehr wohlfeil. Bei einer Miſchung von Pferde- und Eſelskoſt und klarem kaltem Waſſer zum Tranke befinden ſie ſich ſehr wohl.

### Das Zebra. — Der Quagga.

Sind beide in Südafrika zu Hauſe. Das erſtere iſt dem Pferde ſehr ähnlich, aber kleiner, letzteres aber ſoll größer und ſtärker ſeyn, als ein Pferd.

Das Zebra hat auf weißem Grunde regelmäßige, ſchmale und ſchwarzbraune Streifen, die dem Thiere ein ſchönes Ausſehen geben. Wenigſtens iſt der Quagga, obwohl er auch ſehr ſcheu, und dabei ſo muthig iſt, daß er es mit Panthern aufnimmt, bald gezähmt, und zum Ziehen und Reiten abgerichtet, und geht mit andern Thieren friedlich auf die Weide. —

Die Zebra's findet man in vielen Gegenden des innern Afrika's, in Congo, Angola, bis gegen das Vorgebirge der guten Hoffnung hinab. Sie leben in Heerden bei-

sammen, und weiden wie die Pferde, deren Nahrung auch die ihrige ist. Sie sind so wild und unbändig, daß man sie nur mit großer Mühe zähmen kann. Sie laufen außerordentlich schnell, nehmen mit schlechterem Futter vorlieb, als die Pferde, und wiehern, wie diese.

Die Karakterschilderung, die Barrow von dem Zebra liefert, weicht in manchen Stücken von der obigen ab. Man hat sogar von dem Zebra allgemein behauptet, es sei so heimtückisch und unlenksam, daß es niemals ganz vollkommen zahm gemacht werden könne. Diese Meinung rührt vielleicht von einigen unvollkommenen Versuchen her, die nachtheilig ausgefallen sind. Will man in dem Versuche, Thiere zu zähmen, die von Natur wild und schüchtern sind, glücklich seyn, so muß man mehr Geduld und Ausdauer, mehr Thätigkeit und Geschicklichkeit besitzen, als ein Holländischer Landmann hat. Solche Thiere ertragen Schmerzen weit ungeduldiger, als diejenigen, die schon gelehrig, und an die Grausamkeiten der Menschen gewöhnt sind. — Bei dem Landdrosten von Swellendam sah Barrow ein weibliches und ein männliches Zebra, die beide, so lange sie jung gewesen, und gewartet worden waren, sanft und gelehrig gewesen seyn sollen; allein durch Vernachlässigung, und wahrscheinlich auch durch das Quälen und Martern, außerordentlich falsch geworden waren. Ein Englischer Dragoner bestand durchaus darauf, auf dem Weibchen reiten zu wollen. Er setzte sich daher auf dasselbe, allein es schlug hinten aus, stürzte nieder, und blieb liegen. Dies half ihm aber nichts. Der Dragoner blieb sitzen. Endlich wurde es wild, sprang vom hohen Flußufer hinunter, und warf ihn ins Wasser; da er sich aber am Zügel fest hielt, so hatte es ihn nicht sobald wieder an's Ufer gezogen, als es ruhig zu ihm hinging, den Kopf nach seinem Gesicht hinunter streckte, und ihm ein Ohr wegbiß.

Levaillant sah ein Dutzend Zebra's beisammen,

die

die am Fuße eines Felsens Schutz vor dem Winde suchten, und sich in der Sonne wärmten. Die Stelle, wo er sich befand, war sehr vortheilhaft für ein Echo gelegen, durch welches sie sich täuschen ließen. Sie glaubten nemlich, der Knall, den man durch einen Schuß erregte, käme oben vom Berge herab. Sie stürzten daher in vollem Galopp oben vom Felsen herunter, und liefen gerade auf Levaillant und seine Leute zu. Als sie dieselben aber bemerkten, wendeten sie sich um, und waren in kurzem aus ihren Augen verschwunden. Nur ein Weibchen, das entweder nicht so scheu, oder allzu müde war, um die Höhe erklettern zu können, entfernte sich von den Uebrigen, und lief im Thale weiter. Man umringte dasselbe, und fing es in einer Schleife. Levaillant ließ es an den Schweif seines Pferdes binden, und es mußte ihm folgen. Anfangs ging es ganz ruhig; allein nach einem Wege von hundert Schritten fing es an, dem Pferde einen Ruck nach dem andern zu geben, entweder weil es der Anblick der Hunde beunruhigte, oder weil ihm seine Wunden mehr zu schmerzen begannen. Das Pferd schlug nun hinten aus, und dies war die Ursache, daß sich das Zebra bäumte. Levaillant verlohr hierüber die Geduld, und entschloß sich daher, das Zebra selbst zu reiten. Um sich vor den Bissen desselben zu sichern, ließ er ihm einen Maulkorb anlegen; dann machte er es von seinem Pferde los, und sprang ihm auf den Rücken. Es leistete nur geringen Widerstand, und zwar weniger, als ein noch nicht dressirtes Pferd gethan haben würde. Es dauerte nicht lange, so ging es eben so ruhig, als sein Pferd, und auf diese Art ritt er es über eine Stunde weit.

## VI. Bisulca. (Pecora.)

### Das Arabiſche Kameel. (Camelus.)

Die Ordnung der wiederkäuenden Thiere mit geſpaltenen Klauen enthält die wichtigſten Hausthiere. Das Arabiſche Kameel, von den Alten und den Naturhiſtorikern Dromedar genannt, iſt vielleicht das ſonderbarſte, und zugleich nutzbarſte Thier in der Natur. Ausgewachſen iſt es 8 — 9 Fuß hoch, und von der Naſenſpitze bis zur Wurzel des Schwanzes zehn bis zwölf Fuß lang. Sein Körper iſt verhältnißmäßig zu ſeiner Höhe klein. Der Hals hat in der Form mehr Aehnlichkeit mit dem einer Gans, als mit dem irgend eines andern Thieres; er iſt lang und dünn, und ſcheint aus dem untern Theile ſeines Leibes zwiſchen den Vorderbeinen hervorzukommen. Es hebt ſeinen Kopf bis zur Höhe ſeines Rückens, und ſteckt die Naſe horizontal voraus, ſo daß ſein Geſicht gerade aufwärts ſieht, und das Naſenbein mit dem Zipfel des Büſchels auf ſeinem Rücken in gleicher Höhe iſt. Der Kopf iſt klein; die Ohren ſind kurz, und die Augen vielfarbig, vom Schwarzen bis faſt ins Weiße fallend, glänzend, und wenig Klugheit verrathend. Ihre Lage an den Seiten des Kopfs iſt von der Art, daß das Thier zugleich rückwärts und auf beide Seiten ſehen kann. Der Schwanz iſt kurz, hat am Ende einen kleinen Haarbüſchel, und hängt herab, gleich dem einer Kuh. Die Beine ſind lang und dünne, die Gelenke überaus ſtark und feſt. Die Füße des Kameels ſind ungefähr wie die eines Ochſen geſpalten, doch hat es keinen Huf, ausgenommen an der äußerſten Spitze der Zehen, im übrigen ſind ſie bloß mit Haut bedeckt, und weich. Seine Fußſohlen ſind nicht dicker, als ſtarkes Sohlenleder. Es hat mehrentheils eine helle Aſchfarbe, doch giebt es Verſchiedenheiten von dieſer bis zum dunklen, zuweilen auch röthlichen Braun. Viele haben weiße Flek-

ken oder Streifen am Vorkopf und verschiedenen Theilen des Leibes. Das Haar ist kurz und fein, gleich der zartesten Wolle, deren Stelle es bei den Arabern vertritt, indem sie ihre Zelttücher und groben Kleidungsstücke daraus verfertigen. Man zieht es aus; sonst fällt es einmal im Jahre ab. Um den Hals und den Höcker hängt das Haar acht bis zehn Zoll herab. Der hohe Höcker auf seinem Rücken erhebt sich von den Schultern, läuft im Mittelpunkte des Rückens spitzig zu, und allmählig bis zu den Hüften herab. Dieser Höcker ist einen bis zwei Fuß hoch über dem Rückenknochen; doch ist er weder an dem Rücken noch an dem ganzen Körperbau des Thieres befestigt, so daß die Araber, beim Abziehen der Haut, den Höcker mit herabziehen. Dieser ist größer, oder kleiner, je nachdem das Kameel fett oder mager ist; wer ein Kameel ohne Sattel reitet, ist genöthigt, sich hinter den Höcker zu setzen, wo die Breite des Leibes des Reiters Beine sehr auseinander dehnt, und ihn überdieß nöthigt, um nicht über den Schwanz herab zu fallen, sich mit beiden Händen an den langen Haaren des Höckers festzuhalten.

Das Kameel ist ein äußerst folgsames Thier. Auf Befehl seines Herrn legt es sich auf den Bauch nieder, indem es zuweilen wie ein Schaf die Beine unter sich zusammen legt. So bleibt es liegen, um seinen Reiter, oder seine Ladung aufzunehmen, erhebt sich aufs Wort, und schreitet mit der äußersten Lenksamkeit und Gutmüthigkeit auf dem Wege fort, auf dem man es treibt.

Die Araber lassen den Kopf des Kameels ganz frei, ohne es zu zäumen, und regieren es bloß durch Worte, durch den Zungenschlag, und durch einen Stock. Es wiederkäuet gleich dem Rindvieh, und hat keine Vorderzähne in dem Oberkiefer, allein die Lippen sind lang und rauh, so daß es ohne alle Beschwerde das harte Strauchwerk fassen kann, wovon es sich nähren muß. Das Ka-

meel scheint von der Natur bestimmt zu seyn, in Wüsten zu leben. Es ist geduldig, schnellfüßig, stark und muthig; es kann besser, als irgend ein anderes Thier, Hunger und Durst leiden, und schreitet mit eben so großer Leichtigkeit durch den tiefsten Sand, als über Felsen. Die Naturkundigen sagen, es habe, außer den 4 Mägen, die allen wiederkäuenden Thieren gemein sind, einen fünften Beutel, der bloß zum Wasserbehälter diene, ohne daß das in demselben aufbewahrte Wasser sich mit den übrigen Nahrungsmitteln vermische. Allein dies ist ein Irthum. Die größten, wenn sie lange ohne Wasser gewesen sind, trinken wenigstens zwei Tonnen auf einmal, und kommen nicht um, wenn sie auch in zwanzig Tagen keinen Tropfen wieder erhalten. Reisende, die sich in einem der heißesten und dürresten Theile der großen westlichen Wüste befanden, wo kaum ein grünes Blatt oder Strauch zu finden war, versichern, daß diese Thiere, ohne vor Durst zu sterben, dreißig bis vierzig Tage ungetränkt bleiben können.

Das Kameel wird vom Araber für heilig gehalten. Eine Last von mehrern Zentnern trägt es ihm mit Sicherheit und Schnelligkeit, durch Wüsten, unzugänglich für jedes andere Thier. Auf dem Kameel entflieht der wandernde Araber mit seiner Familie queer durch die spurlose Wüste dem verfolgenden Feinde, und legt, wenn er will, mehr als 15 Meilen in Einem Tage zurück. Die Milch dieses Thieres ist Speise und Trank für die ganze Familie. Des Nachts füllt es seinen Magen mit den elenden Blättern der Dornensträuche, dem einzigen Gewächse, welches in dieser ödesten aller Gegenden die Natur hervorbringt. Das Fleisch der Kameele gewährt ein gutes Nahrungsmittel, und das der Jungen wird dem Kalbfleisch vorgezogen. Das Kameel wirft ein Junges, und zwar gewöhnlich alle 2 Jahre. Die Zeit der Trächtigkeit ist ein Jahr. Während der Brunst

ist das Kameel äußerst boshaft, so daß niemand sich nähern darf.

Die Ladung, welche man einem Kameel auflegt, beträgt 12 Zentner, doch übersteigen viele Ladungen dieses Gewicht, und eine starke Ladung wiegt über 15 Zentner. Dies ist die nemliche Gattung von Kameelen, deren man sich in der Barbarei, und in der Wüste bedient. Sie sollen in 6 bis 8 Jahren ihr völliges Wachsthum erreichen, und oft 50 bis 60 Jahr alt werden.

---

Das Kameel ist ein starkes Gebäu auf hohen Beinen. Der kleine Kopf auf dem langen Halse, die längliche Schnauze mit der hasenförmig gespaltenen überhangenden Lefze geben bei dem Buckel, bei dem zottigen Haarwuchs, und den übelgestalteten Beinen, dem Ganzen ein überaus widriges Ansehen. Der Fuß ist aber trefflich für die Sandwüsten eingerichtet. An dem runden Ballen, der mit einer nachgebenden, weichen, schwieligten Haut gepolstert ist, treten zuletzt zwei kleine Klauen, oder vielmehr Hufe hervor; hierdurch ist er also nur wenig gespalten, erhält aber dennoch durch jene Klauen größere Festigkeit im Tritt, greift fester in dem Boden ein. Hätte die Natur dem Kameele die Sohle ganz mit gespaltenem Hufe ausgefüttert, also mit Horn überzogen, wie z. B. bei der Antilope, so würde wahrscheinlich dieses Horn, wenn es fortgesetzt gegen den glühenden Kieselsand der Wüsten gerieben würde, bald wie verbrannt zerfallen, und vernichtet werden; bildete hingegen die untere Sohle kein rundes Ganze, und wäre sie nicht mit weicher Schwiele versehen, so drückte sich der, oftmals aus kleinen abgerundeten Kieseln durchaus bestehende Boden, nicht hinreichend ein; daher wäre sein Gang minder sicher.

Auch die Höhe der Beine ist für dieses Erdreich sehr zweckmäßig. Oftmals sinkt das an sich selbst schwere, und überdies belastete Thier, in den nachgebenden Sand

auf zwei Fuß tief hinein; ohne jene, freilich dem Auge nicht angenehme Höhe der Beine, reichte der Bauch selbst bis auf den Boden, und das Kameel vermöchte es nicht, sich wieder in die Höhe zu arbeiten. Bei solchen Anstrengungen mag ihm denn auch, wie Golberry glaubt, der lange Hals gleich einem Hebel dienen, vermöge dessen es sich im Gleichgewichte erhält; ja man könnte behaupten, daß das Thier sich durch gehöriges Hinlehnen und Vorstrecken des Kopfs an dem langen Halse einen stärkern Schwung zum Emporkommen zu geben im Stande sei.

Nicht minder wichtig sind dann die schwieligten Polster, wovon sich an den Vorderfüßen 4, und 2 an den Hinterfüßen finden, nemlich an den Gelenken des Ellenbogens und des Kniees der Vorderbeine, in der Gegend der Kniescheibe, und hinten an den Kniekehlen; freilich geben sie dem Kameele ein widriges Ansehen. Ein ähnliches hartes, aber großes schwieligtes Polster bedeckt auch vorne die Brust. Diese Einrichtung ist dem großen, schweren Thiere beim Niederlegen fast von unumgänglicher Nothwendigkeit. Das Kameel legt sich nicht, wie das Pferd oder das Rindvieh, auf die Seite; es huckt nieder, und zieht die Beine unter sich. Nur dadurch kann es, ohne sich zu verletzen, niederhucken, da beim Mangel dieser Schwielen der Sturz des unbehülflichen Thieres zur Erde von üblen Folgen seyn würde.

Freilich mag die Erziehung hiezu viel beitragen; denn wir kennen das wilde Kameel, welches in Heerden in der großen Tatarei, unfern der Wüste Cobi und in derselben umherzieht, nicht hinreichend. So weit uns die beiden Kameelrassen bekannt sind, ist diese Einrichtung dem Thiere eben so wohlthätig, als seinem Herrn.

Bewundernswerth ist es, daß das in dem Magen befindliche, in größter Menge eingenommene Wasser sich sehr viele Tage hindurch frisch erhält.

Die Natur gab dem Thiere die größte Genügsamkeit, so daß es sich mit den schlechtesten Pflanzen sättigt. Die dürrsten Dornen und Disteln sind ihm, selbst in geringer Quantität, zu seinem Unterhalte hinreichend.

Ist daher die von der Sonne verbrannte Distel und Heide der Wüste in jenen ersten Mägen völlig durch Trockniß wie versteinert, hat der Himmel dieser Wüsten viele Wochen hindurch jede Feuchtigkeit versagt, dann zwingt die wunderbare innere Mechanik des Thiers das zuvor in jenem letzten großen Behälter aufbewahrte Wasser in die Höhe, jenes vertrocknete Kräuterwerk wird getränkt, erweicht, und in einen Brei verwandelt, zum eigentlichen Verbrauch der thierischen Oekonomie. Dieser Brei dringt nun in das Gedärm, wo dann die feineren Flocken der Eingeweide die Nahrungsmilch daraus zu ziehen im Stande sind. Zu diesen körperlichen Eigenschaften denke man sich nun die Sanftmuth, das Nachgeben und die Gelehrigkeit des Kameels.

Diese verstand dann der Mensch, auf die für ihn vortheilhafteste Art, bereits seit Jahrtausenden zu benutzen.

Schon von der zartesten Jugend an macht er das gutmüthige Thier zum Lastträger. Kaum einen Monat alt, wird das junge Kameel von seiner Mutter getrennt. Man theilt ihm dann nur spärlich seine Milch zu, und zwingt es zur Enthaltsamkeit. Bald darauf beugt man ihm die Beine unter den Leib, und gewöhnt es dadurch zu derjenigen Stellung, die das Thier annehmen muß, wenn es beladen werden soll. Den Körper bedeckt man mit einem Teppich und mit einem Stück eines Zeltes, so daß ihm allein der Kopf und der Hals frei bleiben. Um ihm das Aufstehen zu verbieten, hangen am Rande dieser Decken mehrere schwere Gewichte herab.

Vier Monate hindurch dauert diese grausame Stellung. Nach dieser Zeit erlaubt man den jungen Kameelen zwar, sich öfter aufzurichten, und umher zu gehen,

allein nur in eigenen Hürden. Hieher kommen die Kinder der Mauren von etwa 9 bis 10 Jahren, um ihnen täglich zweimal Futter, nemlich Kameelsmilch mit Waſſer verdünnt, zu bringen.

Da ſie ihre jungen Wärter bald kennen lernen, ſo ſammeln ſie ſich bei ihrem Eintreten in die Hürde um ſie herum. Allein auch dieſe ärmliche Nahrung wird den Thieren nur bedingungsweiſe zu Theil. Die jungen Mauren, in der einen Hand die Schaale mit Milch, in der andern eine Ruthe, ſchlagen die Kameele an die Beine, und dieſe ſind verſtändig genug, dieſem Zeichen zum Niederkauern ſofort zu gehorchen. Nur erſt in dieſer Stellung wird ihnen dann die Milch gereicht. Wie würde es auch ſonſt dem Menſchen gelingen, dies hochbeinige Thier zu beladen, und die Waaren darauf gehörig zu befeſtigen.

Zu gleicher Zeit gewöhnt man das willfährige Thier, ſich mit ſchwerer Ladung belaſten zu laſſen, und zwar ſtets in zunehmendem Verhältniß. Je nach der Stärke des Kameels und nach dem Alter bringt man es endlich dahin, daß man einem ausgewachſenen Kameele bis auf 12 Zentner, ja, wie Tavernier behauptet, bis auf 1500 Pfund zum fortbringen aufladen darf; wahre Frachtwagen, oder, wie die Araber ſagen, Frachtſchiffe der Sandmeere. Es kommt aber viel darauf an, daß das Gewicht mit den Jahren und Kräften des Kameels übereinſtimme. Das Thier wird nur erſt nach dem fünften, mindeſtens dem vierten Jahre als Laſtthier benutzt; und zwar ſodann mit der größten Schonung, denn nur im ſechsten Jahre ſieht man es für volljährig an, und giebt ihm die ganze Ladung.

Auch fühlen die mehreſten Kameele genau ihre Ladung. Legt man ihnen zu viel auf, ſo erheben ſie ſich nicht ohne große Anſtrengung, ja ſie verſagen das Aufſtehen wohl gänzlich.

Die Mauren, sagt Golberry, verstehen sich genau auf die Jahre der Thiere, allein sie lehren diese Zeichen keinem Fremden. Am schwersten ist es, ein vier- oder fünfjähriges von einem achtjährigen zu unterscheiden; vor und nach diesen Jahren entdeckt man ihr Alter leichter.

Das Kameel hat einen dreifachen, ja vierfachen Gang. Außer dem Schritt, dem Trott, und dem Galopp, bewegt es sich noch im Paß, indem es beide Beine der einen Seite zugleich aufhebt. Dieser Paß ist sein gewöhnlicher Gang. Begreiflich fällt es also hiedurch stets von der ganzen einen Seite auf die andere. Jede Art des Ganges ist bei diesem hochbeinigen und schweren Thiere ungleich ermüdender und angreifender, als bei dem Pferde. Pallas war kaum im Stande, den Trott des Kameels auszuhalten, und Golberry (beide waren des Reitens sehr gewohnt) sagt, daß er es durchaus nicht vermocht habe, länger, als eine Viertelstunde diesen Gang zu ertragen; um sich auszuruhen, setzte er sich auf ein Arabisches Pferd.

Dennoch ist die Ausdauer des Kameels abermals eine neue wichtige Wohlthat für den Bewohner der Wüsten.

Bei dem gewöhnlichen Schritt legt das beladene Thier täglich etwa sieben deutsche Meilen zurück. Man nimmt ihm am Abend nicht eigentlich die Bürde ab, man schnallet sie nur, wenn die Thiere sich auf die Knie niedergelegt haben, zu beiden Seiten los, oder man führt sie mit der Last auf die Weide, das heißt gewöhnlich: an einen Platz, wo etwas Grünes wächst, wären es auch nur die härtesten Disteln. Bei diesem schweren Dienste bedarf es aber nicht, wie unsere Lastthiere, der Peitsche oder des Sporns. Nur allein durch den Gesang des Kameeltreibers wird das Thier ermuntert, denn es liebt die Musik außerordentlich, und obgleich hiezu oftmals Instrumente gebraucht werden, so horcht das

Thier doch weit eher auf den menschlichen Gesang, als auf irgend ein musikalisches Instrument.

Die hier angegebene Geschwindigkeit des Kameels ist indeß nun freilich auch die nutzbarste. Mit den sogenannten Post-Kameelen, deren sich besonders die Araber und Mauren bei einem Ueberfall der Karavanen oder der Feinde, wie auch bei ihrer Flucht vor letztern, bedienen, sieht es viel anders aus. In solchen Fällen, da dann gewöhnlich zwei Mauren mit geringem Gepäcke auf einem Kameele reiten, läuft es im Trott, und macht täglich 60 bis 70 französische Meilen, also doch weit über 50 deutsche Meilen; und diese erstaunliche Bewegung hält das schwerfällige Thier oft gegen 5 Tage hindurch aus. Wie weit steht dagegen selbst das beste Arabische oder Englische Pferd auf die Dauer zurück. Hiedurch allein ist der Araber im Stande, wirklicher Landkorsar zu seyn.

Er fällt mit unbegreiflicher Kühnheit Karavanen, oft von 1000 und mehreren Menschen, Kameelen und Pferden an, die, da sie in weiter Ferne von irgend einem menschlichen Wesen zu seyn glauben konnten, ruhig zu Nachts in der öden Sandwüste schlafen; er plündert, raubt und tödtet, was er vermag, und entzieht sich mit unglaublicher Geschwindigkeit dem überlegenen Feinde.

Ist es indeß auf wirklichen feindlichen Angriff und Krieg angesehen, dann ist das Kameel selbst in dieser Lage von großer Wichtigkeit. Diese, sonst so sanftmüthigen Thiere, zeigen im Treffen außerordentlichen Muth. Sie stürzen sich mit Wuth auf die Dromedare der Feinde, beißen und reißen ihnen ganze Stücke aus dem Leibe, und es soll schwer halten, ihnen sodann Einhalt zu thun. Brisson hat selbst einem solchen Gefechte beigewohnt, und bezeugt, die Kameele seyen hiezu völlig abgerichtet.

Brisson bezeugt, daß das Kameel zum Pflügen gebraucht wird. In der von dem Stamme der Mauren

bewohnten Oase, wohin man ihn als Sklaven geschleppt hatte, ward ihm das Amt aufgetragen, die Dromedare vor den Pflug zu spannen, das Land damit zu beackern, und dann zu besäen.

Zu diesem in einer einzigen Thierart kaum zu erwartenden Nutzen, rechne man nun auch zuletzt das große Verbreitungsvermögen des Kameels. Es ist aus den gültigsten Thatsachen vorlängst bewiesen, daß die Rasse unsers Kameels, nämlich der Dromedar und das zweibucklichte Kameel, von Senegambien aus, queer über ganz Nord-Afrika fortgeht; sodann jenseits des rothen Meeres über ganz Arabien, vielleicht in seiner wahren Heimath lebt; weiter in Asien südlich in Hindostan bis gegen den 20sten Breitengrad herabgeht, und sich über die ganze Tatarey, sogar bis gegen den 60sten Grad nördlicher Breite hin erhebt, woselbst es von den Burä-ten noch benutzt wird. Wenn man diese Länder auf der Karte überläuft, ihre ungeheure Ausdehnung betrachtet, und sowohl auf die erstaunliche Verschiedenheit des Klima's, als auch des Bodens und seiner vegetabilischen Produkte Acht hat, dann erst fühlt man die außerordentliche, und für den Menschen unschätzbare Natur dieser Thierart. Man bedenke nemlich, daß außer dem Nutzen, welchen die Mauern und Araber von dem Kameele als Lastthier ziehen, die Milch sowohl diesen Völkern, als den vielartigen Stämmen der Tataren, an sich selbst eine treffliche Nahrung giebt; das sie daraus Käse machen, und einen starken Brantwein ziehen; daß das Fleisch der Kameele eine vorzügliche Nahrung darbietet; daß verschiedene jener Nationen von den Haaren ihre Decken, ihre gröbsten Kleider, ja ihre Filzzelte verfertigen, und daß sogar der Harn des Kameels uns den nützlichen Salmiak giebt, und sein Mist in jenen pflanzenlosen Einöden statt des Holzes gebrannt wird.

Desto unbegreiflicher bleibt es, daß die Zucht dieses

so unbeschreiblich nutzbaren Thieres, welches fast gar keinen Unterhaltsaufwand erfordert, dennoch in Europa nicht gefördert wird. Zeigt gleich jenes, jeder andern Thierart versagte Entbehrungsvermögen des Trinkens, so wie auch die sonderbare Bildung seines Fußes, daß das Thier eigentlich in den leblosen Wüsten am nützlichsten ist, so widerspricht dies dennoch nicht den übrigen vielartigen Vortheilen, welche wir fast unter jedem Klima daraus ziehen könnten.

Bewundern müssen wir dankend die Größe der Wohlthat, welche die Vorsicht dem Menschen erwies, der jene glühenden Sandmeere bewohnt und durchreiset.

„Den Horizont klärt dort bloß ein schwaches Licht „auf, die Sonne verdunkeln Staubwolken, die den Him„mel bedecken, auf die Erde zurückfallen, und durch wel„che das Auge des Wanderers vergeblich Zeichen zu ei„ner Richtung zu entdecken sucht.“

„Das Wasser, welches die Kameele in Schläuchen „bei sich führen, ist entweder durch die unmäßige Hitze „verdunstet, verdorben, oder aufgezehrt. Die Menschen „und Thiere, von den zu langen und zu zahlreichen Ta„gereisen, Mühseligkeiten und Mangel erschöpft, schlep„pen sich kaum noch in schwankendem Schritte fort.“

„Ein Theil der Dromedare ist bereits aufgeopfert, „man hat ihre Seiten eröffnet, um das in jenem Be„hälter (dem 5ten Magen enthaltene) gesund gebliebene „Wasser zu sammeln; kaum reicht es hin, nur noch ei„nige Augenblicke ein hinscheidendes Leben zu fristen. „Die noch übrig gebliebenen Dromedare werden nun „gleichfalls zu diesem letzten Rettungsmittel aufgespart; „käme es endlich aber auch dazu, dann bliebe nur Ver„zweiflung und Tod.“

„Entdeckt nun der Instinkt dieser Thiere am Ziel „dieser grausamen Entscheidungsperiode die Nähe einer „Quelle, dann springen sie auf, und ihr Muth belebt

„sich von neuem, und ihre convulsivischen Bewegungen „dienen dem verzweifelnden Reisenden zum Kennzeichen, „daß der Augenblick der Rettung gekommen sei. Alle „stürzen nach der Quelle hin, die ein Leben erhält, das „sie so eben zu verlieren Gefahr liefen; und diese Ret„tung haben sie nur allein dem Dromedar zu ver„danken."

## Das Llama, die Kameelziege. (Llama.)

Das wahre Vaterland des Llama ist das hohe Gebirge der Cordilleren im Königreiche Peru; innerhalb Tucuman sahe Helms diese Thiere nirgends. Hiebei ist es aber sehr merkwürdig, daß, obgleich die hohen Cordilleren in die Provinz Quito hinauf laufen, man dennoch nur bis etwa zum 10ten Grad südlicher Breite das ganze Geschlecht dieser Schafkameele im natürlichen Zustande antrifft.

Auf den hohen Andes, dem südlichsten Theil von Peru, geht dieses edle Thier heerdenweise, und nährt sich allein von dem kurzen Moose, und Grase Ischo; sein Labsal ist frisches kaltes Wasser. Aber weiter gegen den Aequator hin sieht man in Peru nur gezähmte Llamas, und die Peruaner, welche überhaupt für alle zahme Thiere eine besondere Vorliebe zeigen, äußern gegen die Llama große Verehrung.

Ehe sie anfangen, sich dieser Thiere zum Lasttragen zu bedienen, stellen sie ein eignes Fest an, wodurch sie dieselben gleichsam zu ihren Gefährten und Gesellschaftern aufnehmen. Innerhalb des eingeschlossenen Hofes bei ihren Hütten putzen sie ihnen zuerst mit vielen wollenen oder seidenen Bändern und Büscheln den Kopf. Sie laden ihre Freunde, nebst Frau und Kindern zu einem Gastmahle von Chicha (einem gegohrnen Trank aus Mais) Branntwein und geröfteten Mais ein. Nun beginnt der

Tanz nach der Musik von kleinen Trommeln und Pfeifen, zugleich mit dem Schmause.

Während dieser Lustbarkeiten — und sie dauern oft ein paar Tage — gehen sie fleißig zu ihren geliebten Thieren, die sich hiebei in einer Ecke des Hofes befinden, umarmen sie, machen ihnen tausend Liebkosungen, halten ihnen Totumes oder Flaschen mit Chicha und Branntwein vor das Maul, und ob diese gleich nichts davon genießen, so glauben die Indier dennoch ihren künftigen Hausgenossen ihren guten Willen bezeigen zu müssen. Dabei reden sie mit ihnen auf das freundschaftlichste, sagen ihnen viele Schmeicheleien, als wären es vernünftige Wesen, mit denen sie in genaue Verbindung treten wollten. Ist das Fest beendigt, dann erst fangen sie an, die Thiere zum Lasttragen zu gewöhnen. Auch dies geschieht indeß mit vieler Mäßigung; sie treiben sie nicht, sie lassen sich den gewöhnlichen Schritt des Thiers gefallen, und da das Llama ein sanftes, kluges, gelehriges Thier ist, so horcht es bald auf das Pfeifen, und läßt sich leicht regieren.

Ohne zu galoppiren noch zu trottiren geht es dennoch nicht langsam, und hat dabei selbst auf den Gebirgen einen so sichern und sanften Gang, daß das Frauenzimmer sich seiner vorzugsweise bedient.

Das Llama trägt einen, ja selbst bis anderthalb Zentner, und wird zum Fortbringen der Metallstangen besonders angeschirrt. Hat man es aber überladen, sucht man es zu übertreiben, und wird ihm die Zeit zur Nahrung entzogen, so legt es sich mit einem kläglichen Tone nieder, alle Anstrengungen des Führers sind dann durchaus vergeblich, es weiter zu treiben; es bleibt liegen, und stirbt.

Gewöhnlich läßt man sie zu Nachts ihre einzige Nahrung, jene Grasarten, abweiden. Sie legen sich sodann nieder, um auszuruhen, wiederzukäuen und neue

Kräfte zu ſammeln. Beim Niederlegen knieen ſie, und ziehen die Schenkel ein, ſo daß der Körper ſie gänzlich bedeckt; dabei halten ſie aber ſtets den Hals gerade empor.

Das Llama geht 6 Monat trächtig, und wirft nur ein einziges Junges, ob es gleich mehrere Euter hat. In der Brunſtzeit und im Zorne giebt es einen beſondern Laut von ſich, und wirft einen ſchaumartigen Speichel, wie das Kameel, um ſich.

Die alten Thiere werden von den Indianern gegeſſen; das Fleiſch ſoll dem Schaffleiſche ähnlich ſeyn, nur ſüßlicher; auch bedienen ſich einige Indianer des Haares, jedoch nur zu ganz groben Decken u. dergl.

Ehe die Maulthiere in Südamerika eingeführt wurden, war der Gebrauch dieſer Thierart noch bedeutender, als in unſeren Zeiten.

### Das Schafkameel. (Camelus vicunna.)

Die Vicunna iſt kleiner und ſchmächtiger, als das Llama, ſie hat viel Aehnlichkeit mit unſerer Ziege, nur iſt der Hals länger, auch iſt der Kopf runder, hat dabei nur kurze aufſtehende Ohren, höhere Füße, und keinen Bart.

So ähnlich dieſes Thier auch dem Llama iſt, ſo weicht es dennoch in Rückſicht ſeines Naturels ſehr davon ab. Die Vicunna wird nicht zahm, ſie bewohnt die hohen Gebirgsgiebel von Chili und Peru, weidet hier heerdenweiſe die dürftigen Grasarten ab, und bleibt ſtets in Wildheit. Sie fliehet den Menſchen, wenn ſie ihn, ſelbſt in einer großen Entfernung, erblickt, und nur durch ein förmliches Treibjagen erhält man die köſtliche Vigogne-Wolle.

Da dieſe Thierart eben ſo furchtſam, als flüchtig iſt, dabei oft unzugängliche Gebirge bewohnt, ſo thun ſich ganze Geſellſchaften Indianer zuſammen, um ſie zu

erjagen. Dieſe Geſellſchaften von Jägern nennt man Chacos. Es iſt ſehr ſchwer, dieſe Thiere zum Schuß zu bringen, deshalb umgeben die Jäger ein großes Gebiet, auf welchen ſie Heerden von Vicunnen weiden ſehen, mit langen Stricken, in der Höhe des Halſes des Thieres. An dieſe Stricke werden rothe, oder ſonſt ſtark gefärbte Lappen in gewiſſen Entfernungen aufgehangen. Sodann fängt man an, die Vicunnen, vermittelſt eigens dazu abgerichteter Hunde, zuſammen zu treiben. Die große Furchtſamkeit der Thiere verhindert ſie, bei Erblikkung jener von der Luft bewegten Lappen, durch das Ueberſetzen über die Stricke, zu entfliehen, ſo leicht es ihnen auch wäre. Die Jäger gehen ſodann in den Kreis, fangen die Vicunnen mit Schlingen, die ſie ihnen geſchickt über die Beine werfen, tödten ſie, und ziehen ihnen ſofort die Haut ab.

Oft ſehen ſich hiebei die Jäger genöthigt, Monate auf den hohen kalten Punas zu leben, ſie bringen aber auch dann 500 bis 1000 Vicunnen-Häute zurück. Bei einem ſo koſtbaren Thiere iſt dies eine deſto mehr zu verwerfende Jagd (auch iſt das Tödten der Thiere verboten), da es ein Leichtes wäre, die eingefangenen Vicunnen zu ſcheeren, ſie ſodann wieder frei zu laſſen, auf die Weiſe mehrere Jahre ein und daſſelbe Thier zu benutzen, ihre Fortpflanzung zu hegen, und ſo den Anwachs dieſer einträglichen Thiere zu vermehren.

Dieſe Jagd ſchlägt zu Zeiten wegen eines der Vicunna ähnlichen Thieres fehl, das ſich unter ihre Heerden miſcht. Dies iſt das Alpaca oder Paco, das ſich hauptſächlich durch mehrere Stärke, Größe, Kühnheit, und durch gröbere Wolle von der Vicunna unterſcheidet. Es begattet ſich nie mit der Vicunna, und iſt daher von verſchiedener Art. Finden ſich dann einige dieſer kühnen Thiere unter den gejagten Heerden der Vicunnen, ſo ſezzen dieſe, da ſie jene gefärbte Lappen nicht achten, über

die

die Stricke, und zeigen hiedurch der ganzen Heerde der Vicunnen den Weg zum Entfliehen.

Die Felle der Vicunnen werden von den Jägern in Packen oder Bündel zusammen gebunden, und den Kaufleuten ganz unversehrt geliefert. Dies ist nothwendig, um den Betrug mit der Wolle zu verhüten.

Diese äußerst sanfte, seidenartige zarte Wolle ist theils blaßroth, wie Rosenblätter, theils gräulich. Sie kann nur zu feinen Zeugen dienen, da hingegen die gröbere des Alpaco zu stärkeren Zeugen, auch zu Hüthen benutzt wird. Man theilt die Vigogne-Wolle in mehrere Sorten.

Die erste Sorte liefert die trefflichen Vigogne-Tücher, wovon die Elle bei uns oft 20 Thaler kostet.

Den gesammten Werth aller Vigogne-Wolle, welche Peru jährlich ausführt, setzen die neuesten Nachrichten doch nur auf 10,000 Piaster; hier ist indeß die dort selbst benutzte Wolle eben so wenig gerechnet, als die Vicunnen-Wolle von Chili.

Molina hält das Fleisch für das schmackhafteste Wildpret; auch soll es, äußerlich aufgelegt, als ein Mittel bei Augenkrankheiten dienen.

Es ist sehr zu bedauern, daß man nicht längst mit Ueberlegung und Vorsicht im Großen versucht hat, diese Thierart in Europa einheimisch zu machen. Die Vorschläge, welche deshalb verschiedentlich in Frankreich, unter den letzten Königen, geschehen sind, scheinen nicht mit hinreichender Rücksicht auf das Klima gemacht worden zu seyn.

Verfolgt der Indianer die Vicunnen auf den beschneieten Gipfeln periodisch, so hat dies unschuldige Thier einen noch mächtigern natürlichen Feind; er ist desto gefährlicher, da ihn weder Felsen, noch Klüfte, noch Abgründe bei seinen Jagden aufzuhalten im Stande sind. Den Cuntur oder Condor, diesen Riesen der Geier, sagt

von Humboldt, lockt die Raubsucht auf die zartwolligen Vicunnen in diese höchste Region. Er schwebt hoch über allen jenen Bergkolossen, in einer dem Menschen selbst kaum erträglichen Luft, und schießt aus dieser Höhe auf seine Beute herab. Ulloa sahe, wie ein solches Thier ein Lamm, mitten aus einer Heerde von Schafen, welche an den Parama's weidete, in seinen Klauen in die Luft führte. Nachdem der Condor hoch gestiegen war, ließ er es fallen, fing es wieder auf, und schleuderte es noch zweimal von sich, bis man ihn denn damit aus dem Gesichte verlor.

## Das Schaf. (Ovis.)

Es findet sich wohl nirgends mehr ursprünglich wild; scheint auch nicht einmal nur, wie die Ziege, wieder verwildern zu können, wird aber fast in der ganzen alten Welt als eins der allernutzbarsten Hausthiere gehalten, und ist auch bald nach der Entdeckung von Amerika dorthin verpflanzt worden.

Unter den verschiedenen Rassen der Schafe sind vor allen die Tibetanischen, aus deren feinster Wolle (so wie aus manchem zarten Ziegenhaar) der Schaul verfertigt wird; die Spanischen, aus Segovien, und dann die Englischen ebenfalls wegen ihrer ausnehmenden Wolle; die Isländischen mit 4, 6 oder 8 Hörnern; und die Arabischen und Aegyptischen mit dem großen, und wohl 40 Pfund schweren Fett-Schwanze, zu merken. Die Ostfriesischen Marsch-Schafe sind ungehörnt, groß, wollreich, mit kahlen kurzen Schwänzen; die Lüneburger Haidschnucken hingegen klein, und beide Geschlechter gehörnt. Die zwischen den Wendezirkeln haben mehrentheils, statt der krausen Wolle, schlichtes Ziegenhaar, und die in Südafrika noch überdies lang herab hängende Ohren.

Es hat hohle, zur Seite platt gedrückte, runzliche

zurückgebogene Hörner, die aber (der Anzahl und Gestalt nach) in jedem Lande verschieden ausfallen, und sehr oft fehlen. Die zahmen Schafe, die jetzt beinahe in der ganzen Welt verbreitet sind, und, nach Verschiedenheit ihres Vaterlandes, auch eine verschiedene Bildung und Nutzbarkeit erhalten haben, stammen vielleicht alle von dem wilden Sibirischen Schafe Argali, und von dem Muffolos oder Muflons (Ovis Ammon oder Capra Ammon) in Sardinien und Korsika ab.

Man theilt sie, nach ihrem Vaterlande, in verschiedene Rassen ab, die nach ihrer Größe und Gestalt, nach der Form und Anzahl der Hörner, und nach der guten und schlechten Wolle unterschieden sind. In Deutschland kennen wir, außer unsern gewöhnlichen Deutschen Schafen, noch die kleinen Schafe, die sogenannten Schnucken oder Haideschnuken mit kurzen Schwänzen, die vorzüglich in Brandenburg und Lüneburg auf dürrem sandigen Boden gut fortkommen, und jetzt zu unserm großen Vortheil auch die Spanischen und kleinen Englischen Schafe.

Was die äußerliche Gestalt der Schafe betrifft, so nimmt man nicht sowohl auf ihre Schönheit, als vielmehr auf ihre Größe, und auf die Feinheit und Güte der Wolle Rücksicht. Das ganze Schaf ist gleichsam nur ein Woll-Klumpen, der von 4 magern und steifen Füßen unterstützt wird. Das Maul ist lang, dürr und spizzig, die obere Lippe hängt über die untere her, und die Stirn ist breit.

Gleich im ersten Jahre haben die Lämmer, die, wenn sie männlichen Geschlechts sind, Stöhrlämmer, Bocklämmer, wenn sie weiblichen Geschlechts sind, Schaf- Kälber- Kilber- Schibben- oder Zibbenlämmer, und wenn sie gehammelt sind, Hammellämmer heißen, 8 kleine spitzige Vorderzähne in der untern Kinnlade, welche die Schäfer fälschlich Hundezähne nennen. Diese

Zähne verwechseln sie mit größern breitern, vom 2ten Jahre an bis zum 6ten.

Aus diesem Wechsel der Vorderzähne ist man im Stande, das Alter der gesunden Schafe bis in's 6te Jahr zuverlässig zu bestimmen. Nach diesem aber wird es ungewiß, und man vermuthet es nur durch die ungleich längere Entblößung der Zähne vom Zahnfleisch, die abgestumpften Backenzähne, und das allmählige Ausfallen der gelben Vorderzähne, welches meist im 8ten Jahre anfängt.

Daß die großen und weit von einander stehenden Augen der Schafe gewöhnlich einen gelben Stern, eine längliche horizontalliegende Pupille haben, ohne Feuer sind, die Ohren weit auseinander, zur Seite auswärts gekehrt, horizontal, unterwärts geöffnet stehen, die Widder einen großen herabhängenden und schwankenden Hodenbeutel, und die Mutterschafe 2 Euter mit 2 Zitzen haben, ist bekannt. Die gelblichten Hörner steigen nicht, wie beim Ochsen und der Ziege, in die Höhe, sondern biegen sich seitwärts nach hinten, wenden sich nach unten vorwärts, und krümmen sich wieder nach den Augen zu. Den Schafmüttern mangeln sie entweder ganz, oder sind dünner.

Die Farbe der Schafe ist meistens schmutzig oder blaßgelb weiß, doch giebt es auch braune, schwarze und gefleckte. Ihre Wolle, die aus dünnen, festen, biegsamen, weichen und fettigen Haaren besteht, ist auf dem Rücken und an den Seiten des Halses krauser und kürzer, als auf den übrigen Theilen des Halses, an den Seiten des Leibes und an den Schultern. Diejenige an den auswendigen Schenkeln und an dem Schwanze ist gröber, steifer, und fast glatt, und die an den noch übrigen Theilen des Leibes kann man nicht eigentlich Wolle nennen. Der Schwanz hängt bis über die Kniekehle herab, und ist nur wenig beweglich.

Ihr Naturel ist milde und folgsam, daher sie ihrem Leithammel, so wie dem bellenden Hunde und dem pfeifenden Schäfer, treulich folgen, und sogar die Sprünge und Bewegungen, die ihnen der Leithammel vormacht, alle maschinenmäßig nachmachen; dagegen aber zeigen sie in allen ihren Handlungen die größte Dummheit, und bei dem geringsten unerwarteten Auftritte außerordentliche Blödigkeit und Furchtsamkeit. Ein Knall, eine Feuerflamme, ja das geringste Geräusch macht sie gleich stutzig, sie stampfen mit den Füßen, drängen sich zusammen, oder ergreifen die Flucht. Der Blitz und Donner bringt sie ganz außer Fassung, so daß sie oft durch ihr ängstliches Anstemmen die stärkste Heerde über den Haufen werfen. So dumm sie sind, so schwächlich sind sie auch. Ein kurzer Weg fällt ihnen beschwerlich, und eine größere Reise macht sie ganz kraftlos. Ihr Herz pocht ihnen, ehe sie zu laufen anfangen, und gleich sind sie außer Athem. Ihre harte Stirn, oder ihre Waffen, die Hörner, brauchen sie eben so selten zum Stoßen, als ihre schwachen Füße, um nach ihren Beleidigern auszuschlagen. Selbst wenn sie Junge haben, zeigen sie keine größere Lebhaftigkeit. Eine Schafmutter läßt sich ihr Junges wegnehmen, ohne erzürnt zu werden, ohne sich zu wehren, oder durch einen ungewöhnlichen Laut ihre Betrübniß zu erkennen zu geben. Nur als Lämmer belustigen sich diese Thiere mit possierlichen Seitensprüngen und gegenseitigem Necken. — Sie scheinen das Licht und die Musik zu lieben, und die Schäfer sagen, daß sie am besten und ruhigsten weiden, wenn ihnen auf der Schalmei eine Tafelmusik gemacht wird, und daß sie das Abend- und Morgenlied des Schäfers in der Horde mit der größten Aufmerksamkeit anhören.

Ihr Blöken, das sie zu allen Zeiten hören lassen, ist, außer dem allgemeinen Abschiedsgeschrei bei der Trennung der Böcke, Hammel, Schafe und Lämmer jeden

Morgen, aus der Horde, wo sie, nur durch eine Flechtenwand geschieden, zusammen geschlafen haben, und bei dem freudigen Wiedersehen des Abends in der Horde, fast ohne alle Bedeutung.

Sie leben über 14 Jahre; sind aber nur höchstens 7 Jahre nutzbar.

In den gebirgigen Gegenden Deutschlands, wo weder hinlängliche Aecker noch Wiesen sind, wo es viele steile unbebaute Berge giebt, und wo die nützliche und nöthige Holzaussaat noch nicht eingeführt ist, wodurch die Wälder viele Blößen und vieles Gras haben, wird es wohl nicht möglich seyn, die Stall- oder Hordenfütterung einzuführen, wenn man nicht in solchen Gegenden die Schafe gänzlich abschaffen will. Allein in den ebenen und unwaldigen Gegenden sollte man wirklich einmal die alten Vorurtheile fahren lassen, und die so nützliche Hausfütterung in Ställen und auf dem Hofe, oder die Fütterung auf dem Felde, die sogenannte Pferchfütterung (Futterschäferei) einführen.

Gewöhnlich glaubt man, die Schafe bedürften im Winter kaum etwas Stroh oder Holzlaub, und darin bestünde eben der Nutzen der Schafzucht vor der andern Viehzucht; allein man schadet sich allezeit bei einer solchen Behandlung. Das Schaf bedarf eben so, wie das übrige Stallvieh, auch im Winter sein gutes Futter, wenn es den Nutzen verschaffen soll, den man mit Recht von ihm verlangen kann. Es verlangt also auch im Winter gutes Heu und Kleefutter, und den ohne Blüthe abgemähten Klee, der mit Stroh in Hexel ist verwandelt worden. Von dieser Kost verzehrt es täglich 2 bis 3 Pfund. Zur Abwechselung dienen die Wirrgebünde von Erbsen, Bohnen, Wickenfutter, Linsen, und die Strohgebünde von Gersten und Hafer, die deshalb auch nicht ganz rein ausgedroschen werden, sehr gut. Eben so kön-

nen die Besitzer von Laubhölzern das gedörrte Laub von Pappeln, Weiden, Ahorn, Faulbaum, Ulmen, Erlen und Eschen, als ein gutes Futter nutzen. Hierzu müssen die Zweige im zweiten Safte im August abgehauen, in Bündel gebunden, und an der Luft getrocknet werden.

Sie können auch, wenn es gefroren ist, auf die grüne Wintersaat getrieben werden. — Die Waldbewohner thun wohl, wenn sie die so häufig wachsenden Ginstersträuche (Genista tinctoria), welche den Schafen nicht nur sehr angenehmes, sondern auch wegen ihres bitteren Saamens ein sehr gesundes Futter sind, eintragen und trocknen. Außerdem fressen die Schafe sehr gern alle Arten von Kohlblättern und Rüben; sie bekommen aber diese Leckerbissen erst dann, wenn man genöthigt ist, anderes schlechtes Futter zu füttern, so wie man ihnen auch nur im Nothfall etwas Hafer, Gerste, oder Weizenkleien in ihre Krippen schüttet. An wilde zerstampfte Kastanien kann man sie auch leicht gewöhnen; sie sind ihnen eine gesunde Speise, und selbst Arznei. Die Hammel, die man im dritten oder vierten Jahre mästet, erhalten im Winter zu ihrer Nahrung gutes Heu, Wurzel- und Kohlgewächse, Hafer, und etwas geschrotene Gerste, und zwar in öfteren Mahlzeiten, so viel sie fressen wollen. Im Herbste verlangen sie weiter nichts, als gutes Gras und Ruhe.

Nur die schlecht gefütterten Schafe verlieren im Frühjahr ihre Wolle, und sterben, wenn sie dann auf einmal wieder die jungen zarten Gräser gierig verschlucken, und geben bei der Wollschur nur halb so viel, und schlechtere Wolle, als die gut gefütterten.

Auch das Salz ist ihnen sehr heilsam. Es baut der Verstopfung vor, macht Freßlust, und verhütet in sumpfigen Gegenden die Faulsucht. Man giebt es den Heerden, die ausgetrieben werden, in dürrem Wetter, (salzet sie) alle 14 Tage in Salztrögen oder Salzrinnen in der

Maße, daß auf 20 Stück richtig 1 Pfund Salz kömmt, bei naſſer Witterung verſagt man es ihnen aber gänzlich, und zwar deswegen, weil ſie alsdann, durch den Durſt genöthigt, aus allen Waſſern, und zwar ſo viel trinken, daß ſie ſich allerhand Krankheiten zuziehen würden. In den Oertern, wo die Schafzucht verbeſſert iſt, bekommen ſie dieſe Quantität alle 8 Tage; und dies ſollte allgemein eingeführt werden. Um die Schafzucht zu verbeſſern, kömmt das meiſte darauf an, daß man bei der Fortpflanzung derſelben mit der gehörigen Klugheit zu Werke geht.

Man wählt zur Zucht ſolche Widder (Böcke, Stähre, Stöhre, Stiere) die einen dicken, kurzen Kopf, eine ſtumpfe Naſe, kurze und enge Naſenlöcher, eine breite, hohe und runde Stirn, große und lebhafte Augen, große und wollige Ohren, einen ſtarken, breiten Hals, einen ſtarken länglichten Leib, einen breiten Rücken, ein breites Kreuz, großen Bauch, und einen langen Schwanz haben, und nicht nur am ganzen Leibe mit dichter, langer und feiner Wolle bekleidet, ſondern auch an Kopf und Beinen, wo ſonſt weniger Wolle iſt, rauh und gut bewachſen ſind.

Eben ſo muß eine gute Schafmutter (Zibbe, Schibbe) großleibig und breitſchultrig ſeyn, große helle Augen, einen ſtarken und langen Hals, der faſt wie ein Pferdehals gekrümmt ſeyn muß, breite Bruſt und Rücken, einen großen Bauch, lange Zitzen, kurze, dünne Beine, dichte und lange Wolle, ſonderlich um den Hals, Bauch und das Genick haben.

Von den Bocklämmern wird die nöthige Anzahl zu Zuchtböcken von weißer Farbe, ſtarkem Halſe, krummer Naſe, breitem Rücken, munterm Betragen, und feiner und krauſer Wolle ausgeſucht.

Die Stöhrlämmer aber, die geſchlachtet werden ſollen, ſchneidet, (hammelt) man nach 14 Tagen, und diejenigen, die Zuchthammel werden ſollen, nicht eher, als

im 2ten Jahre, weil sie dann größer, stärker, und wolliger werden, und gleichwohl das zarte und wohlschmekkende Hammelfleisch erhalten.

Das Schaf ist ein sehr nützliches Thier, an dem alles gut und brauchbar ist.

Durch die Wolle, wodurch es so viele tausend Menschen ernährt, bekömmt es aber seinen vorzüglichsten Werth. Die Eigenschaften einer guten Wolle sind, daß sie lang, weiß, klar, weich, fest und elastisch ist. Seitdem man durch Spanische oder Englische Stöhre unsere Heerden verbessert hat, gewinnt man in Deutschland die feinste Wolle. Man schiert sie entweder einmal ab, und zwar im Junius, oder zweimal. Dabei wäscht man die Schafe vorher, denn es ist nicht gut, wenn die Wolle bloß nach der Schur gewaschen wird. Man hat geglaubt, die Schafe, welche zweimal geschoren würden, gäben mehr Wolle, als die einschürigen, allein sichere Beobachtungen beweisen das Gegentheil, und die einschürigen bringen noch überdies den Vortheil der längern und theuern Wolle. Die zweischürigen werden zum erstenmal 3 Wochen nach Ostern geschoren, und geben die Winterwolle, und zum zweitenmale eine Woche vor Michaeli, und geben die Sommerwolle, welche besser ist. Die Lämmer scheeren Einige im ersten Jahre, Andere lassen sie bis zum zweiten mit der Wolle gehen, und letztere haben größeren Vortheil. Man unterscheidet dabei dreierlei Sorten: 1) die Kernwolle vom Rücken und Hals, 2) die Mittelwolle, vom Schwanz und den Schenkeln, 3) die schlechte, von der Kehle, dem Bauch und den übrigen Theilen des Leibes, und man sondert bei der Schafschur jede Sorte besonders ab. Das Wachsthum der Wolle, nach der Schur, wird dadurch befördert, daß man die Schafe mit Hopfenwasser, Weinhefen und Oehldrüsen, und etliche Tage mit Salzwasser wäscht. Ein

gut gefütterter Hammel trägt in Thüringen 6 bis 7 Pfund Wolle, und ein Schaf 4 bis 5 Pfund.

Der Nutzen der Wolle ist bekannt. Man macht daraus Tücher, und allerhand Zeuge, Handschuhe, Hüthe, und viele Dinge mehr. Der Kürschner verarbeitet die Felle auch mit den Haaren gefärbt, und ungefärbt zu Pelzen, Handschuhen, Decken u. dergl. — Das Fleisch, besonders der zweijährigen Hammel, ist eine gesunde und angenehme Speise. Man mästet sie mit eben dem Vortheil, als anderes Mastvieh, und es ist ein schädliches Vorurtheil, daß man ihnen immer das geringere Futter geben zu müssen glaubt, und nicht bedenkt, daß, je besser das Futter ist, das sie bekommen, desto größer auch der Nutzen sei, den man von ihnen zu erwarten hat.

Die Schafmilch ist die nahrhafteste Milch, und für manche Personen eine sehr angenehme Speise. Wenn man bei Kleefutter einen Ueberfluß an Milch bemerkt, und sich in einer Lage befindet, wo man mehr Vortheil aus der Milch, als aus der Wolle ziehen kann, so kann das Melken bis zur Mitte des Septembers wohl erlaubt seyn. Allein unter andern Umständen ist das Schafmelken der größte Fehler in einer Schäferei; denn die Nahrungssäfte, die in die Milchadern geführt, und ausgemolken werden, müssen nothwendig der Wolle und dem Fleisch am Zufluss der für sie erforderlichen Säfte, und vorzüglich den Lämmern an ihrer Nahrung entzogen werden. In Island macht man aus der Herbstmilch der Schafe ein wohlschmeckendes Gericht, indem man sie so lange, bis sie dick wird, kochen läßt. — Die weiße Schafbutter lieben wenige Personen, desto mehrere aber die Schafkäse, zu welchen aber nicht die geronnene Milch allein, sondern auch die Sahne genommen werden muß, wenn sie ihren guten Geschmack bekommen sollen.

Aus den mit der Wolle zubereiteten Schaffellen macht man die sogenannten Schafpelze, und die auf diese

Art bereiteten Lämmerfelle geben ein feines Unterfutter, und werden zu Pelzen, Mützen, und zu Verbrämungen gebraucht, und die besten kommen unter dem falschen Namen neugeborner Lämmerfelle aus Rußland zu uns.

Die Schafhaut gerbt der Roth- und Weißgerber, und der Pergamentmacher, und der Schuster, Beutler, Buchbinder und Riemer verarbeiten sie. Aus den Lämmerfellen macht man dänische oder glasirte Handschuhe; aus den Hammelfellen Pergament und Oelhaut; aus den Schaffellen Pergament zu Kindertrommeln, und das feinste geben die Felle neugeborener Lämmer.

Den Talg weiß der Lichtzieher und Seifensieder, und jede gute Hausfrau in ihrer Oekonomie zu nutzen. Um Eier lange Zeit frisch zu erhalten, überzieht man sie mit diesem Talg.

Die Eingeweide, als: Lungen, Nieren, Herz, Leber, und Kaldaunen werden gegessen, und einige Därme geben die so bekannten Darmsaiten und Raqueten. Die feinen Violin- und Harfensaiten werden von den Därmen der Lämmer gemacht, indem sie umgekehrt, rein gewaschen, und auf einer Maschiene zusammengedreht werden. Sonst braucht man sie auch, um Wurstfleisch hinein zu füllen.

Von den Knochen wird von den Papiermüllern der Papierleim gekocht, und das Fett derselben, das bei Zubereitung des Leims gewonnen wird, wird zu verschiedenem Gebrauch, z. B. um das Leder geschmeidig zu machen, angewendet. Um die Rostflecken von polirtem Stahl wegzubringen, ist das weiß gebrannte Pulver von diesen Knochen gut. Man reinigt den Rostflecken erstlich mit Brantwein, alsdann reibt man ihn mit diesem Pulver trocken rein ab.

Der Schafmist ist endlich ein Hauptnutzen, den die Schafzucht gewährt. Um ihn zu erhalten, sollte man die Kleefütterung, wobei man ihn in Menge, von beson-

derer Güte, und ohne Verluſt erhält, allgemein machen. Welche Fruchtbarkeit erlangen nicht diejenigen Aecker, auf denen der Pferch (Nachtdünger) geſtanden hat, oder die mit Schafmiſt gedüngt worden ſind. Zwei Jahre hindurch geben ſie die reichlichſten Ernten, und ſechs Jahre laſſen ſie noch die Spuren ihrer Düngung bemerken. Nur muß man beobachten, daß nicht die Weizen- und Gerſtenäcker dieſe Düngung erhalten, wenn der Weizen gute Semmeln, und die Gerſte gute Graupen geben ſollen. Man benutzt auch den Schafmiſt, mit Oel vermiſcht, zum Walken, und die Aegypter in Kahira brauchen den Ruß vom verbrannten Schafmiſt zu Salmiak. Noch ein Nebennutzen deſſelben iſt, daß er, gedörrt in eine Wunde geſtreut, dieſelbe heilet, und friſch mit der mittlern Rinde des Erlenbaums in Sahne gekocht, eine ſehr gute Brandſalbe giebt. — Die Hörner und Klauen der Schafe geben, nebſt andern Abgängen von ihrer Wolle und Fellen, z. B. den Pechzelchen, eine vortreffliche Düngung.

Da die geringſte Veränderung des Wetters Einfluß auf die Schafe hat, ſo ſind ſie lebendige Barometer, und durch ſie werden die Schäfer Wetterpropheten. Es mögen wohl in ihrem Gehirn eben die Veränderungen, wie in einem Wetterglaſe, vorgehen. Laufen ſie, um nur einige Beiſpiele anzuführen, ſchnell zuſammen, trennen ſich ſchnell wieder, und ſpringen in die Höhe, ſo iſt mehrentheils ein Gewitter nicht fern; laufen ſie aber des Abends auf Berge und Anhöhen, und ſpringen auf denſelben herum, ſo folgt anhaltend heiteres Wetter.

Die Schafe reißen auf naſſen Wieſen die Wurzeln der Kräuter aus, benagen Bäume und Stauden, und beſonders in Wäldern die jungen Kiefern. Dieſer doppelte Schaden aber kann durch die Menſchen verhütet werden, ſo wie der dritte, daß ſie auch noch unſchuldigerweiſe die großen, ſo wenig benutzten Triften, durch ihre Weide nöthig machen.

Die merkwürdigsten, und jetzt, zu unserm großen Vortheil, auch in Deutschland bekannten Abänderungen sind:

### Das Spanische Schaf. (Ovis hispanica.)

Seine Hörner haben einen auswärts gebogenen Haken. Es ist klein, verschieden gefärbt, und hat die vortrefflichste und feinste Wolle.

Es hält unser Klima sehr gut aus, hat eine starke Natur, und pflanzt sich unter allen am meisten fort. In Spanien weidet die Heerde das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel, in einer mehr kalten, als warmen Luft; im Sommer in Gebirgen; im Winter in Ebenen. — Es ist wenigen Krankheiten ausgesetzt; doch bekommt es in unsern Gegenden oft einen Ausschlag auf der Haut, der aber durch das Waschen mit einem Abguß von Nießwurz leicht und geschwinde vertrieben werden kann. — Es wird in Spanien vor der Wollschur nicht gewaschen, sondern muß nur stark schwitzen, wovon die Wolle eine große Geschmeidigkeit erhalten soll.

### Das Englische Schaf. (Ovis Anglica.)

Es hat keine Hörner; der Schwanz geht nur bis an die Knie; die Füße sind kurz; die Stirn ist schwarz.

Die Wolle ist feiner, länger und sanfter, als die der deutschen Schafe. Ein zweijähriges Mutterschaf liefert an sechs Pfund Wolle; ein Widder bis acht, und ein Hammel bis neun Pfund jährlich.

In England werden sie meist in kleinen Heerden gehalten, damit sie desto besser besorgt werden können, und bleiben Sommer und Winter außer dem Stalle.

Es giebt große und kleine.

### Das Muffelthier. (Capra ammon.)

Ein scheues flüchtiges Thier aus dem Schafge-

schlechte, welches nach Einigen der Stammvater unseres zahmen Schafes seyn soll. Es heißt auch wildes Schaf, Steinschaf und Argali. Der Gestalt nach kommt es mit dem gemeinen Schafe überein, ist aber etwas größer, und das Männchen hat so große Hörner, daß ihr Gewicht auf 20 bis 30 Pfund steigt. Sie sind bogenförmig gekrümmt, und am Grunde platt. Die Farbe des Felles fällt ins bräunlich aschgraue, und das Haar ist im Winter wollartig zottig, im Sommer kurz und glatt.

Diese Thiere bewohnen nur felsige und gebirgige Gegenden, und finden sich auf der Insel Korsika, auf Sardinien, im nördlichen Afrika, im Gebirge Kaukasus, in Sibirien, Kamtschatka ꝛc. Doch scheint es, als ob das Muffelthier in Europa mit dem Argali in Asien, wenigstens im östlichen Theile dieses Erdtheils, nicht einerlei Gattung sey. Alpenpflanzen sind die Nahrung dieser über alle Vorstellung schnellfüßigen und wilden Geschöpfe. Die Jäger, welche ihnen in den Gebirgen nachstellen, können nicht genug die Geschicklichkeit und Kühnheit beschreiben, mit welcher sie auf den Klippen und Felsenabhängen herumspringen. Die Jungen sind so lebhaft wie Rehe, und lassen sich sehr leicht zähmen. Das Fleisch des Muffelthiers schmeckt sehr gut; die Haut giebt ein gutes Leder, und die Hörner werden zu Trinkgeschirren gebraucht.

### Der Steinbock. (Capra Ibex.)

Dieses merkwürdige Thier wird nur höchst selten noch in Deutschland, in den höhern Schneegebirgen von Tyrol und Salzburg angetroffen. Es übertrifft an Größe unsere Ziege weit, und wiegt im Alter einige Zentner.

Der Kopf ist im Verhältniß mit dem übrigen Körper sehr klein, die Schnauze dick, und etwas gekrümmt,

die Augen sind groß, rund, hell und feurig, die Ohren kurz und eirund. In der Bildung des Kopfes hat es mehr Aehnlichkeit mit dem Hirsch, als der Ziege. Der Bart ist sehr lang. Die Hörner haben eine schwärzliche Farbe, und eine schräge Richtung nach hinten. Nach außen krümmen sie sich niederwärts, und sind mit der Spitze bisweilen etwas einwärts gebogen. Ihre Länge beträgt 1½ Elle; sie sind also nach Verhältniß des Körpers und Kopfs sehr lang und stark. An ihrer Wurzel sind sie sehr breit, und verkleinern sich ganz unmerklich nach ihren Spitzen hin. Ihre scharfen, nach der Länge gehenden Kanten bilden eine Art von Vorderfläche, welche durch schräge, höckerige, und gleichlaufende Kanten bezeichnet ist. Diese höckerigen Queerkanten oder Knotenringe sind jedesmal in desto größerer Anzahl vorhanden, je älter das Thier ist. Das Gehörn eines alten Steinbocks wiegt wohl 20 Pfund, hat oft 24 Knotenringe, welche sein Alter anzeigen, und eins hält bis 3 Maaß Wasser. Er ist dickleibig. Die Beine sind dünn; die Klauen lang, scharf, gespalten, fest, spitzig, inwendig hohl, und nach der äußern Seite mit einem hervorstehenden Rande begrenzt. Der Schwanz ist kurz, unten kahl, übrigens mit langen Borsten besetzt.

Der Bart ist rothfalb oder schwärzlich. Die Haare des Leibes sind lang, röthlich braun, oder rothfalb, im Alter grau; längs dem Rücken geht ein brauner Streif, und ober- und unterhalb der Vorderbeine befindet sich ein schwarzer und weißer Flecken. Der Schwanz ist an der Wurzel und an den Seiten weiß, oben und am Ende schwarz. Im Winter ist der Leib mit einem doppelten Pelze bekleidet, der obenher ein ziemlich sprödes, unten aber ein feineres und dichteres Haar hat.

Die Steinbockziege ist viel kleiner, aber doch merklich größer, als die Hausziege, hat einen kleinen Bart, weit kleinere Hörner, eine hellere Farbe, und 2 Zitzen.

Die Steinböcke sind scheu, flüchtig, und können, obgleich sie schwerfällig sind, mit der größten Leichtigkeit an steilen Felsenwänden hinauf laufen, und abgeschnittene Felsen und die tiefsten Abgründe nöthigen sie nie, ihren Weg zu ändern, sondern sie fliegen gleichsam mit der größten Schnelligkeit schnaubend von einer Klippe zur andern; ja sie sind die stärksten Springer unter allen bekannten Thieren. Sie stürzen sich auch wohl von jähen Anhöhen herunter, ohne sich zu schaden, weil sie allezeit die Hörner vorhalten.

Sie bewohnen die höchsten Schneegebirge, Felsen und Steinklippen der Alpen, daher man sie in dem Walliserlande, Savoyen, der Schweitz, auf den Pyrenäen, Karpathischen Gebirgen, dem Taurus, Kaukasus, in Sibirien, Kamtschatka, und vielleicht auf den meisten hohen Gebirgen der alten Welt antrifft. Hier halten sie sich in kleinen Heerden auf den steilsten, für Menschen beinahe unzugänglichen Felsen auf, bahnen sich den Weg durch den Schnee, setzen über Abgründe hinweg, springen von Felsen zu Felsen, besteigen mit etlichen Sprüngen die höchsten und steilsten Felsen, wenn sie nur irgend eine kleine Unebenheit antreffen, wo sie sich anklammern können, und kommen nur in die Thäler, wenn sie bei Verfolgung nicht höher können, oder von den Schneelavinen, und vom Schwindel, den sie zuweilen bekommen sollen, ergriffen werden. Sie lieben vorzüglich die Einöden, und scheuen die heftige Sonnenhitze, so wie die übermäßige Kälte. Im Sommer bewohnen sie die Nordseite der Gebirge, im Winter aber suchen sie die Mittagsseite und die Thäler. Sie laufen über das Eis, sobald nur etwas Schnee darauf gefallen ist.

Ihre Nahrung besteht aus Kräutern, und allerhand wildem Gesträuche, welches auf den höchsten Bergen wächst. Sie lecken beständig an den Steinen, besonders

an

an solchen, welche vom Salpeter und Salz angelaufen, mürbe und kalkartig sind.

### Die Ziege, der Bock. (Capra Hircus. Linn.)

Dies Thier hat gekerbte, unebene, hohle Hörner, und am Kinn einen Bart.

Die Ziege, welche jetzt überall ein so nützliches Hausthier geworden ist, hat den Steinbock (oder den wilden Bock) zu ihrem Stammvater. In Walddörfern findet man sie fast in allen Häusern. Man kann sie als das Mittelthier zwischen dem Reh und Schaf betrachten, da sie so viele Merkmale mit beiden Thieren gemein hat. Ihre Größe ist nach ihrer Wartung und Nahrung verschieden. Gewöhnlich ist sie über 4 Fuß lang, und $2\frac{1}{2}$ Fuß hoch. — Der Kopf des Bocks ist kurz, schmal, mit Haaren dicht bewachsen, welches ihm ein wildes Ansehn giebt. Er läuft von der breiten Stirn gerade aus bis zur Nase, die schiefe Löcher hat. Die Backen sind dick. Die Oberlippe hängt über die Unterlippe hin, und beide sind mit Drüsen rundum besetzt. Man kann ihr Alter nicht nur, wie bei den Kühen, nach den Knoten der Hörner, sondern auch nach den Zähnen bestimmen. Die großen Augen haben einen eirunden, oben und unten gedrückten, gelben Augapfel, mit einer beinahe rechteckigen Pupille; sie spielen tückisch unter den langen Kopfhaaren hervor, und sind, wie die langen Ohren, weit abstehend. Viele Böcke und Ziegen sind mit Hörnern versehen, die aber nicht einerlei Biegung und Länge haben. Manche Böcke haben Hörner, welche über 2 Fuß lang sind. Sie sind mehrentheils geringelt, spiralförmig, oder bloß zurückgekrümmt, an den Seiten zusammengedrückt, an der Wurzel breit, und an den auswärts gebogenen Enden spitzig zulaufend. Bis kurz vor der Spitze sind sie hohl, und machen die Scheide eines saftigen Knorpels aus, welcher in denselben in die Höhe steigt. Bei den meisten Ziegen

und auch bei manchen Böcken findet man vor dem Halse einen langen Bart, oder zwei Verlängerungen der Haut, welche man Eicheln, oder Glöckchen nennt, und die bis 3 Zoll lang sind. Der Hals ist lang, der Rücken steigt allmählich bis zur Hüfte, und senkt sich alsdann plötzlich wieder. Der kurze Schwanz ist ganz glatt, die Beine sind dick, und die Füße weißklauig.

Der Körper ist auf der Haut dicht mit weißer Wolle bedeckt, und über dieselbe legt sich dann das 5 Zoll lange Haar, und bildet auf dem Rücken einen Scheitel. Die längsten Haare befinden sich an den Hinterschenkeln; Hals, Kopf, Schwanz und Beine sind mit kurzen steifen Haaren besetzt. Die Farbe ist mehrentheils weiß, doch findet man auch schwarze, aschgraue, bläulichte, schwarzbraune, und mit diesen Farben gefleckte, und die licht- und erbsgelben mit einem schwarzen Streif über dem Rücken sehen schön aus.

Die Ziege unterscheidet sich vom Bock durch den längern und glättern Kopf, längern und schmälern Hals, längern Leib, und die kürzeren, weniger gebogenen Hörner, und kürzere, aber feinere Haare.

Die Ziege hat ein lebhaftes Naturel, so daß alle ihre Handlungen muthwillig, ungestüm und flüchtig geschehen. Ihr ganzes Betragen ist wunderbar, widersprechend und launig. Sie bezeigt sich tückisch und freundlich, stößig und liebkosend gegen dieselbe Person. Bald ist sie sehr biegsam, und bald wieder im höchsten Grade störrig. Heute geht sie ihrem Feinde muthig mit ihrer harten Stirn entgegen, und morgen bebt sie, obgleich mit den größten Hörnern bewaffnet, furchtsam vor ihm zurück. Heute begleitet sie ihren Versorger allenthalben hin, wohin er geht, und morgen flieht sie ihn von weitem. Jetzt schleicht sie ganz bedächtig und langsam ihren Weg dahin, und plötzlich streckt sie sich zur Erde nieder. Jetzt springt sie muthwillig herum, schlägt vorn und hinten

aus, und auf einmal steht sie still da, wie vom Blitz gerührt, und sieht starr vor sich hin. Doch scheint sie dem Menschen von Natur zugethan zu seyn, und soll auch in öden Gegenden keine merkliche Wildheit annehmen. — Durch Meckern und Schreien drückt sie ihre Leidenschaften aus. — Sie wird nicht über 12 Jahr alt.

Die Ziege nützt durch ihr Fleisch, ihre Milch, Haut und Haar.

Die Ziegenlämmer, welche, wenn sie noch an ihrer Mutter saugen, geschlachtet werden, haben ein zartes, schmackhaftes und leicht verdauliches Fleisch, das dem Lammfleisch gleich geschätzt wird. Das Fleisch der Ziege ist, wenn sie guter Artist, auch ohne Bocksgeschmack, aber härter und schwerer zu verdauen, als das Schöpsenfleisch. Der beschnittene Bock hat ein nahrhaftes, aber unschmackhaftes Fleisch.

Das Talg, wovon nicht selten bei einer gemästeten Ziege 10 Pfund gefunden werden, wird von Gerbern zur Zubereitung des Leders, und von Lichtziehern zur Verfertigung guter harter Lichte vorzüglich gesucht. In der Arzenei wird es als zertheilend, schmerzstillend und heilend gebraucht; besonders ist es denen, die sich wund geritten haben, sehr nutzbar.

Das getrocknete Blut wird bei Quetschungen, um das geronnene Blut aufzulösen, gebraucht.

Die Ziegen werden bei uns nur wegen ihrer Milch gehalten, welche ein vortreffliches Getränk für gesunde und kranke Menschen ist, da sie dünner, und leichter zu verdauen ist, als Kuhmilch. Wie viele Haushaltungen der armen Walddörfer ernährt beinahe allein die Milch einer einzigen Ziege, und trocknes Brot!

Vorzüglich aber ist die Milch wegen ihres medizinischen Nutzens berühmt, da sie nicht allein vielen Kranken ein gesundes Nahrungsmittel, sondern auch ein bewährtes Heilmittel ist.

Die wohlschmeckenden frischen Ziegenkäse sind bekannt genug. — In Italien werden aus der Ziegen- und Schaf-Milch die süßen guten Käse gemacht, die den Namen Ricotta haben. Die süße Milch wird nemlich mit ihrem Rahm abgesotten, und alsdann mit einer Säure von einigen Tropfen Salzgeist oder Laab geschieden, wodurch die groben und schweren Käsetheile zu Boden sinken, die leichtern und feinern aber mit dem Rahm in die Höhe steigen; diese werden mit einem kleinen, spanneweitem runden Binsenkörbchen abgeschöpft, die Molke muß abtröpfeln, und den folgenden Tag können diese Käsekörbchen schon verkauft, und der Käse kann genossen werden.

Aus den Ziegenfellen wird Korduan, Saffian, Pergament, eine Art Juften, Chagrain, und gewöhnliches weißgegerbtes Leder bereitet. Die schönsten Korduane kommen aus der Levante, Konstantinopel, Smyrna und Aleppo; nächst diesen folgen die Spanischen, Ungarischen und Französischen. In Deutschland macht man auch Leder, das man Korduan nennt; man ist aber an manchen Orten damit zufrieden, wenn man die schon bereiteten Bocksfelle aus der Türkei, meist über Venedig, kommen läßt, und sie selbst närbet, färbet und glättet. Die Bockfelle geben besonders gute Beinkleider und Handschuhe, und aus den Fellen neugeborner Lämmer wird das feinste Pergament verfertigt. Das sogenannte Hühnerleder ist nichts anders, als die obere abgezogene, weiß gelassene, oder blau, grün, roth und violet gefärbte Haut des Ziegenfelles, woraus die schönen Sommerhandschuhe gemacht werden, und die glasirten Dänischen Handschuhe werden aus den Fellen der jungen Ziegen verfertigt.

Die weichen kurzen Haare werden vom Huthmacher, mit andern Haaren vermengt, zu Hüthen, Stricken, Bürsten, besonders den sogenannten Magenbürsten, und zu Pinseln genutzt, und die langen werden zu Perucken und

Salleisten (Salbanden) an den Tüchern verarbeitet; lange und kurze spinnen aber die Landleute zu Garn, und verfertigen daraus Strümpfe und Socken. Es würde sich der Mühe verlohnen, wenn man durch öfteres Kämmen der Ziegen, und Trockenhaltung der Ställe diese Haare zu veredlen suchte, sie im Frühjahre abschöre, gleich den Kameelhaaren kämmte, spänne, und zu starken Zeugen verweben ließe; und dieser Nutzen würde um desto größer werden, wenn man sich die Veredlung unserer Ziegen und ihres Haars durch die Angorischen Böcke ernstlicher angelegen seyn ließe. Die einzelne Versuche, die man mit glücklichem Erfolg in Deutschland schon gemacht hat, sollten uns zur Nachahmung reizen. — Aus den Ziegenhaaren macht man auch die in der Färberei gebräuchliche Haarfarbe.

Die Hörner werden zuweilen wie anderes Horn von den Drechslern verarbeitet.

## Die Angorische Ziege.

(Capra Hircus Angorensis. Linn. Buffon.)

Diese Ziege hat von Angora, ihrer Heimath, den Namen bekommen. Sie heißt auch Seidenziege, und das Männchen Seidenbock, und gehört zu unserer Art, weil sie sich auch in unserer kältern Gegend mit unserm Ziegengeschlechte begattet und fortpflanzt. Sie hat lang herabhängende Ohren, und unterscheidet sich dadurch von der unsrigen gar merklich. Die Augen sind groß, lebhaft, und stehen weit von einander. Die Hörner des Bocks sind lang, breiten sich in einer wagerechten Richtung von beiden Seiten des Kopfs aus, und winden sich in Schneckenlinien zusammen. Die Ziege hat kürzere, und vorn niedergebogene Hörner, welche mit ihrer gekrümmten Spitze bis an's Auge reichen, und mancherlei Biegungen und Richtungen haben. Der Hals ist

kurz. Die Beine sind länger, aber der Leib kürzer, als an der gemeinen Ziege.

Das Haar hängt in 8 Zoll langen, feinen, seidenartigen Locken an den Seiten herab, so daß die halben Beine mit diesen lockigen Haaren bedeckt sind. Man hat sie auch von verschiedenen Farben; allein die eigentlichen Angorischen Ziegen sind blendend weiß.

Diese Hausthiere werden in ihrem Vaterlande in großen Heerden unterhalten, und der Ertrag ihrer seidenartigen Haare macht den eigentlichen Reichthum von Angora aus. Nach dem Beispiel der Holländer, Engländer, Venezianer und Schweden, hat man diese nützlichen Ziegen auch in Deutschland, im Oestreichischen, auf den Fürstlich Lichtensteinischen Gütern, in Baiern, Franken, um Anspach herum, in der Unterpfalz unweit Heidelberg, zu Dossenheim an der Bergstraße, und an andern Orten einheimisch zu machen versucht. Sie gewöhnen sich sehr leicht an unser Klima, und nehmen mit eben der Nahrung und Wohnung, wie unsere gemeinen Ziegen, vorlieb. Im Sommer weiden sie an den magersten und unfruchtbarsten Orten, indem sie vorzüglich die guten Kräuterspitzen lieben; im Winter aber, und bei nassem und schlechtem Wetter nehmen sie auch mit bloßem Heu vorlieb. Bei guten Futterkräutern und Kleefutter befinden sie sich auch in einem reinlichen Stalle gar wohl. Sie müssen oft gekämmt und gewaschen werden, wenn man sie recht benutzen will.

Sie pflanzen sich in unsern Gegenden allein und mit unsern Ziegen fort, und können uns also eben so, wie den Arabern, durch ihre Häute den schönen morgenländischen Saffian und Korduan, und durch ihre Haare, welche ihnen des Jahrs zweimal abgeschoren werden, das schöne Kameelhaar verschaffen.

Aus letztern macht man das sogenannte Kameelgarn, welches eigentlich Kämelgarn heißen sollte, da diese

Thiere in ihrem Vaterlande Kämel heißen. Schöne Zeuge, die meisten Brüsseler Kämelotte, und viel sogenanntes Türkisches Garn wird aus diesen Haaren verfertiget.

Außerdem ist auch ihr Fleisch, und ihre Milch, deren sie mehr, als unsere Ziegen geben, sehr gut zu genießen.

### Antilope. Gazelle. (Antilope.)

Dieses Geschlecht, welches zahlreiche Gattungen hat, bewohnt das mittlere und südliche Asien und Afrika. Es enthält ziegenartige Thiere, welche nur in der untern Kinnlade 8 Vorderzähne haben. Die Eckzähne fehlen.

Die Hörner sind einfach, dicht, inwendig knochenartig, mit einer hornichten Scheide versehen, die mehrentheils geringelt oder spindelförmig gedreht ist, und werden nicht abgeworfen. Das Kinn hat keinen Bart. Einen Thränensack haben die weißen hiehergehörigen Arten. Die Klauen sind bei den mehresten zugespitzt. Die Säugwarzen liegen zwischen den Hinterfüßen. — Die meisten wohnen in Heerden von 100 und mehrern beisammen.

Die Arten dieser Gattung stehen zwischen den Hirsch- und Ziegenarten mitten inne. Dem Ansehen und den Haaren nach gleichen sie den Hirschen; den Hörnern nach aber den Ziegen. Die falschen Hufe sind bei ihnen kleiner, und sehen Warzen ähnlich. Sie bewohnen das wärmere Asien und Afrika, und nur eine Art die Gemse, ist Europäisch. Der Springbock, (Antil. Pygarga) im Innern von Afrika, der jährlich in Heerden von vielen Tausenden gegen das Kap zu, und nach einigen Monaten wieder zurückzieht, und das Cudu (Ant. Oreus) mit gewundenen Hörnern, in Südafrika und Ostindien sind merkwürdige Arten dieser Gattung. Das Cudu hat wahrscheinlich durch die Form und Länge seiner geraden Hörner den Anlaß zu der Fabel vom Einhorn gegeben.

### Die Gemse. (Antilope Rupicapra. Linn.)

Mit aufrechten, runden, hakenförmigen Hörnern, und rothbraunen Haaren auf dem Rücken, und an den Seiten, ist die Gemse, welche man auf den Gebirgen von Tirol, Kärnthen, Krain, Steyermark, Salzburg, noch häufiger als den Steinbock antrifft, an Größe und Gestalt dem Ziegenbock am meisten ähnlich, und scheint nur etwas größer, als dieser, weil ihre Füße höher sind, und ihr Hals gestreckter ist. Man darf sie nicht mit dem Steinbock verwechseln, von dem sie ihrer ganzen Gestalt, und ihren Gliedmaßen nach, völlig verschieden ist, und mit welchem sie außer den Haaren und der Lebensart fast nichts gemein hat. Das deutlichste und am meisten in die Augen fallende Kennzeichen, wodurch sie sich von allen andern Thieren unterscheidet, sind ihre gleich über den Augen heraufsteigenden, schwarzen, röhrförmigen und gerade aufrecht stehenden Hörner, mit runzlichen Ringeln umgeben, mit einem glatten Haken, der nach dem Rükken zu gekrümmt ist, an 10 Zoll lang. Sie werden mit dem Alter immer größer, und bekommen jährlich einen Ring mehr; die Spitze aber und der Haken bleiben immer glatt. Inwendig sind sie ausgefüllt, und haben nur an der Wurzel eine Höle von 1 Zoll. Vor den Hörnern befindet sich in der Haut eine Oeffnung, die zu einer trockenen Höle führet, welche diesen Thieren besonders eigen ist. Die Oberlippe ist ein wenig gespalten; die Augen sind groß, röthlich, hell und scharfsehend; die Ohren ungefähr 5 Zoll lang, und inwendig mit weißen Haaren besetzt. Der Schwanz ist 3 Zoll lang. Die Klauen an den Füßen sind, von unten her, unausgefüllt und hohl, ziemlich lang, scharf zugespitzt, und weit auseinander stehend.

Die Gemse hat zweierlei Haar, längeres und kürzeres. Das längere nimmt den Kopf, Bauch und die Füße ein, und das längste am Bauch und Füßen ist 4½

Zoll lang. — Auf dem Rücken sind die Haare kürzer, wie beim Rehbock, doch sind sie auch von zweierlei Art; die eine nemlich ist länger und flammig, und zwischen diesen stecken kleine krause Futterhaare. Vorn, unter den Knien, ist ein besonderer Haarbüschel. Die Farbe ist im Ganzen braunroth, unten an der Kehle befindet sich ein feiner breiter Streif; und an der Stirne, neben den Hörnern und am Unterleibe ist die Farbe schmutzig weiß. Der Schwanz ist ganz schwarz. Die abwechselnde Verschiedenheit in der Farbe besteht darin, daß die Haare im Frühjahr, wenn sie ihre Rauhheit und Länge verlieren, weißgrau, im Sommer roth, und im Herbste wieder dunkelbraun, ja meistens sammtschwarz werden. Sonst giebt es auch weiße, gefleckte, doch letztere sehr selten.

Die Weibchen haben ebenfalls Hörner, und sind vom Männchen weder in der Größe, noch in einer auffallenden Eigenschaft unterschieden. Sie haben 4 Zitzen.

Es sind gesellige, muntere, flüchtige, vorsichtige, wilde, schüchterne und menschenscheue Thiere. — Ihre Stimme ist ein leises, kaum bemerkliches Blöcken; bei Furcht oder Gefahr aber pfeifen sie heftig, und bedienen sich dazu der Naselöcher. — Sie werden 20 bis 30 Jahr alt.

Die hohen beschneiten Alpen von Europa, in der Schweiz, Savoyen, Dauphiné, die Pyrenäischen und Apenninischen Gebirge, und vielleicht die meisten Kettengebirge Asiens sind ihr Vaterland. Sie lieben eine reine, dünne Luft, und eine warme, dicke scheint ihnen unerträglich zu seyn; doch wagen sie sich nicht auf die höchsten Felsspitzen, wie die Steinböcke, sondern halten sich mehr in den mittlern Berggegenden, und zwar theils auf kahlen Steinklippen, wo sie heerdenweise zu 60 und mehreren beisammen herum laufen. Sie weiden mit einander von einem Ort zum andern, und ergreifen mit einander die Flucht vor ihren Feinden. Sie sind furchtsamer im Klet-

tern und Springen, als der Steinbock, und ſpringen alſo weder ſo weit, noch ſo ſchnell, als dieſer. Wenn ſie einen Felſen hinauf oder hinunter ſteigen, ſo geſchieht es nicht in gerader, ſondern in einer ſchrägen Linie, beſonders wenn es bergab gehet. Ueber ſteile Felſen ſpringen ſie oft 20 bis 30 Fuß hoch hinunter, ohne ſich halten zu können. Während eines ſolchen Luftſprunges ſchlagen ſie nur 3 bis 4mal mit ihren Füßen an den Felſen an. Die Wärme meiden ſie ſo ſehr, daß man ſie auch im Sommer nirgends, als im Schatten, bei Schnee und Eis antrifft; und im Winter in hohen und dichten Wäldern. Ihr Aufenthaltsort iſt alſo im Sommer und Herbſt immer auf den hohen Gipfeln, in Steinriſſen, von Felſen eingeſchloſſen, oder an jähen Grasplätzen, aber immer nahe an Schnee und Gletſchern. So bald der Tag anbricht, kommen ſie unter den hohlen Felſen, und eingefallenen Felſenſtücken hervor, (denn Hölen und Neſter haben ſie nicht) und weiden. So bald der Tag ſtärker hereinbricht, ziehen ſie ſich aus Furcht vor Verfolgung in abgelegene, unzugängliche, rauhe, wilde, aber allezeit ſchattige Bergthäler, die ſie vorzüglich lieben, und ruhen da neben dem Schnee, wie die gemeinen Ziegen aus. Sie wälzen ſich ſehr gern im Schnee und auf den Gletſchern, wozu ſie ihre große innerliche Hitze, womit ſie die Natur begabt hat, antreibt. Gegen Abend gehen ſie wieder auf die Weide, und bei einbrechender Nacht wieder unter ihre Felſen. So wie die Natur auf den hohen Berggipfeln erſtirbt, ziehen ſie ſich auch abwärts nach den Wäldern, und ſchlagen in den dichteſten und wärmſten Wäldern ihre Wohnung auf, und zwar gern auf der Sommerſeite, und an ſolchen Orten, wo ihnen ihr Inſtinkt ſagt, daß ſie vor Schneelawinen am ſicherſten ſind. Die unangenehmſte und härteſte Zeit iſt für ſie der Frühling, wo ſie, um der rauhen Waldnahrung zu entgehen, bis zu den Häuſern in die bewohnten Ge-

genden herabkommen. Sie gehen zu dieser Zeit in Bergen nach Plätzen, die an der Sonne liegen, ob ihnen gleich der Weg durch den hohen weichen Schnee sehr beschwerlich wird, um so mehr, da ihr Körper gar nicht so gebaut ist, daß der Schnee sie tragen kann, sondern sie beständig einsinken. Wenn sie über ein solches tiefes Schneefeld fliehen müssen, so beschleunigen sie dadurch ihre Flucht, daß das Letzte auf den Rücken des vor ihm gehenden springt, so über den Rücken aller andern setzt, und sich an die Spitze stellt; ihm folgt das vorletzte, und thut ein gleiches, u. s. f. und sie sind auf diese Art schnell über ein solches Schneefeld hinweg.

Obgleich die Gemse ein geselliges Thier ist, so giebt es doch Einsiedler unter ihnen, wie unter den wilden Schweinen, die alle Gesellschaft scheuen, und nur für sich einzeln leben. Es sind die sogenannten Stooßböcke, welche deswegen so heißen, weil sie sich am liebsten in den Alp-Erlenstauden, die in der Schweitz Stooß heißen, aufhalten. Es sind dies, wie bei den wilden Schweinen, alte Männchen, die vor Alter weißgrau und langhaarig sind. Sie sind immer die fettesten.

Man unterscheidet zwei Rassen. Die Eine, von den Schweizern Gratthier genannt, ist klein und rothbraun, bewohnt im Sommer die höchsten Bergspitzen und steilsten Felsen, nährt sich von den besten Kräutern, und verläßt die obersten Theile der Wälder auch nicht bei dem größten Eis und Schnee. Sie soll außerordentlich wild und scheu seyn. Die andere ist dunkelbrauner, und etwas größer, hält sich in Büschen, Wäldern, und zuweilen in den Thälern der Berge auf, nährt sich von guten Kräutern und kleinen Zweigen der Tannen, und heißt Waldthier. — Sollte aber nicht etwa unter beiden Rassen der Unterschied noch größer, und der nemliche seyn, wie unter Feld- und Waldhasen, oder Feld- und Berghirschen?

### Die Saiga-Antilope, der Nil-ghau, der Gnou und die Kropfgazelle. Fig. 13.

Die Saiga-Antilope oder Suhac, ist von der Größe eines Damhirsches, und hat 11 Zoll lange Hörner, mit Ringeln. Sie wird leicht zahm, und soll zu den schnellsten und flüchtigsten gehören; der Springbock soll sogar Sätze von 20 Fuß weit machen (vielleicht von Höhen in die Tiefen herab).

Die Kameelähnliche Antilope oder Biggel in Hindostan ist sehr selten. Sie soll dem Renthier ähnlich, aber am Halse mit Haaren, wie der Esel, versehen seyn, so wie auch der Hinterleib wie am Esel, und der Schwanz ganz dem Eselschwanze ähnlich ist. Sie hat einen Buckel auf dem Rücken. Das aschfarbene Fell ist kurzhaarig. Das Thier läßt einen knurrenden Ton hören, steht auf, und legt sich wieder nieder, nach Art der Kameele. Der Biggel scheint gewissermaßen ein Zwischending zwischen Ochsen und Antilope.

Eben das scheint der erst neuerlich bekannt gewordene Nil-ghau, oder der blaugraue Stier (weißfüßige Antilope) zu seyn, welcher, wie das vorige Thier, etwa vorn am Bug 5 Fuß hoch ist. Nur die Männchen haben vorwärts gekrümmte Hörner. Weiße Flecken findet man an dieser Antilope oberhalb der Hüften, und über dem Haarzopf des Halses. Der Kopf ist hirschähnlich. Diese Thiere, und der Gnou in Afrika, haben die Eigenheit, sich auf die Knie zu legen, wenn sie mit einander kämpfen. Also ist hier, was sonst die Stellung der friedlichen Ruhe ist, Zeichen des Streites. Das Thier wird leicht zahm, leicht aber auch aufgebracht, und säuft an zwei Eimer Wasser. Man hat es in England gehabt, wohin es aus Bengalen gebracht wurde. — Der Gnou hat 19 Zoll lange, an der Wurzel 17 Zoll Umfang haltende Hörner, hirschartiges Haar, und eine Mähne. Der weiße Schwanz, ist wie ein Pferdeschweif.

Auch das Weibchen ist gehörnt. Das Thier ist wild und stößig, und hat eine zweifache Stimme, die eine der Stimme des Ochsen ähnlich, die andere dem Pfeifen eines Rehes, aber viel durchdringender. — Ein seltsames Thier, in der Mongolei und in den Wüsten zwischen China und Tibet, ist die Kropfgazelle, die sich dadurch auszeichnet, daß das Männchen einen großen Kahlkopf hat. Das Thier hat den Bau und die Größe eines Rehes. Die schönen geringelten Hörner messen etwa 10 Zoll. Es ist ein echtes Steppenthier, denn es scheut sich vor Wald und Wasser, und streicht heerdenweise in den höhern Steppen der Tartarei umher. So lebhaft es auch ist, so leicht wird es doch zahm. Außer seinem Fleische und Felle benutzt man auch die Hörner zu Laternen. — Die sehr schnelle Zwergantilope (Guevei) in Hinterindien, am Senegal, und in ganz Guinea, wird kaum 10 Zoll hoch. Die schwarzglänzenden aufrechten Hörner sind 2 Zoll hoch.

### Der Ochse. (Bos.)

Unten hat diese Gattung acht Schneidezähne, die Eckzähne aber mangeln. Die Hörner sind hohl, vorwärts halbmondförmig gebogen und glatt. Die gespaltenen Hufe sind bei den hierher gehörigen Thieren viel stärker und breiter, als bei den vorhergehenden. Die Weibchen sind, wie die Männchen, gehörnt, und der Körper hat kurze Haare.

### Der Büffel. (Bos Bubalis.)

Er hat in die Höhe gebogene, einwärts gedrehte, und etwas zusammengedrückte Hörner.

Dieses Thier, dessen eigentliches Vaterland Asien und Nordafrika ist, wird nicht nur, seit dem siebenten Jahrhundert, in der Türkei, Griechenland, Italien und Ungarn, sondern auch in den Salzburgischen, und andern

mehr nördlichen Gegenden von Deutschland gezogen, und zum Zuge gebraucht. Es ist größer, stärker, und schwerer, als der gemeine Ochs. Seine Länge beträgt über 9 Fuß, und er wiegt gewöhnlich nur tausend Pfund, wovon die Haut allein hundert Pfund ausmacht.

Die Bildung des Büffels hat im Ganzen viel Aehnlichkeit mit dem Stier. Doch ist seine Stirn und das Stirnblatt erhabener, das Maul breiter, und nicht aufgeworfen; die Ohren sind länger und spitziger. Der Kopf ist im Verhältniß gegen den Leib klein, und neigt sich immer gegen die Erde. Die Hörner sind schwarz, vorne und hinten platt, und am Ende zugespitzt. Gleich beim Ausbruch aus der Stirn wenden sie sich in schräger Richtung nach außen, nach unten und hinten, drauf krümmen sie sich hinterwärts und nach oben zu über. Auf dem Untertheile sind einige Erhöhungen. Die Augen liegen nahe bei den Hörnern, und weiter vom Ende des Mauls. Der Hals ist dick und lang; der Hintertheil des Rückens gegen den Schwanz zu abhängig. Der Leib ist dick, hat sehr hartes, starkes Leder, aber etwas schlankere Gliedmaßen, als der Stier. Die Schenkel sind kurz, dick und stark. Der Schwanz ist kurz, dünne und beinahe kahl.

Die Haut hat am ganzen Leibe eine schwärzliche Farbe, außer zwischen den Beinen, und das Haar ist entweder schwarz, oder roth, dünne gesäet, und so steif, wie es bei den Schweinen an den Seiten des Leibes ist. Die Stirn ist von verwirrten langen Haaren ganz zottig. Die Brust, das Kreuz, der Bauch, und der größte Theil der Beine sind völlig kahl. Die längsten Haare sind $3\frac{1}{2}$ Zoll, und die Schwanzhaare sechs bis sieben Zoll lang.

Ueberhaupt hat dieses Thier ein plumpes, und wegen seiner magern Gliedmaßen, kahlen Schwanzes, scheu dummen Blickes, und finsteren Miene ein niedriges und häßliches Ansehen, und sein Naturel ist dabei wild, hart,

unbiegsam, zornig; deshalb pflegt man ihm einen Ring, wie dem Bären, in die Nase zu legen, um es zu regieren. Die rothe Farbe ist ihm so gehässig, daß es, bei Erblickung derselben, ganz unbändig wird; das Feuer aber setzt es in Furcht. Es ist, nächst dem Schweine, das schmutzigste Hausthier, und läßt sich nicht gern reinigen und striegeln. Dagegen geht es gern in sumpfiges Wasser, und schwimmt geschickt. Es brüllt entsetzlich, und mit stärkern und tiefern Tönen, als der gemeine Ochse. Sein Weibchen hat sehr kleine Euter, und giebt wenig Milch.

Aufenthalt, Nahrung und Fortpflanzung hat der Büffel in Deutschland fast gänzlich mit dem zahmen Rindvieh gemein, geht mit ihm auf die Weide, kann aber weniger Hunger und Durst aushalten; daher läuft er oft von seiner Arbeit, ohne sich durch etwas aufhalten zu lassen, weg, nach seiner Krippe, und von da nach der Tränke. Sein Stall muß sehr dauerhaft, und Krippe und Raufe stark und wohl verwahrt seyn.

Die Büffelkuh ist ungefähr 12 Monate trächtig, und bringt ein Junges zur Welt. Wegen der Wohlfeilheit ihres Unterhaltes sollten diese Thiere in Deutschland mehr gezogen werden. Sie nehmen bei ihrer großen Gefräßigkeit gerade mit dem schlechtesten Futter vorlieb, als: Erbsen, Bohnen, Hirsen, und türkischem Waizenstroh, und sind im Stalle immer mit Grummet, etwas Salz und Wasser zufrieden. Auf der Weide halten sie sich im Sommer des Ungeziefers wegen gern in Sümpfen und Morästen auf, wo sie sich so tief im Wasser verstecken, daß zuweilen kaum der Kopf hervorragt.

Ihre Feinde sind vorzüglich die Engerlinge und die Bremsen, welche sie zuweilen ganz wüthend machen. — Auf den Philippinischen Inseln erlegt man die wilden Büffel zu Pferde mit Lanzen, und die Neger besteigen

in den Gegenden, wo sich diese Ochsen des Nachts aufhalten, die Bäume, und schießen sie todt.

Das Fleisch der alten Büffel, ob es gleich grobfaserig und hart ist, wird von Leuten, die schwere Arbeit verrichten, gegessen, und das Fleisch der Jungen ist sehr schmackhaft. Die fette Milch der Büffelkuh hat einen sehr starken Geschmack, die Butter und der Käse sollen wohlschmeckender, als vom gemeinen Rindvieh seyn.

Aus der starken Haut macht man sehr gutes Sohlenleder, und anderes, welches zu Stiefeln, Schuhen, Handschuhen, Schilden, Reitkollets, Degengurten, Jagdtaschen, Patrontaschen, und besonders zu Schläuchen tauglich ist. Die Sehnen, Flechsen u. dergl. werden zu Leim gesotten. Das Blut dient zu blauer Farbe und Gärtnertreibereien, auch zur Nahrung der Thiere. Die harten Hörner und die Klauen werden vom Kammmacher und Horndrechsler, wie alle Hörner und Klauen, und besonders zu Rosenkränzen und Tabacksdosen verarbeitet. Das Fett und Mark soll zum Vertheilen, und zur Stärkung der Nerven, so wie das Horn, mit Myrrhen und Oel vermischt, und in die Ohren gethan, gegen den Schmerz derselben, der von Erkältung herrührt, dienen. Die Knochen werden zu feiner Drechslerarbeit gebraucht. Die Haare und der Mist werden, wie beim Rindvieh, benutzt, und letzterer, der einen starken Bisamgeruch hat, ist vorzüglich kühlend auf warmen Boden an Bergen.

Da diese Ochsen außerordentlich stark sind, so braucht man sie, wie die andern, zum Pflügen, Ziehen und Schleifen, und zwei Büffel, vor einen Wagen gespannt, ziehen eben so viel, als vier starke Pferde.

Die wilden Büffel fallen, wenn sie verwundet werden, Menschen an, und treten sie mit Füßen, und richten oft auf bebauten Feldern großen Schaden an. Man hält sie von letztern Orten mit Feuer ab. Die zahmen gehen zuweilen bei großem Durste mit Karre und Pflug

in

in den nächsten Teich oder Fluß, und haben schon manchem Führer im Zorne das Leben geraubt. Auf feuchten Wiesen treten sie wegen ihrer Schwere zu tief ein.

### Der Ochs, Stier. Die Kuh. (Bos Taurus. Vacca.)

Die Hörner sind rund, und auswärts gekrümmt, und an der Kehle befindet sich eine schlaffe Haut (Schlauch).

Das zahme Rindvieh stammt wahrscheinlich von dem Auerochsen (Urochsen) ab, welcher sonst auch im Thüringer- und Harzwalde gefunden wurde, und noch jetzt in Polen, Litthauen und Sibirien wild angetroffen wird. Der Auerochse ist zwar größer, hat ein grimmigeres und wilderes Ansehen, haarigere Schultern, Genick und Brust, als der zahme Ochse, und seine Farbe ist auch beständiger, nemlich allezeit schwarzfahl, mit einem mausefahlen Streif auf dem Rücken; allein dessen ungeachtet darf man ihn als Stammvater anerkennen, wenn man bedenkt, wie viel die Zähmung und die Verschiedenheit des Futters auf die Thiere wirkt, so daß auch das zahme Rindvieh selbst, welches doch gewiß von Einem Stamme entsprungen seyn muß, nach der Verschiedenheit des Klimas, und besonders der Nahrung, von verschiedener Größe, Farbe, und von verschiedenem Wuchse ist, und daß es sogar in einigen Provinzen Englands und in Island Ochsen giebt, welche das eigenthümliche Kennzeichen ihres Geschlechts, die Hörner, nicht haben.

Folgende äußerliche Eigenschaften sind zu einem guten und schönen Rind erforderlich: Der Kopf muß kurz und breit, die Ohren müssen lang und haarig, die Hörner glänzend, stark, und von mittelmäßiger Länge, das Maul breit und flach, die Naselöcher weit offen, die Lippen schwarz, der Hals groß und dick, die Schultern breit, dick und fleischig, die Brust groß und breit, der Schlauch (Triel) bis zu den Knieen niederhangend, die

Lenden und das Kreuz breit, die Rippen rund und krumm, der Bauch groß und hangend, der Rücken gerade, der Schwanz bis zur Erde niederhangend, und sehr haarig, die Hüften lang, die Beine und Schenkel stark, die Klauen breit, kurz und stark, und die Haut dick und weich seyn.

Die unterscheidenden Merkmale der Rassen sind folgende:

1. Die Dänischen und Jütländischen Ochsen sind dickleibig, haben kurze Füße, und wenig ausgebogene Hörner. Ihre Farbe ist schwarz und weiß, oder roth und weiß. Man mästet sie auf 10 Zentner.

2. Die Polnischen haben hohe Beine, weit auseinanderstehende Hörner, und eine bläuliche oder fahle Farbe. Sie werden zu 9 Zentnern gemästet.

3. Die Ungarischen haben niedrige Beine, einen dicken und starken Leib, und eine weißliche Farbe. Sie wiegen gemästet oft 9 Zentner.

4. Die Schweizerischen. Sie sind groß, lang und hoch, und meist schwarz von Farbe.

5. Die Friesländischen haben niedrige Füße, und sind sehr lang, dick, breit, und meist roth von Farbe. Sie werden oft 12 Zentner schwer gemästet. Die Kuh giebt zu manchen Zeiten wegen der guten Weide täglich 20 bis 24 Kannen Milch.

6. Die Fränkischen sind hochbeinig, lang gestreckt, und meist roth von Farbe. Sie können 9 Zentner schwer gemästet werden, und werden sehr stark nach Frankreich verhandelt.

7. Die Böhmischen. Das starke untersetzte Nationalvieh ist schwarzbraun von Farbe, und man hat fette Ochsen zu 16 Zentnern.

Die Schönheit, Geschmeidigkeit, Lebhaftigkeit und Hurtigkeit des Pferdes mangelt dem Rindvieh gänzlich. Sein Körperbau ist unförmlich, der Kopf länglich vier-

eckig, die Lippen überhängend, und die obern dick und stumpf, die Augen breit, schwarz, flach, rund und trübe, die Ohren breit, spitzig und schlaff; der Hals dick und zur Seite breit gedrückt; die Brust hängend, der Nacken hoch, die Rippen sind stark gebogen, das Kreuz breit und hager, der Bauch rund und dick, die Beine kurz und stark, der Gang schläfrig und schwer, seine Wendungen ungeschickt, und überhaupt sein ganzes Wesen plump und langsam. Auch hat ihm die Natur sehr wenige geistige Kräfte verliehen. Allein der Mangel aller dieser Eigenschaften schmälert seine anderweitige große Nutzbarkeit für die Menschen nicht. Das weibliche Geschlecht zeichnet sich, bei seiner Trägheit, noch durch Sanftmuth aus, dagegen zeigt sich bei dem männlichen oft Tücke und Bosheit. Die Waffen dieser Thiere, ihre Hörner, werden durch ihre große Stärke fürchterlich, und im Nothfall brauchen sie auch die Hinterfüße, um sich gegen ihre Feinde zu wehren. — Sie begnügen sich mit einem kurzen und leichten Schlaf, den das geringste Geräusch unterbrechen kann, und liegen dabei gewöhnlich auf der linken Seite.

Das Alter des Rindviehes kann man an den Zähnen erkennen. Es hat dasselbe, wie bekannt, acht Schneidezähne in der untern Kinnlade, welche schmäler und leichter beweglich ist, als die obere. Statt der Vorderzähne in der obern, ist das Zahnfleisch mit einer harten Haut überzogen, auf welche die Zähne der untern Kinnlade so genau passen, daß nicht das kleinste Gräschen, wenn es frißt, durchschlüpfen kann. Auf jeder Seite der obern Kinnlade befinden sich sechs Backenzähne, so daß also das Maul, da ihm die Eckzähne mangeln, zusammen mit 32 Zähnen besetzt ist.

Ein Kalb kommt mit vier Milchzähnen auf die Welt, erhält in vierzehn Tagen noch zwei andere, und hat im ersten Vierteljahr seine acht Vorderzähne. Nach

Verlauf von drei Jahren hat das Rindvieh seine acht Vorderzähne (Schaufeln) eingesetzt (eingeschoben), welche alsdann breiter, länger, nicht mehr so weiß sind, und näher zusammen und fester stehen, als die Milchzähne. Nach dem vierten Jahre tritt an der Wurzel der Hörner dicht am Kopfe ein Ring hervor, der ihr fünftes Jahr andeutet; im folgenden Jahr wächst der Kuh wiederum ein neuer hervor, und so fort. — Sie leben 25 bis 30 Jahre; 20 Jahre sind schon drückend für sie, und ihre ergiebige Nutzung hört mit dem zwölften auf. — Ihr Brummen und Blöken, wodurch sie ihre Begierden und Leidenschaften ausdrücken, hört man täglich. Den Stier scheint selten eine andere Leidenschaft, als der Trieb zur Fortpflanzung zum Brüllen zu reizen. Die Kuh schreiet weit öfter aus andern Ursachen, und das Kalb blökt bald aus Schmerz, bald aus Mangel der Nahrung, bald aus Sehnsucht nach der Mutter.

Man jocht den Ochsen entweder vor die Stirn, oder im Nacken an. Er läßt sich auch mit einem leichten Kummt an der Brust anspannen, doch scheint er hier seine gehörige Stärke und Folgsamkeit nicht zu beweisen.

In einigen Gegenden Asiens und Afrika's wird er, wie in den ältesten Zeiten, zum Ausdreschen des Getreides, zum Reiten und Tragen gebraucht, und in einigen Gegenden Schwedens muß er in den Ziegelhütten den Thon treten.

Den größten Nutzen leisten die Kühe durch ihre Milch. Ihre vier Zitzen am Euter, wodurch sie sich von allen, mit ihnen verwandten Thieren unterscheiden, und ihre Fähigkeit, auch ohne ein säugendes Kalb lange Milch zu geben, beweist, daß sie ganz vorzüglich auf diese Weise dem Menschen nützlich werden sollen. Gute Kühe geben in einem Tage, wenn sie Kleefutter bekommen, und im Stalle stehen, 10 bis 12 Maaß Milch. Kühe, die immer im Stalle sind, sollten billig alle Tage dreimal ge-

molken werden, denn durch das öftere Melken werden die Milchgefäße erweitert, und es wird immer mehr Milch im Euter abgesondert. Gute Milch darf weder zu dick, noch zu dünne, sondern sie muß vielmehr so beschaffen seyn, daß ein Tröpfchen, welches man abfließen läßt, seine Rundung behält, und eine schöne weiße Farbe hat. Der Rahm (die Sahne), welcher gebuttert werden soll, darf nicht zu lange auf der geronnenen (sauren) Milch stehen, sonst wird er scharf und übel schmeckend, und theilt diesen Geschmack auch der Butter mit, die in Holstein und Thüringen am besten ist. Die Butter wird, außer zur Speise, zum Einschmelzen der Wolle vom Tuchmacher, in Salzsiedereien, um das Aufwellen des Zuckers beim zweiten Sud zu mäßigen, gebraucht. Die Buttermilch kann man trinken, und zu Speisen verbrauchen. Die saure giebt, wie bekannt, die gewöhnlichen Käse, welche, nach der verschiedenen Behandlungsart, gut oder schlecht werden. Die Edammer, Limburger, Pflastersteinkäse, Aberdammer, die Schweizer und Parmesankäse behaupten vor allen übrigen den Vorzug. Auch die Molke, die dabei zurück bleibt, kann man in der Oekonomie und Arzenei verschiedentlich nützlich anwenden, und in Salzsiedereien schäumt man das Salz damit. — Man bedient sich auch jetzt der Milch mit mehrerem Vortheil zur Stärke, weil sie die Leinwand nicht zerfrißt. Man setzt sie nämlich 48 Stunden an einen kühlen Ort, verhindert das Gerinnen, nimmt die Sahne sehr rein ab, und taucht darin die gewaschene Leinwand.

Die Milch, welche sich in den Eutern der Kühe, ehe sie kalben, sammelt, brauchen die Isländer als einen Leim, um Bücher, Holz, und andere Dinge damit zu leimen, und auch unter die Dinte.

Das Rind- und Kalbfleisch ist ein vorzügliches Nahrungsmittel der Menschen, welches ihnen, auch bei dem häufigsten Genuß, keinen Ekel verursacht, wie die andern

Fleischarten, und schmackhaft, nahrhaft und leicht verdaulich ist. Es wird frisch, geräuchert, und mit Salpeter eingemacht, oder als Pökelfleisch gegessen, und auf vielerlei Art zugerichtet. Die Kaldaunen und übrigen Eingeweide werden ebenfalls gegessen; das Fett giebt gute Suppen, und das Mark nährt und stärkt entkräftete Personen.

Mit den Haaren stopft der Sattler Sättel, Polster, und Stühle aus; der Filzmacher macht davon Matratzen und Filzstiefeln, der Tüncher mischt sie unter seinen Kalk, um ihm mehr Festigkeit zu verschaffen, und der Ackerbesitzer kann diejenigen, welche beim Weißgerber, wo sie mit Kalk vermischt sind, abgehen, als einen vortrefflichen Dünger auf nassem Boden brauchen.

Aus den Häuten der Kälber, Kühe und Ochsen machen die Roth- und Weißgerber allerlei Lederarten, und der Pergamentmacher aus den Kalbfellen Pergament. Mit dem aus diesem Leder bereiteten Juften, dessen Bereitung ein Geheimniß war, führt Rußland einen ansehnlichen Handel. Ein gutes Juftenleder muß nicht allzuschwer und groß, geschmeidig und wohlriechend seyn, die Fleischseite muß eine weiße, und die andere eine frische Farbe haben. Der weiße Englische Juften und der schwarze Thranjuften gehören auch zu den besten Arten. Unter dem rothgegerbten Kalbleder ist das Englische das beste. Das Bristolische, Erlangische, und Schweizerische ist bekannt genug. Das Bauzener ist auf der Narbenseite karmoisinroth.

Von den Abfällen bei der Zubereitung der verschiedenen Lederarten, so wie von den Knorpeln und Sehnen, wird der Hornleim oder Schreinerleim verfertigt, guter Dünger gesammelt, und die Schweine werden von dem Abschabsel des Leders so fett, daß sie nicht aufstehen können. Man macht auch Felle mit den Haaren gahr, und braucht sie zu Stuhl- und Kofferbeschlägen, und zu Ren-

zeln. Die auf ſolche Art gegerbten Felle von ungebornen Kälbern geben gute Handſchuhe und Gebräme; und andere Kalbfelle verhüten, unter das Betttuch gelegt, das ſchmerzhafte Durchliegen der Kranken. Aus dem mit Kalk gereinigten Felle eines Kalbskopf kann man einen ſehr guten Leim zum Zuſammenkitten des zerbrochenen Porzellans und zum Lackiren kochen.

Die Hörner der beſchnittenen Ochſen verarbeitet der Drechsler zu Pfeifenröhren und andern Dingen; der Hirt zu blaſenden Inſtrumenten, und die des andern Rindviehes der Hornarbeiter und Kammmacher zu Dintenfäſſern, Knöpfen, Doſen, Pulverhörnern, Kämmen, und die Abgänge von dieſen Arbeiten geben den beſten Dünger. Die Weißgerber brauchen den Ochſenſchwanz, ſtatt des Pinſels, um die Felle mit Kalk einzuſchmieren. In Oſtindien braucht man ihn zu Fliegenwedeln.

Das Blut des Rindviehes braucht man in Zuckerſiedereien, um den Zucker zum Schäumen zu bringen, und zu reinigen; in den Berlinerblau-Fabriken als einen Zuſatz zu dieſer Farbe; in Salzſiedereien, um das Salz zum Schäumen zu nöthigen; zum Anſtreichen allerlei Holzwerks; zur Blutlauge; zum Zeugfärben, als Dünger, und zu einem dauerhaften Ofen- und Waſſerkitt.

Die Ochſenklauen werden vom Drechsler und Meſſerſchmidt zu Heften, und vom Kammmacher verbraucht. Ueberhaupt muß man ſie, wie alle Viehklauen, aufſammeln, um entweder ein Fett daraus zu ziehen, welches zum Brennen in Lampen, und zum Einſchmieren der Schlöſſer gebraucht wird, oder ſie ganz und geraſpelt zum Eiſenhärten, oder zum Dung auf Wieſen und Aecker verwenden. Das Ochſenklauenfett iſt, wenn es in einem kleinen Mörſer ſo lange gerieben wird, bis es ſich in eine grünliche Salbe verwandelt, ein gutes Mittel, das Eiſen und den Stahl, wenn ſie damit beſtrichen werden, eine Zeitlang vor dem Roſt zu bewahren. Das Rinder-

fett und Talg braucht man theils an Speisen, theils zu Lichtern und Seifen, theils um das Salz zum Schäumen zu bringen, und auch, um die Frostwunden gegen den Winter damit zu bestreichen, daß sie nicht wieder aufbrechen.

Das Laab aus dem Kälbermagen befördert das Gerinnen der Milch zu süßem Käse.

Mit der Galle wäscht man bunte Zitze, damit die grüne Farbe nicht ausgehe. Eben so benutzt sie auch der Maler und Tüncher. Sie wird auch getrocknet in der fallenden Sucht, die von einer fehlerhaften Galle herrührt, weiter zur Beförderung des Stuhlgangs und zur Vertreibung der Spulwürmer gebraucht. Aus den Blasen verfertigt man pneumatische Betten. Die Gedärme benutzt der Fleischer zur Füllung der Würste, und der Luftschiffer zu Luftballons. In England zieht man das äußerste Häutchen vom Mastdarm ab, und bereitet daraus eine dünne, doch feste Haut, welche die Form abgiebt, zwischen welchen man das Dukatengold zu Goldschaum oder Flittergold auf dem Ambos schlägt, womit England ganz Europa versieht, und Rahmenleisten, Bücher, u. a. m. vergoldet werden. Eben dies Häutchen, mit Gummiwasser gesteift, ist das sogenannte Englische Pflaster, womit die Wundärzte die Aderlaßöffnungen und andere Wunden durch das bloße Anhauchen verbinden.

Die Haut, in welcher das Kalb eingehüllt zur Welt kommt, gebrauchen die Isländer statt des Glases zu Fenstern.

Alle Knochen dieser Thiere werden gebraucht. Aus den starken Knochen der Vorder- und Hinterbeine werden, nachdem das Fett ausgelaugt ist, von den Drechslern allerhand Dinge, als: Stockknöpfe, Büchschen u. dergl. gedreht, aus den übrigen weniger stärkern werden Hefte, Schalen, und Messerstiele gemacht, und aus den kleinern brennt man die Beinasche, die zu Gefäßen ge-

braucht wird, in welchen Metalle geschmolzen werden, und welche auch die schwarze Malerfarbe giebt, die man Beinschwarz nennt.

Wie nutzbar das Rindvieh durch seinen Dünger wird, weiß jeder Landmann, und wie nachahmungswürdig und vortheilhaft in dieser Rücksicht die Stallfütterung sey, sollte ebenfalls jeder wissen. Verbrannt geben die Exkremente Salmiak. Einige Aerzte empfehlen für einen entzündeten Brustgeschwulst die Umschläge von frischem Kuhmist, und die Lauge desselben bleicht Leinewand, leinen und baumwollen Garn, schön weiß.

Die Streitochsen der Mauren in Afrika, und die Ochsen mancher Hottentotten-Horden (Baheleirer), zeigen sich in Schlachten tapfer und muthig, und sind, wie Hunde, ihren Herrn und dessen Kindern zugethan, denn sie werden von Jugend auf sanft behandelt. Sie stoßen den Feind wüthend mit den Hörnern, treten ihn mit Füßen, und durchbrechen die Reihen desselben. Auf Südafrika's Spitze sind sie die Hüter der Heerden, schützen sie gegen Raubthiere, treiben beim geringsten Verdachte die Heerden zusammen, lassen keinen Fremden, am wenigsten einen Europäer, zu derselben, da sie hingegen mit den Einwohnern ihres Kraals (Hottentottendorfs) sehr vertraut thun. Sie stellen sich auch auf die Termitenbaue (Baue der großen Ameise), und schauen sich um, ob etwas bedenkliches in der Nähe ist, und lassen dabei die Heerde nicht aus den Augen.

Nach Verschiedenheit der Erdgegend finden sich bei diesem Hausthiere freilich mancherlei Abänderungen. Das Rindvieh in Hindostan hat zwischen den Schultern einen Buckel und eine Schlotterhaut. Das Bengalische hat die Hörner vorwärts gebogen; das aber im südlichen Indien Hörner, die fast in gerader Richtung mit dem Vorderkopfe liegen. Es giebt kleinere und größere Arten.

Um Seringapatnam hat der eigentliche Ochse sehr

große, der Bulle aber sehr kurze Hörner. — In Hindostan überhaupt, wo dieses Thier in so großer Menge vorhanden ist, daß man ein Stück um 3 Thaler kauft (in Südamerika sonst um 4 Gr.), dient es als Reit- und Wagenpferd, bearbeitet das Feld, und tritt das Korn mit seinen Füßen aus. Eine Art aber, schöner, größer, und gelehriger, als die gewöhnliche, und durch seinen Buckel besonders ausgezeichnet, steht in hohem Preise. Die Buckelochsen aus Berar, Malabar, und aus dem Mahrattenlande sind weiß, von ungemeiner Größe, mit sehr großen Hörnern, und die Buckel so fett und schmackhaft, daß man sie als etwas Leckeres nach England eingesalzen versendet. Man spannt diese Ochsen dort vor die Staatswagen, belegt sie mit schönen Decken, schmückt sie mit Halsbändern, selbst von Silber, und mit Schellen, und vergoldet ihnen die Hörnerspitzen. Sie sollen an achthundert Pfund tragen können. Man zieht ihnen einen Ring durch den Nasenknorpel, regiert sie mit einer daran befestigten Leine, und bezahlt ein Paar solcher Ochsen zuweilen mit tausend Gulden. Sie sollen an sechzig Tage hintereinander täglich gegen sieben Meilen gehen können. Nach jeder vollbrachten halben Tagereise giebt man ihnen Klöße von Weizenmehl, durchknetet mit Butter und Zucker, zu Abend aber gewöhnliches Futter, und zwar Erbsen. — Eine andere kleinere Ochsenart hat am Halse ein seidenartiges, bis auf die Erde herabhangendes, oft rabenschwarzes Haar; sie werden auf gleiche Art gebraucht, wie die vorigen, und sind so lenksam, daß sie auf Befehl sich auf der Erde herumwälzen, aus der Hand fressen, und sich mit der Hand tief ins Maul greifen lassen. —

Beispiele von ungeheuer großen und fetten Ochsen hat man in England häufiger, als in Deutschland; doch hat man auch 1775 in Nürnberg einen Ochsen geschlach-

tet, der über 2700 Pfund, deſſen Talg 340 Pfund, deſſen Haut 70 Pfund wog.

Eine Art rieſenmäßiger Ochſen — Arno oder Arny — der nur in dem nördlichen Hindoſtan vorzüglich vorkommt, iſt uns wenig bekannt. Er ſoll es mit dem Königs-Tiger aufnehmen, gegen 14 Fuß hoch werden, und zwiſchen 3 und 4000 Pfund wiegen. Die Hörner halten, nach der Krümmung gemeſſen, 4 Fuß Länge. Das Thier iſt ganz ſchwarz, und nur zwiſchen den Hörnern iſt ein Büſchel rother Haare. Man hat vermuthet, dieſes Thier ſei der Mammuth, den man in der Erde findet, aber es iſt hier noch vieles zweifelhaft.

### Der Biſon und der Biſam- oder Moſchus-Ochſe.

Er hat ſein Vaterland im nördlichen Amerika.

Der Biſon iſt wohl nur eine Art Büffel, und pflanzt ſich mit dem gewöhnlichen Hornvieh fort. Er hat einen großen Buckel, und eine lange weiche Mähne. Die Thiere weiden in großen Heerden beiſammen, und es werden zuweilen 2000 Stück erlegt. Ein tüchtiger Biſon wiegt an 2000 Pfund, und liefert oft an 150 Pfd. ſchmackhaftes Fett, und beſonders iſt auch hier wieder das Fleiſch des Höckers ſchmackhaft. Die Haut iſt zuweilen für den ſtärkſten Mann zu ſchwer zum Forttragen. Das Haar der Mähne wiegt oft 8 Pfund, und wird zu feiner Spinnerei verbraucht, das Fell giebt ſchätzbares Lederwerk, und die Hörner geben Pulverhörner und mancherlei Gefäße. — Das Thier ſoll, was man ſchon der Maſſe wegen kaum denken ſollte, im Klettern ſehr geſchickt ſeyn.

Der Biſam- oder Moſchusochſe, der vorzüglich um die Hudſonsbai wohnt, iſt ein ſtarkes Thier, mit Hörnern, die an der Wurzel ſehr breit, und an den Spitzen einwärts gekrümmt ſind. Sein Wollenhaar iſt ebenfalls ſehr ſeidenartig. Das Fleiſch der ältern Thiere

hat einen widrigen Bisamgeschmack. Er erreicht die Höhe unseres Rindviehes.

### Das grunzende Rind. (Bos grunniens.)

Gemeiniglich heißt diese Gattung Grunzochs, Ziegenochse, auch Tibetanischer Büffel. Sie scheint noch nicht allgemein bekannt zu seyn. Einige geben sie kleiner, als unser zahmes Rind an; Andere glauben, sie müsse viel größer seyn. Ein Schwanz von diesem Thiere, den man in England aufbewahrt, mißt 6 Fuß in der Länge, und beweiset die Größe des Thieres. Es kann indeß seyn, daß es größere und kleinere Arten giebt. Die runden, kurzen, dünnen Hörner sind aufrecht gekrümmt, und zwischen ihnen steht ein krauser Haarbüschel. Den Hals ziert eine Mähne, welche verkürzt über den Rücken fortläuft. Den ganzen Körper deckt ein langes Haar, wie bei der Ziege. Am Unterleibe ist dieses Haar so lang, daß darunter die Hälfte der Beine versteckt wird. Besonders merkwürdig ist der Schwanz des Thieres, welcher einem Pferdeschweife vollkommen gleicht, indem er aus langen seidenhaften, silberweißen, fliegenden Haaren besteht.

Das grunzende Rind ist ein wildes, unbändiges, und äußerst zorniges Thier, welches bei Beleidigungen und beim Anblick eines rothen Lappens in fürchterliche Wuth geräth, vor Zorn am ganzen Leibe zittert, und beherzt auf seinen Gegner losgeht. Es hat eine grunzende Stimme, fast wie das Schwein, und kommt in der Lebensart den übrigen Rindern bei. Tibet und Hindostan sind seine Heimath, und man sieht es daselbst sowohl wild, als zahm. Sein Fleisch ist fett, aber nicht wohlschmeckend. Der Schwanz wird in Indien theuer bezahlt. Man faßt ihn in einen silbernen Griff, und braucht ihn als Fliegenwedel. Jeder vornehme Mann hat dort einen Sklaven hinter sich, der mit dem Büffelschwanze wedelt.

Man ziert auch die Ohren der zahmen Elephanten, und in China die Mützen damit.

### Der Zebu oder Buckelochs. (Bos indicus.)

In Ostindien giebt es ein Rind, welches der Farbe und Gestalt nach dem gemeinen, zahmen Rindvieh ziemlich gleicht, aber viel kleiner ist, aufrechtstehende, nur wenig vorwärts gebogene Hörner, und auf den Schultern einen hohen Buckel oder Höcker hat. Die Hindus verehren dieses Thier als heilig. Es ist zahm, und wird für eine bloße Spielart des gemeinen Rindes gehalten, ist aber wohl eher eine besondere Gattung.

### Die Giraffe. (Giraffa camelopardalis.)

Ein sehr merkwürdiges Thier, welches sonst auch Kameelpardel genannt wurde. Es gleicht mehreren Thieren; am meisten jedoch einem jungen muthvollen Rosse. Der Kopf hat die Bildung eines Hirschkopfes; die Ohren ähneln den Kuhohren, und der Schwanz ist fast ganz wie bei der Kuh gestaltet. Sein erstaunlich langer Hals macht das Thier dem Kameele einigermaßen ähnlich, und die schönen wohlgeordneten schwarzbraunen Flecke auf der weißlichen Grundfarbe der Haut geben ihm das Ansehen des Parders oder Leoparden. Vor der Stirn steht ein Paar Hörner von 7 Zoll Länge, welche mit der gewöhnlichen Haut bedeckt, und oben mit einem Haarbüschel besetzt sind. Die Größe der Giraffe ist sehr beträchtlich. Sie mißt vom Kopf zu den Füßen herab 16 Fuß und drüber, der Hals allein ist 7 Fuß lang, und ungefähr eben so lang der Leib. Dem Ansehen nach scheinen die Vorderbeine bei diesem Thiere viel höher, als die Hinterbeine zu seyn; allein beide haben einerlei Länge, und daß der Rücken nach hinten so abhängig ist,

rührt davon her, weil der Widerrüst 16 bis 20 Zoll höher ist, als die Gruppe. Die Füße haben einen gespaltenen Huf, übrigens gleichen sie Pferdefüßen.

Die Giraffe lebt nur im Innern von Afrika, sowohl diesseits, als jenseits des Aequators; aber nicht überall, und vermuthlich nirgends in großer Anzahl. Es ist das einzige Thier seines Geschlechts, und erst in neuern Zeiten bekannt geworden. In ihren Sitten und Betragen gleicht sie dem Pferde am meisten. Sie graset, wie das Pferd; schlägt, wie dieses, mit den Hinterbeinen aus, und soll auf diese Weise sich gegen den Löwen vertheidigen; sie läuft auch schnell, galoppirt, wie das Pferd, und hat eine wiehernde Stimme. Es ist irrig, daß dieses Thier beim Fortschreiten den Vorder- und Hinterfuß zugleich aufhebe; vielmehr geht es wie alle andere Thiere. Es nährt sich vom Grase, aber besonders von Baumblättern, ist äußerst scheu, flüchtig, furchtsam und sanft, selbst wenn es sich verwundet fühlt. Das Weibchen soll 12 Monat trächtig seyn, und Ein Junges zur Welt bringen. In Afrika ißt man das Fleisch dieses Thieres.

### Das Elenthier. (Cervus alces.)

Unter allen, zum Hirschgeschlechte gehörigen Thieren, ist das Elenthier oder Elen das größte, denn es kommt einem mittelmäßigen Pferde bei, und wiegt an 1000 Pfund und drüber. Der Kopf gleicht einem Pferdekopfe, und überhaupt hält die Gestalt des Thieres das Mittel zwischen Pferd und Hirsch.

Von der Kehle hängt ein auf einem Auswuchse sitzender Haarbüschel von schwarzer Farbe herab. Das Geweih oder das Gehörn, welches jährlich gewechselt wird, ähnelt darin dem des Dammhirsches, daß es platt oder breit, und mit Schaufeln versehen ist. Es enthält nur an der Außenseite Enden oder Spitzen; nach innen aber ist es eben. Manches Elengeweih wiegt 50 bis 60

Pfund. Dieser Schwere wegen trägt das Thier den Kopf niedergesenkt. Dem Weibchen fehlt das Gehörn. Beide Geschlechter haben ein braunes, weiß überlaufenes, wie bereiftes Fell. Im Nacken sitzt eine hellbraune Mähne.

Das Elen besitzt weder die Schlauheit, noch die scharfen Sinne des Hirsches, auch verräth schon sein Blick Dummheit. Ehemals war dies Thier in den deutschen Wäldern anzutreffen; jetzt trifft man sie in Deutschland nirgends mehr an; aber in Preußen, Polen, Schweden, Rußland, Nordasien und Nordamerika sind sie gemein. In Amerika werden sie Musethiere und Orignals genannt. Sie bewohnen die Wälder, und nähren sich, wie die übrigen Gattungen des Hirschgeschlechts. Da in ihrer nordischen Heimath im Winter gemeiniglich hoher Schnee liegt, so müssen sie sich mit Baumzweigen, mit Baumrinden und mit Moosen und Flechten, namentlich mit der Rennthierflechte, behelfen, welche letztere sie unter dem Schnee hervorscharren. Es sind scheue und furchtsame Thiere; nur gereizt, oder verwundet, und zur Brunstzeit werden sie leicht dem Menschen gefährlich. Wer ihnen dann zu nahe kommt, den greifen sie wüthend mit dem Geweih an, stoßen ihn zu Boden, und stampfen ihn mit den Füßen todt.

Ungeachtet ihr Gang schwer und schaukelnd ist, so laufen sie doch ungemein schnell. Man kann sie vor den Wagen spannen, und auf diese Art eine große Strecke in kurzer Zeit zurücklegen. In der Brunstzeit, welche in die Monate, wie beim Hirsch fällt, sind die Männchen sehr grimmig, und es fallen unter ihnen schreckliche Kämpfe vor. Nach 9 Wochen wirft die Elenkuh 1, selten 2 Junge, die von der Mutter so geliebt werden, daß sie nicht von der Stelle weicht, wenn das Junge erschossen wird. Man kann die jungen Thiere aufziehen und zähmen. In ihrem Vaterlande ist der Luchs ihr furcht-

barster Feind. Der Mensch erlegt sie, und genießt ihr Fleisch, welches jedoch von alten Thieren nicht sonderlich schmeckt. Das Mark ist eine Leckerei der Reichen. Die Haut giebt gutes Leder zu Beinkleidern, Degenkuppeln, Colletten ꝛc.

Eine abgeschmackte Fabel ist's, daß das Elen oft Anfällen von Epilepsie oder Fallsucht ausgesetzt sei, und daher den Namen Elen, d. i. Jammer führe, womit bekanntlich in der niedern Sprache die Fallsucht bezeichnet wird. Einfältige geben gar, gestützt auf diese Fabel, Kindern in krampfhaften Zuckungen Pulver von geraspeltem Elenshuf ein, um, wie sie meinen, den sogenannten Jammer zu vertreiben.

### Das Renthier. (Cervus tarandus.) Fig. 14.

Diese Gattung des Hirschgeschlechts gehört zu den wichtigen Thieren, welche ganzen Völkerschaften beinahe Alles gewähren, was zum Leben nöthig ist. Das Renthier kommt in seiner Gestalt dem gemeinen Hirsch am nächsten, und obgleich es der kürzern Beine wegen nicht so hoch ist, wie dieser, so übertrifft doch sein Körper den des Hirsches an Umfang. Das große dünne Gehörn biegt sich vorwärts, und endigt sich schaufelförmig. Man findet Renthiere mit 3 bis 4 Fuß hohen, und 9 bis 10 Pfund schweren Geweihen. Dem Weibchen fehlt diese Zierde nicht, aber es ist kleiner. Das Fell des Renthiers sieht bräunlich aschgrau aus, und ist weiß überlaufen, wodurch es wie bereift erscheint. Vorn am Halse hängt das Haar ziemlich lang herab. Sonderbar ist's, daß bei dem Renthier, auch nach der Verschneidung, der Wechsel des Gehörns jährlich ungestört fortgeht, welches beim Hirsch nicht geschieht. Eine andere Eigenheit ist ein lautes Geklapper, welches das Renthier im Laufen hören läßt, und das nach Einigen von den großen Afterklauen, nach Andern von den Gelenken herrührt, welche bei Bewegun-

wegungen knacken sollen. Den Zweck dieser Einrichtung kennt man nicht.

Der höchste bewohnbare Norden von Europa, Asien und Amerika ist das Vaterland des Renthiers. Es lebt auf Grönland, und sogar auf Spitzbergen und Nowaja Semla. In südlichen Ländern dauert es nicht aus. Es ist ein sanftes, gutmüthiges, und leicht zu zähmendes Thier. In den Nordländern lebt es wild, und wird auch von vielen dortigen Völkerschaften, z. B. in Europa von den Lappen, in Asien von den Samojeden, Tungusen, Ostiaken, Kamtschadalen ꝛc. in großer Anzahl zahm gehalten. Die Reicheren unter diesen Völkerschaften besitzen Heerden von Tausenden. Die wilden Renthiere leben auch in Heerden, und nähren sich von den wenigen Gewächsen ihres kalten Vaterlandes. Gräser, Blätter und Knospen von Bäumen und Gesträuchen sind im Sommer, und Flechten, besonders das Rennthier-Moos, im Winter ihre Nahrung. Die Flechten muß das Renthier unter dem mehrere Fuß hohen Schnee hervorscharren, wozu es nicht bloß seine Füße, sondern auch die Schaufeln des Geweihes braucht. Unstreitig erhielt auch deswegen das Weibchen ein Geweih. Kümmerlich geht es den armen Renthieren, wenn durch Regen oder Thau der Schnee eine feste Eisrinde bekommen hat. Die Nordländer kennen alsdann kein anderes Mittel, ihre zahmen Thiere vor dem Hungertode zu bewahren, als Tannen und Fichten nieder zu hauen, deren Nadeln und junge Sprossen von den Renthieren gefressen werden; dennoch sterben oft sehr viele.

Gegen das Ende des Septembers begatten sich die Renthiere, und im Mai oder Juni bringt das Weibchen 1 oder 2 Junge. Zahme und wilde paaren sich unter einander. Erstere machen den ganzen Reichthum vieler nordischen Völker aus. Sie vertreten die Stelle der Pferde; denn man spannt sie vor den Schlitten, und

fährt mit ihnen viele Meilen weit. Man behauptet, daß ein Nordländer mit dem Renthierschlitten 20 und mehrere deutsche Meilen an einem Tage zurücklegen könne. Die Renthiere vertreten aber auch die Stelle des Rindviehes. Man melkt sie. Die Milch ist so dick, wie Rahm, schmeckt vortrefflich, und nährt so stark, daß man höchstens ein Nößel trinken kann, und so viel giebt das Renthier auch nur täglich. Durchs bloße Schütteln der Milch erhält man Butter. Der Käse schmeckt gleichfalls sehr gut. Das Fleisch ziehen selbst Europäer dem Hirschfleische vor. Das Blut ißt man in Suppen, und das Mark gehört zu den Leckereien. Das dicht behaarte Fell kleidet den Nordländer vom Kopf bis auf die Füße, und liefert ihm zugleich Materialien zu Zelten, warmen Winterwohnungen und Betten. Die Sehnen dienen statt des Zwirns; aus den Knochen werden Nadeln, Messer, Löffel, und aus den Klauen Trinkgeschirre gemacht.

## Der Edel-Hirsch. (Elaphus.)

Ein Thier, das wegen seines schlanken Wuchses, seines großen, leicht beweglichen Körpers, seiner festen, biegsamen Schenkel, und wegen seines ansehnlichen Kopfputzes die meisten Thiere an Schönheit weit übertrifft; deswegen, und weil es der vorzüglichste Gegenstand der Jagdlustbarkeiten großer Herren ist, hat es in der Jägersprache den Beinamen edel bekommen. Es ist wirklich die Zierde der Wälder, hält sich unter allen mäßigen Himmelsstrichen auf, und ist auch in Deutschland, z. B. im Thüringer Walde sehr gemein. Das Männchen heißt der edle Hirsch, Rothhirsch (Hirschbock, Hirschboll), und das Weibchen die Hirschkuh, das Wild, Stückwild, Thier, die Hindinn.

Der Wuchs des Hirsches ist lang gestreckt, und hoch. Er wird oft 7 Fuß lang, 4 Fuß hoch, und der kurze Schwanz (Blume, Bürzel) hält 11 Zoll. Der Kopf ist

im Verhältniß gegen den übrigen Körper klein, länglich; das Stirnblatt lang und dick. Die Ohren (das Gehör), die beim geringsten Geräusch aufrecht stehen, und die Augen, welche gelb sind, und im Affekte blitzen, sind groß, und stehen weit auseinander. Die Naselöcher sind weit und rund. Er hat auf jeder Seite 6 scharfe zackige Backenzähne, und zusammen 34 Zähne. Die Hörner, (Geweihe, Gehörn, Gestänge, Gewicht) sind rund, dicht, ästig, mit zurückgebogenen Spitzen, (Enden), haben Augenzinken, stehen etwas seitwärts, und liegen im Laufe wagerecht über dem Rücken. Hals und Rücken sind lang, und der erhabene zurückgebogene Hals giebt dem Hirsch ein trotziges Ansehen; der Rücken ist an den Lenden etwas eingebogen, an den Keulen dick und abgerundet. Die Schenkel sind hoch, wohlproportionirt, oben stark, und unten dünn, die Füße (Läufte) sind schwarzschalig, glänzend, und mit zwei gleichfarbigen Afterklauen, (Oberrücken, Gräfter) die ihnen besonders in der Flucht bergab, durch das Einsetzen, gute Dienste thun, versehen.

Gewöhnlich wiegt ein Hirsch 3 bis 4 Zentner, aber nicht selten hat man ihn auch im Thüringer Walde von einer Schwere von 5 Zentnern und drüber gefunden; doch ist seine Schwere nach dem guten Futter, das er genießt, verschieden.

Seine gewöhnliche Farbe ist vom Maul bis zum Bürzel fahlroth, (daher der Name Rothwildpret) oder kastanienbraun, und am Bauche weißlich; doch verändert (verfärbet) er dieselbe zweimal des Jahres, im Frühling und Herbst. Im April nemlich verliert er seine alten Haare, bekömmt neue, die entweder gemein roth, oder braunroth, oder gelbroth sind, und sich im November mit neuen verdichten, deren Spitzen ins weiße oder gelbweiße fallen, und der Haut ein graues Ansehen geben. Doch findet man auch unter seinem Geschlechte, und zwar mehr, als bei andern wilden Thieren, Abänderun-

gen in der Farbe; denn es giebt ganz weiß gefleckte, und endlich auch, wiewohl selten, silberfarbene Hirsche; die Alten aber sind stets mehr grau, als roth gefärbt.

Diejenigen Hirsche, welche die tiefen Gebirge bewohnen, (Berghirsche) sind gemeiniglich kürzer, stärker, schwerer, und schwärzlicher, oder dunkelbrauner, als diejenigen, welche sich in den Hölzern, die im platten, sandigen Lande liegen, aufhalten, (Landhirsche). Die letztern sind langgestreckt, leicht und rothbraun, und haben ein größeres und schöneres Geweih.

Die Hirschkuh unterscheidet sich merklich vom Hirsch. Es fehlt ihr nemlich ganz das majestätische Ansehn, da ihr die Natur nicht nur fast immer das schöne Geweih, sondern auch den schlanken Körperbau versagt hat. Sie hat nicht den schöngewölbten Rücken, nicht die dicken runden Keulen, nicht den starken langbehaarten Hals, trägt nicht den Kopf so erhaben, sondern ist kleiner, und dünner gebaut, und geht gebeugter, als der Hirsch.

Der Hirsch wechselt alle Jahre sein Gehörn. Der alte pflegt sich in den letzten Tagen des Hornungs, (wovon der Monat seinen Namen haben soll) dasselbe abzuschlagen, oder es von selbst zu verlieren; die jüngeren aber erst im März, April und Mai.

Schon nach den ersten 5 Tagen zeigt sich wiederum auf dem sogenannten Rosenstocke, d. h. der aus der Hirnschale kurz hervorstehenden, gefranzten, flachen Erhöhung, ein weicher, mit einer rauhen Haut (Bast) umgebener Knorpel, der in 14 Tagen schon eine Stange von ½ Fuß mit den ersten Zacken (Augensprossen) bildet, nach den folgenden 14 Tagen noch einmal so groß ist, und den 2ten Schuß von Enden zeigt, und dann so fort wächst, bis das ganze Geweihe nach 10 bis 14 Wochen seine bestimmte Größe erhalten hat. Die Anzahl und Gestalt der Enden an einem Geweihe ist nach dem Alter, der Nahrung, und andern zufälligen Ursachen verschieden.

Der junge Hirsch setzt nach dem ersten Jahre bloß 2 Spieße ohne Enden auf, nach dem 2ten eben so viele, oder gewöhnlicher 2 Gabeln, d. h. 2 Spieße mit einem Ende an jedem; nach dem 3ten bekömmt er 6 oder 8 Enden; nach dem 4ten eben so viel; nach dem 5ten 10, auch wohl mehr oder weniger Enden, und in diesem Verhältniß geht es bis zum 8ten Jahre fort, nach welcher Zeit die Anzahl der Enden gänzlich unbestimmt ist; doch kennt der Jäger das Alter des Hirsches an der Dicke der Stangen, an der Rose, die jetzt dicht am Kopfe sitzt, an den Perlen, die stärker und durchsichtiger werden, an den breitern und tiefern Rinnen, und an der breitern und ausgehöhltern Krone. Man hat Hirsche gejagt, deren Geweihe 66 Zacken, 3 Fuß Höhe, und 28 bis 30 Pfund Schwere hatten.

Das Geschrei des Hirsches ist dem Geschrei der Kühe ähnlich, nur anhaltender und heller, sonst läßt er, und die alte Hindinn auch einen klaffenden abgebrochenen Laut von sich hören, wenn sie einen Menschen, oder sonst etwas auffallendes bemerken.

Das höchste Alter des Männchens erstreckt sich bis ins 30ste Jahr, das Weibchen aber kann ein höheres Alter erreichen, da es nicht den heftigen zerrüttenden Affekten unterworfen ist.

Der Hirsch ist von Natur sanftmüthig und gesellig, und zeigt in seinem Betragen Großmuth und Adel. Er ist mit einem scharfen Gesicht, leichten Gehör, und überaus feinem Geruch begabt. Seinen Feinden sucht er anfangs durch die Behendigkeit seiner Füße, und, versagen ihm diese den Dienst, durch allerlei listige Schwenkungen zu entgehen; befreien ihn auch diese nicht, so bemüht er sich, sie durch seine Stärke, und durch die Kraft seiner bewaffneten Stirn zu überwältigen. Er ist auch neugierig und listig; wenn man ihm pfeift oder anruft, so bleibt er stehen, besieht Vieh und Wagen, die ihm begegnen,

ſcheuet auch die Menſchen nicht, wenn ſie keine Hunde und Flinte bei ſich haben, und geht gelaſſen und ſtolz vor ihnen vorbei. Er liebt die Muſik ſo ſehr, daß er in der Jagd auf den Klang des Waldhorns, der Schallmei und Flöte herbei kommt, und dadurch auch zum Stillſtehen gebracht werden kann. Daher haben auch vielleicht die Hufthörner ihren Urſprung.

Sie leben außer der Brunſtzeit in großen Geſellſchaften (Truppen, Rudeln) beiſammen. Die alten Hirſche, welche wenigſtens 5 Jahr alt ſeyn müſſen, machen nemlich die eine Geſellſchaft aus, die Hindinnen mit den Jungen bis ins dritte Jahr, männlichen und weiblichen Geſchlechts, die andere, und die Hirſche von 3 bis 4 Jahren die dritte.

In ihrem Ruhelager (Bette) deckt bei kalter Witterung ein Hirſch den andern, um ſich zu erwärmen.

Nach dem Verluſte ihrer Kopfzierde halten ſie ſich wie in einer Art von Schaam einige Tage im Holze verborgen, und genießen bloß die ihnen nahen Frühlingskräuter und Knospen. Sie pflegen ſich überhaupt alsdann, ſo lange ihr Gehörn noch weich und zart iſt, aus Furcht vor ſchmerzlicher Verletzung, entweder in hohen einzelnen Stangenhölzern, oder lieber in niedrigen Buſchhölzern bis zum Mai aufzuhalten, und von da aus die Wieſen und Felder, die jungen Gehäue und Schläge zu beſuchen, und ſich an dem jungen Sommerwuchſe, und an den männlichen Blüthen (Kätzchen) der Haſeln, Espen und Weiden zu erquicken. Diejenigen, die nicht ruhig in den Vorhölzern leben können, ziehen ſich nun in den Hochwald zurück, wo ſie Gras, Laub und Kräuter genug finden, um ſich zu äſen. Wenn aber denjenigen, die gehegt werden, die Winterſaat zu zähe wird, ſo ſuchen ſie die Sommerſaat ſo lange auf, bis jene reife Körner erhält, und bei dieſer Nahrung befinden ſie ſich ſo wohl, daß ſie ganze Tage in den hohen Korn- und

Weizenfeldern liegen bleiben, und dem Landmann keinen geringen Schaden zufügen. Sie verlassen diese Nahrung wieder, so bald der Hafer, ihre angenehmste Speise, und die Flachsknoten reifen, und wird ihnen dieses Futter durch die Ernte entzogen, so machen sie sich an die Grummetwiesen, und an die Kraut- und Rübenfelder, in welchen sie endlich ihre größte Festigkeit und Stärke erlangen. In der Brunstzeit ist der Hirsch furchtbar. Stößt er in dieser Zeit auf einen Trupp Thiere, so ist sein erstes Geschäft, alle junge Männchen zu verjagen. Treffen aber zwei erwachsene Hirsche zusammen, so sehen sie erst einander grimmig an, scharren die Erde auf, erheben ein entsetzliches Geschrei, und beginnen dann mit ihrem Gehörn ein blutiges Gefecht, wobei es klingt, als wenn starke Stangen zerbrochen würden, und die so ernstlich sind, daß sie sich zuweilen mit den scharfen Enden todtspießen, oder so in einander verwickeln, daß sie nicht wieder auseinander kommen können, und jämmerlich auf dem Wahlplatz vor Hunger umkommen müssen. In diesem Kampf empfängt auch mancher eine Wunde, die ihn zeitlebens zu einem elenden Thiere (Kümmerer) macht. Kurz vor der Brunstzeit, und während derselben scheinen sie auch wirklich zu diesem Kriege die Spitzen ihrer Waffen durch Reiben an den Bäumen zu schärfen, wodurch sie den Glanz und die Glätte der Politur erhalten.

Die Mutter trägt 8½ Monat, oder 40 Wochen, schleicht sich dann von der Gesellschaft weg, und gebiert (setzt), gemeiniglich im Monat Mai, in jungen Schlägen, oder dicken finstern Gehölze, auf einem Lager (Bette) von Moos, ein, und nur sehr selten zwei Kälber. Vier Tage bleibt das Junge hier liegen, und man kann es betasten, dann läuft es aber mit seiner Mutter davon. Anfangs geht es ihr nach, wenn es aber stärker geworden ist, geht es vor ihr her. Die Mutter hegt die zärt-

lichste Liebe gegen dasselbe, eilt beim geringsten Geräusch zu seiner Hülfe herbei, drückt es, wenn die Gefahr zu nahe ist, in's hohe Gras und Gebüsch nieder, sucht alsdann den Feind auf Abwege zu bringen, und säugt es so lange, bis sie wieder trächtig ist, da es sich alsdann schon selbst ohne Milch ernähren kann. Bis zum dritten Monat ist seine Farbe weißgelb und braun gefleckt. An einigen Orten heißt es bis zu Michaelis, an andern bis zum folgenden März ein Kalb; ist es männlich, ein Hirschkalb; ist es weiblich, ein Wildkalb. — Das Wildkalb bekommt von da an bis zu seiner Begattung im zweiten oder dritten Jahre, wenn es nur einzelne Spieße aufgesetzt hat, welche nach dem sechsten Monate hervor zu keimen anfangen, den Namen eines Spießers, Spießhirsches, und im zweiten Jahre, wenn es an den Spießen die Augensprossen bekömmt, eines Gablers, Gabelhirsches.

Die Jungen lassen sich zähmen, lernen ihren Wärter bald kennen, und kommen bei seinem Ruf, oder bei dem Ton eines Instruments herbei. Man nimmt sie sehr jung weg, läßt sie an einer Kuh säugen, oder gießt ihnen die Kuhmilch ein. Man zieht sich manchmal Hirschkühe zu diesem Zwecke auf, daß man die wilden Hirsche durch sie zur Brunstzeit auf bestimmte Plätze lockt. Sonst bedienten sich die spätern Römischen Kaiser, und die alten Deutschen ihrer zum Ziehen der Wagen; zum Reiten aber haben sie niemals gebraucht werden können, außer daß man ehedem die schreckliche Grausamkeit beging, die Wilddiebe auf Hirschen anzuschmieden, und sie dann allmählig im Gehölze in Stücken reissen zu lassen.

Die guten jagdbaren Hirsche, welche wenigstens 10 Enden haben, und 3 Zentner wiegen müssen, werden vom Mai an, bis in die Mitte des Septembers geschossen; die Schmalthiere und Kälber aber bis Weihnachten; doch pflegt hier die Leckerhaftigkeit der Menschen auch Aus-

nahmen zu verursachen. Ueberhaupt aber muß der Jäger allezeit nach Maßgabe seines Wildstandes jagen.

Das Fleisch (Wildpret) des Hirsches ist nach Alter, Geschlecht, und Jahreszeit von verschiedenem Werth. Das Fleisch von jungen Hirschkälbern verschafft uns sehr schmackhafte Braten; das der Spießer ist mittelmäßig, von Schmalthieren schon besser. Das Wildpret der jungen Hirsche von 3 bis 4 Jahren hat den dritten Rang; vom vierten bis siebenten ist es schon härter. Das Fleisch vom Weibchen ist immer milder und besser, als vom Männchen. Das derb gewachsene Fleisch an den Keulen, Blättern (Bügen), vorzüglich der Theil vom Schwanze über den Keulen bis an die Rippen (Federn), welcher Ziemer heißt, und der Rücken, geben die besten Braten.

Die Hirschohren werden, wie Nudeln, klein geschnitten, und zubereitet, und die Läufte werden wie Rinder- und Kälberfüße zugerichtet, oder als Sülzen (Sulze) verspeiset.

Die Haut, wenn sie nicht zu sehr durch die Egerlinge durchlöchert ist, giebt weiß gegerbt vortreffliche Beinkleider, Reitkoller, Degenkoppeln, Handschuhe, und anderes Riemenwerk, rothgegerbt gute Stiefeln, und wird auch als Pelzwerk, z. B. zu großen Muffen verarbeitet.

Die Haare dienen zum Ausstopfen der Sättel, Stühle, Polster, und Kissen, die guten zu Tapezierungen, die groben zu Fußdecken.

Die Geweihe sind eine Jagdnutzung, dienen in Jägerhäusern zum Zierrath, und geben roh oder geraspelt und grün gebeitzt, Griffe zu Messern und Hirschfängern. Die Köche machen daraus, mit und ohne Wein, eine nahrhafte und stärkende Gallerte. Mit gebranntem und pulverisirtem Hirschhorn macht man den Kaffee klar, und man braucht es auch, um das Bier, das etliche

Tage alt ist, hell zu machen, und es wider die Säure zu bewahren.

Die Hirschkolben werden in Wasser gekocht, geschält, mit Baumöhl und Essig getränkt, und wie Salat gegessen, oder mit Trüffeln und sauern Limonen zugerichtet, und fricassirt, oder mit einer gewürzten Butterbrühe zubereitet. Man macht auch aus dem Hirschhorn eine Hirschhornschwärze, die man eben so, wie die Elfenbeinschwärze, brauchen kann.

Die Apotheker machen aus dem Hirschhorn verschiedene Präparate. Das gebrannte Hirschhorn soll ein absorbirendes Mittel seyn, die Schärfen dämpfen, die Schweiße befördern, und die Würmer vertreiben. Der Hirschhorn-Spiritus, der gleichsam erstorbene Lebensgeister wieder beleben soll, und mit andern Arzeneien versetzt, in vielerlei Krankheiten gebraucht wird, ist bekannt genug. Sonst giebt es noch das Hirschhornmagisterium, den Hirschhorn-Liquor, das Hirschhornöl, das Hirschhornsalz, und das Hirschhornsälbchen.

Aus einem am Feuer gelinde gebrannten Stückchen Hirschhorn, soll man auch bisweilen den Schlangenstein (Redra de la serpente) machen.

Die Kolben, wenn sie noch zart und blutig sind, in kleine Stückchen zerschnitten, und mit Kreuzwurzsaft über einen Kolben gezogen, sollen einen vortrefflichen Spiritus gegen giftige Bisse geben.

Aus den Klauen machen die Drechsler Ringe u. dergl. Dinge, und die Ringe hielten unsere Vorfahren wider die Krämpfe sehr wirksam.

Das Mark ist eine gute Salbe, das Eisen vor dem Rost zu bewahren, soll außerdem Schmerzen lindern, die Hitze in Fiebern stillen, aufgesprungene Hände heilen, und gelähmte Glieder wieder geschmeidig machen, wenn man es so warm als möglich auflegt.

Das Unschlitt braucht der Lichtzieher und Seifen-

sieder; sonst ist es zu Wund- und Brandpflaster gut, heilet wund gelegene Theile kranker Personen, erfrorne Hände und Füße, und leistet den Reisenden, wenn sie die müden Füße damit bestreichen, heilsame Dienste.

### Der Damhirsch. (Cervus Dama.)

Die Geweihe dieses Hirsches sind rückwärts gekrümmt, zusammengedrückt, und an der Spitze breitzackig.

Dieser kleine Hirsch, der im milden Europa und in Deutschland, besonders in den Brandenburgischen Landen nicht selten ist, hat eine mittelmäßige Größe, ist um ein ziemliches kleiner, als der Rothhirsch, doch aber viel stärker, als der Rehbock, erreicht die Höhe von 3 Fuß und drüber, und eine Schwere von 300 Pfund. Er gleicht in seiner Gestalt und Oekonomie dem gemeinen Hirsch gar sehr. Alle Glieder des Leibes haben fast gleiche Länge und Bildung. Er brunftet, setzet, wirft ab, setzt auf, und fegt das Gehörn, wie dieser, nur alles einen Monat später. Allein sein Geweih selbst ist dünner, platter, dehnt sich mehr in die Breite, und ist nach Verhältniß mit mehr Enden besetzt, nach innen gekrümmt, und endigt sich mit einer langen und breiten Krone (Schaufel). Denn wo die Krone bei den Rothhirschen ist, da wird das Gehörn des Dammhirsches ganz breit, zuweilen zwei Hände breit, aber nicht dick. Bei den alten sind oft die Stangen über die Hälfte breit und dünne, und mit vielen Enden versehen; aber die Enden sind weder hoch, noch lang, sondern ganz kurz. Je besser nun der Hirsch ist, desto besser bildet er die Schaufeln und Enden aus, und ein solches Gehörn giebt ihm ein prächtiges Ansehen. Er wirft es, nach Verschiedenheit seines Alters, im April bis zum Junius ab, und es wächst ihm wieder, wie dem edlen Hirsche, ausschweißigem Knorpel mit rauhem Baste.

Er ändert in der Farbe, und es giebt nicht nur

röthliche, braune, dunkelbraune, gelbe, graue, sondern auch schwärzliche, weißgefleckte, und ganz weiße. Der Unterleib fällt allezeit ins weiße.

Er ist von Natur in der Wildniß flüchtig, munter, scheu und muthig, und streitet oft um einen Weideplatz stundenlang. In der Gefangenschaft aber legt sich sein Feuer, und er wird sehr kirre, und furchtsam. In der Begattungszeit hört man ein Geschrei von ihm, wie vom Rothhirsch, nur weniger stark.

Die Antipathie, welche zwischen den Roth- und Damhirschen, Statt finden soll, ist ganz ungegründet, und nur dann, wenn beide Arten an einem gemeinschaftlichen Platze gefüttert werden, oder sich äsen, müssen die Damhirsche warten, bis die Rothhirsche gesättiget sind, und oft das genießen, was ihnen jene übrig lassen. Ihr Alter erstreckt sich ungefähr auf 20 Jahre. Das Weibchen (Thier, Tanngeis) ist, wie beim Rothhirsch, schwächer, kleiner, leichter, und hat kein Geweih.

Fast alle gemäßigte Länder der alten Welt sind das Vaterland dieser Thiere. Sie leben gesellig, versammeln sich in starken Rudeln, und pflegen sich nicht leicht zu trennen. Auch die alten Damhirsche (Tannböcke) finden sich nach der Brunft in Rudeln zusammen, und leiden eher, als die Rothhirsche, junge Damhirsche und Weibchen unter sich. Diese sondern sich aber mehrentheils von selbst wieder ab, und es hält sich sodann das Wild oder Thier mit den jungen oder schlechten Hirschen zusammen. Sie lieben erhabenes, mit kleinen Hügeln besetztes Erdreich, und verändern ihren Stand nicht so leicht und weit, wie die Rothhirsche. Vom Monat März bis zu Ende Augusts suchen sie die Dickige auf, um sich vor den empfindlichen Mückenstichen zu sichern.

Er gehört zur hohen Jagd, und wird eben so, wie der gemeine Hirsch gejagt. Wenn er von Hunden verfolgt wird, so flieht er nicht so weit, als ein anderer

Hirsch, weicht allen Wegen aus, sucht bald seinen Stand wieder, und stürzt sich gern in's Wasser, um der Gefahr zu entgehen, wird aber alsdann gewöhnlich gefangen. Der Ostindische Schlangenstein soll aus dem zerstückten und calcinirten Geweih gemacht werden.

Der Damhirsch schadet, wie man aus seiner Nahrung sieht, auf eben die Art, wie der gemeine Hirsch.

Er heißt auch Dämmlein, Dämmhirsch, Tannhirsch, wilder Rehbock. Die guten und starken werden nicht jagdbare, sondern Schaufelhirsche, und die größten und fettesten gute Schaufelhirsche genannt.

### Das Reh. (Cervus Capreolus.)

Die Geweihe des Rehs stehen aufrecht, sind knotig, und endigen sich in zwei Spitzen. Die Hinterbacken sind weiß.

Das Reh lebt in ganz Europa, die kältesten Länder ausgenommen, und ist daher auch in Deutschland nicht selten. Das Männchen heißt der Rehbock, oder Bock schlechthin, und das Weibchen Reh, Rieke, Hille, Ziege, Gais.

Dies artige Thier hat mit dem Hirsche und der Ziege viele Eigenschaften gemein. In der Art der Fortpflanzung und Ernährung ist es der Ziege sehr ähnlich, und in der Gestalt und Farbe dem Hirsch; doch streitet es in vielen Stücken mit letzterm noch um den Vorzug. Es hat nemlich feurige Augen, glänzendere und glättere Haare, geschmeidigere Glieder, ist zwar kleiner, aber dafür auch von der Natur mit mehr Lebhaftigkeit, Muth und Stolz begabt worden. In seinem ganzen Betragen zeigt es mehr Gewandtheit und Verschlagenheit. Es kämpft mit jungen Hirschen, und behauptet immer als Sieger sein Recht.

Seine Größe ist 4 Fuß 4 Zoll; die Höhe 2 Fuß 8 Zoll, und der Schwanz (die Blume) ist 1 Zoll lang,

und kaum merklich. Der Kopf ist klein, aber wohlgebildet, und läuft in eine stumpfe Schnauze aus. Die Augen sind groß, und haben einen bläulichten ovalen Augapfel. Die Thränenhöhlen fehlen. Die Ohren sind 6 Zoll lang, spitzig, inwendig und auswendig wollig, und stehen weit von einander. Im Munde stehen in der untern Kinnlade 6 Vorderzähne, keine Eckzähne, und auf jeder Seite oben und unten sechs scharf gespitzte Backenzähne, deren jeder inwendig zweimal ausgehöhlt, und auswendig zweimal auswärts gebogen ist.

Dem Kopfe des Rehbocks giebt das kurze, ästige, länglicht runde, grade aufrecht stehende, rostfarbene, knotige, unebene und dichte Gehörn eine besondere Zierde. — Er trägt seinen wohlgebildeten langen Hals hoch, und sein Rücken ist wenig eingebogen. Seine Beine sind schlank, und die schwarzen Klauen mit den gleichfarbigen eirunden falschen Hufen (Afterklauen) glänzen, wie polirt. Sein vorzügliches Merkmal, woran ihn der Jäger schon von weitem erkennt, ist ein langer Haarzopf unter dem Leibe.

Die Rieke hat einen schmälern Kopf, längern und dünnern Hals, schmälere Brust, und schlankern Leib. Sie ist gewöhnlich ungekrönt, doch findet man sie auch, wiewohl selten, mit einem Gehörne von zwei Zoll Länge ohne Enden versehen, das sie ebenfalls jährlich abwirft. Sie zeichnet sich schon in der Entfernung durch den niedrig getragenen Hals, und besonders durch den langen gelben Haarbüschel am Geburtsgliede (Feigenblatt) sehr kenntlich aus.

Die Farbe ändern die Rehe, so wie die Hirsche, des Jahrs zweimal. Vom Frühjahr bis zum Herbst sind die Haare kurz und weich, gelbraun oder rostfarben; im Winter aber sind sie länger, rauher, aschgrau, und bekommen durch die gelben und weißen Spitzen, die sie haben, eine röthlich graue Farbe. Das Untermaul ist weiß, die Oh-

ren sind mit einer schwarzen Einfassung geziert, und an der Wurzel weiß, die Kehle gelb, der Unterhals mit zwei weißen Flecken bezeichnet, und der Bauch schmutzig weißgelb. Die Hinterbacken sind ganz weiß, und dadurch unterscheiden sie sich von dem andern Rothwildpret. Das Haar ist an der Wurzel immer grau, und am Bauche und den Hinterschenkeln befinden sich zwei Haarnäthe. Auch der Rehbock wechselt das Gehörn alle Jahre; im siebenten Monat setzt er seinen ersten Hauptschmuck, zwei kurze Spieße, auf. Diese werden bei den folgenden Wechselungen länger, und erscheinen im vierten Jahre mit zwei Zacken, welche sich alsdann alle Jahre mit neuen vermehren, bis sie die Zahl 6 oder 8 erreicht haben. Selten findet man Rehbocksgehörne mit 12 Enden. Nach der Brunst wirft er sein Gehörn jedesmal ab; im dritten Monat ist es wieder vollkommen gewachsen. Das rauhe Bast desselben schlägt er im Februar und März an den Birken, Sahlweiden, Tannen, und Kiefern ab, und ordentlicherweise sollte sich dasselbe in zwei Spitzen endigen, allein weil er seinen noch weichen Putz nicht, wie der Hirsch, schonet, oder schonen kann, und unvorsichtig oder muthwillig genug ist, an den Sträuchern und Bäumen damit anzustoßen, so findet man ihn gar oft mit wunderlichem Gehörn versehen.

Beide Geschlechter sind schnelle Läufer, und fertige Schwimmer, und ihr scharfes Gesicht und feiner Geruch machen, daß sie ihren Feinden oft entgehen; sie richten deshalb den Kopf immer in die Höhe, und nach dem Winde zu, und können einen Menschen auf 300 Schritt weit riechen, oder, wie der Jäger sagt, im Wind vernehmen.

Ihre Stimme, welche sie in der Brunftzeit, und besonders dann hören lassen, wenn ihnen etwas unvermuthetes aufstößt, ist ein helles, weitschallendes, dreimaliges Bellen (Schmälen), welches sie in einiger Entfernung,

langsam schleichend, so lange fortsetzen, bis sie dasjenige deutlich sehen, was sie stutzig macht, und ist es ein Mensch, oder Hund, so laufen sie mit der größten Schnelligkeit stumm davon.

Ihr Lebensziel erstreckt sich bis ins sechzehnte Jahr.

Die Rehe lieben trocknen Boden und trockne Luft. Ihren Aufenthalt haben sie daher gern auf hohen Plänen, an den äußersten Grenzen der Waldungen, wo die Hafer=, Erbsen=, Linsen= und Grummetfelder in der Nähe sind, in lichten Hölzern, in Gegenden, wo faule Bäume, und vorzüglich die jungen Schläge nahe sind, und die Brombeerstauden häufig wachsen. Sie vereinigen sich nicht, wie die Hirsche, in starken Rudeln, sondern leben nur zu 3 bis 5 in Gesellschaft. Der Bock ist beständig um seine Gais, deren er eine, zwei, höchstens drei hat, lebt unter denselben, und seinen Jungen, wie ein Hausvater, und vertheidigt sie bis auf den Tod. Es besteht daher auch eine Rehgesellschaft nur aus einer Familie, die so lange in der größten Vertraulichkeit zusammen lebt, bis die Jungen wieder neue Familien errichten können. Im Sommer suchen sie den alten Standort wieder, den sie sich einmal zu ihrem Aufenthalt erwählt haben, wenn sie der harte Winter in niedrige dicke Laub= und Schwarzwälder getrieben hatte. Ehe sie sich niederlegen, scharren sie allezeit mit ihren Vorderläufen einen runden Platz; im Sommer, um auf der frischen kühlen Erde zu liegen, und im Winter, um sich von dem Schnee zu befreien, der ihnen die Haare naß und schmutzig machen würde.

Das Reh stiftet eben den Schaden, den der Hirsch stiftet, und noch größeren, da es sich in den Waldungen im Frühjahr vorzüglich von den Knospen der jungen Bäume und der Sträucher nährt, und auch in Gemüsegärten seine Nahrung sucht.

### Das Moschus- oder Bisamthier. (Moschus moschifer.)

Dieses Thier, welches in den Wäldern und Gebirgen von Tibet, und dem südlichen Sibirien lebt, liefert den Bisam oder Moschus, dieses eben so kostbare, als heilsame Arzneimittel. Das Männchen hat diese ölartige Materie in einem Beutel von der Größe eines Hühnereies, in der Nabelgegend. Das Bisamthier bildet ein eigenes Geschlecht von 5 oder 6 Gattungen. Es ist ungehörnt, übrigens hat es mit den Hirschen und Schweinen einige Aehnlichkeit. Es hat die Größe eines Rehbocks, und ist gräulich braun, lebt meist einsam, und findet sich nur im Herbste in Heerden. Man schneidet dem erlegten Thiere den Beutel ab, näht ihn zu, und läßt den Bisam eintrocknen. In diesem Zustande gleicht er getrocknetem geronnenem Geblüt, sieht schwarzbraun aus, und ist zerreiblich.

### Das Zwergmoschus-Thier. (Moschus pygmaeus.)

Gemeiniglich nennt man dieses niedliche Thierchen Zwerghirsch oder Guineisches Rehchen; da es aber ungehörnt ist, so muß es zu den Moschusthieren gerechnet werden, ob es gleich dem Reh ähnlich ist. Es scheint übrigens mehrere kleine hirschartige Geschöpfe dieser Art zu geben. Das Guineische Rehchen ist über 9 Zoll lang, sieht oberhalb braungelb, unterhalb weißlich aus, lebt in Ostindien, besonders auf Java, und hat in seinen Sitten und seiner Lebensweise viel Aehnlichkeit mit unserem Reh. Es ist scheu und flüchtig, und stirbt bald in der Gefangenschaft.

## VII. Multungula (Belluae).

### Das wilde Schwein.

Diese Ordnung enthält in 7 Gattungen meist sehr große, aber unförmliche, oder dünn behaarte Säugethiere,

mit mehr als zwei Klauen an jedem Fuße. Vom zahmen Schweine unterscheidet sich das wilde durch den verhältnißmäßig längeren Kopf, stärkeren Rüssel (Gebrecke, Wurf), mehr gebogenen Vorderkopf, und durch vier große Eckzähne, welche es mit auf die Welt bringt, wovon die obern das Gewerfte, Gewehre, und die untern die Hauer oder Haderer heißen; ferner durch kürzere, runde, mehr aufrecht stehende Ohren, stärkere Beine, steifere Borsten, kürzeren, fast gerade herunter hängenden Schwanz (Purzel, Krükel), und durch eine bräunlich grauschwarze Farbe.

Das männliche Schwein, der **Eber, Keuler**, erhält durch die 2 großen krummen und scharfen Eckzähne in jeder Kinnlade, welche mit dem Alter an Größe zunehmen, oft über 2 Zoll vorragen, und unten den Rüssel fletschend aufsperren, nicht nur eine fürchterliche Gestalt, sondern es hauet auch damit nach der Seite gefährlich um sich, und bringt oft während der Jagd Hunde und Jäger in Lebensgefahr.

Das weibliche Schwein (Sau, Bache) hat keine Hauzähne, sondern nur kurze Haken, womit sie mehr unter sich haut, reißt und beißt; sie wird daher einem liegenden Menschen gefährlicher, als der Eber, besonders wenn dieser das achte Jahr erreicht, und seine großen Hauer sich sehr nach den Augen zu gekrümmt haben. Nebst den großen Zähnen unterscheidet sich auch der Eber von der Sau schon von weitem durch den unter dem Leibe befindlichen Haarbüschel, welcher der Sau fehlt.

Betragen und Stimme, welche diese Thiere, besonders im Kampfe, hören lassen, haben sie fast mit dem zahmen Schweine gemein; sie scheinen aber einen schärferen Geruch, und ein feineres Gehör zu haben. Ihre inneren Theile stimmen mit denen der zahmen überein. Ihr Alter sollen sie auf 20 — 25 Jahre bringen.

Ein ausgewachsenes Schwein hat gegen $5\frac{1}{2}$ Fuß

Länge, und etwas über 3 Fuß Höhe. — Die wilden Schweine sind, außer den sehr kalten Zonen, in allen Ländern verbreitet.

Diese Thiere leben gesellig, und in Gegenden, wo sie häufig sind, sieht man oft 30 — 40 Stück bei einander. Ihr Lager, welches sie für ihren gewöhnlichen gesellschaftlichen Aufenthalt in den dichtesten Bruchwäldern auf trocknem Grunde bereiten, ist eine weit aufgewühlte kesselartige Vertiefung, die sie mit Reisern und Moos ausfüttern. Sie bringen darin den größten Theil des Tages zu, und gehen erst am Abende ihrer Nahrung (Gefräß, Fraß, Schütt,) nach, welche sie auf Wiesen und Aeckern, nach Art der zahmen Schweine, suchen, und dadurch nicht nur den Wiesen und Getreide-Aeckern, sondern auch den Fruchtfeldern im Sommer großen Schaden verursachen.

Im Herbste finden sie ihre Nahrung in Wäldern, wo Eicheln, Haselnüsse, Holzobst, Trüffeln und Pilze wachsen.

Ihre Paarungszeit ist von der Mitte November bis Mitte Dezember. Sie kämpfen während dieser Zeit wüthend mit ihren Nebenbuhlern, und hinterlassen oft unvertilgbare Spuren ihrer Tapferkeit; besonders sind die alten einsiedlerischen Schweine, die auch außer dieser Zeit nicht mehr gern gesellig leben, sehr grimmig gegen die jüngeren.

Die jungen Schweine halten nicht die gewöhnliche Paarungszeit der Alten, sondern nach ihren Nahrungsumständen oft früher oder später.

Die Sau trägt 18 bis 20 Wochen, und gebiert 4 bis 12 Junge. Um zu werfen, verläßt sie alle Gesellschaft, verbirgt sich in dichtes Gebüsch, und bereitet für sich und ihre Jungen ein Lager von Moos und Laub.

Die Jungen bleiben einige Tage bei der Mutter ruhig liegen; nach 8 Tagen aber gehen sie schon mit der

Mutter, welche jedoch nicht weit vom Lager geht, auf Nahrung aus.

Wenn die Mutter von weitem Gefahr bemerkt, so giebt sie dies den Jungen durch Schnauben und Grunzen zu erkennen. Die Jungen verbergen sich dann unter dichte Sträuche, Gras oder alte Laubmassen, und bleiben darunter so lange still, bis die Alte ruhig ist.

Die Farbe der Jungen ist anfangs rothbraun gefleckt, und mit schwarzen fahlbraunen und weißen Streifen gezeichnet. Diese erste bunte Bekleidung nennen die Jäger den bunten Rock.

Die Jungen heißen nach der Jägersprache Frischlinge. Eine Gesellschaft aus zwei- und drittehalbjährigen männlichen und weiblichen Schweinen, unter welchen sich auch Alte befinden, wird ein Rudel Schwarzwildpret genannt.

Das Fleisch (Wildpret), vom wilden Schweine, besonders vom Frischlinge, ist bekanntlich mürber, und leichter zu verdauen, als das vom zahmen Schweine, und ist daher eine weit gesundere Kost.

Die sehr dicke Haut (Schwarte), welche bei alten Schweinen zwischen den Borsten noch mit völligen Haaren dicht bewachsen ist, dient im rohen Zustande zu Kumpten, Thürdecken ꝛc., gegerbt aber zu Riemen und Bücherbänden ꝛc. Die Borsten dienen zu eben dem Gebrauch, wie die von zahmen Schweinen. Die Zähne werden zum Poliren und Glätten gebraucht.

Die wilden Schweine sollen nicht so vielen Krankheiten, wie die zahmen, unterworfen, und ihr Fleisch nie finnig seyn. Aber harte Winter tödten sie oft durch Hunger und Kälte, und heiße dürre Sommer durch die Bräune.

### Das zahme Schwein. (Sus Scrofa domesticus.)

Das Schwein stammt wohl eigentlich aus Indien,

und hat sich von da über die ganze Erde verbreitet. In einigen Stücken ist es zwar durch das Klima und die Nahrung abgeartet, doch hat es noch allenthalben die wesentlichen Kennzeichen behalten.

Der Kopf ist lang gestreckt, endigt sich mit einem platten runden Knorpel, und hängt auf die Erde herab. Die Backen sind breit und hager, so wie der ganze Kopf, an welchem der kurze, breite Hals mit seinem steifen Nacken scharf ansitzt. Der hintere Theil der Hirnschale ist sehr erhaben. Der langgestreckte Rüssel ist mit einem steifen, durch zwei Muskeln beweglichen Knorpel versehen, der ihnen zum Wühlen beförderlich ist. In der obern Kinnlade stehen vier gegen einander zugekehrte, und in der untern sechs etwas hervorstehende Vorderzähne. Die untern sind von ganz anderer Gestalt, als die obern, welche, anstatt scharf und breit zu seyn, lang, rund, um die Spitze stumpf sind, und mit den untersten fast einen rechten Winkel machen. Doch findet man auch zuweilen in der obern Kinnlade vier bis sechs, und in der untern vier bis acht Schneidezähne, so daß ihre Anzahl entweder oben und unten gleich, oder, wenn sie ungleich ist, allemal im untern Kiefer auf jeder Seite einer mehr stehet, als im obern. Der Mund ist zu beiden Seiten oben mit zwei kurzen, und unten mit zwei längern hervorragenden Eckzähnen (Hauzähnen, Hauern) bewaffnet. Sie sind beim Eber größer, als bei der Sau und dem Porkschweine, welchen sie kaum aus dem Munde hervorragen. Beide Geschlechter gehen mit diesen Waffen ihren Feinden trotzig entgegen. Mit den übrigen Backenzähnen, deren auf jeder Seite oben und unten sieben stehen, hat ihr Gebiß zusammen 42 bis 44 Zähne. Sie verlieren in ihrer Jugend keinen davon, wie die andern zahmen Hausthiere, sondern die ersten Zähne wachsen immer fort, daher man aus der Größe derselben, besonders der Waffenzähne, ihr Alter erkennen muß. Die Augen sind

klein, und liegen tief im Kopfe, die Ohren ziemlich lang, breit, dick, vorwärts gerichtet und schlaff. Die Schweine wachsen bis ins fünfte und sechste Jahr, werden mit den Jahren immer größer und schwerer, und man hat sie, durch gute Wartung, oft zu einer Größe von 7 Fuß und drüber gebracht.

Die Farbe ist bei den zahmen Schweinen meist weiß, doch giebt es auch schwarze, oder schwarz und weiße, auch rothe, oder roth und weiße, und bei denen von vermischten Farben sieht man auch die Haut an den Stellen anders gefärbt, wo die Borsten von der übrigen Farbe abweichen. Der gewölbte Rücken ist mit hohen, harten, und steifen, die Seiten aber sind mit kurzen schwachen Borsten besetzt; die längsten und stärksten sind vier bis fünf Zoll lang, und bilden gleichsam eine Mähne, die vom Kopf bis auf das Kreuz herabgeht. Sie bestehen, da sie viel härter, als die Haare und Wolle anderer Thiere sind, aus einer knorplichten Materie, die dem Horn ähnlich ist, und theilen sich am Ende alle in verschiedene Spitzen, wodurch sie können gespalten werden. Das Ende des Mauls, die Kopfseiten, die Gegend um die Ohren, die Kehle, der Bauch und Schwanz haben sehr wenig Borsten, und sind fast kahl. Der Schwanz ist am Ende langhaarig. Unter dem Halse haben einige zwei Warzen, als Schellchen wie bei den Ziegen hangend; man kauft diese sehr gern, und hält sie, doch ohne Grund, für die besten.

Der Geruch dieser Thiere übertrifft ihren Geschmack, Gehör und Gefühl. Ihr Rüssel ist ein sehr brauchbares Instrument für sie; sie besitzen sehr viele Stärke darinn, und können geschickt damit in der Erde wühlen. In ihren übrigen Handlungen aber zeigen sie die größte Trägheit und Ungeschicklichkeit, indem sie keine Geschmeidigkeit in den Gliedern, einen gezwungenen und steifen Gang, und eine fast gänzliche Unbeweglichkeit im Rücken und

in den Lenden haben. Sie mögen auch wohl unter allen Säugethieren die wenigsten Fähigkeiten besitzen, und daher rührt ihr Eigensinn. Der ganze Umfang ihrer Triebe scheint sich bloß auf eine wüthende Brunst und unmäßige Freßbegierde einzuschränken; daher sie auch oft ihre eigenen Jungen anfallen. Diese Gierigkeit scheint in dem dringenden Bedürfniß, ihren Magen stets gefüllt zu haben, in ihrem stumpfen Geschmack und Gefühl ihren Grund zu haben. Nur durch lange Uebung lernen sie ihre Wohnung, wenn sie von der Weide zurückkommen, wiederfinden. Sie lieben die Unreinigkeit gar sehr, und sich in Moräſten und Pfützen herum zu wälzen, ist ihnen wegen ihrer hitzigen Natur Wollust, und zur Vertilgung ihres häufigen Ungeziefers höchst nothwendig.

Ihre Stimme ist ein Grunzen, und bei der Beleidigung, Fesselung, Todesnoth, und wenn Gewitter und starke Platzregen sie auf der Weide überfallen, ein gellendes gräßliches Geschrei. Wenn unter der Heerde ein Schwein diese Töne angiebt, so stimmen die übrigen alle sogleich zu einem Concert mit ein, und eilen einander zu Hülfe. Der Eber grunzt nicht so laut, als die Sau. — Sie können ein Alter von zwanzig Jahren erreichen.

Diese Thiere besitzen eine so erstaunliche Freßbegierde, daß sie aus allen Reichen der Natur Nahrung zu sich nehmen, und sogar den Auswurf anderer Thiere fressen. Da sie im Frühjahr auf unbebaute Aecker, im Sommer auf wüste Heiden und Anger, im Herbste in die Getreidestoppeln getrieben werden, so fressen sie alles, was ihnen auf dem Wege aufstößt, todte Thiere, Koth, Obst, Körner, Kräuter, Wurzeln, und lieben vorzüglich sumpfige Oerter, wo Rohr, Binsen, und andere Wasserpflanzen wachsen, deren Wurzeln ihnen sehr angenehm zu seyn scheinen. Sie fressen 72 Arten von Gewächsen, und rühren 171 nicht an. Man kann sie wirklich unter

die fleischfressenden Thiere zählen, da sie nicht allein Aas verzehren, sondern auch oft ihre Jungen selbst, besonders der Eber, fressen, die Leichen ausgraben, und selbst kleine unwehrsame Kinder anfallen; letzteres thun vorzüglich die hungrigen säugenden Säue. Wegen ihres starken Geruchs wittern sie alle süße Wurzeln unter der Erde, und graben sie aus, so wie sie auch nach den Engerlingen, Regenwürmern und Feldmäusen wühlen. Dieser Fähigkeit halben hat man sie auch in manchen Ländern wie die Hunde gewöhnt, die Trüffeln aufzusuchen. In den Gegenden, wo Eichen- und Buchwälder sind, werden sie von der Mitte des Septembers bis in die Mitte des Novembers in die Mast getrieben. Hier erhalten sie die beste und gesundeste Nahrung, sonderlich wenn der flüssige Speck, der aus dieser Kost entsteht, durch eine kurze Gerstenfütterung zu Hause noch etwas mehr Derbheit erhält. Damit sie bei dieser Weide den Wurzeln der Bäume und Stauden durch ihr Wühlen nicht schaden mögen, so ist es an manchen Orten gebräuchlich, ihnen eine Sehne am Rüssel zu zerschneiden, oder einen Ring in die Nase zu legen. Vor dem Thau, Reif, Schnee und Regen müssen sie sehr in Acht genommen werden.

Die Sau wirft (ferkelt) unter allen Säugethieren die mehresten, nemlich vier bis vier und zwanzig Junge, und hegt schlechte Sorgfalt für sie, indem sie dieselben, ohne irgend eine Art von Nest, hinlegt. Von dem ersten Wurf, den die junge Sau thut, wählt man aus bekannten Ursachen keine Junge zu Zuchtschweinen, und keine, weder der jungen noch alten, läßt man mehr als acht durch ihre Milch nähren, weil sie sonst zu sehr abgemattet wird, und mehrere Junge nicht gedeihen können. Man schlachtet lieber die übrigen als Spanferkel nach 14 Tagen, oder verkauft sie. Sie sind bei der Geburt meistentheils weiß, werden aber bald schmutzig braun.

Im sechsten Monat pflegt man sie zu beschneiden,

und zwar entweder im Frühjahr oder im Herbste; das Männchen heißt alsdann Pork und das Weibchen Gelsen, Mok. Auch die ausgedienten Alten beschneidet man in unsern Gegenden und mästet sie; ob man gleich diese Verstümmelung in andern Ländern an Alten und Jungen für unnöthig hält. Die verschnittene Sau heißt Börgen.

Die Jungen werden gewöhnlich nur 1 Jahr alt; man treibt sie im Sommer mit auf die Weide, steckt sie im Herbst, weil zu dieser Zeit Futter im Ueberfluß da ist, und sie durch die Ausdünstung viel weniger, als im heißen Sommer verlieren, in den Koben, und mästet sie 8 bis 12 Wochen, worauf sie zum Schlachten tüchtig sind.

Den jungen Eber, den man zur Zucht ausgewählt hat, muß man in seiner Jugend von den Saumüttern absondern, damit er sich nicht schwäche. Eben so müssen ihm die Hauzähne mit einer Zange abgebrochen werden, damit er keinen Schaden verursache.

Der ökonomische Nutzen dieses Thieres ist bekannt genug, da beinahe keine Haushaltung mehr ohne dasselbe bestehen kann; wiewohl der häufige Genuß des Fleisches eben nicht zu empfehlen ist. Wenn das Mastschwein in seinem engen Koben allein, ohne große Bewegung liegt, so gelangt es in kurzer Zeit zu einer außerordentlichen Fettigkeit. Man hat Sauen geschlachtet, die 6 bis 7 Zentner wogen, deren Speck zu einer $1\frac{1}{2}$ Fuß Dicke gewachsen war, und in welches die Mäuse, da sie in dem fetten Fleisch keine Empfindung haben, sich eingefressen, ja sogar genistet hatten. Zum Räuchern wählt man besonders gern den Speck der Müller- Bäcker- und Gerstenmast, da derjenige von der Branntweinsmast thranig, triefend, gelb und übelschmeckend ist. Die Englischen, Westphälischen, Pommerschen und Mainzischen Schinken sind vorzüglich.

Man kann vom Schweine alles nutzen. Fleisch,

Blut, Schmeer, Eingeweide, alles wird von Menschen gegessen. Das Schweineschmalz braucht man nicht nur zur Speise, sondern auch zu allerlei Pomaden, als Wagenschmier, und um Pressen und andere Instrumente und Maschinen einzuschmieren. Die ganz jungen Ferkel geben ein ganz besonderes leckeres Gericht. Der Arzt und Wundarzt weiß verschiedene Theile von ihnen zu Arzneien, und besonders ihr Schmalz zu Salben zu gebrauchen. Ein Pfund desselben mit einem Viertelpfund reinem Wachs in einem glasirten Topfe zusammengeschmolzen, ist eine gute Salbe für aufgesprungene Lippen und Hände.

Die Schweinsgalle ist ein wirksames Mittel wider alle Wunden; man hebt sie daher gern durchgeseihet in einem Glase auf. Buchbinder, Sattler, Riemer und Siebmacher verlangen die gegerbte Schweinshaut; und mit den Haaren dient sie zu Decken vor die Stubenthüren.

Die Borsten werden zu Bürsten, Pinseln, Kehrbesen, zu beweglichen Stielen bei künstlichen Blumen von den Putzmachern verarbeitet, und der Schuhmacher braucht sie an seinen Schuhdräthen statt der Nadeln.

Die Blase braucht man zu Tabacksbeuteln, um Flaschen zu verbinden, so wie die Eingeweide, um Würste hinein zu füllen, und zu Ballons. Die Zähne dienen zum Poliren. Der hitzige Dünger thut seine gute Wirkung in einem festen und nassen Boden, und ist sonderlich bei Hopfenpflanzungen und dem Hanfbau der beste. Auch soll ein Guß von Schweinemist ein gutes Heilungsmittel für Pflanzen seyn, die der Frost getroffen hat.

In England werden seit einigen Jahren manche Tücher mit warmgemachten Menschenharn und diesem Mist gewalkt, und diese Walke hält man bis jetzt noch in England geheim.

Daß einige Gegenden Deutschlands durch Verschik-

kung der Schinken, Würste und des Specks viel Geld gewinnen, und daß den Seefahrern das geräucherte und eingesalzene Fleisch unumgänglich nöthig ist, erhöhet den Werth dieses Thiers noch mehr. Allein es hat auch in andrer Rücksicht einen Werth. Selbst das bloße Wühlen im festen, filzigen Boden ist nicht immer unnütz, zu geschweigen, daß dadurch viele noch unvollkommene, nagende, und andere, nach ihrer vollkommenen Entwickelung dem Pflanzenreich schädlich werdende Insekten getödtet werden.

In Ungarn treibt man, um die Heuschrecken zu vertilgen, viele hundert Schweine auf die Felder.

Wegen ihres feinen Geruchs kann man sie zu Aufsuchung der Trüffeln abrichten. Durch ihre Freßbegierde reinigen sie die Luft von den Pestdünsten gestorbener Thiere, abgestandener Fische und andern Aases. Auf Minorka braucht man die Schweine als Zugthiere; man hat wohl schon eine Kuh, ein Schwein und ein Pferd oder ein Schwein und einen Esel auf dieser Insel zusammengespannt gesehen.

Die hungrigen, säugenden Sauen haben oft kleine Kinder gefressen. Von Gärten und Wiesen müssen diese Thiere abgehalten werden, weil sie dieselben durch ihr Wühlen nach Wurzeln, Insektenlarven und Würmern verwüsten.

### Das Mexikanische Schwein. (Tajassu.)

Dieses Thier bewohnt die wärmsten Gegenden von Amerika, und einige Westindischen Inseln. Es lebt in Heerden von zwei bis dreihundert zusammen. Es fliehet sumpfige Gegenden, und streift lieber in hochliegenden herum. Es läßt sich, wie Stedmann behauptet, zähmen, kennt seinen Herrn, und zeigt viel Anhänglichkeit an ihn. Wenn man es aber reizt, so wird es tückisch und boshaft.

Selten lassen die Tajassus einen Laut hören, wenn man sie aber aufbringt, so grunzen sie. Greift man Alte an, oder raubt man ihnen ihre Jungen, so setzen sie sich, wie unsere Schweine, zur Wehre. Die Sau soll jährlich nur ein Junges zur Welt bringen, welches sie so lange mit sich herumführt, bis es aufgewachsen ist. Die Jungen, die man gezähmt hat, läßt man frei herumlaufen, ohne daß sie sich entfernen.

Mit den Amerikanischen Raubthieren, besonders mit dem Jaguar, hat das Tajassu viel zu kämpfen. Ob es sich gleich tapfer vertheidigt, so trifft man doch nicht selten in den Wäldern einen Jaguar an, der mehrere solche Schweine um sich herum liegen hat, die er im Kampfe überwunden.

Die Eingebornen jagen das Tajassu ohne Hunde, und essen das Fleisch, das sie sehr gut finden. Es wird höchstens 60 Pfund schwer.

### Das Aethiopische Schwein oder das Emgalo.
(Sus aethiopicus. Emgalo.)

Dieses Schwein hält sich in den heißesten Gegenden des Innern von Afrika, so wie auch am Vorgebirge der guten Hoffnung auf, und ist vielleicht das häßlichste unter allen bekannten Säugethieren, so wie es eins der wildesten ist. In Europa ist es etwa seit 40 Jahren bekannt, denn im Jahre 1765 brachte man Eines vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach Holland. Es ist plump, dick und ungeschickt, kann aber dennoch sehr schnell laufen. Im Laufen trägt es den Schwanz gerade in die Höhe. Der Anblick dieses Thiers erregt Furcht, wenn man nur seine großen Hauzähne betrachtet, die es zum Stoßen braucht, sobald es sich wehrt, oder jemand angreift. — Sparrmann fing ein kleines Emgalo, und führte es gebunden bei sich, allein da es sehr unbändig war, und Schaden anrichtete, so mußte er dasselbe bald

abschlachten. Es war erstaunlich wild, und in seiner Bewegung geschwind, und ob es gleich nicht eben gefährlich war, so fürchteten sich doch seine Buschhottentotten gewaltig davor. Wir wollen lieber einen Löwen auf freiem Felde, als ein solches Thier angreifen, sagten sie, denn ob es gleich weit kleiner ist, so schießt es doch pfeilschnell auf uns los, wirft uns um, zerschmettert uns die Beine, und ritzt uns den Bauch auf, ehe wir es mit unsern Wurfspießen treffen und tödten können.

Diese Schweine haben ihre Wohnung unter der Erde, und die Eingänge sind sehr enge. Nie wagt man es, sie in ihren Löchern anzugreifen, weil man fürchtet, sie möchten schnell herausspringen. So hütet man sich auch, wenn man zu Pferde ist, daß man ihnen nicht zu nahe kommt, weil sie den Pferden die Beine entzweischlagen, und nachher den Reiter und das Pferd um's Leben bringen. Ich setzte, sagt Sparrmann, sowohl Alten als Jungen nach, um Eins zu schießen, allein meine Mühe war vergeblich. Auf der Flucht nahm jedes Schwein ein Ferkel in den Mund, und lief eilig damit davon.

Alte scheinen stets unbändig zu bleiben, und sich nicht an die Menschen zu gewöhnen: denn zu Sparrmanns Zeiten unterhielt man am Kap ein solches in der Menagerie, das man seiner Wildheit wegen an Ketten legen mußte.

Dies Geschöpf, sagt Barrow, ist nicht weniger häßlich, als verschlagen. Seine langen elfenbeinernen Hauer, die wie Hörner aus seiner Schnauze hervorspringen, und sich aufwärts beugen, machen die Annäherung an dasselbe höchst gefährlich, während seine kleinen Augen, die sich oben beinahe am Ende der viereckigen Stirn befinden, und die fleischigen Säcke, die an jeder Backe wie noch ein Paar Ohren herabhängen, ihm ein sehr häßliches und schreckliches Ansehen geben.

### Das Afrikanische Schwein. (Sus Africanus.)

Dieses ist von dem Aethiopischen Schweine verschieden. Sein Körper ist mit langen Borsten bedeckt. Adanson nennt es das ungeheure wilde Schwein. Unstreitig bezieht sich folgende Anekdote von einem Kampfe auf dieses Schwein, den Lamiral anführt:

„In der Gegend von Podhor," sagt er, „sah ich ein merkwürdiges Schauspiel. Am Rande eines Waldes, in der Nähe des Ufers, befand sich ein sehr großes wildes Schwein; es wurde von einem Löwen und von einer Löwinn bemerkt, die in einiger Entfernung davon waren. Die Löwinn sprang mit außerordentlicher Schnelligkeit herbei, und warf sich wüthend über das wilde Schwein her, das sie an der Gurgel faßte, gewaltig schüttelte, und mit ihrem Schwanze tüchtig in die Dünne der Seite schlug."

„Während dieses Kampfes, der 5 Minuten dauerte, näherte sich langsam der Löwe, setzte sich auf den Hintern, und war ein ruhiger und gleichgültiger Zuschauer der Anstrengungen, die das wilde Schwein zur Vertheidigung seines Lebens machte, und der Mühe, die sich die Löwinn gab, ihm dasselbe zu rauben."

„Endlich unterlag das wilde Schwein; es stieß dabei ein schreckliches Geschrei aus, und heulte fürchterlich. Als das Thier todt war, und nur dann erst, ging der Löwe langsam zu seiner Gefährtinn hin, um mit ihr die Beute zu theilen und zu verzehren."

### Der Hirscheber oder Schweinhirsch.
(Sus babirussa.) Fig. 15.

Dieses Thier trifft man auf den Molucken, auf Java, Celebes, Madagaskar, u. s. w. in Heerden an. Seine Nahrung besteht in Gräsern, Kräutern und Baumblättern; es geht in die Gärten, und richtet daselbst großen Schaden an. Zu gewissen Jahreszeiten schwimmen

diese Schweine in Heerden von bisweilen tausend Stück auf der Insel Sumatra von der einen Seite des Flusses Siak zur andern, und zwar an seiner Mündung, wo es 3 bis 4 Meilen breit ist, und kehren auch zu bestimmten Zeiten wieder zurück. Diese Art von Wanderung findet auch auf den kleinen Inseln statt, wo sie von der einen zur andern schwimmen. Bei diesen Gelegenheiten machen die Malayen auf sie Jagd, welche die Schweine lange vorher riechen sollen, ehe sie noch dieselben zu Gesichte bekommen. Sobald sie diese Thiere aber erblicken, setzen sie sich sogleich in Bereitschaft, und durch Hunde, welche sie am Ufer aufstellen, verhindern sie die Schweine, zu landen, sie selbst aber verbergen sich in den Gebüschen. Bei dem Uebergange machen die Männchen den Vortrab aus, die Weibchen und die Jungen folgen ihnen nach; alle beobachten eine regelmäßige Ordnung, das Nachfolgende legt allemal seine Schnauze auf das Vorausziehende. Wenn man sie auf diese Art in dicht geschlossenen Reihen schwimmen sieht, so gewährt dies einen sonderbaren Anblick. Die Einwohner, Männer und Weiber, fahren ihnen in ihren Booten entgegen, und fangen sie mit Netzen, in welchen sie sich so verwickeln, daß sie sich nicht wieder losmachen können. Die Vordern, die auf diese Art gefangen worden sind, bewegen ihre Füße nun ganz langsam, die Uebrigen gerathen weder in Unordnung noch in Furcht; keines verläßt seine Stelle; jedes bleibt beinahe unbeweglich. Die Männer rücken nunmehr in ihren Booten zum Angriff heran, und erstechen mit ihren Spießen so viele, als sie erreichen können. Die übrigen Schweine schwimmen fort, steigen an's Ufer, und entgehen diesmal dem Tode.

### Der Tapir. (Tapir americanus.) Fig. 16.

Der Tapir, Anta, das Wasserschwein oder Amerikanische Flußpferd ist das größte Landthier von Süd-

amerika und kömmt einem mäßigen Ochsen an Größe gleich. Es macht ein eigenes Geschlecht aus. Die Nase verlängert sich, zumal bei dem Männchen, so sehr, daß sie eine Art von Rüssel bildet, der aus- und eingezogen werden kann, und, hierdurch nähert sich der Tapir dem Elephanten, da er in der übrigen Bildung seines Körpers mehr mit dem Schweine übereinkommt. Das kurze Haar des Leibes ist in der Jugend weißlich, hernach bräunlich grau, und bildet am Halse eine Mähne. Bei dem Weibchen ist die Nase zwar auch verlängert, aber kein Rüssel.

Der Tapir bewohnt die einsamen, unermeßlichen Wälder von Brasilien, Guiana ꝛc. Er hält sich fern von Menschen, die er scheut, gern an Strömen auf, bringt den Tag mehrentheils im Dunkeln mit Schlafen hin, und geht des Nachts theils einzeln, theils in Gesellschaft seinen Geschäften in freiern Gegenden nach. Wird er beunruhigt, so begiebt er sich in's Wasser, worin er nicht nur gut schwimmt und untertaucht, sondern sogar auf den Grund geht. Er läßt einen pfeifenden Laut von sich hören, der weit durch den Wald dringt. Seine Nahrung sind Gräser, Kräuter und Früchte, die das Männchen sehr geschickt mit dem Rüssel aufzunehmen versteht. Wo diese Thiere häufig sind, da machen sie ordentliche Wege durch die Wälder, welche sie immer passiren. Begegnet man einer Heerde von Tapiren auf einem solchen Wege, so läuft man Gefahr, erdrückt zu werden, wenn man nicht ausweichen kann; denn sie weichen nicht. Ihr Naturel ist sanft; doch werden sie, gereizt, so zornig, daß sie Hunde mit den Zähnen fassen, mit den Füßen todtstampfen, und selbst den Menschen angreifen. Sie lassen sich leicht zähmen, und werden ungemein zutraulich. In Europa halten sie sich nicht. — Ihr Fleisch essen die Amerikaner.

Der

## Der Elephant. (Elephas.)

Kaum giebt es ein Thier, das mehr die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen hat, als der Elephant, der nicht nur an Größe des Körpers, sondern auch an geistigen Fähigkeiten alle bekannte Thiere der Erde übertrifft, einen hohen Grad von Verstandesfähigkeit besitzt, und darin selbst dem Orangutang weit überlegen ist. Ganz besonders zum Dienst der Menschen in heißen Himmelsstrichen geeignet, ist sein Werth für die Bewohner dieser Länder unschätzbar groß, denn er ist stark, thätig, arbeitsam, sanft, scharfsichtig, und so außerordentlich gelehrig, daß man ihn zu einer Menge von Thätigkeiten abrichten, und ihn zum willigsten und geschicktesten Gehülfen des Menschen machen kann.

Die Elephanten leben in Asien und Afrika, allein zwischen Beiden findet ein bedeutender Unterschied in Ansehung ihrer Größe, und anderer Umstände statt. Der Asiatische oder Indische Elephant ist größer, als der Afrikanische, hat einen hohen Kopf, concave Stirn, kleine Ohren, hinten vier Hufe, und Backenzähne mit parallelen Queerstreifen; der Afrikanische hat einen runden Kopf, convexe Stirn, große Ohren, hinten nur drei Hufe, und schleifenartige Queerstreifen der Backenzähne. Der Asiatische Elephant wird gewöhnlich 15 bis 16 Fuß hoch; es giebt aber auch noch größere. Das gewöhnliche Gewicht eines solchen Thieres, im 20sten Jahre, beträgt gegen 7000 Pfund. Seine daumendicke Haut ist doch selbst gegen Insektenstiche empfindlich.

In beiden Welttheilen trifft man sie wild in schattigen Wäldern an, wo sie in großen Heerden beisammen leben. Der Asiatische Elephant bewohnt die heißen Gegenden Asiens, besonders Hindostan, Bengalen, Cochin, Tunkin und Pegu. Auf der Insel Ceylon sollen die schönsten seyn; im Innern von Afrika aber sind sie noch weit zahlreicher, als in Asien. Sie leben von Gewäch-

sen, jungen Baumschößlingen, Getreide, und mancherlei Arten von Früchten. Die zahmen Elephanten kosten viel zu unterhalten, weil sie außerordentlich stark fressen. Ein ausgewachsener Elephant braucht täglich ungefähr 100 Pfund gekochten Reiß, der ihm in großen Ballen gereicht wird. In seinem wilden Zustande richtet er oft auf den Reißfeldern ungeheure Verheerungen an, indem er nicht allein eine Menge davon frißt, sondern auch mit seinen plumpen Füßen vieles zu Boden tritt, und zu Grunde richtet.

Er lebt sehr lange, und obgleich sein Alter noch nicht genau bekannt ist, so glaubt man doch, daß er gegen 200 Jahr alt wird. Das Weibchen bringt selten mehr, als Ein Junges zur Welt.

Seine lange Ohren braucht der Afrikanische Elephant als einen Fächer, und kann sogar damit klatschen. Seine Augen scheinen viel Nachdenken zu verrathen. Die Stoßzähne erreichen das erstaunliche Gewicht von 200 Pfund, und 7 bis 8 Fuß Länge. Allein am allermerkwürdigsten ist an diesem Thiere die Nase, die sich zu einem Rüssel von 7 bis 8 Fuß verlängert, welchen er aber nach Belieben wieder bis auf 2 Fuß einziehen kann. An der Wurzel beträgt der Umfang dieses bewundernswürdigen Organs 3 bis 4, gegen das Ende hin aber nur einen halben Fuß. Die äußerste Spitze endigt sich in einem Rande, welcher sich oben in der Gestalt einer Fingerspitze verlängert. Dieser Rüssel, der ganz aus Häuten, Nerven und Muskeln besteht, ist das Werkzeug des feinsten Gefühls, und der Elephant macht denselben Gebrauch davon, wie der Mensch von seinen Händen. Er kann damit die mannichfaltigsten Bewegungen machen, und ihn drehen und wenden, wie er will; auch besitzt er darin eine solche ungeheure Stärke und Kraft, daß er den stärksten Bengalischen Tiger damit zu Boden schlägt, und ein Gewicht von 200 Pfund in die Höhe hebt. Auch kann

er damit die kleinsten Geldstücke, und zwar mehrere zugleich von der Erde aufnehmen, Knoten auflösen, Thüren durch Umdrehen des Schlüssels aufmachen, Pfröpfe aus den Flaschen ziehen, Blumen abpflücken, u. s. w. Alles dies verrichtet er vermittelst der fingerähnlichen Spitze des Rüssels. In der Mitte dieser Spitze ist eine Oeffnung, auf deren Grunde man die beiden Naselöcher wahrnimmt; Büffon sagt daher mit Recht, daß der Elephant seine Nase in der Hand habe. Durch diesen sonderbaren Bau seines Rüssels ist es dem Elephanten möglich, eine ziemliche Menge Wasser einzuziehen, und sie alsdann mit großer Gewalt wieder von sich zu spritzen.

Vermittelst des Rüssels schafft der Elephant das Futter nach dem Maule, das so tief im untern Theile des Kopfes liegt, daß es beinahe ein Theil der Brust zu seyn scheint. Er hat einen sehr feinen Geruchssinn, und wenn eine Menge Personen um ihn herum stehen, so wird er jedesmal diejenige ausfindig machen, die etwas für ihn zu fressen in der Tasche hat, aus welcher er es mit der größten Geschicklichkeit herauslangt. Kurz, dieser Rüssel ist das vollkommenste Organ, welches irgend ein Geschöpf unserer Erde besitzt. Allein es setzt ihn auch mancherlei Gefahren aus: er soll sich daher außerordentlich vor den Mäusen fürchten, weil er besorgen muß, daß sie durch den Rüssel in die Lunge hineinschlüpfen, und ihn auf diese Art ersticken; daher hält er im Schlafe den Rüssel so dicht auf die Erde, daß nichts weiter, als Luft, dazwischen eindringen kann.

Gegen dieses vollkommene Organ sticht sein ganzer übriger, sehr plumper und unförmlicher Körper auf eine auffallende Art ab. Der Elephant kann seinen kurzen Hals fast gar nicht biegen; die Haut, welche den Leib bedeckt, ist hart, dick, und voller Runzeln; nur hier und da bemerkt man einige Haare, oder vielmehr Borsten. Ob nun aber gleich seine Haut sehr dick ist, so ist sie doch

außerordentlich empfindlich. In den Falten und an andern Stellen, wo sie feucht und weich ist, fühlt er den Stich der Fliegen so lebhaft, daß er sich nicht allein auf die Flucht begiebt, um sich gegen diese Insekten zu retten, sondern auch zu seiner Klugheit seine Zuflucht nimmt. Er schlägt mit dem Schwanze, den Ohren, und dem Rüssel nach denselben; er zieht seine Haut zusammen und zerdrückt sie zwischen den Falten; er bricht Baumzweige ab, und jagt sie mit denselben fort. So nimmt er auch lange Büschel Stroh, und schlägt nach ihnen. Will alles dies nichts helfen, so sammelt er mit dem Rüssel Staub, und bedeckt alle empfindliche Stellen damit. Man hat bemerkt, daß er sich auf diese Art mehrmals des Tages mit Staub bedeckt hat; hierzu sah man ihn allemal den bequemsten Zeitpunkt wählen, nemlich wenn er sich gebadet hatte.

Obgleich der Elephant eine große plumpe Masse bildet, so kann er sich doch sehr schnell vorwärts bewegen: dies rührt von seinen hohen Beinen her. Sein gewöhnlicher Gang kommt dem Trabe des Pferdes an Geschwindigkeit gleich, und sein Traben gleicht dem Galopp desselben.

Den Menschen holt er augenblicklich im Laufen ein, und dieser könnte ihm unmöglich entrinnen, wenn das Thier seine große Körpermasse so schnell seitwärts und rückwärts wenden könnte, als es sie vorwärts bewegt. Will sich daher der Elephant umkehren, so muß er einen beträchtlichen Umweg nehmen. — Er kann auch sehr gut schwimmen; man kann ihm schwere Lasten aufladen, und er bringt sie glücklich über einen Strom. Beim Schwimmen hält er seinen Rüssel in die Höhe, um Luft zu schöpfen. Auffallend aber ist es, daß man dieses Thier nur mit Mühe über eine Brücke bringen kann, weil es sich gewaltig vor dem unten befindlichen Wasser scheut, obgleich es dasselbe sonst sehr begierig aufsucht.

Will man ihn daher über eine Brücke bringen, so muß man die beiden Seiten derselben mit Baumzweigen bestecken, damit er das Wasser nicht sieht.

Der Elephant ist sehr gesellig; selten sieht man ihn allein, gewöhnlich zieht er in Heerden umher. Die Alten ziehen voran, die Jungen und die Schwachen befinden sich in der Mitte, und die Mitteljährigen machen den Beschluß. Die Mütter halten ihre Jungen mit den Rüsseln fest. Diese Ordnung aber beobachten sie bloß, wenn sie Gefahr befürchten, und wenn sie auf die Weide auf angebauete Felder gehen. In den Wüsten und Wäldern wandern sie mit weniger Vorsicht herum; nie aber trennen sie sich so weit, daß sie nicht einander im Falle der Noth beistehen könnten.

Auf Ceylon, wo die Elephanten sich, nach Percival, nicht sowohl durch ihre Größe, als vielmehr durch ihre Kühnheit und Stärke, durch ihre Gelehrigkeit und Freiheit von Fehlern und Leidenschaften auszeichnen, und daher den Vorzug vor allen andern verdienen, leben die wilden Elephanten in abgesonderten Heerden oder Familien beisammen, und eine jede scheint jede fremde Heerde mit besonderer Sorgfalt zu vermeiden. Wenn eine Familie weiter zieht, so stellen sich die Männchen mit den größten Rüsseln an die Spitze, und kommen sie an einen Fluß, so setzen sie zuerst hinüber. Sind sie auf dem gegenüberliegenden Ufer angelangt, so stellen sie eine Untersuchung an, ob der Landungsplatz auch sicher sei; ist das letzte der Fall, so geben sie mit ihren Rüsseln ein Zeichen, worauf ein anderer Theil von den alten Elephanten hinüberschwimmt, dann folgen die Jungen, welche einander dadurch festhalten, daß sie ihre Rüssel in einander schließen. Der Ueberrest der Alten macht den Nachtrab aus.

Einen Beweis von der Stärke und Kühnheit des Elephanten liefert folgendes Beispiel, das Boßmann er-

zählt: Im Jahre 1700 im Dezember kam ein Elephant Morgens um 6 Uhr auf das Fort Mina an der Goldküste zu, und nahm seinen Weg längs dem Flusse unter einem Berge. Einige Neger liefen unbewaffnet um ihn herum, und dies litt er, ohne das geringste Mißtrauen darüber zu äußern. Allein ein holländischer Offizier schoß nach ihm, und verwundete ihn über dem Auge: das Thier veränderte seinen Weg nicht, sondern setzte ihn mit gespitzten Ohren nach dem Holländischen Garten fort, wo es der General-Director und die andern Bedienten des Forts unter den Palmbäumen sahen. Es hatte mit der größten Leichtigkeit ungefähr ein Dutzend von diesen Bäumen umgeworfen, als man mehr, als 100 Kugeln auf dasselbe abschoß. Nun blutete es wie ein Ochse, dem man die Kehle durchschnitten hat, aber es hielt sich doch noch auf den Beinen, und wankte nicht im geringsten. Als dies geschehen war, wollte ein Neger den Elephanten necken, und zerrte ihn am Schweife; da packte ihn das schwer verwundete Thier mit dem Rüssel, warf ihn zu Boden, trat ihn 2 bis dreimal mit den Füßen, und bohrte ihm mit den Zähnen 2 Löcher in den Leib, die so groß waren, daß man eine Hand hineinlegen konnte. Als der Neger todt war, ließ der Elephant die andern Neger ungestört den Leichnam fortschaffen. Nun blieb er noch über eine Stunde im Garten, und schien sein Augenmerk auf die Holländer gerichtet zu haben, die 15 bis 16 Schritte von ihm entfernt saßen. Da diese ihr Pulver verschossen hatten, und besorgten, der Elephant möchte über sie herfallen, so entfernten sie sich. Unterdessen war der Elephant zu einer andern Thür gekommen, und obgleich die Gartenmauer aus einer doppelten Reihe von Steinen bestand, so riß er sie doch mit geringer Mühe um, und ging durch diese Oeffnung aus dem Garten. Ganz langsam wanderte er nach einem Flusse hin, wo er sich das Blut abwusch, mit dem er bedeckt

war; hierauf kehrte er unter die Palmbäume zurück, und zerbrach daselbst einige Bretter, die zum Bau eines Fahrzeuges bestimmt waren. Die Holländer hatten sich unterdessen wieder mit Pulver und Blei versehen, und ihre wiederholten Schüsse setzten endlich den Elephanten außer Stand, ihnen längern Widerstand zu leisten. Hierauf hieben sie ihm mit großer Mühe den Rüssel ab, und der Sterbende, der bisher keinen Laut von sich gegeben hatte, brüllte nun fürchterlich, als die Gefühllosen diese Grausamkeit an ihm verübten. Er warf sich jetzt unter einen Baum, und starb daselbst.

Die Mütter haben eine große Liebe zu ihren Jungen: wenn sie sehen, daß Eines von ihnen in eine Fallgrube gerathen ist, so stürzen sie sich sogleich nach, ob sie schon dadurch ihre Freiheit, ja selbst ihr Leben einbüßen. Sie gehen muthig jeder Gefahr entgegen, in der sich etwa ein Junges befindet, und suchen es mit Aufopferung ihres eigenen Lebens zu retten.

Auf Ceylon leben, wie Percival erzählt, die Elephanten in einer beständigen Furcht vor einem kleinen kriechenden Thiere, gegen welches sie weder ihre Scharfsicht, noch ihre Stärke sichern kann. Dies kleine Geschöpft kriecht dem Elephanten in den Rüssel, und setzt seinen Weg bis in den Kopf fort, wo es fest sitzen bleibt, das Thier in beständiger Angst erhält, und endlich zu Tode martert. Gegen diesen gefährlichen Feind ergreifen die Elephanten eine Menge Vorsichtsmaßregeln, sie legen z. B. ihren Rüssel niemals auf die Erde, außer wenn sie Futter suchen oder auflesen u. s. w.

Da die Elephantenjagd und die Bezähmung dieses Thieres besonders merkwürdig ist, so wollen wir hier eine kurze Beschreibung von der Art einrücken, wie den Elephanten einige Nationen in den Morgenländern fangen und zahm machen.

Die Art, wie man zu Tapura in Ostindien ein ein-

zelnes Männchen fängt, unterscheidet sich gar sehr von der, die man zur Einfangung einer ganzen Heerde anwendet. Das Männchen wird vermittelst Komkies oder weiblicher Elephanten gefangen, die man besonders dazu abrichtet; eine ganze Heerde hingegen treibt man in einen starken Verschlag, und fängt sie da.

Da die Jäger die Orte wissen, wohin die Elephanten auf die Weide gehen, so begeben sie sich des Abends mit vier Komkies dahin; aus dieser Anzahl besteht jede Jagdparthie. Sind die Nächte finster, so entdeckt man die männlichen Elephanten durch den Lärm, den sie bei der Reinigung und Säuberung ihres Futters machen, welches sie dadurch bewirken, daß sie es an den Vorderbeinen abwischen und abschlagen. Ist aber Mondschein, so sieht man sie deutlich in einer ziemlichen Entfernung.

Sobald die Jäger ein solches Thier fangen wollen, führen sie sachte und langsam drei von den Komkies, und zwar in einer kleinen Entfernung von einander, in die Nähe des Orts, wo das Männchen auf der Weide ist. Die Komkies gehen mit vieler Vorsicht vorwärts, und fressen unter weges, so daß man glauben sollte, sie wären wilde Elephanten, die aus dem Walde herausgekommen sind. Sieht sie das Männchen näher kommen, und wird es darüber unruhig, so schlägt es mit dem Rüssel auf die Erde, macht einen großen Lärm, giebt deutlich sein Mißfallen zu erkennen, und läßt sich merken, daß es sie nicht näher heran kommen lassen will; beharren die Weibchen dennoch auf ihrem Vorsatze, so fällt es sogleich über sie her, und durchbohrt sie mit seinen Zähnen; daher suchen sich diese auch bei Zeiten zurück zu ziehen. Gewöhnlich aber läßt der Elephant die Komkies näher kommen; ja bisweilen geht er ihnen sogar entgegen.

Nunmehr führen die Treiber zwei von den Weibchen, und zwar auf jeder Seite Eins zu ihm hin, und

richten es so ein, daß dieselben ihn sanft an den Hals und Schultern drücken; jetzt kommt auch das dritte Weibchen herbei, und stellt sich seinem Schwanz quer gegen über; weit entfernt, aus dieser Stellung etwas Böses gegen seine Freiheit zu ahnen, fängt er vielmehr an, mit dem Weibchen zu spielen, und sie mit seinem Rüssel zu liebkosen. Während der Zeit bringt man auch das vierte Weibchen nebst Stricken und gehörigen Begleitern herbei, die sogleich am Schwanze dem Thiere unter den Bauch kriechen, und einen dünnen Strick um seine Hinterbeine schlingen. Bemerkt es diese leichte Fessel nicht, so setzen die Jäger ihre Arbeit fort, und binden ihm die Beine mit einem stärkern Stricke, den man vermittelst eines Gabelstocks, und einer Art von Haken von einem Beine zum andern zieht, und daher eine Figur, wie die Zahl 8 bildet. Gewöhnlich braucht man sechs bis acht solche Stricke, bindet einen über den andern, und befestigt sie da, wo sie sich durchschneiden, mit einem andern Stricke, den man so bindet, daß er senkrecht auf und abwärts läuft. Hierauf schlingt man ein starkes Tau mit einer Schlinge, sechzig Ellen lang, um jedes Hinterbein, und zwar oberhalb der Stricke, alsdann macht man sechs bis acht andere Stricke kreuzweise von einem Beine zum andern, und zwar oberhalb der Taue, fest. Das Festmachen dieser Stricke und Taue erfordert gewöhnlich eine Zeit von etwa zwanzig Minuten, während welcher man die größte Stille beobachtet.

Wenn man den Elephanten auf diese Art befestigt hat, so läßt man ihn gehen, und zieht die Komkies etwas zurück; er will ihnen nachfolgen, allein seine Beine sind gefesselt, und da er nunmehr seine gefährliche Lage bemerkt, so zieht er sich sogleich gegen das Gebüsch zurück. Die Treiber folgen ihm auf den zahmen Elephanten, nebst einer Menge Leuten, die sich bisher verborgen

gehalten haben, in geringer Entfernung nach, und sobald er sich einem Baume nähert, der stark genug ist, um ihn festhalten zu können, so winden sie die langen Taue, die er hinter sich herschleppt, etlichemal um denselben herum. Da er nun auf diese Art nicht weiter fortkommen kann, so wird er wüthend, und bietet alle seine Kräfte auf, um sich los zu machen. Jetzt wagen es die Komkies nicht, sich ihm zu nähern; in seiner Wuth stürzt er auf die Erde nieder, und zerwühlt sie mit seinen großen Hauern. Manchmal gelingt es ihm, bei diesem Toben die Taue zu zerreißen, und ins Dickicht zu entwischen; dahin wagen sich die Treiber aus Furcht vor andern wilden Elephanten nicht, und müssen ihn daher seinem Schicksal überlassen; in dieser mißlichen und verwickelten Lage soll er sogar manchmal von seinen ehemaligen Gefährten angefallen werden. Da aber die Taue stark sind, und sehr selten nachgeben, so bringt man ihm, wenn er seine Kräfte durch die Anstrengung erschöpft hat, die Komkies wieder näher, und diese nehmen, Eines auf jeder Seite, und die Andern hinten, ihre vorige Stellung wieder ein. Hat man ihn näher an den Baum gebracht, so schlingen die Leute die Enden von den langen Tauen zwei bis dreimal um denselben herum, so daß ihm alle Möglichkeit zur Flucht benommen ist. Seine Vorderbeine bindet man nunmehr auf die nemliche Art, wie seine Hinterbeine, zusammen, und die Taue befestigt man, und zwar Eines auf jeder Seite, an Bäumen oder Pfählen, die man tief in die Erde geschlagen hat.

Wenn er ruhiger geworden ist, und Futter haben will, womit man ihn sogleich nach seiner Gefangennehmung versorgt, so bringt man wieder die Komkies herbei, und schlingt ihm dann dicht an den Vorderbeinen ein starkes Seil zweimal wie einen Sattelgurt um den Leib, und bindet dasselbe auf den Schultern fest; das lange

Ende zieht man bis dicht an den Hintern hin, und befestigt es hier, nachdem man es ihm vorher noch ein paarmal um den Leib geschlungen hat. Hierauf bindet man ein anderes Seil an dieses an, zieht es von da bis hinten unter den Schwanz wie einen Schwanzriemen, und befestigt es nachmals an beiden Sattelgurten. Nunmehr macht man ein starkes Seil um seine Hintertheile, und befestigt es auf jeder Seite an dem Gurte und an dem Schwanzriemen, so, daß es die Bewegung seiner Schenkel hemmt, und das Thier keinen vollkommenen Schritt machen kann. Alsdann macht man ihm ein paar große Taue mit Schlingen um den Hals, befestigt sie da, und bindet sie auf jeder Seite an die Seile an. Auf diese Art wird der Elephant völlig gefesselt, und die Taue um seinen Hals werden an den beiden Komkies auf den Seiten fest gemacht.

Nachdem alles so weit fertig, und der Weg vom Gebüsch gereinigt ist, nimmt man ihm alle Seile von den Beinen ab, bloß das starke um seinen Hintertheil ausgenommen, welches man ihm läßt, damit seine Hinterbeine in ihrer Bewegung gehemmt sind. Die Komkies treiben ihn fort, welches bisweilen viel Mühe kostet, weil er sich gewaltig dagegen sträubt. Hat man ihn an die Stelle gebracht, wo man ihn hin haben will, und daselbst fest gebunden, so behandelt man ihn mit einer Mischung von Strenge und Gelindigkeit; gemeiniglich wird er in ein paar Monaten lenksam, und scheint sich völlig mit seinem Schicksale ausgesöhnt zu haben.

Es scheint auffallend zu seyn, daß, obgleich dies Thier alle seine Kräfte aufbietet, um sich los zu machen, wenn man es gefangen hat, und jeden, der ihm in den Weg käme, ermorden würde, es doch niemals dem Weibchen etwas zu Leide zu thun versucht, ob sie gleich an seinem Unglück schuld sind; es scheint vielmehr, so oft man sie ihm nähert, um ihm Fesseln anzulegen, für den

Verlust seiner Freiheit durch ihren Anblick getröstet zu werden.

Die Art, wie man eine ganze Heerde wilder Elephanten fängt, ist beschwerlicher, und erfordert mehr Zeit.

Wenn man eine Heerde Elephanten entdeckt, die gemeiniglich aus vierzig bis hundert besteht, und die ältesten und stärksten Männchen und Weibchen zu Anführern hat, so sind gegen fünfhundert Personen nöthig, um sie zu umzingeln. Vermittelst Feuer und Lärm gelangt man in einigen Tagen dahin, sie nach der Stelle hinzudrängen, wo man sie fangen kann. Diese heißt der Keddah: derselbe besteht aus drei Einfassungen, welche mit einander durch enge Oeffnungen oder Thüren in Verbindung stehen. Die Aeußere ist die größte, die Mittlere kommt dieser insgemein an Größe am nächsten, und die Dritte ist die kleinste.

Wenn die Elephanten bei der ersten Einfassung ankommen, deren Pallisaden und zwei Thüren man soviel als möglich durch Baum- oder Bambuszweige, die man in die Erde gesteckt, verborgen hat, damit die Thiere ein natürliches Gebüsch zu sehen glauben, so kostet es große Mühe, sie hinein zu bringen. Der weibliche Anführer hat allemal Verdacht wegen irgend einer Falle, und nicht ohne große Bedenklichkeiten geht er hinein; sobald er aber einmal hinein ist, so folgen die Uebrigen ohne weitere Umstände nach. Wenn sie durch die Thür hindurch sind, so zündet man sogleich um den größten Theil der Einfassung herum, besonders aber an den Eingängen, Feuer an, um den Elephanten den Rückweg zu versperren, und abzuschneiden. Die Jäger machen von außen durch Schreien, Trommeln, Schießen u. s. w. einen schrecklichen Lärm, um die Thiere nach der zweiten Einfassung hinzutreiben. Wenn die Elephanten merken, daß sie gefangen sind, so erheben sie ein fürchterliches Geschrei und Getöse, und da sie keine andere Oeffnung ge-

wahr werden, als jene, welche nach der zweiten Einfassung hinführt, so folgen sie endlich, obschon nicht eher, als bis sie eine ziemliche Zeit ihre jetzige Lage untersucht haben, und herum gesprungen sind, ihrem Führer nach, und gehen hinein. Sogleich schließt man die Thür hinter ihnen zu, zündet Feuer an, und macht eben so, wie vorher, ein gewaltiges Geschrei, bis sie endlich durch eine andere Thür in die letzte Einfassung gekommen sind, wo sie auf eine ähnliche Art sicher gemacht werden. Da sie nunmehr völlig von allen Seiten umringt sind, und keinen Ausweg gewahr werden, durch den sie entfliehen können, so scheinen sie in Verzweiflung zu gerathen; in ihrer Wuth laufen sie häufig nach dem Graben hin, der darüber herum läuft, um die Pallisaden nieder zu reißen, blasen ihren Rüssel auf, und schreien laut; sobald sie aber irgendwo einen Angriff machen, so werden sie von den Jägern durch Feuer, Lärm und Triumphgeschrei vertrieben. Hierauf füllt man den Graben mit Wasser an, und es dauert nicht lange, so laufen sie zu demselben hin, um ihren Durst zu stillen, und sich abzukühlen, welches sie dadurch bewirken, daß sie das Wasser in den Rüssel ziehen, und alsdann alle Theile ihres Körpers damit bespritzen.

Sind die Elephanten etliche Tage in dieser Einfassung gewesen, wo man sie von einem außen angebrachten Gerüste regelmäßig, aber kärglich füttert, so öffnet man die Thür des Rumeh, d. i. eines Ausganges, der gegen sechzig Fuß lang, aber sehr schmal ist, indem man einen von den Elephanten dadurch hinein lockt, daß man Futter vor ihn hinstreut. Ist das Thier weit genug vorwärts, so schließt man die Thür zu, und verwahrt sie auf beiden Seiten sehr gut. Wenn es nun sieht, daß ihm der Rückweg abgeschnitten, und daß der Steig so enge ist, daß es sich nicht herumdrehen kann, so geht es vorwärts, und bietet alle seine Kräfte auf, um die vor-

dern Schlagbäume nieder zu reißen; es rennt gegen diese an, schreit und brüllt entsetzlich, stößt, gleich einem Widder, mehrmals mit dem Kopfe heftig dagegen, und läuft mit der größten Wuth vor- und rückwärts. In dieser Wuth hebt es sich sogar in die Höhe, lehnt sich mit den Vorderbeinen an die Schlagbäume, und sucht sie durch sein ungeheures Gewicht zu Boden zu werfen. Wenn es sich nun auf diese Art etwas abgemattet hat, so schlingt man nach und nach Seile um dasselbe, und bemächtigt sich seiner fast auf eben die Art, wie man ein einzelnes Männchen fängt. Auf diese Art werden sie nach und nach alle gefangen.

Nunmehr werden die Elephanten von einander getrennt; jeder wird der Aufsicht eines Wärters übergeben, der ihn pflegen und unterrichten muß. Unter diesen Wärtern stehen drei bis vier andere Personen, die ihm das Thier füttern und mit Wasser versorgen helfen, bis es selbst frißt. Um es zu besänftigen und zu beruhigen, bedient man sich einer Menge Kunstgriffe: bald drohet ihm der Wärter mit einem langen, vorn mit Eisen beschlagenen Stocke, bald stachelt er es damit, noch häufiger aber schmeichelt und liebkoset er es, indem er ihm Kopf und Rüssel mit einem Bambusrohr krabbelt, das an dem einen Ende in viele Stücke zerspalten ist, und von den Wunden und Geschwüren die Fliegen wegjagt. Damit es kühl bleibt, besprützt man es über und über mit Wasser, nimmt sich aber dabei sehr in Acht, daß man seinem Rüssel nicht zu nahe kommt. In etlichen Tagen tritt er ihm vorsichtig näher an die Seite, krabbelt und streichelt es mit der Hand, und spricht zugleich mit ihm in einem sanften Tone, und in kurzem fängt es seinen Wärter zu kennen und seinen Befehlen zu gehorchen an. Nach und nach werden Beide mit einander vertraut, und endlich springt er ihm von Einem der zahmen Elephanten auf den Rücken. Nunmehr geht es immer besser,

indem das Thier nach und nach zahmer wird, bis es ihm, sich selbst auf den Hals zu setzen, gestattet. Von dieser Stelle aus lenkt und regiert er nachmals alle Bewegungen des Elephanten. Während dieses Unterrichts führen die zahmen Elephanten die andern nach der Reihe aus, damit sie sich eine Bewegung machen, und eine Erleichterung erhalten, indem ihnen die Seile, womit sie gebunden sind, äußerst viel Schmerzen verursachen, wenn sie nicht gehörig locker, und nachgelassen werden.

In einem Zeitraum von 5 — 6 Wochen lernt der Elephant seinem Wärter gehorchen, nach und nach nimmt man ihm seine Fesseln ab, und in ungefähr sechs Monaten läßt er sich von ihm führen, wo er hin will. Doch muß der Wärter sich beständig vorsehen, daß er dessen ehemaligen Aufenthaltsorten nicht zu nahe kommt, damit der Elephant sich nicht seiner Freiheit erinnere, und etwa davon laufe.

Die Art, wie man die Elephanten auf der Insel Ceylon fängt, weicht beträchtlich von der auf dem festen Lande von Indien ab. Schon einen bis zwei Monate vor dem Anfange der Jagd zäunen die Einwohner, wie Percival erzählt, eine große Strecke Landes mitten in einem Kokoswalde ein, und fügen einen Wasserbehälter hinzu, welchen man auch bisweilen einschließt. Die Zäunung besteht aus großen starken Pfählen, die man in die Erde schlägt, mit starken Stricken befestigt, und mit Zweigen von den daran stoßenden Bäumen durchflicht, und mit einander verbindet. Ferner bedeckt man sie mit Gebüschen und Aesten, damit man die Pfähle und Stricke nicht sieht. Der Weg, der in diesen eingeschlossenen Raum führt, ist von allen Seiten mit langen schmalen und zirkelförmigen Steigen versehen, die sich ihm in verschiedenen Richtungen nähern. Außer diesen Steigen, die aber doch breit genug für einen Elephanten sind, giebt es noch verschiedene andere, die sehr schmal sind,

und auf welchen die Jäger auf das Thier losgehen, sich aber gelegentlich zurückziehen können, ohne daß es sie verfolgen kann. Innerhalb der großen Einfassung giebt es verschiedene kleinere Abtheilungen, nach denen Steige führen, und an dem jenseitigen Ende befindet sich ein gerader Pfad, um den Elephanten hinaus zu führen, wenn man ihn in Sicherheit gebracht hat. Das Ganze sieht wie ein großes Labirinth aus.

Sobald dies Werk fertig ist, läßt die Landesobrigkeit die Landleute von allen Orten aufbieten, und es kommt schnell eine große Menge Männer, Weiber und Kinder mit Trommeln und andern lärmenden Instrumenten zusammen. Dieser Haufe schließt sogleich die Wälder auf allen Seiten ein, und wenn es ihm an Tageslicht gebricht, so findet er den Weg bei Fackelschein durch das Dickig hindurch; er hat sich mit Feuergewehren versehen, um sich gegen jeden plötzlichen Anfall der Raubthiere zu vertheidigen, welche die Wälder unsicher machen. Der Durst setzt die Elephanten um diese Zeit in die äußerste Noth, weil man einige Tage vorher an allen Seen und Teichen Wachen ausgestellt hat, um sie von da wegzujagen; überdies werden sie jetzt noch durch den großen Lärmen und durch den Fackelglanz auf allen Seiten aus ihren Aufenthaltsorten vertrieben. Bloß die oben erwähnte Einfassung wird ungestört gelassen, wo sie sowohl einen ruhigen Zufluchtsort, als Wasser in Menge finden. Alle laufen daher nach dieser Stelle hin, und der sich nähernde Lärm, welcher sie unaufhörlich im Rücken verfolgt, nöthigt sie häufig, ihre Schritte zu beschleunigen. Kommen sie an den Eingang des Steiges, der nach der Einfassung führt, so merken sie, vermittelst ihres natürlichen Scharfsinns, sogleich das veränderte Ansehen des Platzes; die Einfassung und die Steige, wo ihnen so wenig Spielraum zur Aeußerung ihrer Stärke bleibt, lassen sie ahnen, daß sie Gefahr laufen, und daß

man

man ihnen eine Schlinge gelegt hat. Alle fangen Kennzeichen von Furcht und Bestürzung zu äußern an: allein man läßt ihnen keine Zeit zur Ueberlegung; auch können sie nirgends hin entkommen; denn rechts und links, so wie von hinten verfolgt sie das Geschrei und der Lärmen ihrer Feinde.

Auf diese Art gedrängt und verfolgt, betreten sie endlich die Steige, und stürzen vorwärts, bis sie den großen Platz der Einfassung erreichen. Sobald man sie auf diese Art in Sicherheit hat, schickt man ihnen zahme Elephanten nach, und alle Irrgänge werden gesperrt, bloß die schmalen Steige ausgenommen, auf welchen sich ihnen die Eingeborenen nähern. Auf diesen rücken die Jäger von allen Seiten hervor, und bedienen sich jedes Mittels, um die Elephanten von einander zu trennen, und sie einzeln in die kleinern Abtheilungen zu treiben, die sich innerhalb der großen Einfassung befinden. Hat man diesen Zweck erreicht, so ist das Einzige, was man noch zu thun hat, daß man sie an Stricke befestigt. Hiebei leisten die zahmen Elephanten den Jägern die trefflichsten Dienste, denn sie stehen ihnen förmlich bei, daß sie den wilden Thieren Stricke um den Hals und um die Beine schlingen können. Hat man den wilden Elephanten an den Stricken fest gemacht, so führt man ihn sogleich auf dem geraden Pfade hinaus, und befestigt ihn auf der Aussenseite des Labyrinths an die stärksten Bäume. Auf diese Art fahren die Jäger in diesem Geschäft fort, bis sie alle Elephanten in Sicherheit gebracht haben. Die so eben gefangenen Elephanten sind häufig sehr widerspenstig und ungestüm; in diesem Falle nimmt man zu der Stärke und dem Scharfsinn der Zahmen seine Zuflucht. Wenn daher die letztern gewahr werden, daß sich ihr wilder Bruder nicht lenken lassen will, so fallen sie über ihn her, und stoßen und durchprügeln ihn so lange mit ihrem Rüssel, bis sie ihn

völlig ruhig und nachgiebig gemacht haben. Alle seine Bewegungen bewachen sie sehr aufmerksam, und sorgen dafür, daß er nicht etwa unvermuthet einen Angriff auf seinen Wärter thut. Im Jahre 1797 wurden auf Ceylon 176 gefangen, und als Thunberg der Elephantenjagd auf dieser Insel beiwohnte, fing man nur hundert.

Wenn der Elephant gezähmt ist, so wird er das sanfteste, folgsamste Geschöpf unter allen Hausthieren. Seinen Wärter liebt er so sehr, daß er ihn liebkost, seine Befehle im voraus erräth, und alles, was ihm angenehm ist, voraus sieht. Er lernt bald die Zeichen verstehen, und sogar auf die Töne merken. Er weiß die Kommandoworte, die Aeußerung des Mißfallens und des Beifalls zu unterscheiden, und sein Verfahren darnach einzurichten. Nie mißkennt er die Stimme seines Herrn, dessen Befehle er mit Aufmerksamkeit anhört, und mit Klugheit und Eifer vollzieht, ohne sich aber im geringsten dabei zu übereilen; denn seine Bewegungen sind allezeit gleichsam abgemessen, und sein Karakter scheint sehr gesetzt und ernsthaft zu seyn. Leicht lernt er so niederknien, daß man ohne Mühe seinen gewölbten Rücken besteigen kann. Seine Freunde liebkoset er mit seinem Rüssel, grüßt damit diejenigen, die man ihm vorstellt, hebt damit große Lasten in die Höhe, und hilft sich selbst beladen. Er läßt sich anschirren, und scheint es gern zu sehen, wenn man ihn mit vergoldetem Geschirre und glänzenden Satteldecken ausschmückt; man braucht ihn zum Karren-, Pflug- und Wagenziehen. Er zieht vortrefflich, und bleibt nie müßig, wenn man ihn nur nicht durch eine ungeschickte Züchtigung aufbringt, und die Leute, die mit ihm arbeiten, mit seiner Arbeit zufrieden zu seyn scheinen. Er ist äußerst folgsam. Als der Pater Borri einstmals einem Elephantenführer sein Vergnügen über das Fressen dieses Thieres bezeigte, rief dieser Einen zu sich, und sagte zu ihm, daß der Pater es gern

einen solchen Ast möchte fressen sehen, als es gestern verzehrt hätte. Sogleich ging der Elephant fort, holte sich einen Ast, fraß ihn, und entfernte sich wieder, nachdem er sich vorher noch etwas verbeugt hatte. Allein diesen Gehorsam leistete er nur seinem Führer: denn wenn sich jemand Anders auf ihn setzt, so verbindet man ihm die Augen, damit er den Fremden nicht gewahr wird, sonst würde er die Kutsche, und alles was darinn ist, zerstören. Gemeiniglich sitzt der Führer auf dem Nacken, und schlägt ihn mit einem eisernen Stabe auf die Stirne, wenn er nicht gehorchen will. Gewöhnlich aber sind schon Worte hinlänglich, besonders wenn das Thier Zeit genug gehabt hat, vollkommen mit seinem Führer bekannt zu werden, und ihm sein völliges Vertrauen zu schenken. Die Anhänglichkeit der Elephanten geht manchmal so weit, daß sie vor Gram sterben, wenn sie in einem Anfalle von Wuth ihren Führer getödtet haben. Wenn sie ausgewüthet haben, sollen sie ganz beschämt zu ihrem Führer zurückkommen, den Kopf hängen, und gleichsam zu wissen scheinen, daß sie Strafe verdient haben.

Ein zahmer Elephant arbeitet mehr, als vielleicht 6 starke Pferde; allein er verlangt auch von seinem Herrn mehr Aufsicht, und eine große Menge guten Futters. Gewöhnlich bekommt er rohen oder gekochten Reiß, mit Wasser vermischt, zu fressen, wovon er täglich 100 Pfd. nöthig hat, wenn er bei Kräften bleiben soll. Wasser soll er täglich 45 Gallonen trinken.

In Indien benutzt man die zahmen Elephanten vorzüglich zum Fortschaffen großer Lasten, und wenn man sich eine richtige Vorstellung von den Arbeiten machen will, die sie verrichten, so muß man wissen, daß sie daselbst alle Tonnen, Säcke und Ballen von einem Orte zum andern schaffen, daß sie auf dem Rücken, dem Halse, den Hauern, und selbst im Maule Lasten tragen,

indem man ihnen das Ende eines Seiles reicht, das sie mit den Zähnen festhalten; daß sie Klugheit mit Stärke verbinden, und daß sie niemals irgend etwas, was man ihnen anvertrauet hat, zerbrechen oder beschädigen; daß sie vom Ufer die Lasten in's Boot bringen, ohne sie naß werden zu lassen, daß sie dieselben sanft niederlegen, und in die gehörige Ordnung bringen; daß sie an Orten, wo sie ihr Herr lenken muß, zuvor mit dem Rüssel untersuchen, ob auch die Lasten fest liegen, und daß sie, wenn etwa eine Tonne oder ein Faß fortrollt, von freien Stükken hingehen, und Steine holen, um die Last aufzuhalten und fest zu machen. Sie können zum wenigsten eine Last von 2000 Pfund tragen, und diejenigen, die von Jugend auf daran gewöhnt sind, tragen über 4000 Pfd. Ein ausgewachsener Elephant ist im Stande, 28 Menschen ohne Mühe fortzubringen. Man befestigt zu dem Ende eine Art von Sattel auf seinem Rücken, und darauf einen Tragsessel, in welchem mehrere Menschen Raum haben.

„Ich war, erzählt ein Reisender, zu Goa Zeuge, daß man die Elephanten sogar zum Schiffbau gebraucht. Eines Tages ging ich nach dem Flusse hin, in dessen Nähe ein Schiff gebauet wurde, und wo daher ein großer Platz mit Balken angefüllt war. Einige Leute banden um die Enden der schwersten Lasten ein Seil, das man dem Elephanten reichte. Dieser nahm es in's Maul, wickelte es um den Rüssel, und zog es ohne Führer nach dem Orte hin, wo das Schiff gebauet wurde, ob man ihm gleich denselben bloß ein einzigesmal gezeigt hatte. Bisweilen war ein solcher Balken so groß, daß mehr als 20 Menschen ihn nicht würden haben fortbringen können. Was mich aber noch mehr in Verwunderung setzte, war dies, daß wenn ihm andere Balken den Weg versperrten, er die Enden seiner eigenen Balken in die Höhe hob, damit er sie leicht über diejenigen, die ihm im Wege la-

gen, hinwegbringen konnte. Könnte wohl der verständigste Mensch mehr thun?“

Zu Mahie auf der Küste Malabar hatte ein Reisender Gelegenheit, die Klugheit eines Elephanten zu bewundern. Sein Herr hatte ihn für eine gewisse tägliche Summe Geldes verliehen, und seine Beschäftigung bestand darin, daß er mit seinem Rüssel Bauholz aus dem Flusse ziehen mußte, welches er unter der Leitung eines Knaben sehr geschickt verrichtete. Hierauf legte er die Baumstämme aufeinander, und zwar jedes Stück in einer solchen Ordnung, daß es kein Mensch hätte besser machen können.

Die Elephanten gehorchen nicht bloß der Stimme ihres gegenwärtigen Führers, sondern einige verrichten auch in dessen Abwesenheit die auffallendsten Arbeiten, die man ihnen zuvor gezeigt hat.

„Ich habe zwei Elephanten gesehen, sagt ein andrer Reisender, die eine Mauer niederrissen: diesen Auftrag hatten ihnen ihre Kornaks oder Führer gegeben, und sie durch das Versprechen von Obst und Branntwein dazu aufgemuntert. Sie vereinigten ihre Kräfte, und ihre Rüssel, die man durch Leder gegen Verletzungen geschützt hatte, stießen sie gegen den stärksten Theil der Mauer, wiederholten diese Stöße, und fuhren damit anhaltend fort, beobachteten mit den Augen sorgfältig die Wirkungen des Gleichgewichts, und folgten denselben, bis alles endlich hinlänglich locker war. Hierauf strengten sie noch einmal alle ihre Kräfte an, und zogen sich schnell zurück, damit sie nicht verwundet würden; worauf das Ganze zusammenstürzte.“

Vor der Erfindung des Schießpulvers wurden die Elephanten von den Asiatischen und Afrikanischen Nationen im Kriege gebraucht, und seit undenklichen Zeiten haben sich die Könige von Ceylon, Pegu und Arrakan derselben dabei bedient. Man band ihnen blanke Säbel an den Rüssel; auf ihren Rücken befestigte man kleine

hölzerne Kastelle, in denen sich 5 bis 6 Leute befanden, die mit Wurfspießen und andern Waffen versehen waren. Die Griechen und Römer aber wurden bald mit der Natur dieser Thiere bekannt, und wußten ihrem Angriff zu begegnen. Sie öffneten ihre Reihen, um die Thiere hindurch zu lassen, und richteten Alle ihre Waffen auf die Führer. Seitdem aber das Feuergewehr das Element des Krieges und das Hauptwerkzeug der Zerstörung geworden ist, würden die Elephanten, die eben sowohl das Getöse, als das Feuer erschreckt, in unsern Schlachten mehr schädlich, als nützlich seyn. Einige Indische Könige bewaffnen indessen in ihren Kriegen noch immer die Elephanten. In Cochin und andern Theilen von Malabar steigen alle Krieger, die nicht zu Fuße fechten, auf Elephanten. Dies ist auch der Fall in Tonquin, Siam und Pegu, wo die Feuergewehre nur wenig bekannt sind. Der Führer sitzt mit auseinandergespreizten Beinen auf dem Halse, und die Streiter sitzen oder stehen auf den andern Theilen des Körpers. Die Elephanten leisten auch beim Uebersetzen über Flüsse vortreffliche Dienste, und tragen auf ihren Rücken das Gepäck hinüber. Wenn ihnen ihre Führer mehrere 100 Pfund aufgeladen haben, so machen sie Stricke daran, an diesen halten sich die Soldaten fest, und schwimmen über's Wasser, oder werden hinüber gezogen. Bei einer Schlacht befestigt man bisweilen eine schwere eiserne Kette an das Ende ihres Rüssels, den sie mit solcher Schnelligkeit herum drehen, daß sich ihnen alsdann unmöglich ein Feind nähern kann. Ein anderer Vortheil, den diese Thiere im Kriege gewähren, besteht darin, daß sie die Thore einer Stadt oder Festung, die eng eingeschlossen und belagert ist, mit Gewalt öffnen. Diesen Zweck erreichen sie dadurch, daß sie sich mit ihren Hintern an sie anlehnen, und sich so lange hin und her bewegen, bis sie die Riegel zerbrochen, und einen Eingang erzwungen haben. Um diesem Wagestück

vorzubeugen, schlägt man gemeiniglich grosse Nägel in die Thore, welche ziemlich weit hervorragen.

Den Elephanten braucht man auch dazu, das grobe Geschütz über die Berge zu bringen, bei welcher Gelegenheit man seine Klugheit und Gelehrigkeit ganz besonders bemerkt. Spannt man Ochsen oder Pferde vor eine Kanone, so thun sie ihr Möglichstes, um sie eine Anhöhe hinauf zu bringen; der Elephant stößt die Stückkammer mit der Stirne fort, und hält bei jedem Rucke den Wagen mit dem Knie auf, das er an das Rad anstemmt. Er scheint das zu verstehen, was man ihm sagt.

Er trinkt gern Wein und hitzige Getränke. Zeigt man ihm ein Gefäß, das damit angefüllt ist, und verspricht es ihm zur Belohnung für seine Arbeiten, so übernimmt er die beschwerlichsten Geschäfte. Will daher sein Führer irgend etwas der Art von ihm gethan haben, so setzt er ihm die Beschaffenheit der Unternehmung auseinander, und giebt die Gründe an, die ihn zum Gehorsam bewegen müssen. Wenn der Elephant einige Widerspenstigkeit gegen die Befehle seines Führers zeigt, so verspricht er ihm Arrak, Wein, oder ein anderes Getränk, das er gern trinkt, und dann bietet das Thier alle seine Kräfte auf, um das Verlangte auszuführen. Es ist aber äußerst gefährlich, ein solches Versprechen nicht zu halten. Schon viele Führer haben durch eine solche Unvorsichtigkeit ihr Leben eingebüßt. Einst tödtete ein Elephant seinen Kornak aus Rache. Als die Frau des Mannes diese schreckliche Scene erblickte, nahm sie ihre beiden Kinder, warf sie dem wüthenden Thiere vor die Füße, und sagte: „da du meinen Mann umgebracht „hast, so nimm nun auch mir und meinen Kindern das „Leben.“ Der Elephant hielt sogleich inne, setzte, wie von Reue durchdrungen, den ältesten Sohn mit Hülfe des Rüssels auf seinen Rücken, nahm ihn zu seinem

Führer an, und wollte nun durchaus niemand anders auf sich leiden.

In vielen Gegenden Ostindiens hält man diese Thiere mehr zum Prunk und zur Schau, als des Nutzens wegen: ihre Unterhaltung kostet sehr viel, da sie gewaltig fressen, und bisweilen eine tüchtige Portion Zimmt bekommen müssen, von dem sie außerordentlich große Liebhaber sind. Auch soll es nicht ungewöhnlich seyn, daß ein Nabob, wenn er jemand zu Grunde richten will, demselben einen Elephanten schenkt, auf welchen er weit mehr wenden muß, als seine Vermögensumstände gestatten; und thäte er dies nicht, so würde er sich die Ungnade des Großen zuziehen; außerdem würden ihn auch seine Landsleute für einen Mann halten, der einer solchen Ehre, als ihm durch das Geschenk erwiesen worden, nicht würdig sei.

Der gewöhnliche Preis eines Elephanten auf der Insel Ceylon ist gegen 500 Pfund Sterlinge oder 3000 Thaler; hat er aber einen Fehler, so steht er in einem viel geringern Preise.

Ein Ceylonischer Landmann, der in der Gegend wohnte, wo man aus einem Stalle täglich die Elephanten zur Tränke führte, und oft vor seiner Thür zu sitzen pflegte, gab dann und wann einem von diesen Thieren einige Feigenblätter, die der Elephant gern frißt. Dieser nahm sie ihm aus der Hand, und der Mann hatte eine herzliche Freude darüber. Einst gerieth er auf den Einfall, den Elephanten zu täuschen; er wickelte einen Stein in Feigenblätter, und sagte zu dem Kornak: diesmal will ich das Thier mit einem Steine füttern, und der soll ihm wohl bekommen. Der Kornak erwiederte: der Elephant wird kein Narr seyn, und ihn hinunterschlucken. Der Landmann aber freuete sich im Voraus des Spaßes, und reichte dem Elephanten den Stein; dieser nahm ihn, brachte ihn mit dem Rüssel zum Munde, ließ ihn aber

bald fallen. Ha! rief der Kornak aus: habe ich es Euch nicht gesagt, daß ihn der Elephant nicht hinterschlucken werde? Mit diesen Worten trieb er seine Elephanten fort, tränkte sie, und kehrte wieder zurück. Der Landmann saß noch vor seiner Thür, und ehe er es sich versah, kam der Elephant von der Seite her, warf seinen Rüssel nach ihm, packte ihn, warf ihn nieder, und trat ihn so, daß er augenblicklich starb.

Die Elephanten sind große Liebhaber der Musik. Nach der Erzählung des Suetonius ließ der Kaiser Domitian zu einem Feste, das er den Römern geben wollte, einige Elephanten nach der Musik im Tanzen unterrichten. Man lehrte sie die schwersten Wendungen machen, und als Eines von diesen Thieren seine Lektion nicht gut gemerkt hatte, so bekam es Prügel. Die Nacht darauf ging es auf eine Wiese, und übte sich im Tanzen.

„Die Indier, die an eine Seelenwanderung glauben, sind der Meinung, daß ein so majestätisches Thier, als der Elephant, die Seele eines großen Mannes oder eines Königs bewohne. In mehreren morgenländischen Gegenden sieht man die weißen Elephanten für lebende Manen der Indischen Kaiser an. Ein jedes solches Thier hat einen Palast, eine Menge Bediente, goldene Gefäße, die mit dem ausgesuchtesten Futter versehen sind, prächtige Kleider, und ist von aller Arbeit und Dienstbarkeit frei. Der Kaiser ist die einzige Person, vor der sie die Knie beugen, auch erwiedert der Monarch ihren Gruß.

Wenn der König von Pegu ausreitet, so gehen 4 Elephanten vor ihm her, die mit kostbaren Steinen und goldenem Schmucke geziert sind; giebt er Audienz, so stellt man ihm diese 4 Elephanten vor, die ihm dadurch ihre Ehrfurcht beweisen, daß sie ihre Rüssel emporheben, ihren Mund öffnen, dreimal laut schreien, und niederknieen. Wenn dies vorbei ist, führt man sie in ihren

Stall zurück, wo sie ihr Futter in großen goldenen Gefäßen erhalten. Täglich wäscht man sie aus einem silbernen Becken. Während man sie anschirrt, stehen sie unter einem Thronhimmel, den 8 Bedienten halten, um sie gegen die Sonnenstrahlen zu schützen. Wenn sie nach den Geschirren hingehen, die ihr Futter und Wasser enthalten, gehen 3 Trompeter voraus. Ihr Gang ist sehr majestätisch.

Ganz Neapel, erzählt Sonnini, ist Augenzeuge von der Lenksamkeit und Scharfsichtigkeit eines Elephanten gewesen, der dem Könige gehörte. Den Maurern, die im Schlosse arbeiteten, diente er als Handlanger; er reichte ihnen das nöthige Wasser, das er in großen kupfernen Gefäßen aus einem benachbarten Brunnen holte. Er hatte bemerkt, daß man diese Gefäße zum Kupferschmidt schaffte, wenn sie einer Ausbesserung bedurften; als er daher eines Tages sahe, daß das Wasser heraus lief, so trug er den Kessel selbst zum Kupferschmidt, und als er ausgebessert war, nahm er ihn in Empfang, und machte sich wieder an seine Arbeit. Dieser Elephant ging auf den Straßen von Neapel frei herum, und that niemand etwas zu Leide; er spielte mit den Kindern, setzte sie sich mit seinem Rüssel auf den Rücken, und setzte sie nachher wieder auf die Erde, ohne daß ihnen etwas übles wiederfahren wäre.

Einer von den Naturforschern, erzählt Sonnini, die beim Museum der Naturgeschichte angestellt sind, wollte eines Tages die beiden, hernach in die Menagerie zu Paris gekommenen Elephanten zeichnen. Er war in einen von den beiden Verschlägen getreten, allein seine Gegenwart mißfiel, man weiß nicht warum? den Thieren. Kaum hatte er seine Arbeit angefangen, als das Männchen unvermerkt mit dem Rüssel das Quereisen von der Thür wegnahm, und diese öffnete, und eben wollte es dem Zeichner einen Streich spielen, als das Weibchen, das

glücklicherweise den Lärm gehört hatte, herbei kam, und sich queer vor die offene Thür stellte, damit das Männchen nicht hinaus konnte; es trieb dieses zurück, gab ihm einen Stoß mit der Nase, und machte die Thür wieder zu; der Zeichner erhielt dadurch Zeit, zu entkommen.

Ob nun aber gleich viele Beispiele, die man von der Klugheit der Elephanten erzählt, an's Wunderbare grenzen, so muß man doch eben so vorsichtig bei ihrer Verwerfung, als bei ihrer Annahme verfahren: denn es würde eine Ungerechtigkeit gegen viele glaubwürdige Männer seyn, welche dergleichen erstaunliche Beweise von der Scharfsicht des Elephanten zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, wenn man ihre Angaben ohne Gegenbeweise verwürfe.

## Das einhörnige oder Asiatische Nashorn.
(Rhinoceros unicornis. Linn.)

Das Asiatische Nashorn unterscheidet sich von dem Afrikanischen nicht bloß durch das einfache Horn, das vorn auf der Nasenspitze steht, und bisweilen viertehalb Fuß lang ist, sondern auch durch die Schneide- oder Vorderzähne in jeder Kinnlade. An Größe übertrifft dies Thier auf dem festen Lande bloß der Elephant, und an Stärke und Kraft steht es keinem andern Thiere nach. Das Horn hat unten an der Grundfläche 18 Zoll im Umfange, und mit demselben vertheidigt es sich gegen die Angriffe aller andern wilden Thiere. Der Tiger greift lieber den Elephanten, als das Nashorn an, weil er besorgen muß, daß es ihm die Eingeweide aus dem Leibe reißt. Mit diesem Horn soll es einen Stier wie einen Fangeball in die Höhe heben. Pennant führt einen Engländer an, dem ein Nashorn in Ostindien den Bauch aufgerissen hatte. Glücklicherweise war die Verletzung nicht tödlich, und der Verwundete wurde wieder hergestellt.

Den Leib und die Glieder des Nashorns schützt eine nackte, rauhe, höckerige, und sich in große Falten legende starke Haut, die so hart ist, daß nirgends eine Waffe, außer am Bauche, hindurch dringen kann. Will man daher ein völlig ausgewachsenes und schon bejahrtes Nashorn schießen, so soll man von eisernen Kugeln Gebrauch machen müssen, indem sich die bleiernen auf der Haut umlegen, und platt werden.

Die Oberlippe scheint bei diesem trägen Thiere die nemliche Stelle, wie der Rüssel beim Elephanten zu vertreten; es streckt sie in Form einer länglichen Spitze über die Unterlippe hinaus, und da sie außerordentlich biegsam ist, so reißt es die Sprößlinge der jungen Pflanzengewächse damit ab, und führt sie nach dem Munde.

Das Nashorn ist insgemein ein ruhiges und friedliches Geschöpf, und thut niemand etwas zu Leide, wenn man ihm aus dem Wege geht; wenn man es aber angreift oder erzürnt, so wird es gewaltig wüthend und gefährlich; ja es ist sogar bisweilen Anfällen von Wuth ausgesetzt, welche es nicht zu unterdrücken vermag. Diejenigen, die der König von Portugal, Emanuel, im Jahre 1513 dem Pabste schickte, zerstörten das Schiff, auf dem sie transportirt wurden.

Ein Nashorn, das im Jahre 1743 aus Bengalen nach Europa kam, erst 2 Jahr alt war, und dessen Transport 6000 Thaler kostete, fraß jeden Tag, und zwar auf 3 Mahlzeiten, 7 Pfund Reiß, unter welche 3 Pfund Zucker gemischt waren; außerdem bekam es noch Heu und grüne Pflanzen, auch trank es eine große Menge Wasser. Es war von Natur sehr friedfertig, und man konnte es bloß durch Futter wieder besänftigen. Es war damals nicht größer, als ein Kalb.

Im Jahre 1748 zeigte man zu Paris ein Nashorn, das aus Ava gekommen war. Es war sehr zahm, sanft, und selbst liebkosend, und lebte vorzüglich von Heu und

Getreide. Hauptsächlich aber liebte es scharfe und stachelige Pflanzen, und dornige Baumzweige. Die Wärter gaben ihm öfters Aeste, an denen sich sehr scharfe und starke Dornen befanden, die es aber im Maule so zermalmte, daß sie ihm nicht die geringste Unannehmlichkeit zu verursachen schienen. Zwar bluteten bisweilen das Maul und die Zunge, allein dies schien ihm die Speise nur um so schmackhafter zu machen, und diese geringen Wunden ihm bloß eine ähnliche Empfindung zu verursachen, dergleichen auf unsern Zungen das Salz, der Pfeffer oder der Senf erregt.

Es hat ein kurzes, blödes Gesicht, aber ein feines Gehör, und einen scharfen Geruch. Mit einer tiefen und langangestrengten Aufmerksamkeit horcht es auf jede Art von Geräusch, und ob es schon frißt, liegt, oder ein anderes dringendes Bedürfniß der Natur verrichtet, so hebt es doch den Kopf in die Höhe, und horcht so lange, bis das Geräusch aufhört.

Es lebt einsam in den dicken und schattenreichen Wäldern von Bengalen, Siam, Cochinchina, in den südlichen Provinzen des Chinesischen Reichs, auf Java und Sumatra, und hält sich in der Nachbarschaft von Flüssen und Sümpfen auf, in welchen es sich gern herumwälzt.

Das Nashorn soll mit großer Schnelligkeit laufen, und wegen seiner Stärke und undurchdringlichen Haut kann es mit unwiderstehlicher Gewalt durch die Wälder hindurchbrechen, und jedes Hinderniß besiegen; im Vorbeigehen biegt es die kleinen Bäume wie Zweige um. In seiner Lebensart hat es im Ganzen viel Aehnlichkeit mit dem Elephanten.

Bisweilen machen die Asiaten Nashorne zahm, und nehmen sie mit in die Schlacht, um unter ihren Feinden Schrecken zu verbreiten, allein sie sind im Ganzen so unlenksam, daß sie mehr Unheil anrichten, als Vortheil

bringen, und es nicht ungewöhnlich ist, daß sie sich in der Wuth selbst gegen ihre Herren kehren.

In Siam muß man die Ochsen, und anderes Lastvieh sehr wohl verwahren, um sie gegen das Nashorn zu schützen, das ihnen sehr nachstellt.

Ein Europäer wohnte in Ostindien einer Nashornjagd bei, und erzählt: Als das Nashorn gejagt war, ging es, ohne Furcht vor der Menge der Menschen zu verrathen, auf seine Feinde los, und als diese bei seiner Annäherung links und rechts auseinander prallten, so lief es ganz durch die von ihnen gebildete Linie, an deren Ende es auf den Statthalter stieß, der auf einem Elephanten saß. Das Nashorn fiel sogleich über den Elephanten her, und suchte ihn mit seinem Horne zu verwunden, da hingegen der Elephant alle seine Kräfte aufbot, dasselbe mit seinem Rüssel zu fassen. Endlich nahm der Statthalter die Gelegenheit wahr, wo er dem Nashorn an der einzigen Stelle, die verwundbar ist, mit seinem Pfeile Eins versetzen konnte, wodurch er demselben den Leib durchbohrte. Hierauf fiel sogleich alles über das Nashorn her, warf es auf einen Scheiterhaufen, und steckte diesen sogleich in Flammen. Als die Schuppen weg gebrannt und das Fleisch gebraten war, schnitt man das Letztere in Stücken, und aß es auf der Stelle. Das Herz, das Gehirn und die Leber wurden als Leckerbissen für den Statthalter angerichtet.

In Ostindien ißt man das Fleisch des Nashorns; die Haut, die Zähne, die Hufe, Hörner, ja selbst der Unrath werden als Arzneimittel gebraucht.

Mehrere Indische Fürsten trinken aus den Bechern, die sie sich aus diesem Horn machen lassen, weil sie den Wahn haben, daß wenn das Getränk vergiftet sei, dasselbe in eine so heftige Gährung gerathe, daß es gänzlich aus dem Becher herauslaufe. Die Becher von den Hörnern der jungen Rhinocerosse schätzt man am meisten.

## Das Afrikaniſche oder zweihörnige Nashorn.
(Rhinoceros bicornis. Linn.)

Als eigenthümlichen Karakter des Afrikaniſchen Nashorns giebt Blumenbach den Mangel der Vorder- oder Schneidezähne an. Es bewohnt Afrika, beſonders den ſüdlichen Theil deſſelben. Ehemals hielt es ſich auch am Kap auf, allein es hat ſich weiter nach dem Innern des Landes zurückgezogen, ſeitdem ſich Holländiſche Koloniſten daſelbſt verbreitet, und das Land in Beſitz genommen haben. Es hat, wie Barrow behauptet, durchaus zwei Hörner, und ſeine Größe iſt nicht immer gleich. Das Kleinſte von denen, die Sparrmanns Gefährten erlegten, war von der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes 11½ Fuß lang, 7 Fuß hoch, und in der Mitte des Leibes 12 Fuß im Umfange. Das eine Horn iſt kleiner, als das andere.

Levaillant traf auf ſeiner Reiſe im Innern von Afrika zwei ſolcher Nashörner beiſammen an, wovon das eine viel größer, als das andere war. Er hielt ſie daher für das Männchen und das Weibchen. Sie ſtanden unbeweglich neben einander, hielten die Naſen in den Wind, und zeigten ihm den Rücken. Dieſe Thiere ſtellen ſich, wenn ſie ſtill ſtehen, immer gegen den Wind, um durch den Geruch zu erfahren, ob ſie Feinde zu befürchten haben. Nur von Zeit zu Zeit drehen ſie den Kopf herum, um hinter ſich zu ſehen, und ſo auf allen Seiten für ihre Sicherheit zu ſorgen; doch dauert dies Umdrehen mit dem Kopfe allemal bloß einen Augenblick. Levaillant wollte ſie ſchießen, und Einer von ſeinen Leuten erbot ſich, dies zu thun, und ſich an ſie hinzuſchleichen. Levaillant beobachtete ſie durch eine Lorgnette, und ſah jetzt zwei furchtbare Ungeheuer, die ihren häßlichen Kopf bisweilen nach ihm hinwendeten. Bald fingen ihre beobachtenden und ſcheuen Bewegungen häufiger zu werden an, und er fürchtete, ſie möchten die Unruhe ſeiner

Hunde schon gemerkt haben, die durchaus auf sie losstürzen wollten. Sein Gefährte ging, obschon langsam, immer weiter vorwärts, wobei er die beiden Thiere gar nicht aus den Augen ließ. Sah er, daß sie den Kopf umdrehcten, so blieb er sogleich unbeweglich stehen. Endlich kam er so nahe, daß er schießen konnte, worauf er das größte verwundete. Es stieß ein fürchterliches Geschrei aus, und lief mit seinem Weibchen wüthend nach der Gegend hin, wo der Knall hergekommen war. Jetzt schien der Jäger verloren zu seyn, denn es war nichts anders zu erwarten, als daß sie den Unglücklichen mit Füßen treten, und in Stücken zerreissen würden. Allein dieser hatte sich mit dem Bauch auf die Erde gelegt, und diese List gelang ihm vollkommen: die beiden Thiere liefen vor ihm vorbei, ohne ihn zu bemerken, und stürzten gerade auf Levaillant los, dessen Hunde sich bei deren Annäherung so zerarbeiteten, daß man sie nicht länger halten, sondern loslassen mußte. Bei dem Anblick der Hunde machten die Nashörner eine Seitenwendung, und wollten entwischen; hier bekamen sie aber von einem der Jäger einen zweiten Schuß, und dann wieder an einer andern Stelle einen dritten. Die Hunde fielen nunmehr mit großer Heftigkeit über sie her, wodurch ihre Wuth immer größer wurde. Sie schlugen fürchterlich nach ihnen aus, arbeiteten mit ihrem Horne in den Boden, machten darin 7 bis 8 Zoll lange Furchen, und schleuderten einen Hagel von Steinen und Kieseln um sich her.

Während dieser Zeit zogen sich Levaillants Leute näher zusammen, um sie enger einzuschließen, und alle ihre Kräfte gegen sie zu vereinigen. Ueber die Menge Feinde, mit denen sie sich nunmehr umringt sahen, geriethen sie in eine unbeschreibliche Wuth. Auf einmal machte das Männchen halt, bot den Hunden die Spitze, und suchte ihnen den Leib aufzureißen. Während es aber

die

die Hunde angriff, nahm das Weibchen einen andern Weg, und entwischte.

Endlich schossen drei ihre Kugeln zugleich auf das Thier ab; dieses stürzte nieder, und konnte sich nicht wieder aufrichten. Obgleich es aber tödtlich verwundet war, so zerarbeitete es sich dennoch jetzt, auf der Erde liegend, eben so, wie erst stehend. Es schleuderte mit den Füßen ganze Haufen von Steinen um Levaillant und seine Leute her, und weder sie, noch die Hunde wagten sich an dasselbe hinan. Levaillant wollte ihm die Qualen des Todeskampfes durch eine Kugel verkürzen, allein seine Leute hielten ihn durch Bitten davon ab, weil sie fürchteten, das Nashorn möchte durch eine neue Wunde noch mehr Blut verlieren, als es schon verloren hatte. Diese Leute trinken nemlich das Blut sehr gern, und schreiben ihm eine große Heilkraft zu.

Kaum lag daher das Thier todt auf der Erde, so eilten Alle begierig herbei, um sich eine Quantität Blut aufzufangen. In dieser Absicht öffneten sie den Bauch des Thieres, nahmen die Blase heraus, und machten sie leer. Als dies geschehen war, hielt Einer von ihnen die Oeffnung an eine der Wunden, und ließ sie voll laufen. Dieser Zweck war bald erreicht, und Levaillant behauptet, daß man mit dem Blute, was verloren gegangen, wohl noch zwanzig Blasen hätte voll füllen können. — Das Haupthorn des Nashorns war neunzehn Zoll und drei Linien lang. Die Höhe des Thieres betrug 7 Fuß 5 Zoll, und seine Länge von der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes 11 Fuß 6 Zoll.

Zu seiner Verwunderung fand Levaillant, daß das furchtbare Horn, mit dem das Thier so tiefe Furchen in die Erde riß, und sehr große Steine wegschleuderte, nicht in die Knochen des Kopfes eingesenkt war, sondern nur an der Haut saß, so daß es sich, wenn er diese verschob, mit bewegte.

Das Auge des Nashorns ist gegen den ungeheuren Körper viel zu klein, und sitzt auch zu tief im Kopfe. Das Thier sieht bloß solche Gegenstände, die es in gerader Linie vor den Augen hat, weil die äußere Haut über der Augenhöhle mehrere zirkelförmige Falten, und eine Art von Röhre bildet, die einige Zoll lang ist. Daher glauben auch die Wilden, selbst wenn sie sehr nahe bei einem Nashorne, und nur nicht in der geraden Richtung vor ihm stehen, völlig sicher zu seyn, weil sie das Thier alsdann nicht bemerke.

Eine besondere Eigenheit des Afrikanischen Nashorns ist die, daß es im Laufen die Erde mit seinem Horne aufreißt, und während es gewissermaßen mit den Hinterbeinen ausschlägt, seinen Urin zugleich weit zurück spritzt.

Diese Thiere leben in großen Wäldern, halten sich gewöhnlich an unzugänglichen Orten auf, wo es ihnen selten an Futter fehlt, sind nicht fleischfressend, fressen aber auch weder Heu noch Gras, sondern leben von den Zweigen der Bäume. Besonders scheint das Thier die dornigen Arten zu lieben, und sein Hunger verschont keinen Zweig. Es hat acht und zwanzig Zähne. In seinen Exkrementen fand man bisweilen unverdaute Stücken Holz, die drei Zoll im Durchmesser hatten. In den ungeheuren Wäldern von Habesch giebt es Bäume, die sehr weich und saftig sind, und diese scheinen vorzüglich zu seiner Nahrung bestimmt zu seyn. Es kann die Oberlippe außerordentlich verlängern, und auf diese Art die höchsten Zweige erreichen, wie der Elephant mit seinem Rüssel. Mit dieser Lippe und mit Hülfe der Zunge bricht es die obern Zweige ab, welche die meisten Blätter haben, und frißt diese zuerst; hat es nun einen Baum gänzlich seiner Zweige beraubt, so verläßt es ihn doch nicht, sondern legt seine Schnauze so tief in den Baum, daß sein Horn hinein geht, zerspaltet den Stamm des Baumes, schneidet ihn in dünne Latten, und ver-

schluckt alsdann diese Stücke mit seinem ungeheuren Rachen, und zwar mit eben der Leichtigkeit, mit der ein Ochse Kraut und Gras frißt.

Wenn man dies Thier verfolgt, oder wenn es in Angst ist, so ist es, trotz der anscheinenden Schwerfälligkeit seines Körpers, und der Kürze seiner Beine, doch erstaunlich geschwind und schnell. Es ist lang, läuft eine Art von Trab, der aber nach einigen Minuten immer stärker wird. Es ist ungegründet, daß es auf einer Ebene ein Pferd an Schnelligkeit übertreffe; denn ich bin ohne Mühe ihm voraus gekommen, und habe dies auch von mehrern Andern gesehen, die weit schlechter, als ich beritten waren; und ob es schon nicht zu leugnen ist, daß es ein Pferd sehr selten mit diesem Thiere aufnehmen kann, so liegt dies an ihrer List, und nicht an ihrer Schnelligkeit. Sie laufen immer aus einem Walde in den andern, und dringen in das dickste Gebüsch hinein. Bäume, die abgestorben oder faul sind, stürzt das Nashorn mit eben der Leichtigkeit nieder, als ob sie mit Kanonen niedergeschossen würden; sie fallen hinter und neben ihm nach allen Richtungen nieder; andere, die biegsamer, frischer oder saftreicher sind, beugt es durch die Schwere und Schnelligkeit seiner Bewegungen zurück, und wenn es vorüber ist, so nehmen solche Bäume, wie ein grüner Zweig, wieder ihre vorige Stellung ein; wenn sich daher der Jäger nebst seinem Pferde nicht recht vorsieht, so wird er von dem wieder in die Höhe steigenden Baume gefaßt, und an die Umstehenden geschleudert und zerschmettert.

Das Pferd entgeht ihm leicht, indem es sich etwas auf die Seite beugt, und dies ist der entscheidende Augenblick. Der nackte Mensch, der hinter dem Reiter auf dem Pferde sitzt, und den das Nashorn nicht bemerkt, welches bloß in dem Pferde seinen Feind sieht, springt mit dem Schwerte in der Hand herunter, und hauet ihn am Fuße

die Flechsen entzwei, so daß es weder entfliehen, noch weitern Widerstand leisten kann.

Das Nashorn braucht nicht bloß eine große Menge Futter, sondern auch eine große Quantität Wasser zu seinem Unterhalte. Das Land der Schangallas, das volker Wälder ist, wird durch einen sechsmonatlichen Regen so stark überschwemmt, daß viele Flüsse, Bäche, und stehende Seen entstehen; und nur ein so wasserreiches Land kann den nöthigen Wasservorrath für solche ungeheure Thiere liefern; allein nicht bloß des Trinkens wegen sucht es wasserreiche und sumpfige Gegenden auf, sondern auch, weil es dort Schutz gegen seine Feinde findet. — Dieser Feind ist eine Fliege, welche der schwarze Sumpfboden erzeugt, und die das Nashorn unabläßig verfolgt, welches sich aber oft durch eine List rettet. Wenn die Fliege nemlich in der Nacht ruht, so wählt das Nashorn eine bequeme Stelle, und wälzt sich da so lange im Koth herum, bis es davon eine Decke über den ganzen Körper bekommt, welche ihm den folgenden Tag gegen seinen Feind Schutz gewährt. Die Runzeln und Falten seiner Haut halten diese Kothdecke fest, bloß die Hüften, Schultern und Schenkel ausgenommen, wo sie durch die Bewegung abfällt, und es den Angriffen der Fliege bloß stellt. Der Schmerz und das Jukken, das auf den Stich der Fliege folgt, macht, daß es sich mit diesen Theilen an den rauhesten Bäumen reibt, und dies ist eine Ursache von den Blattern, welche man bei ihm bemerkt.

Im Ganzen zeigt das Nashorn wenig List und Verschlagenheit, und ist überhaupt ziemlich träge. Sein Geruch und sein Gehör sind äußerst fein, und diese beiden Sinne ersetzen ihm einigermaßen sein kurzes Gesicht. Am Tage pflegt es still zu liegen, wenn man es nicht etwa aufscheucht; allein des Abends und des Morgens, vielleicht auch die ganze Nacht hindurch, geht es auf

Nahrung aus. Die Art seiner Fortpflanzung ist noch nicht genau bekannt. Man hat bisweilen Junge gefangen, welche so zahm wurden, daß sie aus den Händen fraßen, aber wegen ihrer Dummheit und Plumpheit konnte man sie zu nichts brauchen.

Die Afrikaner essen das Nashornfleisch gern; es ist dem Schweinefleische am Geschmacke ähnlich, das Fleisch aber von den Alten ist grob und hart, das von den Jungen hingegen mürbe. Das Fett kann als Butter gebraucht werden; aus der getrockneten Haut macht man in Afrika Peitschen, Spazierstöcke, Schilde und Panzer.

### Das Fluß- oder Nilpferd. (Hippopotamus amphibius.)

Auch das Fluß- oder Nilpferd, am Kap Seekuh genannt, macht ein eigenes Geschlecht aus, wovon es aber nur eine Gattung giebt. Es ist ungefähr dem Rhinozeros an Größe gleich; aber noch länger, dicker und plumper. Ausgewachsen wiegt ein solches Thier zum wenigsten viertehalb tausend Pfund. Der unförmliche Kopf hat die meiste Aehnlichkeit mit einem Ochsenkopfe, die Schnauze ist sehr breit, und der Rachen ungeheuer weit. Die beiden Eckzähne der untern Kinnlade sind so lang, daß sie weit aus dem Rachen hervorragen, und so hart, daß sie am Stahl Funken geben. Sie dienen völlig statt des Elfenbeins, und übertreffen es sogar in mancher Hinsicht. Bisweilen wiegt ein solcher Zahn sechs Pfund. Die Haut ist so dick und schwer, daß keine Flintenkugel sie durchdringt, und ein Kameel volle Ladung daran hat. Sie ist nur mit einzelnen Haaren besetzt, sieht trocken grau, wenn das Thier aber aus dem Wasser kommt, bläulich schwarz aus.

Nur Afrika ist dem Flußpferde zum Aufenthalt angewiesen, hier lebt es in allen großen Strömen. Es ist eine wahre Amphibie; denn es schwimmt nicht nur trefflich, und taucht geschickt unter, sondern geht auch auf

dem Grunde unter dem Wasser fort; doch muß es öfters die Nase in die Höhe richten, um Luft zu schöpfen. Nur im süßen Wasser hält es sich auf. Es bleibt aber nicht immer im Wasser, sondern mehr auf dem Lande, wo es graset, wie die Rinder. Gemeiniglich liegt es am Tage am Ufer im Schilf versteckt, flieht aber, wenn der Mensch ihm zu nahe kommt, eilends ins Wasser; denn es läuft ziemlich schnell. Von Natur ist das Flußpferd ein sanftes Thier, welches niemand beleidigt; gereizt aber bedient es sich seiner Eckzähne mit großer Kraft, und wird sehr zornig. Seine Stimme ist dem Wiehern des Pferdes ähnlich. Das Weibchen bringt nur Ein Junges, und zwar auf dem Lande zur Welt, säugt es aber im Wasser. Es nährt sich von Pflanzen und Fischen.

In Afrika fängt man dieses plumpe Thier theils in Gruben, theils erlegt man es durch den Schuß. Fett und Fleisch werden gegessen, und die Haut dient zu Schilden.

## VIII. Palmata
## oder Säugethiere mit Schwimmfüßen.

### Der Biber. (Castor fiber.)

Dieses merkwürdige Geschöpf, welches meißelförmige Nagezähne hat, ist von der Größe eines mittelmäßigen Hundes, und hat einen, nach Verhältniß des Körpers, kleinen Kopf, der dem Kopfe einer Ratze gleicht, eine kurze, dicke Schnauze, kleine Augen, scharfe und runde Ohren. Die Beine haben nur fünf Zoll in der Länge. Die fünf Finger an den Vorderfüßen sind mit langen, scharfen Nägeln besetzt, und, wie bei einer Menschenhand, von einander abgesondert; die Hinterfüße sind mit einer Schwimmhaut, wie bei den Gänsen, zusammengewachsen, und haben breite, stumpfe Nägel. Sein Gang ist schwer-

fällig, und er kann behender schwimmen, als gehen. Er sitzt gern, nach Art der Eichhörnchen, auf den Hinterfüßen, und bedient sich zu seinen Verrichtungen der Vorderfüße als Hände. Der Schwanz ist etwas über eine viertel Elle lang, einen Zoll dick, fast wie ein breiter Karpfen gestaltet, mit einer schuppenartigen Haut bedeckt, und das Fleisch desselben hat einen Fischgeruch und Geschmack; er trägt ihn meist horizontal ausgestreckt. Mit den Vögeln hat er dies gemein, daß er aus einer Oeffnung Koth und Wasser von sich giebt, und zwar sowohl das Männchen als das Weibchen, daher beide Geschlechter schwer von einander zu unterscheiden sind. Die Farbe der Haare ist kastanienbraun und glänzend, selten schwarz und rostfarbig, höchst selten weiß. Das ganze Thier wiegt sechzig bis siebenzig Pfund.

Die nördlichen Länder von Europa, Asien, und besonders Amerika, sind das Vaterland des Bibers. In allzukaltem Klima dauert er nicht; noch weniger in heißem. Er flieht die Wohnungen und die Gesellschaft der Menschen, und zieht sich gern in stille unbewohnte Gegenden zurück. So sehr er auch die Gesellschaft von seines Gleichen liebt, und so gern er mit ihnen den gemeinschaftlichen Bau unternimmt, wozu ihm ein besonderer Kunsttrieb gegeben ist; so lebt er doch in den Ländern, die von Menschen stark bevölkert sind, einsam, und zeigt keine Spur von jenem bewundernswürdigen Kunsttriebe. Hier macht er sich an Flüssen unter der Erde eine Höle zur Wohnung zurecht, und lebt da mit seiner kleinen Familie ganz in der Stille. Man nennt ihn deshalb den einsamen, auch Gruben- oder Erdbiber. Sein Fell und Haar wird bei weitem nicht so geschätzt, wie das vom gesellschaftlichen Biber, weil es durch den Aufenthalt in der Erde verdirbt. Nur solche Erdbiber trift man jetzt noch in Europa an, und das schöne Schauspiel, eine Biberkolonie in ihrem völligen Flor zu sehen,

muß man nur in Nordamerika suchen. In Deutschland hat man, wiewohl höchst selten, doch auch noch kleine Versuche von einem Biberbaue über der Erde entdeckt.

Wenn die Biber in ihren alten Wohnungen nicht mehr Raum haben, oder wenn sie sonst dieselben zu verlassen genöthigt sind; so versammlen sich mehrere, zuweilen etliche hundert, um einen neuen Bau anzulegen. Die eigentliche Arbeitszeit ist bei ihnen die Nacht. Zuerst suchen sie einen bequemen Platz an einem Flusse oder See, in dessen Nähe Baumaterialien und Lebensmittel zu finden sind. Dann fällen sie Holz, wozu ihnen ihre schief zugeschärften Vorderzähne dienen. Einen Baum von einer Viertel-Elle im Durchmesser fällt ein Biber in etlichen Stunden. Hierauf behauen sie die Bäume, rollen oder flößen sie fort, graben auch wohl erst Kanäle zu diesem Zweck, bringen Erde und Lehm zusammen, und betreiben den Bau mit einer bewundernswürdigen Beachtung der verschiedenen Orts- und Raumverhältnisse, wodurch sie sich weit über die einförmigen Kunsttriebe anderer Thiere erheben. Nöthigenfalls legen sie einen Damm im Wasser an, zuweilen von 100 Fuß Länge, und im Grunde 10 bis 12 Fuß breit, der fast nicht zu verwüsten ist. Nachdem alle diese Voranstalten vollendet sind, woran die ganze Gesellschaft gemeinschaftlich arbeitet, so vertheilen sie sich in kleinere Haufen, um ihre Hütten zu bauen. Jede ruhet auf sechs Pfählen, die sie am Ufer des Flusses, jedoch im Wasser, fest einschlagen. Sodann führen sie zwei Fuß dicke Wände von künstlich durchflochtenen Zweigen auf, die mit Lehm, Schlamm, und Moos ausgefüllt werden, und so fest und dicht sind, daß weder Luft noch Wasser eindringen kann. Die Größe dieser Hütten ist verschieden, je nachdem viele oder wenige Familien darin wohnen sollen, und daran arbeiten. Man findet sie von vier bis zehn Fuß im Durchschnitte, und gemeiniglich mit drei Stock-

werken, wovon das unterste unter dem Wasser steht. Das Dach ist gewölbt, und die ganze Hütte einförmig. Sie lassen auch mehrentheils zwei Zugänge zu jeder Wohnung, einen von der Landseite und den andern von der Wasserseite. Alles ist inwendig glatt und reinlich, und der Fußboden mit Moos ausgelegt. Hier wohnen nun, nach der verschiedenen Größe der Hütte, vier bis zwanzig Biber, und sitzen paarweise, Männchen und Weibchen, beisammen, aber so, daß der Schwanz fast immer im Wasser hängt, welches Element ihrer Fischnatur nothwendig zu seyn scheint. Solcher Wohnungen stehen 10 bis 12, auch wohl 20 bis 25 in einer Reihe neben einander. Und zu allen diesen eben so schweren, als künstlichen Arbeiten brauchen sie keine anderere Werkzeuge, als welche die Natur ihnen gab. Die Zähne dienen statt der Aexte und Sägen; die Vorderpfoten statt der Hände; die Hinterfüße als Ruder; die Schwänze als Schaufeln und Kellen.

Ihre Nahrung ist zartes Holz, frische Rinde, Blätter, Knospen u. s. w. wovon sie sich einen hinlänglichen Wintervorrath einsammeln, und ihn in dem untersten Stockwerke, als in einem Magazine, verwahren, worin er zugleich frisch bleibt. Sie fressen aber auch Fische und Krebse. Den Herbst und Winter bringen sie ruhig in ihren Hütten zu. Gegen den Anfang des Frühlings werfen die Weibchen drei bis vier Junge, und dann gehen die Männchen in's Feld, um frische Nahrung zu genießen, besuchen aber doch die Weibchen von Zeit zu Zeit wieder. Nach etlichen Monaten machen sich die Mütter mit ihren Jungen auch ins Freie. Im Julius und August bessern sie gemeinschaftlich ihre alten Wohnungen aus, oder bauen sich neue, und beziehen sie dann im September.

Die Biber sind aber nicht nur wegen ihrer Eigenschaften und Triebe zu bewundern, sondern auch ihres

Nutzens wegen sehr schätzbar. Zwar hat das Fleisch derselben einen schlechten Geschmack, und wird nur von einigen wilden Völkern und in Klöstern genossen; aber den Schwanz hält man doch für eine große Delikatesse. Er wiegt ungefähr vier Pfund, und wird von Liebhabern mit einem Dukaten bezahlt. Man richtet ihn völlig wie einen Fisch zu. Doch ist dies der geringere Vortheil. Weit wichtiger sind das Fell, und das Haar des Bibers. Mit den Biberfellen, die unter die kostbarsten Pelzwerke gehören, wird ein starker Handel getrieben. Der Preis richtet sich sowohl nach der Farbe, als nach der innern Güte des Fells. Die glänzend schwarzen werden am meisten gesucht. Sonst theilt man sie noch in frische, trockne, und fette ein. Frische nennt man die, welche man von den im Winter gefangenen Bibern erhält. Die im Sommer erlegten Biber geben trockne oder magere Häute, wovon man nur die Haare zu Hüten, und dergleichen gebrauchen kann. Fette Biberfelle heißen die, welche die Wilden eine Zeitlang auf dem bloßen Leibe getragen haben, und die also vom Schweiße derselben gleichsam fett geworden sind. Man hält sie für die besten zu Pelzwerken. Ein gutes Biberfell gilt 9 bis 12 Thaler. Das Haar auf den Fellen ist von zweierlei Art. Die eine ist lang, fest und glänzend, die andere kurz, wollicht, weich, und seidenartig. Wenn man nun die Haare benutzen will, so sondert man jene von diesen ab. Die langen werden dann zu Strümpfen, Handschuhen u. s. w. verarbeitet; die kurzen kaufen die Hutmacher. Ein erwachsener Biber hat nicht viel über anderhalb Pfund Haare, und man bezahlt das Pfund jetzt mit 16 bis 18 Thalern.

Noch ein merkwürdiges Produkt des Bibers ist das sogenannte Bibergeil, welches diesen Namen der Unkunde in der Naturgeschichte verdankt. Denn man glaubte ehemals, daß es in den Hoden oder Geilen des

Thieres befindlich sey. Allein man trifft es eben sowohl bei dem Weibchen, als bei dem Männchen an, und neuere Untersuchungen haben die Unrichtigkeit jener Meinungen vollkommen bestätigt. Es befinden sich nemlich in der Gegend des Afters zwei Säckchen, von der Größe eines kleinen Hühnereies, worin eine zimmtfarbige fette, mit vielen dünnen Häutchen durchwebte Materie enthalten ist, die einen betäubenden Geruch und bittern Geschmack hat. Bei dem Weibchen sind die Säckchen weit kleiner. Wenn sie abgeschnitten sind, wäscht man sie, und hängt sie im Rauch auf, damit die Materie trocken werde, und der Verderbniß länger widerstehe. Sie hält sich auch sieben bis acht Jahre, ohne daß sie von ihrer Güte merklich verliert. Ein männlicher Biber giebt etwa vier Unzen Bibergeil. Man kann nicht gewiß sagen, wozu es dem Thiere selbst nütze, vielleicht zur Benutzung des Haars, damit das Wasser nicht hafte. Uns aber ist es ein wirksames Arzeneimittel in verschiedenen Nervenkrankheiten, in der Hypochondrie, Epilepsie u. s. w. Ein Kennzeichen des guten sind die dünnen Fäserchen, die sich darin befinden müssen. Aus Amerika kömmt das schlechteste. Besser ist das Polnische, Preußische und Russische, welches wir meist über Danzig erhalten.

Um dieser beträchtlichen Vortheile willen sollte man die Biber wohl mehr schonen und hegen, als wirklich geschieht. Denn die Abnahme derselben wird auch schon in Amerika von Jahr zu Jahr merklicher, welches freilich nicht zu bewundern ist, da jährlich sechzehn bis achtzehn tausend getödtet werden. In Preußen hatte man ehemals strenge Befehle zu ihrer Begünstigung und Schonung, ob sie gleich an den Waldungen und Wasserbauen viel Schaden thun. Sie lassen sich zwar leicht zähmen, aber deshalb noch nicht als nutzbare Hausthiere halten.

### Die Biberratze. (Castor sibethicus.)

Sie ist zwar in Deutschland nicht einheimisch, sie mag aber hier, der Verwandtschaft und Aehnlichkeit wegen, neben dem Biber stehen, dem sie an Gestalt, Farbe, Haar und Kunsttrieb unter allen Thieren am meisten gleicht. Doch hat sie die Gattungskennzeichen mit den Mäusen gemein, und vornemlich viel Aehnlichkeit mit der Wasserratze; nur ist sie größer, denn sie kömmt fast einem Kaninchen an Größe bei. Der zunächst am Leibe walzenförmige, in der Mitte von beiden Seiten zusammengedrückte, und gegen das Ende senkrecht flache Schwanz zeichnet sie als Art besonders aus. Ihr Vaterland ist hauptsächlich Nord-Amerika, wo sie an den Ufern der Flüsse und Seen familienweise wohnen, indem sie sich Hüttchen, wie kleine Bienenkörbe, aus Binsen flechten, und sie dicht mit Lehm überziehen. Im Winter graben sie sich Hölen in die Erde, deren Eingang unter dem Wasser ist. Sie nähren sich von Wurzeln und allerlei Würmern, besonders von Blutigeln. Beide Geschlechter haben nahe an den Zeugungstheilen zwei kleine Drüsen, worin eine nach Zibeth oder Bisam riechende Feuchtigkeit enthalten ist. Ihr ebenfalls angenehm riechendes Fell wird zu Pelzwerk gebraucht. Es soll durch seinen Duft die Motten vertreiben.

### Der Seehund, die Robbe, das Seekalb. (Phoca Vitulina.)

So wie die Fledermäuse den Uebergang der Säugethiere zu den Vögeln bilden, und der Wallfisch, der Narwal und der Delphin, ein, die säugenden Quadrupeden an die Fische anreihendes Mittelglied abgeben; so kettet auch die Robbe, das Wallroßgeschlecht und ihre Angehörigen, die Amphibien an die Säugethiere an, und es ist mithin nichts natürlicher, als alle die genannten Säugethiere in eigne Ordnungen zu stellen, und sie als

amphibienartige Säugethiere zu bezeichnen. Sehr begründet sind die Merkmale dieser Ordnung. Ihre Angehörige besitzen das Gebiß der reißenden Thiere, ein ganz besonders organisirtes Auge, dessen Achse sie durch den Druck der sehr starken Augenmuskeln nach Willkühr verlängern und verkürzen können, und wodurch sie in den Stand gesetzt sind, in zweierlei Elementen von verschiedener Dichtigkeit und Strahlenbrechung, nemlich im Wasser, wie in der Luft, sehen zu können. Es fehlt ihnen, wie den Amphibien, beinahe durchgängig das äußere Ohr, und sie können die kleine Gehöröffnung mit einer dünnen Membrane gegen das Eindringen des Wassers verschließen. Ihre Extremitäten sind bei einem langgestreckten Körper sehr kurz, und die Zehen an denselben sind durch eine Haut zu einem natürlichen Ruder vereinigt; die hintern Extremitäten sind bei mehreren Arten sogar so verwachsen, daß sie eine Art von Hinterflosse oder Steuerruder bilden. Die Organe der Ernährung haben manche Eigenheiten, und die Werkzeuge des Blutumlaufes und der Respiration endlich eine so besondere, von denen der übrigen Säugethiere so abweichende Bildung, daß sie durch Hülfe derselben, wie die Amphibien, lange unter dem Wasser ausdauern können.

Alle diese Kennzeichen sind an unserem Seehunde sehr hervorstehend. Ein dicker, glatter Kopf, ohne äußere Ohren, mit einem aufgeworfenen Maule, dem Kopfe des kurzschnauzigen Wasserhundes nicht unähnlich, hat ihm, nebst dem heiseren Hundegebell, den Namen verschafft. Aus diesem Kopfe, mit einer karakteristischen Nackengrube, blitzen ein Paar große schwarze Luchsaugen feurig hervor, und ein starker Bart um das Maul, das Organ des Tastsinnes, giebt ihm eine trotzige Miene. Ein dicker, kurzer, jedoch dehnbarer Hals, verbindet den Trotzkopf mit dem langgestreckten, konisch zulaufenden, gewöhnlich sehr fetten Leibe, an welchem die kurzen Vor-

derfüße nicht ferne von dem Kopfe sitzen, und an welchem endlich noch die mit dem kurzen Schwanze verbundenen Hinterfüße ein Steuerruder bilden, und solches auch abgeben. An den Füßen sind übrigens die sämmtlichen Zehen mit einer lederartigen behaarten Schwimmhaut verbunden, welches den Seehund zum fertigen Schwimmer und Taucher macht. Dagegen kann er sich auf dem Lande nur desto mühsamer und amphibienartig unbeholfen fortschieben.

Seinen Leib, welcher eine verschiedene Länge, von fünf bis sieben Pariser Fuß erreicht, bedeckt eine dicke Haut, welche mit kurzem, straffen, glatt anliegenden und glänzendem Haar besetzt ist, und allenthalben zu Markte getragen wird. Es ist braun, und fein-weißlich melirt. Auf dem Rücken behauptet die braune, und am Bauche die weiße Farbe den Vorrang. Nebenbei ist diese Hautfarbe mit dunkleren braunen Flecken besäet, die im Alter so zunehmen, daß das schönste Tigerkleid zum Vorschein kommt. —

Keine Thierart scheint in dem Zustande der Wildheit an Spielarten so reich zu seyn, als der Seehund; denn unsere Weltumsegler und andere Reisende fanden schwarze, weiße, silberfarbige, graue, dunkelbraune, graugelbliche, und, der Größe nach, Riesen und Zwerge unter ihnen. Inzwischen ist es noch nicht ausgemacht, ob nicht manche der angegebenen Varietäten besonderen Arten angehören, und verwandte Thiere, z. B. der Seebär, für Robben angesehen wurden.

Neugierde und Herzhaftigkeit sind zwei hervorstehende Züge in dem Naturell der gemeinen Robbe. In der Nähe der Schiffe streckt sie oft neugierig und unerschrocken den Kopf aus dem Wasser hervor, um das schwimmende Kunstgebäude mit seinen Bewohnern zu beäugeln, und nicht selten wandelt sie auch die Lust an, das Ufer zu betrachten. Dieses abwechselnde zutrauliche

Erscheinen auf dem Wasserspiegel, und ihr lebhaftes, tändelndes Umherschwimmen mag leicht den Anlaß zu dem Mährchen von Meerjungfern, Syrenen, Tritonen u. dergl. gegeben haben. — Nur, wo der Seehund oft und stark verfolgt, oder wo er plötzlich überrascht wird, verläßt ihn sein angeborener Muth, und alsdann ergreift er auch bei einem starken Geräusch oder bei dem Anblick eines Menschen die Flucht, auf welcher er, um sich den Weg zur leichteren Fortbewegung schlüpfrig zu machen, beständig Wasser ausspeiet, und seinen Verfolgern bald mit den Hinterfüßen Sand, Steine, oder Schlamm entgegenschleudert, bald seinen übelriechenden Unrath entgegen spritzt. Von Menschen plötzlich überfallen, und in die Enge getrieben, oder mit ihres Gleichen im Kampfe, vertheidigen sich die Seehunde, besonders die Männchen, welche auch bei dieser Thierart ihr Geschlechtsübergewicht behaupten, tapfer und grimmig, weswegen man in dem Felle der Veteranen manche Narben und Spuren des bestandenen Kampfes auffindet. Bei den Kämpfen und dem Ausbruche des Zorns sowohl, als bei andern Affekten lassen die ältern Seehunde ein heiseres Gebelle, die jüngeren aber eine Art Katzengeschrei hören.

Noch manche andere Eigenheiten will man an ihnen wahrgenommen haben. So sollen sie unter andern Wohlgefallen an Blitz und Donner finden, dem Feuer nachziehen, den Genuß des Menschenfleisches lieben, aus welchem Grunde, und weil die Phantasie die Isländer an der gemeinen Robbe anstatt der Hunds- und Kalbsgestalt eine menschenähnliche Gestalt erblicken läßt, sie einen Abscheu gegen den Genuß ihres Fleisches, und eine besondere Ehrerbietigkeit gegen sie selbst hegen. — Die See hat keine so verschiedene Temperatur, als unser Continent, und deswegen ist die Robbe auch nicht an einen gewissen Himmelsstrich, wie andere Säugethiere, gebunden. Man findet sie in den verschiedensten Zonen, und

in allen 4 Welttheilen, doch am häufigsten in den nördlichen Meeren. Ganz begreiflich! weil sich hier die reichhaltigsten Fischzüge zu seiner Nahrung finden, und die nördlichen Seegestade weniger bewohnt, minder angebaut, und weniger besucht sind. Die Wohnplätze des Seehundes ziehen sich von Spitzbergen über Grönland, Island, diesseits des Oceans, an den Scandinavischen, Deutschen, Holländischen, Englischen und Französischen Küsten hinunter, bis an das Kap, jenseits an den nord- und südamerikanischen Seeufern bis an die südlichste Landspitze des Feuerlandes, bis zum Kap-Horn, abwärts. Sie dehnen sich über Neuholland, Neuseeland, und die kleinern Inseln der unermeßlichen Südsee bis zu den Eisfeldern des 60sten und 70sten südlichen Breitegrades aus, und steigen über Kalifornien nach den Aleutischen und Kurilischen Inseln hinauf, bis an die Küsten von Kamtschatka und Sibirien, wo sie ungemein häufig getroffen werden. Sie gehen in die großen Busen des Weltmeeres, nemlich in das mittelländische, schwarze, rothe, weiße Meer, und in die Hudsonsbai ein, wo sie für den Handel und die Oekonomie der Indianer überaus wichtig sind. Sollte man hiernach nicht schließen dürfen, daß der Seehund nur ein Leibeigener der Meere und des salzigen Wassers sei? Dennoch ist er der Bewohner mehrerer Land- oder Binnenseen mit gesalzenem und süßem Wasser. Er lebt in der salzigen Kaspischen See, und im Aral so munter und lebensfroh, als in den süßen Gewässern des ungeheuren Baikalsees in Sibirien, des Ladoga im Europäischen Rußland, und den Seen Erie und Huron in Nordamerika. Nach Pallas soll er jedoch in den Binnenseen minder groß, desto mehr fett, und von verschiedener Farbe vorkommen. Wie er dahin (zum Theil auf eine Entfernung von einigen 100 Meilen von dem Meere) gekommen ist, wird wohl ein geologisches Räthsel bleiben. Wenn die Robben an ihren Lieblingsorten

orten zu sehr beunruhigt werden, so emigriren sie eben so wohl südwärts, als sie oft instinctmäßig große Seereisen nordwärts anstellen. So sah z. B. Langsdorf an der Küste von Neu-Kalifornien einen ungeheuren Zug von Seehunden und Seebären in einer Ausdehnung von einigen Meilen von Nordost nach Südost ziehen, den wahrscheinlich die Verfolgung der Russischen Pelzjäger zur Auswanderung zwang.

In Deutschland bewohnen die Seehunde, nach der obigen Bemerkung, die Küsten der Ost- und Nordsee, an welchen sie auch die Mündungen der Flüsse besuchen, und in diesen zuweilen aufsteigen, wie in der Elbe schon geschehen ist. An der Ostsee lagern sie sich auf den Klippen, die über den Wasserspiegel des Meeres hervorragen, so häufig und gedrängt, daß sie nicht Platz genug haben, und man deren einige hundert vom Strande aus übersehen kann. Mit der, nach der offenen See gerichteten Schnauze bringen sie hier die Zeit im festen Schlafe zu, aus welchem sie periodisch erwachen, um mit aufrechtem Halse umher zu wittern. Im Winter setzen sie sich auf das Eis, durch welches sie Durchgänge und Luftlöcher von der Unterseite nach oben, aber nicht von oben nach unten brechen können. Man trifft sie übrigens auch in Uferhöhlen, bei stillem Wetter ganz auf dem festen Lande, und manchmal auf offenem Meere, im Schlafe schwimmend an.

Fische, besonders Häringe, sodann die Lachs- und Perscharten machen ihre Hauptnahrung aus, auf welche sie als wahre Korsaren beständig kreuzen. Sehr oft theilen aber die Möven, und andere geflügelte Partheigänger ihre mühsam eroberten Prisen mit ihnen. — Auch Gewürme hat man schon in ihrem Magen gefunden, und es ist wahrscheinlich, daß alles Animalische darin eben sowohl verdaut werden kann, als der Seetang (Fucus), und andere Meerkräuter.

Die Männchen kämpfen oft sehr hitzig mit einander um den Besitz der Weibchen, selbst auf Tod und Leben. Die Paarung ist an keine feste Zeit gebunden, weil die Seehunde in den verschiedensten Himmelsstrichen und Klimaten leben; sie geschieht inzwischen am häufigsten im April, die Weibchen werfen höchstens 2 Junge im Februar. Die Jungen, welche auf einer Eisklippe, Eisscholle, oder an dem unbesuchten Strande ein frostiges Wiegenbett finden, werden von ihren Müttern, aufrecht sitzend, oder in der See stehend, 14 Tage lang gesäugt, und von beiden Eltern sorgfältig bewacht. Sie haben anfänglich längere, gelblich weiße Haare, vertauschen solche aber nach 4 Wochen mit solchen von gewöhnlicher Farbe und Länge. Sie lassen sich aufziehen und zähmen, so daß sie, wie andere Hausthiere, dem Rufe des Menschen folgen. —

Die Seehundsjagd findet auf zweifache Weise statt. In den cultivirten, oder wenigstens von cultivirten Nationen besuchten Ländern, pürscht man das schwimmende Wild mit Büchsen und Jagdflinten ächt weidmännisch, und dies geschieht nicht nur an den Küsten des Europäischen Continents, sondern auch auf der Insel Island, sodann in Nordamerika, und auf den Inseln des Katharinen-Archipels, und in Kamtschatka, wo von den Russischen Promüschleniken alljährlich viele tausend Seehunde und Seebären sowohl geschossen, als erschlagen werden. Daß sie gut getroffen seyn müssen, versteht sich von selbst, indem sie theils ein zähes Leben haben, theils ihre dicke Haut, und das aufliegende Fett einen Talisman der Kugelfestigkeit abgeben, und theils ihr Aufenthalt zur Nachsuche bei einem Anschuß unzugänglich ist. Doch sollen in Kanada angeschossene Seehunde von eigends dazu abgerichteten großen Hunden, 6 bis 7 Klafter tief aus dem Grunde hervorgeholt werden. Immerhin bleibt aber die Zahl der geschossenen Seehunde die geringste; ungeheuer

ist hingegen die Menge, die alljährlich im Norden von Europa, Asien und Amerika erschlagen, gefangen und harpunirt werden. Eine eigene Klasse von Aasjägern, die Spitzbergischen und Grönländischen Robbenschläger, suchen die Seehundshorden — Rudel darf man sie wohl nicht heißen — auf dem Eise und dem Strande auf, suchen sie von dem Meere abzuschneiden, und wekken sodann die harmlosen Schläfer sehr unsanft auf, um sie mit ihren, an dem untern Theil mit Eisen beschlagenen Keulen durch einen Schlag auf die empfindliche Schnauze in dem Todesschlaf zu versetzen. Auf solche Weise werden oft in einem Tage 2 bis 300 Stück erlegt. Fällt die Beute der Wallfischjäger nicht ergiebig aus, so nehmen auch diese an der Robbenjagd Antheil, und suchen vereint mit den Robbenschlägern ihre Thranfässer mit Seehundsspeck zu füllen, so daß die Seehunde auch durch die Harpune oder den Wurfpfeil erlegt werden. Außerdem wird ihnen auch auf Island, Grönland, an der Küste von Labrador, und auf den Aleutischen Inseln mit Pfeilen, Netzen und Gruben nachgestellt.

Der Mensch ist also des Seehunds ärgster Feind; denn von den Raubthieren würgt nur zuweilen der weiße Bär und der unersättliche Hai einen Seehund. Nicht bloß unsern nordischen Brüdern, sondern auch uns liefert dies Thier manche Artikel des Luxus und des Bedürfnisses. Der Weidmann hält eine Winterkappe, eine zierliche Jagdtasche, einen niedlichen Tabacks-Beutel, oder gute wasserdichte Jagdstiefeln von Seehundsfellen in hohen Ehren. Sehr häufig werden diese Felle zu Kofferüberzügen, Pferdedecken, Muffen, Handschuhen und anderem Geräthe verarbeitet. Wie vieler Robben-Thran wird bei uns für Wallfisch-Thran verbraucht, und wie oft war die Robbe für ausgehungerte Schiffbrüchige oder verschlagene Seefahrer die Rettung vom Hunger-Tode? — Betrachten wir die Oekonomie der Polarbewohner, der

Grönländer, der Labradorischen Eskimo's, der Aleuten und Kamtschadalen, deren ganze Existenz zum Theil an dieses Thier geknüpft ist, so muß man staunen über seine Nutzbarkeit. Ihnen giebt das Fleisch des Seekalbes, so wie auch der eingesalzene Speck ein so willkommenes schmackhaftes Gericht, als uns der Braten von einem Wildkalbe. Der Thran ist ihnen ein Labetrunk, und giebt überdies die Materie zur Beleuchtung und Erwärmung ab. Aus den Fellen verfertigen sie sich ihre ganze Kleidung, Riemerwerk, Teppiche, und die Ueberzüge zu ihren leichtgebauten Kanots, Baidaren, oder Kähnen, so wie zu ihren Hütten. Manche Eingeweidetheile werden zu Gefäßen für die Aufbewahrung von Flüssigkeiten, die Gedärme zu wasserdichten Regenkleidern und halbdurchsichtigen Fensterscheiben verarbeitet. Aus den Knochen werden die Nähnadeln, aus den Sehnen der Zwirn dazu genommen, und beide werden überdies zu allerlei anderem Geräth verwendet. Selbst die Bartborsten müssen, wie bei uns die Straußfedern, Putz abgeben, und werden nebenbei von den Seehundsjägern als Jagdtrophäen, wie die Steinbocksbärte von den Gemsen-Jägern in der Schweiz, getragen. Kurz, es bleibt kein Theil dieses Thieres ungenützt; und so befriedigt also ein unansehnliches Geschöpf alle Bedürfnisse dieser genügsamen Nordländer, die sich bei einem Ueberflusse von Seehunden überglücklich fühlen, während uns weichlichen Südbewohnern die Produkte aller vier Welttheile zu unseren wirklichen und erkünstelten Bedürfnissen kaum zureichen wollen.

### Der Seebär. (Phoca ursina.)

Ehemals glaubte man von allen Landthieren ähnliche Geschöpfe im Meere zu finden; daher benannten die frühern Seefahrer gewisse Seethiere nach den Landthieren, mit welchen sie die größte Aehnlichkeit zu haben schienen, und so entstanden die Benennungen: Seehund, Seebär,

Seelöwe, Seekuh ꝛc. Der Seebär ist, wie der Seehund, eine Robbe, und sollte daher wegen seiner wirklichen oder eingebildeten Aehnlichkeit mit dem gemeinen Bären, eigentlich Bärenrobbe heißen. Der Gestalt nach gleicht sein Körper dem des Seehundes; denn er ist ebenfalls nach hinten stark verdünnt; allein der Seebär ist viel größer: seine Länge erstreckt sich bis auf 8, und sein Umfang am Vordertheile auf 5 Fuß. Gewöhnlich wiegt ein solches Thier 800 Pfund. Die Schnauze ist der eines Mopshundes ähnlich, und, wie bei den übrigen Robben, mit Bartborsten besetzt; das rauchharige Fell sieht gemeiniglich schwarz oder aschgrau aus.

Diese Thiere bewohnen die Meeresgegenden sowohl gegen den Nord- als Südpol hin, aber auch in der Nähe des Aequators. Sie pflegen im Herbst die sehr kalten Gegenden zu verlassen, und nach wärmeren zu gehen. An manchen Küsten trifft man sie in so großer Menge, daß sie große Plätze ganz bedecken. Sie leben familienweise beisammen, und manche Familien bestehen aus 120 Stükken; denn es giebt Männchen, deren eins 40 bis 50 Weibchen hat. Was von der Plumpheit und Langsamkeit des Seehundes auf dem Lande, und von seiner Geschicklichkeit im Schwimmen gesagt ist, gilt auch vom Seebären. Auch diese schlafen gern auf den Klippen und an den Küsten. Hiebei hat man das sonderbare Schauspiel, daß sie öfters aufwachen, die Köpfe in die Höhe recken, sich einander bewunderungsvoll ansehen, auf einmal ein entsetzliches Gebrüll erheben, und sich dann wieder niederlegen.

Zur Zeit der Begattung, oder auch, wenn eins dem andern zu nahe kommt, fallen blutige Kriege unter den sonst plumpen und trägen Männchen vor. Wenn ein Paar streiten, fahren sie wüthend auf einander los, und jeder sucht die Herrschaft zu behalten. Die übrigen sehen dem Streit so lange zu, bis der eine überwunden ist.

Jetzt nehmen sie sich des Besiegten an, und scheinen gleichsam Friede stiften zu wollen; allein darüber werden mehrere uneins, und nun entsteht ein allgemeines Treffen, worin sie sich mit den starken Zähnen große Wunden reißen. — Sie beißen erstaunlich scharf. Ihre Nahrung kommt mit der des Seehundes überein. Das Weibchen bringt selten mehr, als 1 Junges, welches von der Mutter mit großer Sorgfalt bewahrt werden muß, wenn sie selbst vom Vater keine Züchtigung erleiden will. Dieser hegt zu den Kindern seiner verschiedenen Weibchen eine so große Liebe, daß er bei dem Verlust eines derselben in tiefe Traurigkeit versinkt, und sogar Thränen vergießt. Weinen sollen die Seebären auch, wenn ihnen Unrecht geschieht, und sie nicht im Stande sind, die Beleidigung zu rächen. Sie fürchten sich vor den Seelöwen, und fangen in ihrer Gegenwart nie Streit unter sich an, weil diese sich zum großen Nachtheil der Seebären, einmischen.

Den Thran dieser Thiere kann man eben so benutzen, wie von Seehunden; die Felle sind nicht sonderlich zu gebrauchen. Von jungen Thieren soll das Fleisch gut schmecken.

### Der Seelöwe. (Phoca cristata et jubata.)

Den Namen Seelöwe führen zwei Robben-Gattungen. Das eine ist der glatte, und das andere der gemähnte Seelöwe. Beide Thiere kommen an Gestalt dem Seehunde bei, und werden von verschiedener Größe, nemlich 15 bis 20, und mehrere Fuß lang angetroffen. Der glatte Seelöwe hat auf der Nase eine runzliche häutige Kappe, die er im Zorne aufblasen kann. Bei der andern Gattung hat das Männchen eine zottige Mähne im Nacken. Braun ist die gemeine Farbe beider Gattungen; es giebt aber auch gefleckte. Beide bewohnen sowohl die nördliche, als südliche Halbkugel, und sind gemein an den

Küsten von Neuseeland, Neugeorgien, den Falklandsinseln, um Grönland u. s. w. Das Meer ist ihr eigentlicher Aufenthalt, sie kommen aber auch häufig an's Land, und lagern sich daselbst heerdenweise. Obgleich ihr Gang schleppend ist, so bewegen sie sich dennoch schnell genug fort. Im Schwimmen sind sie sehr geschickt. Sie brummen wie Ochsen, und lassen bisweilen auch eine Art von Grunzen hören. Die gemähnten Seelöwen brüllen in der Wuth fürchterlich. Sie sind insonderheit große Feinde von den Seebären, mit denen sie nicht selten handgemein werden. Da die Seebären schwächer sind, so unterliegen sie im Kampfe. Auch unter sich streiten die Seelöwen, und zwar beide Gattungen nicht selten, und reißen sich mit ihrem furchtbaren Gebiß tiefe Wunden, so daß das Meer vom Blute gefärbt wird.

Beide sind sehr träge Thiere, welche meist den ganzen Tag an der Küste mit Schlafen zubringen. Des Abends begeben sie sich in's Meer, um ihrem Raube, Seehunden, Wasservögeln und Fischen nachzugehen. Das Weibchen des gemähnten Seelöwen bringt 1, das des glatten 2 Junge auf einmal. Von beiden ist das Fleisch thranig, denn beide führen eine erstaunliche Menge Thran, der wie vom Wallfisch benutzt wird.

## Die Otter. (Lutra.)

Oben und unten haben diese Thiere 6 Vorderzähne; an jeder Seite einen gekrümmten eckigen Seitenzahn, oben und unten 5 Backenzähne, die spitzig und zackig sind. Die Füße haben Zehen, die durch eine Schwimmhaut verbunden sind, und unbewegliche Krallen haben. Ueberhaupt unterscheiden die Lebensart, die Nahrung, welche aus Fischen besteht, besonders aber die Schwimmfüße, und eine Falte unter dem Geschlechtsgliede, die Arten dieser Gattung hinlänglich von den Thieren der vorhergehenden. Sie leben am Wasser, schwimmen auch unter demselben,

können aber nur kurze Zeit darin aushalten. Ihre Fährten werden wegen der Schwimmhaut zwischen den Zehen sehr merklich.

### Die Fischotter. (Lutra vulgaris.)

Sie hat einen Schwanz, der halb so lang, als der Körper ist. — Dies Thier, das sich in den nördlichen und gemäßigten Gegenden der ganzen Erde einzeln aufhält, wird in Thüringen nicht selten an den Flüssen und Teichen angetroffen, besonders an Waldflüssen, die ihren Lauf durch felsige Gegenden nehmen. Es gleicht der Gestalt nach einer Wasserratte. Seine ganze Größe beträgt 2 Fuß 8 Zoll, die des Schwanzes 1 Fuß 4 Zoll, und die Höhe 1 Fuß 2 Zoll. Der Kopf ist klein, breit und flach; die Schnauze breit und kurz; die Oeffnung des Mauls klein; die Lefzen sind dick, mit starken Muskeln, und bestimmt, das Maul beim Untertauchen fest zu verschließen, der untere Kinnbacken ist schmäler und kürzer, als der obere; die Nase stumpf, breit, nicht an die Spitze der Schnauze reichend, und das Gebiß dem Marder ähnlich. Der Mund ist mit 3 Zoll langen Borstenhaaren besetzt. Die Augen sind klein, braun, und nahe an die Ecken des Mundes gestellt, auch mit einzelnen Fühlhörnern versehen. Die Ohren sind kurz, rund, und stehen niedriger, als die Augen. Den Kopf trägt es niedergesenkt. Der Hals ist kurz, und so stark, daß er einen Theil des Kopfes auszumachen scheint, der Leib langgestreckt und dick, wie bei einem Dachs, und der Schwanz, welchen es schief nach sich zieht, ist am Leibe dick, und läuft allmählig spitziger aus. Die dicken kurzen Beine haben 5 scharfbewaffnete, mit einer Schwimmhaut eingefaßte, gleiche Zehen ohne Daumen.

Die Haare sind theils kurz, und so weich, wie Seide, theils lang und harsch. Sie sind im Grunde grau und weiß, und auf dem Oberleibe an den Spitzen kastanien-

oder dunkelbraun, an den Beinen lichtkaffeebraun, an dem Unterleibe, oder an der Kehle, Brust und Bauch bleiben sie gräulich. Im Winter ist die Farbe dunkler, als im Sommer, und im Alter gelblicher, und der Kopf grau. An der Nase und unter dem Kinn befinden sich noch überdies einige lichte Flecken. Außerdem stehen die Haare dicht, glänzen, nehmen nur bei Verwundungen, und bei dem Tode des Thieres Wasser an, und sitzen in einer Haut, die so fest ist, daß auch kein Hund, wenn er gleich das Fleisch und die Knochen des Thiers mit seinen Zähnen zermalmt hat, einen Riß in dieselbe zu beißen im Stande ist. Seine Elektrizität ist außerordentlich, und übertrifft fast den Balg der wilden Katze, daher auch die Jäger das Thier, wenn es des Nachts durch durch das Wasser schwimmt, an seinem leuchtenden Körper entdecken können.

Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch den schlanken Bau, und die hellere Farbe, hat 4 Brüste am Unterleibe, und unter dem Geschlechtsgliede eine Falte, welche die Gestalt eines Sacks hat.

Dieses Thier ist vor allen andern sehr menschenscheu, indem es schon in einer Entfernung von 1000 Schritten, wenn es Jemanden mit seinem scharfen Gesicht und Geruch bemerkt, mit der größten Schnelligkeit in seine Höle schlüpft; übrigens ist es wild, boshaft und listig, und kein Thier vertheidigt sich mit mehr Herzhaftigkeit, es hat aber auch keins einen schädlichern Biß, als die Fischotter. Sie kann auch außerhalb des Wassers schnell genug laufen. Sechszehn Jahre sind ihr höchstes Alter.

Ihre Wohnungen schlagen die Fischottern unter der Erde, an den Ufern der Flüsse, und zwar gern an Forellenbächen, in felsigen Gegenden auf. Sie graben sich ihre Hölen, (Bau, Burg) nicht selbst, sondern erweitern und bauen nur natürliche, vom Wasser ausgeschwemmte Löcher unter den Ufern oder unter den Wurzeln der

Bäume aus. Besonders halten sie sich gern unter den ausgemauerten Flußbetten auf. Diese Wohnung machen sie sich durch Wühlen und Abbeißen der Wurzeln, wo es nöthig ist, unter dem Wasser, nach der Oberfläche der Erde zu, um trocken liegen zu können, mit, oder ohne Luftloch bequem. Ein solcher Bau ist niemals über 4 bis 5 Fuß tief, und da sie sich bald in dieser, bald in jener Gegend aufhalten, je nachdem sie einen großen oder kleinen Vorrath von Fischen antreffen, so haben sie auch allenthalben Wohnungen, wo sie schlafen können. An Teichen wohnen sie selten, um nicht entdeckt zu werden, und in kleinen Gewässern halten sie sich nicht lange auf, weil sie diese bald ausgezehrt haben. Leben sie in Gegenden, wo es leere Dachs- und Fuchshöhlen giebt, so suchen und wählen sie dieselben zu ihrem Aufenthalte, und sollten sie 600 Schritte weit vom Wasser entfernt seyn. Der Ort ihres Aufenthalts riecht allezeit widrig, nach den Ueberbleibseln von Fischen, die sie nicht verzehren können.

Die Fischottern nähren sich von Fischen, Krebsen, Fröschen und Wassermäusen, und es ist ungewiß, ob sie im Nothfall auch Baumrinde und Gras fressen. Vielleicht fressen sie letzteres, wie mehrere Raubthiere, bloß aus Muthwillen, oder als Arznei-Mittel zur Reinigung ihres Magens, und um die mitverschluckten Gräten in dasselbe einzuwickeln, damit sie die Gedärme nicht verletzen. Sie schwimmen dem Strom oder Wind entgegen, und bleiben so lange unter Wasser, als ihr Odem dauert, worauf sie sich mit dem Kopfe wieder über's Wasser erheben, um neuen Odem zu schöpfen, und die Witterung von Menschen, und ihren Feinden, den Hunden, aufzufangen. Denn sie können nicht lange unter dem Wasser bleiben, da ihnen die eiförmige Höle der Amphibien zwischen den Herzkammern fehlt. Sie durchfischen wohl 3 Stunden weit von ihrer Wohnung einen Fluß strom-

aufwärts, und besuchen in dem Umfang einer Meile alle Flüsse und Teiche, indem sie den Zu- und Abflüssen nachgehen, und haben hier unter den Ufern im Nothfall ihre sicheren Schlupfwinkel. Einen Teich, sonderlich einen Satzteich, können sie in kurzer Zeit gänzlich ausleeren. Forellen und Krebse sind ihre liebste Speise. Daß die Krebse einen großen Feind an ihnen haben, sieht man an ihrem Unrath, der immer Krebsschalen enthält. Sie entledigen sich desselben außerhalb des Wassers, weil sich die Fische, durch den Geruch desselben gereizt, vor ihren Feinden verbergen würden, und er wird also von ihnen auf die, aus dem Wasser hervorragenden, Stöcke und Steine gelegt. Hier lauern sie auch oft den Fischen auf, und gleiten, wenn sie einen bemerken, so schnell, wie die Enten, in's Wasser. Sie können sich auf der Oberfläche des Wassers liegend erhalten, und steigen nur in die Tiefe, wenn sie ihren Raub gewahr werden. Sobald die Fische ihren Feind bemerken, fliehen sie sogleich unter das Ufer, oder unter einen Stein, wodurch sie eben diesen Raubthieren zur Beute werden; daher wissen die Ottern sie auch dazu zu nöthigen, indem sie mit ihrem dikken Schwanz etlichemal in's Wasser schlagen, so daß die Fische diese Zufluchtsörter suchen, und sich ihnen überliefern müssen. Die kleinen Fische verzehren sie im Wasser, mit herausgestrecktem Kopfe, ganz, die großen aber fassen sie mit ihrem scharfen Gebiß bei der Brust, und tragen sie auf's feste Land, fressen nur das Fleisch, und lassen den Kopf und Rückgrat liegen. Den Winter über suchen sie auf dem Eise die aufgeeisten Löcher auf, schwimmen unter denselben ihrer Nahrung nach, und wissen sehr gut das folgende Eisloch, wenn es nicht über 100 Schritt weit entfernt ist, oder dasjenige, wo sie hineingegangen sind, wieder zu treffen. Sie gehen an solche Orte, wo selten Menschen hinkommen, bei Tag und Nacht

auf den Fang aus, an andern Orten aber vorzüglich des Nachts beim Mondenschein.

Man fängt sie vorzüglich mit starken Tellereisen, welche man vor ihren Bau, oder an den Orten, wo sie aus- und einsteigen, entweder unter das Wasser, oder unter Schnee und Sand verbirgt, und an einer Kette befestigt, die an einen Baum gebunden, oder mit einem Gewichte von 50 bis 60 Pfund beschwert wird, und in's Wasser reicht, damit sie sich gleich, nachdem sie sich gefangen haben, in's Wasser stürzen und ersaufen, und die Eisen nicht beschädigen, oder sich losbeißen. In der letzten Absicht stellt man auch gern 2 Eisen neben einander, damit sie nemlich, wenn sie sich in dem einen fangen, und sich losbeißen wollen, darüber in das andere gerathen. Man kann die Eisen mit wilder Katzenmünze, Baldrianwurzel, Bibergeil u. dergl. (als Witterung) bestreichen. Außerdem bemächtigt man sich derselben noch mit einem, besonders dazu gestrickten sackförmigen Garn, das man in's Wasser legt. Man stellt dasselbe so auf, daß eine Person es an einer Leine hält. Die Otter wird alsdann durch einen Otterhund aus ihrem Bau oder aus dem Wasser hineingetrieben, und, wenn sie in den Sack kömmt, durch die Leine herausgezogen und todtgeschossen. Der Balg, der Sommer und Winter seine Güte behält, da sie sich nur im Herbste unmerklich hären, ist wegen seines schönen Glanzes, der lange dauert, und sich durch keine Witterung wegwischen läßt, ein sehr kostbares Rauchwerk. Die Kürschner machen Muffen, Strümpfe und Schuhe daraus, und verbrauchen ihn auch zu Mützengebrämen, und sonst zu vielerlei Verbrämungen. Die feinen Haare geben Hüthe, die für besser gehalten werden, als die Kastorhüthe. Aus den Schwanzhaaren werden Pinsel verfertigt. In Thüringen wird ein gewöhnlicher Balg mit 12 Thalern, und ein großer mit 16 Thalern vom Kürschner bezahlt. Die Bälge der

Fischottern, welche an kleinen Flüssen sich aufhalten, sollen einen großen Vorzug vor denjenigen haben, welche an großen Flüssen und Seen wohnen. Aus Virginien und Kanada kommen die besten, und heißen, wegen ihres schönen Glanzes, Spiegelottern.

### Der Nörz. (Lutra minor.)

Die gleichen Zehen sind rauh, und mit einer Schwimmhaut verbunden; der Mund ist weiß. — Dieses kleine Wasserthier, das in den nordöstlichen Theilen von Europa, vorzüglich in Polen, Finnland, Rußland, ostwärts in dem nördlichen Asien, und in den mittlern Provinzen von Nordamerika angetroffen wird, ist in Deutschland selten. Es hat fast die Größe und Gestalt eines Marders, ist aber kürzer, und stärker von Haaren. Die Länge des Körpers beträgt noch nicht 2 Fuß, und der Schwanz ist halb so lang.

Der Kopf ist oval platt, die Schnauze länglich. Die Vorderzähne sind, wie bei der vorigen Art; Backenzähne oben 4; unten 5 auf jeder Seite. Die Augen sind klein, länglichrund, schwarz; die Ohren rundlich; der Hals lang, und so dick, als der Kopf. Der Leib wird nach dem Ende zu immer dicker. Der Schwanz ist hinterwärts zugespitzt. Die Beine sind kurz, und die vordern länger, als die hintern. Die Schwimmfüße sind haarig und breit. Der Umfang des Mauls, das Kinn und die Spitze der Schnauze sind weiß; der Scheitel zuweilen mit weißen Haaren untermengt, sonst hellbraun; die Ohren schwarz; der übrige Leib im Grunde wollig und lichtbraun, mit längern dunkelbraunen oder schwärzlichen Haaren bedeckt; die Schwanzhaare viel länger und schwärzer, als die übrigen. Es giebt, wenn es gereizt wird, einen unerträglichen Gestank von sich.

Er wohnt, wie die Fischotter, an den Ufern der Gewässer, in selbst gemachten Löchern, oder hohlen Bäu-

men, und liebt besonders waldige Gegenden, wo das Wasser im Winter nicht gänzlich zufriert.

Er nährt sich von Fischen, Fröschen, Wasserkäfern, Schildkröteneiern, frißt die Krebse vorzüglich gern, und soll den Ratten sehr nachstellen. Auf den Teichen und Flüssen, und außer denselben soll er den Enten, Gänsen und Vögeln nachgehen, und sich sogar des Nachts in die Hühnerhäuser, wie der Iltis, schleichen, die Hühner todtbeißen, und ihnen bloß das Blut aussaugen. Er kann zahm, und zu einem Hausthiere gemacht werden. Man fängt ihn auch unter aufgestellten Fallbalken, an welche man Fische, Krebse, kleine Vögel oder Fleisch zur Aetze anmacht.

Die Feinheit des Balges ist ein wenig geringer, als die des Zobels, und er wird zu Gebrämen an Mützen, zu Aufschlägen, und zu Ueberzügen über Westen gebraucht. Er kömmt besonders aus Polen und Virginien, und das Zimmer kostet vierzig bis funfzig Thaler. Die Ratten sollen einen großen Feind an ihm haben. Er untergräbt die Wälle und Dämme der Flüsse. Er wird auch kleine Fischotter, Sumpfotter, kleine Sumpfotter, Nerz, Krebsotter, und um Göttingen, wo er einzeln an der Leine angetroffen wird, Steinhund, genannt.

### Die Seeotter, Meerotter. (Lutra marina.)

Die Seeotter findet man an der Küste von Kamtschatka, und sie bewohnt auch die Berings-Insel, die Aleuten und die Fuchsinsel. Im Ganzen aber ist sie bloß auf wenige Breitengrade eingeschränkt. Man kann sie eigentlich für kein Seethier halten; zwar geht sie ins Wasser, aber sie hält es darin nicht lange aus, sondern muß Luft schöpfen. Ihre meiste Zeit aber bringt sie am Ufer zu. Sie ist nicht so boshaft, als die Flußotter; sie kann gut schwimmen, und läuft auf dem Lande ziemlich hurtig. Ihre Nahrung besteht in Fischen, Krebsen,

und allerlei Conchylien. Das Gewicht der größten Seeottern beträgt 70 bis 80 Pfund.

Der Naturforscher Steller sagt, daß man die Seeotter bisweilen in Netzen fängt; wenn sie aber hinein gerathen ist, überfällt sie eine solche Angst, daß sie sich die Vorderfüße abbeißt. Auf der Beringsinsel lagen sie in ganzen Schaaren überall am Ufer, und fürchteten sich nicht vor dem Menschen, vielmehr versammelten sie sich um ihn, und verließen den Ort nicht eher, bis viele von ihnen erschlagen worden waren, wodurch sie dann erst die Gefahr kennen lernten, und sich durch die Flucht zu retten suchten. Sie spielen wie die Affen, und übertreffen an Munterkeit, Spielen und Laufen alle andere Amphibien. Das Thier läuft sehr schnell und listig, indem es bei seinem Laufe viele Umwege macht. Sieht es aber, daß es vom Meere abgeschnitten ist, und wird es gezwungen, stille zu stehen, so macht es einen krummen Rücken, sprudelt wie eine wilde Katze, und thut, als ob es auf seinen Feind losspringen wolle. Oft fielen sie auf einen einzigen Schlag, und stellten sich, als ob sie todt wären; sobald sie aber sahen, sagt Steller, daß wir mit andern zu thun hatten, so liefen sie schnell davon, daher wir sie für sehr schlau hielten. Bisweilen trieben wir sie zusammen, ohne die Absicht, ihnen schaden zu wollen, und griffen nach unsern Keulen, dann warfen sie sich schmeichelnd nieder, sahen sich nach allen Seiten um, und krochen langsam zwischen uns hin, wie die Hunde, sobald sie sich aber außer Gefahr sehen, nehmen sie mit starken Sätzen den Weg nach dem Meere zu. Wenn sie der Keule des Jägers entronnen sind, machen sie allerlei lustige Gebehrden, sehen ihn steif an, und halten den einen Fuß über den Kopf, als ob die Sonnenstrahlen ihnen beschwerlich fielen.

Das Weibchen trägt seine Jungen auf dem Lande sowohl, als auf dem Meere, im Munde; wenn sie aber

auf der See schlafen, so halten sie dieselben zwischen den Vorderbeinen, wie eine Mutter ihr Kind zu halten pflegt. Sie werfen sie auch in's Wasser, um sie schwimmen zu lehren, nehmen sie aber, wenn sie müde geworden sind, wieder auf, und küssen sie, wie es die Menschen thun. Wenn die Mutter am Lande schläft, so hält das Junge, das alsdann auf ihrer Brust, oder in ihren Armen liegt, während der Zeit Wache. Die Seeottern lieben ihre Jungen außerordentlich; man mag sie zu Lande oder zu Wasser verfolgen, sie werden nie anders, als in der äußersten Noth, wenn sie selbst in Lebensgefahr sind, ihre Jungen, die sie im Maule tragen, fallen lassen. Auf die Art werden sie oft erschlagen, ob sie schon hätten entkommen können.

Oft habe ich, erzählt Steller weiter, mit Vorsatz die Jungen weggenommen, und die Mutter nicht todt geschlagen. Dann wehklagten sie vor Betrübniß, wie ein Mensch, und folgten mir lange Zeit nach, als ich einmal mit zwei Jungen wegging. Sie riefen die Jungen mit einer Stimme zu sich, die dem Weinen kleiner Kinder glich. Ich setzte mich in den Schnee; sie kamen mir nun ganz nahe, und standen bereit, die Jungen zu nehmen, die auf dem Schnee lagen. Acht Tage nachher kam ich wieder an den Ort, wo ich die Jungen genommen hatte, und fand daselbst ein Weibchen, das aus großer Betrübniß nicht den Versuch machte, zu entfliehen, sondern sich willig tödten ließ. Als ich ihm das Fell abzog, war es in diesen acht Tagen so mager geworden, daß es nur sehr wenig Fleisch auf den Knochen hatte. Und dieser Fall ist mir öfters begegnet. Ein andermal sah ich von weitem eine Mutter mit ihrem Jungen schlafen, das etwa ein Jahr alt seyn mochte. Als mich die Mutter gewahr wurde, lief sie zu dem Jungen, weckte es, und gab ihm Zeichen, daß es die Flucht nehmen sollte; da es aber lieber schlafen, als fliehen wollte, so

nahm

nahm sie es zwischen die Vorderbeine, und wälzte es wie einen Stein ins Meer.

Da die Seeotter ein kostbares Fell hat, so stellt man ihr sehr nach. Je schwärzer die Farbe desselben ist, desto kostbarer ist es. In Deutschland bekommt man selten Seeotterfelle zu sehen. Die Russen und Engländer schicken sehr viele nach China, wo man sie sehr theuer bezahlt.

### Das Schnabelthier. (Ornithorhynchus paradoxus.)

Dieses höchst abentheuerliche Geschöpf, von welchem schon in der Einleitung die Rede war, zeichnet sich von allen uns bekannten Säugethieren durch die beispiellose Bildung seiner Kinnladen aus, die im Aeußern aufs vollkommenste einem breiten, platten Entenschnabel ähneln, auch eben so mit einer weichen, nervenreichen, zum Tasten bestimmten Haut überzogen, auch an den Seitenrändern gezähnelt sind. Beiderlei Füße sind mit einer Schwimmhaut versehen, die an der vordern noch vor den Krallen hervorragt, und sich mittelst derselben fächerartig zusammenfalten oder ausbreiten läßt. Noch hat man an keinem von beiden Geschlechtern eine Spur von Zitzen gefunden. Dieses Wunderthier lebt in einem Landsee des, an sonderbaren Formen seiner Geschöpfe so reichen, fünften Erdtheils, unweit Botanybai.

### Das arktische Wallroß. (Trichechus Rosmarus.) Fig. 17.

Dies ganze Geschlecht hält sich im Meere auf, lebt von Seegewächsen, und andern Seeprodukten, und frißt durchaus kein Fleisch. Ob nun gleich der gewöhnliche Aufenthalt dieses Geschöpfs das Meer ist, so giebt es doch einige Arten darunter, die vollkommen, sowohl in der See, als auf dem festen Lande leben können.

Das arktische Wallroß, das bisweilen 18 Fuß lang ist, und 10 bis 12 Fuß im Umfange hat, hält sich an

den Küsten der Magdalenen-Inseln in dem St. Lorenzbusen auf. Gewöhnlich sieht man diese Thiere in großen Schaaren auf dem Eise schwimmen, das sie zu ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte wählen. An ihrem obern Kinnbacken befinden sich zwei lange Zähne, die unterwärts gebogen sind; dieser bedienen sie sich, wenn sie auf die Eisinseln hinauf klettern wollen, indem sie sich damit in den Ritzen fest halten, und so den Körper nach ziehen. Auch scheinen sie damit die Muscheln, und jede andere Beute aus dem Sande und von den Felsen loszukratzen. Diese Zähne sind auch ihre Vertheidigungswaffen gegen den weißen Bär, sowohl auf dem Lande, als auf dem Eise, und gegen den Schwertfisch, und gegen verschiedene Arten von Haien im Meere.

Das arktische Wallroß sieht nicht hübsch aus; es hat einen kleinen Kopf, dicken Leib und kurze Beine. Es ist ein harmloses Geschöpf, so lange es nicht angegriffen, oder beleidigt wird; in solchen Fällen aber wird es wüthend, und äußerst rachsüchtig. Wird es auf dem Eise überfallen, so sorgen die Weibchen zuerst für ihre Jungen, welche sie in die See werfen, und sich ihnen nachstürzen; haben sie aber diese in Sicherheit gebracht, dann kehren sie voller Wuth zurück, um das angethane Unrecht zu rächen. Bisweilen packen sie mit ihren Zähnen die Boote an, um sie unterzutauchen, oder fahren in großer Anzahl darunter hinweg, um sie umzustürzen; zugleich bemerkt man alle Zeichen der Wuth an ihnen, sie brüllen fürchterlich, und knirschen mit den Zähnen. Sie zeigen eine große Anhänglichkeit gegen einander, und bieten alle ihre Kräfte auf, um ihre gefangenen Gefährten wieder zu befreien, ja sie achten sogar hierbei selbst ihr Leben nicht. Man hat gesehen, daß ein verwundetes Wallroß untergetaucht, plötzlich wieder empor gekommen ist, und eine Menge Anderer mitgebracht hat, die einen

gemeinschaftlichen Angriff auf das Boot thaten, von dem die Beleidigung herrührte.

Alle Jahre besuchen diese Thiere frühzeitig im Frühlinge die Magdaleninseln, die sich besonders für ihre Bedürfnisse zu schicken scheinen, weil sie eine Menge Schaalthiere enthalten, und ihnen einen bequemen Landungsplatz gewähren. Sogleich nach ihrer Ankunft kriechen sie die abhängigen Felsen an der Küste in großen Schaaren hinauf, und bleiben da oft mehrere Tage lang ohne Futter, wenn das Wetter schön ist; allein bei dem ersten Regen ziehen sie sich sogleich sehr eilig wieder nach dem Meere zurück. Kurze Zeit nach ihrer Ankunft holen sie ihre Jungen hervor. Diese lassen sie an's Ufer gehen, und spielen eine Zeit lang mit ihnen, bis sie kühner werden, denn beim ersten Landen sind sie außerordentlich schüchtern, so daß sie sich niemand zu nahe kommen lassen. In wenigen Wochen aber versammeln sie sich in großen Schaaren. Vormals, als die Amerikaner sie noch nicht störten, soll ihre Anzahl bei solchen Gelegenheiten sieben bis achttausend stark gewesen seyn.

Die Fischer passen die Gelegenheit ab, benutzen den Seewind, damit die Thiere sie nicht wittern, und suchen des Nachts mit Hülfe von Hunden diejenigen, die am weitesten vorgedrungen sind, von jenen zu trennen, die sich am nächsten beim Wasser befinden, und treiben sie nach verschiedenen Seiten hin. Dies ist aber ein höchst gefährliches Unternehmen, weil man sie unmöglich nach einer besondern Richtung hinjagen kann, und es oft sehr schwierig ist, ihnen auszuweichen; jedoch können sie in finstrer Nacht den Weg nach dem Wasser nicht finden, daher werden sie leicht irre geführt und getödtet; diejenigen, die sich zunächst am Ufer befinden, werden am ersten erlegt. Auf diese Art fängt man auf einmal funfzehn bis sechzehnhundert Stück; diesen zieht man alsdann die Haut ab, schneidet die Fettseiten weg, und siedet Oel

daraus. Die Haut schneidet man in zwei bis drei Zoll breite Streifen, und führt sie nach Amerika zu Wagenschienen, und nach England zu Leim aus.

Dieses Thier hält sich gemeiniglich um Spitzbergen auf dem Eise auf, ist unfläthig, wie der Seehund, und brüllt ganz gewaltig. Es schläft sowohl auf dem Eise, als im Meere so fest, daß man es für todt halten sollte. Tödtet man eines in der offenen See, und zieht es in die Schaluppe, so brüllen die andern wie Ochsen, und wenn man ihnen dieses Gebrülle nachmacht, so will jeder von der großen Schaar der Erste seyn, der unter tauchet, und da sie zu nahe an einander schwimmen, und keiner weichen will, so hauen sie sich mit einander so tüchtig herum, daß man die Zähne klappern hört. Jedoch rudern mehrere den Schaluppen nach, um die Gefangenen zu befreien; manchmal thun sie dies in solcher Menge, daß das Fahrzeug die Flucht ergreifen muß.

Bisweilen greifen sie kleine Fahrzeuge aus einer Art von Muthwillen an, und verbreiten nicht allein großes Schrecken unter den Leuten, sondern setzen sie auch großen Gefahren aus. Einst wurden einige Leute von den Schaluppen, die jährlich gen Norden fahren, um mit den Eskimo's Handel zu treiben, von einer großen Schaar solcher Thiere angegriffen, und ob man sich gleich noch so viel Mühe gab, um sie entfernt zu halten, so sprang doch Eines, das, obschon klein, doch verwegener, als die Andern war, auf das Hintertheil des Fahrzeuges hinan, und nachdem es sich hier niedergelassen, und die Leute eine Zeitlang angestaunt hatte, stürzte es sich wieder zu seinen Gefährten ins Wasser. In demselben Augenblicke kam wieder ein Anderes, und zwar von ungeheurer Größe, an dem Buge heran, und da man diese unwillkommenen Gäste auf keine Art abhalten konnte, so nahm der Bogenschütz ein Gewehr, das mit Schrot geladen war, hielt ihm die Mündung in den Rachen, und

schoß es todt; es sank sogleich nieder, und alle seine Gefährten folgten ihm nach. Die Leute eilten daher, um wieder zu ihren Schiffen zu kommen, und sie gelangten gerade zur rechten Zeit noch daselbst an, ehe die Wallrosse den zweiten Angriff machen konnten, der aller Wahrscheinlichkeit nach weit schlimmer ausgefallen seyn würde, da die Thiere über den Verlust ihres Gefährten äußerst aufgebracht zu seyn schienen.

Kook erzählt: „auf dem Eise lag eine erstaunliche Menge Wallrosse, und weil wir bis dahin diese Thiere für Seekühe gehalten hatten, die gut zu essen sind, so schickte ich, da es uns an frischen Lebensmitteln gebrach, die Boote beider Schiffe aus, um einige davon zu erlegen. Als nun unsere Boote des Abends mit neun Stück vermeinter Seekühe an Bord unsers Schiffes wieder zurück kamen, und mancher Matrose, der schon ein paar Tage vorher jedes Thier dieser Art, das er sah, gleichsam mit den Augen verzehrt hatte, endlich einen leckern Schmaus zu erhalten hoffte, traten ein Paar von unsern Leuten, die ehemals diese Thiere in Grönland gesehen hatten, mit der Nachricht hervor, daß es nicht Seekühe, sondern Wallrosse wären, die man dort niemals esse. Wie sehr fand sich nun jeder bei dieser Nachricht in seinen Erwartungen betrogen! Doch ließen wir uns durch nichts abhalten, so lange von diesen Meerungeheuern zu zehren, als ein Stück davon übrig war, und es gab Wenige am Bord, die nicht diese frische Speise unserm Pökelfleische vorgezogen hätten. Das Fett ist anfänglich süß, wie Mark; in wenigen Tagen aber wird es ranzig, wenn man es nicht einsalzt, wo es sich weit länger hält. Das magere Fleisch ist grob, schwarz, und von etwas wildem Geschmack; das Herz hingegen schmeckt beinahe so gut, als Ochsenherz. Das ausgeschmolzene Fett giebt ein reichliches Oel, das sehr gut in Lampen brennt. Die Zähne oder Hauer waren jetzt (im August),

bei Allen sehr klein, und selbst bei den ältesten und grösten nicht über 6 Zoll lang. Wir schlossen daraus, daß sie ihre alten Zähne erst kürzlich verloren haben müßten.

Diese Thiere liegen in Heerden von vielen Hunderten auf dem Eise, und drängen sich wie Schweine über einander. Sie brüllen sehr laut, und kündigten uns bei neblichtem Wetter, oder des Nachts, die Nähe des Eises an, ehe wir es noch sehen konnten. Nie fanden wir die ganze Heerde schlafend, sondern jederzeit hielten einige davon Wache. Näherte sich ihnen ein Boot, so weckten diese die zunächst bei ihnen schlafenden auf, und auf diese Art pflanzte sich nach und nach der Lärm weiter fort, bis in wenigen Augenblicken die ganze Heerde aufgewacht war. Deshalb aber eilten sie noch nicht, um wegzukommen, sondern warteten, bis man Feuer auf sie gegeben hatte, alsdann stürzten sie sich in der äußersten Unordnung über einander ins Meer. Diejenigen, die nicht auf den ersten Schuß todt niederfielen, gingen mehrentheils für uns verloren, wenn wir sie nicht tödtlich verwundet hatten. Uebrigens kamen uns diese Thiere nicht so gefährlich vor, als sie einige Schriftsteller geschildert haben; ja dies waren sie nicht einmal, wenn man sie angriff, und die Gefahr war mehr scheinbar, als wirklich. Oft folgten sie unsern Booten in großen Scharen nach, und kamen dicht an dieselben heran. Allein man durfte nur etwas Pulver von der Pfanne abbrennen lassen, oder auch nur die Flinte gegen sie richten, so tauchten sie augenblicklich unter.

Das Weibchen vertheidigt sowohl im Wasser, als auf dem Eise sein Junges bis auf das äußerste, und setzt selbst sein eigenes Leben daran. Das Junge aber verläßt auch seine Mutter nicht, ob diese schon todt ist; so, daß wenn man das Eine getödtet hat, das Andere eine sichere Beute ist. Im Wasser hält die Mutter ihr Junges zwischen den Vorderflossen.

Die Wallroſſe, ſagt Egede in ſeiner Beſchreibung von Grönland, leben in beſtändigem Kriege mit den Bären, denen ſie mit ihren großen und ſtarken Zähnen viel zu ſchaffen machen. Oefters tragen ſie den Sieg davon; wenigſtens kämpfen ſie ſo lange, bis ſie todt niederſtürzen.

Treffen die Grönländer eine Heerde Wallroſſe auf dem Eiſe an, ſo nähern ſie ſich ihnen in den Booten, und werfen mit Harpunen nach ihnen, wo die beunruhigten Thiere ſich über Hals über Kopf von den ſteilen Abhängen des Eiſes in's Meer ſtürzen. Dieſe Gelegenheit benutzt man, um ſie zu tödten, weil die Thiere allemal ihre Haut ausdehnen, um ſich mit deſto größerer Sicherheit und Leichtigkeit hinab zu rollen, alsdann werden ſie leichter erlegt, als wenn ſie am Ufer ruhen, wo ihre Haut ſchlaff iſt.

Man hat oft bemerkt, daß ſie, wenn ſie auf dem Waſſer ſpielen, Seevögel erhaſchen, dieſe mit ihren langen Zähnen mit ſich unter die Waſſerfläche hinabziehen, und ſie nach einiger Zeit wieder in die Höhe werfen; indeſſen leben ſie bloß von Seegewächſen und Schaalthieren, und freſſen niemals Vögel.

Die Wallroßzähne, wovon Einer zehn bis dreißig Pfund wiegt, braucht man als geringere Arten von Elfenbein; die Thiere aber erlegt man hauptſächlich um ihres Oels willen. Ein Wallroß ſoll oft 1500 bis 2000 Pfund wiegen, und eine bis zwei Tonnen Oel geben.

### Der Manati von Kamtſchatka. (Trichechus borealis.)

Der Wallfiſchſchwänzige Manati lebt beſtändig im Waſſer, und hält ſich in dem Meere zwiſchen Amerika und Kamtſchatka auf. Niemals läßt er ſich an den Küſten von Kamtſchatka ſehen, außer wenn er durch Sturm dahin verſchlagen worden iſt.

Man trifft dieſe Thiere allemal in Heerden beiſam-

men an; die Alten machen den Nachtrapp aus, und treiben die Jungen vor sich her. Einige gehen an den Seiten, und dienen zum Schutz. Zur Zeit der Fluth nähern sie sich den Ufern, und sind so zahm, daß sie sich anfassen lassen. Sie leben in Familien nahe bei einander; jede Familie besteht aus einem Männchen und einem Weibchen, einem halberwachsenen und einem ganz jungen. Diese Familien vereinigen sich oft in solcher Menge, daß sie ganze Heerden ausmachen.

Ihr Karakter ist friedfertig und harmlos, und sie zeigen die größte Anhänglichkeit gegen einander. Wird Eines geharpunet, so bietet die ganze Heerde alle ihre Kräfte auf, um es wieder frei zu machen; Einige suchen das Fahrzeug umzustürzen, indem sie darunter hinfahren; Andere stürzen über das Seil her, an dem sich der Angelhaken befindet, und drücken es nieder, um es zu zerreißen; und noch Andere strengen alle ihre Kräfte an, um den Haken aus dem Leibe ihres verwundeten Gefährten zu ziehen.

Was ihre eheliche Zärtlichkeit anbetrifft, wenn man es so nennen kann, so sind sie darin höchst exemplarisch; als ein Männchen alles gethan hatte, um sein Weibchen, das geharpunet worden war, wieder frei zu machen, folgte es ihm bis an den äußersten Rand des Wassers nach, und ob man gleich nach ihm schlug, so konnte man es doch nicht wegbringen. So lange das gestorbene Weibchen im Wasser blieb, leistete es ihm Beistand; ja selbst, als man es schon seit drei Tagen ans Ufer gebracht, es zerschnitten und weggeschafft hatte, sah man das Männchen doch immer noch auf die Rückkunft seiner Gefährtinn warten.

Man fängt diese Thiere mit großen Harpunen, die man an langen Seilen befestigt. Derjenige unter den Jägern im Boote, welcher die meiste Stärke besitzt, wirft die Harpune nach dem nächsten Thiere; ist dies geschе-

hen, so fassen zwanzig bis dreißig Personen am Ufer das Seil an, und bringen das Thier, jedoch mit der größten Mühe, an's Ufer. Das arme Geschöpf widersetzt sich mit aller Gewalt, und seine Gefährten leisten ihm hierin getreulich Beistand. Es klammert sich mit den Beinen so fest an die Felsen an, daß es die Haut daran sitzen läßt, und oft sieht man große Stücke derselben herumfliegen, ehe man es an's Land bringt.

Sie sind sehr groß; es giebt solche, die acht und zwanzig Fuß lang, und achttausend Pfund schwer sind.

Diese Thiere sind außerordentlich gefräßig; sie nähren sich von verschiedenen Arten von Gewächsen, die in der See wachsen, und die an's Ufer getrieben werden. Wenn sie sich voll gefressen haben, so legen sie sich auf den Rücken, und schlafen ein. Während sie fressen, sind sie so auf ihr Futter erpicht, daß man unter sie gehen, und sich das Beste unter ihnen auswählen kann. Ihr Rücken und ihre Seiten befinden sich gewöhnlich außerhalb des Wassers.

Das Fleisch ist gröber, als Rindfleisch, es schmeckt aber sehr gut. Selbst im Sommer kann es mehrere Tage an der Sonne hängen, ohne stinkend zu werden. Wenn man es einsalzt, so giebt es eine gute Speise. Das Fett übertrifft an Güte das Fett aller andern säugenden Seethiere, und man kann ohne Eckel ein ganzes Glas davon austrinken.

### Der rundschwänzige Manati oder die Seekuh.
(Trichechus Manatus.)

Der rundschwänzige Manati ist ungefähr sechs Fuß lang, und hat drei bis vier Fuß, ja bisweilen noch weit mehr im Umfange. Man findet ihn in den Flüssen von Afrika, vom Senegal an bis zum Kap der guten Hoffnung; besonders häufig aber ist er auf Einigen der Ostküsten von Südamerika. In dem Amazonen-Flusse trifft

man ihn oft tausend Stunden von dessen Mündung an. Er scheint das süße oder bloß etwas salzige Wasser weit mehr, als die See zu lieben.

Wenn diese Thiere lustig sind, so sieht man sie bisweilen sehr hoch aus dem Wasser empor springen; sie halten sich in seichtem Wasser in der Nähe von niedrig gelegenen Ländern, und an solchen Stellen auf, wo es keine Wogen giebt, und wo die Fluth sanft dahinströmt. Seepflanzen scheinen ihre Hauptnahrung auszumachen. Man fängt sie mit Harpunen. Die Indianer nehmen kleine Fahrzeuge, und segeln ganz still auf ihren Fang aus, weil das Thier ein sehr gutes Gehör hat. Sie nehmen eine Harpune mit, die sie an einem starken, mehrere Klaftern langen Seile fest machen. Ist der Manati getroffen, so schwimmt er mit dem tödtlichen Instrumente in seinem Körper fort, und wenn er von Schmerzen gefoltert und von Kräften erschöpft ist, kommt er wieder auf die Oberfläche, und wird gefangen.

Die zärtliche Liebe, welche die Mutter gegen ihr Junges hegt, ist bei diesem Thiere eben so auffallend, als bei dem vorigen. Befindet sich ein Junges bei der Mutter, wenn diese verwundet wird, so vergißt sie ihre eigenen Leiden, sorgt bloß für jenes, und nimmt es, wenn es nicht allzugroß ist, zwischen die Flossen oder Beine, damit es nicht dasselbe Schicksal haben soll, was sie betroffen hat. Aber wie grausam vergelten ihr die Menschen ihre mütterliche Zärtlichkeit! Man sieht das Junge, das seine Mutter selbst in der größten Gefahr nicht verläßt, als eine eben so sichere Beute an. — Man erzählt, daß diese Art von Manati von den Eingebornen Amerika's oft gezähmt werde, und daß sie einen Wohlgefallen an der Musik finde. Ein Statthalter von Nicaragua soll einen solchen Manati 26 Jahre lang bei seinem Hause gehabt haben. Man fütterte ihn gewöhnlich mit Brot, und den Ueberresten von Speisen, und gab

ihm so oft zu fressen, als den Fischen in ihren Behältern. Er wurde so zahm und gelehrig, daß er hierin fast demjenigen glich, was die Alten von ihrem Delphin erzählen. Das Hausgesinde nannte ihn Matto, und wenn Eines davon zur bestimmten Stunde hinging, um ihn zu füttern, und ihn beim Namen rief, so kam er sogleich an's Ufer, nahm ihm das Futter aus den Händen, und — was sonst gar nicht mit der Lebensart dieser Thiere übereinstimmen soll — kroch sogar nach dem Hause, um sein Futter in Empfang zu nehmen. Hier spielte er mit den Bedienten und den Kindern, und der Schriftsteller Pearsons, der diese Nachricht mittheilt, erzählt sogar, daß er gehört habe, daß er Leute auf dem Rücken über den See trage.

Nach der Erzählung der Spanier belastet man diese Manatis wie die Kameele, und sie sollen ihre Last geduldig bis an's andere Ufer tragen.

Das Fleisch und Fett von diesen Thieren sieht sehr weiß aus, schmeckt angenehm, und ist heilsam.

## Der Seeaffe Manati.

Steller sah dieses Thier an der Küste von Amerika: es war außerordentlich lustig, und machte eine Menge närrischer Streiche. Bald schwamm es auf dieser, bald auf jener Seite des Schiffes, und staunte es mit großer Verwunderung an. Oft stand es eine ziemliche Zeit aufrecht, wobei sich ein Drittheil seines Körpers außerhalb des Wassers befand; dann schoß es pfeilschnell unter dem Schiffe weg, und kam auf der andern Seite zum Vorscheine, und dies that es wohl dreißigmal hinter einander. Oft hob es sich, mit einer Seepflanze im Munde, in die Höhe, fing sie wieder auf, und nahm tausenderlei närrische Dinge damit vor.

## IX. Cetacea.

### Der Wallfisch. (Balaena Mysticetus.)

Wenn man alle diejenigen Thiere zur ersten Klasse rechnet, welche rothes, warmes Blut haben, lebendige Junge gebären, und sie an der Brust säugen, so muß man nothwendig auch die Wallfischgattungen, und andere fischähnliche Säugethiere darin aufnehmen, welchen alle jene Kennzeichen ebenfalls zukommen. Sie haben mit den Fischen nur die äußere Gestalt gemein, in Ansehung ihres innern Körperbaues sind sie den Landthieren gleich. Auch finden sich bei ihnen eigentliches Fleisch und wahre Knochen, da hingegen die eigentlichen Fische nur Knorpel und Gräten, und eine ganz verschiedene Art von Fleisch haben. Die Haut der säugenden Seethiere ist glatt, ohne Schuppen, und nur bei einigen hin und wieder mit Haaren besetzt. Den Schwanz tragen sie, wie der Biber und die Robben, mit der breiten Seite gegen die Fläche des Wassers gekehrt; Merkmale, die sie von den Fischen hinlänglich unterscheiden, und ihnen einen Platz zwischen diesen und den Land-Thieren anweisen.

Den deutschen Namen Wallfisch leitet man von dem fremden Worte Balåna her, womit man dieses Thiergeschlecht bezeichnet hat. Es kömmt auch noch in einigen andern Zusammensetzungen vor, z. B. Wallroß und Narwall.

Die Gattungskennzeichen der Wallfische sind: Mangel der Zähne; statt derselben im Oberkiefer hornartige Platten mit einem scharfen Rande.

Der gemeine (Grönländische) Wallfisch hat keine Finne auf dem Rücken, und ist das größte aller bekannten Thiere. Ehemals erreichte er eine Länge von 120 Fuß und drüber. Jetzt läßt man ihn selten zu einem solchen Wachsthum kommen, und man sieht sie nur noch 60 bis 70 Fuß lang. In der Mitte sind sie 40

bis 50 Fuß dick. Das Gewicht eines von der größten Art schätzt man auf 100,000 Pfund. Die Flossen an der Brust haben inwendig 5 gegliederte Finger, und ordentliche Arm- und Handknochen. Sie sind 10 bis 12 Schuh lang, und ziemlich eben so breit. Der Kopf macht fast den dritten Theil des Körpers aus. Die Augen dieses Ungeheuers sind kaum noch einmal so groß, als Ochsenaugen; sie sind mit beweglichen Augenliedern, Wimpern und Augenbraunen versehen. Mitten auf dem Kopfe befinden sich 2 Luftröhren, jede ungefähr anderthalb Fuß breit, die ihm, wie die Nase, zum Athemholen dienen. Aus denselben bläset er das Wasser sehr hoch in die Luft, mit gewaltigem Brausen, welches eine Meile weit gehört wird. Da die Wallfische in Gesellschaft, oftmals zu Hunderten, beisammen schwimmen, so geben diese Wassersäulen von fern einen unbeschreiblich majestätischen Anblick. Aeußere Ohren fehlen ihm, aber nicht die Gehörwerkzeuge, welche inwendig von derselben Einrichtung sind, wie bei den Landthieren. Er soll auch eine Stimme von sich geben können, dreimal stärker, als das Brüllen des Löwen. Die Zunge ist ein dickes Stück Speck, etliche 1000 Pfund schwer, und giebt zuweilen 10 bis 20 Tonnen Thran; sie liegt unten im Maule unbeweglich fest. Der Rachen ist so groß, daß man, wenn das Thier getödtet ist, mit einem Kahne hineinfährt, und 6 bis 8 Mann darin ungehindert hantieren. Die Kehle hingegen ist so eng, daß eine starke Faust nur so eben durchkommen kann. Die hornartigen, mit Haaren besetzten Platten im Oberkiefer heißen Barden, oder Barten; sie geben das bekannte Fischbein. Man zählt 700 solcher Barten bei einem solchen Wallfische. Auf jeder Seite sitzen 350 Stück, aber nicht nach der Länge des Kopfs, sondern in der Quere. Von diesen 700 kann man nur etwa 500 gebrauchen, welche die erforderliche Länge haben. Die mittelsten, als die längsten, sind 10

bis 15 Fuß lang. Von einem großen Wallfische wiegen die Barten gegen 1000 Pfund. In der untern Kinnlade befinden sich 2 große Knochen, wovon folglich auch kein Fischbein genommen wird.

Die Lebensart dieser Thiere kennt man wenig. Sie halten sich eigentlich um den Nordpol, besonders um Grönland und Spitzbergen herum, auf, außerdem aber auch in südlichen Gegenden im Atlantischen Ozean und im stillen Meere, wo sie von einigen Völkern angebetet werden. Um der Nahrung willen treten sie auch in der Nordsee aus. Sie können wegen der engen Kehle nur kleine Würmer und Insekten verschlingen. Die Haare an den Barten dienen dazu, daß das kleine Gewürme daran hängen bleibt. Ihr Auswurf ist zinnoberroth; man kann damit, obgleich nicht dauerhaft, Leinwand färben. Auf ihren Zügen werden sie häufig von den Sägefischen verfolgt, welche durch wiederholte Anfälle sie zu tödten im Stande sind. Die Wallfische können sich nicht anders wehren, als mit dem Schwanze, worin sie aber auch eine solche Stärke haben, daß sie mit einem Schlage ein ziemliches Fahrzeug zerschmettern. Sie haben Zeugungstheile, wie die Landthiere, und begatten sich auch, wie diese. Das Weibchen soll 10 Monate tragen, und gebiert im Frühjahr 1 Junges, welches gegen 20 Schuhe lang ist. — Sie säuget es etliche Jahre an ihren 2 Brüsten. Das Junge sieht grau marmorirt aus, die Farbe der Alten aber ist gemeiniglich oben schwarz, am Bauche weiß. Einige sehen jedoch weißlich oder gelblich aus. Auch ist die Haut oft mit Seegewächsen, Korallen, Muscheln u. dergl. besetzt.

Die Nordländer nutzen von dem Wallfische weit mehr, als die Europäer, die nur den Speck und die Barten von ihnen nehmen. Der Wallfischfang der Europäer ist sehr mühsam und kostbar, und bringt jetzt, da diese

Thiere seltener werden, wenig Gewinn. Diejenigen, welche darauf ausgehen, müssen sich oft durch große Eisfelder den Weg mit Aexten bahnen, und, außer vielen andern Gefahren, auch noch die grimmigste Kälte ausstehen. Ein neues Schiff zu diesem Gebrauche kostet etliche 20,000 Gulden, die Ausrüstung desselben, nebst den übrigen dabei vorfallenden Kosten rechnet man ungefähr auf die Hälfte dieser Summe. Nun kann man den Werth eines Wallfisches, wie ihn die Europäer benutzen, auf's allerhöchste zu 12= bis 1500 Thalern anschlagen; folglich würden erst 4 derselben den Unternehmer schadlos halten, und jetzt preiset sich ein Schiff glücklich, wenn es 3 gefangen hat! Aber freilich fällt die Rechnung etwas vortheilhafter bei den folgenden Fahrten aus, wo nicht alles wieder neu angeschafft werden darf.

Die Schiffe, welche nach Grönland geschickt werden, laufen im April aus, die aber nach der Straße Davis gehen schon im März. Sie heißen Grönlandsfahrer. Im Mai und Junius ist der beste Fang, da sieht man in der Gegend von Spitzbergen oftmals über 300 Schiffe von allerlei Nationen beisammen, die in diesen beiden Monaten wohl ein paar 1000 Wallfische fangen. Man erblickt dort um die Zeit eine solche Menge dieser Thiere, daß man, wegen der vielen Wasserstrahlen aus ihren Blaselöchern, eine Stadt mit rauchenden Schornsteinen zu sehen glaubt.

Der Fang selbst geschieht mit Harpunen, d. i. mit Pfeilen, die 2 starke Widerhaken haben, und an einem hölzernen Stiele befestigt sind. Von diesen Harpunen, die an einem über 100 Klafter langen Strick befestigt sind, wirft man nach und nach so viele auf das Thier, bis es sich verblutet, und matt wird. Sodann tödtet man es vollends mit Lanzen. Sobald es todt ist, schwimmt es mit dem Bauche oben. Einige Matrosen, die unter ihren Schuhen spitzige Eisen haben, steigen auf dasselbe

herab, und zerlegen es. Der Speck sitzt, wie bei dem Schweine, zwischen der Haut und dem Fleische. Bei einem großen Wallfische ist er eine halbe, und an manchen Stellen dreiviertel Ellen dick. Von einem solchen bekömmt man nahe an 100 Tonnen Thran. Jetzt rechnet man gewöhnlich nur auf 2 oder 3 Wallfische 100 Tonnen Speck; diese geben 130 Quärtel Thran. Ein Quärtel hält 6 Anker, oder $1\frac{1}{2}$ Ohm, und kostet etliche 30 Gulden.

Die Bewohner jener Länder haben noch verschiedene andere Methoden, ihn zu fangen, und wissen alles davon zu gebrauchen. Viele essen das Fleisch, welches mager, roth, und noch zäher, als altes Kuhfleisch ist. Aus der über 1 Zoll dicken Haut machen sie sich Schuhe und Stiefeln; aus den Därmen Hemden; aus den Sehnen Fäden zum Nähen, Stricke u. s. w.

Der Nordkaper (Orca), eine andere Art dieser Gattung, wird ziemlich eben so groß, wie der Grönländische Wallfisch, hat aber einen runderhabenen Kopf, und eine plötzlich verdünnte Schnauze. Auf dem Rücken befindet sich eine Fettflosse, und an dem Bauche sind verschiedene Runzeln. Er nähret sich hauptsächlich von Häringen, und die Fischer halten seine Erscheinung für ein gutes Zeichen, und glauben, daß er ihnen einen guten Häringsfang verkündige. Sein Aufenthalt ist im Meere bei Grönland. Man fing einst einen, der 78 Fuß lang, und 35 Fuß dick war; sein Rachen glich einem gleichseitigen Dreiecke, und war so groß, daß ein kleines Fahrzeug mit der Fluth hineinfahren, und 14 Menschen darin stehen konnten. — An Thran giebt dieser Nordkaper lange nicht so viel, wie der Grönländische Wallfisch. Er ist überhaupt nicht sonderlich nutzbar. —

Der Finnfisch (physalus) hat den Namen von der Rückenflosse oder Finne, welche sein Artmerkmal ist. Es giebt aber mehr als eine Art von Finnfischen, wovon

dieser

dieser hier an Länge beinahe dem Wallfische gleich kömmt; doch ist er schmaler. Seine Barten sind schlecht, und fast nicht zu gebrauchen, auch giebt er wenig Speck. Den Fahrzeugen wird er durch das gewaltige Toben und Schlagen mit dem Schwanze gefährlicher, als der Wallfisch selbst.

## Der Kaschelot. (Physeter.)

Diese Gattung unterscheidet sich von der vorigen dadurch, daß sie im Unterkiefer Zähne hat, welche in die Vertiefungen des Oberkiefers passen.

Die merkwürdigste Art desselben ist der Pottfisch (macrocephalus) dessen Luftröhre (das Blaseloch) vor den Augen, vorn auf der Nase liegt, und der keine Rükkenfinne hat. Sein Körper wird über 60 Fuß lang, und 30 Fuß dick. Von seinem unförmlich großen Kopfe, der fast die Hälfte des übrigen Körpers beträgt, hat man ihm den Namen Pottfisch beigelegt. Das verhältnißmäßig kleine Maul ist mit starken Zähnen bewaffnet, der Schlund hat eine ungeheure Weite, so daß dies Thier 6 Ellen lange Haifische verschlingen kann. Er wird vorzüglich des Wallraths wegen gesucht, welcher in gewissen Behältnissen des Kopfs, als ein milchweißes Oel sich befindet. Der Wallrath ist nicht das Gehirn selbst, sondern eine eigene fette Materie, die das Gehirn umgiebt. Man bekömmt von einem großen Pottfische etliche 20 Tonnen Wallrath, der gleich mit Salz und Wasser gereinigt und durchgeseihet wird. An der Luft erhärtet diese flüssige Materie zu einem halbdurchsichtigen Talge. Er dient theils in der Medizin, theils zu Lichtern. Auch giebt der Pottfisch 20 bis 30 Tonnen Thran, aus welchen, wiewohl nicht mit Vortheil, ebenfalls Wallrath bereitet werden kann. In den Eingeweiden dieses merkwürdigen Thieres findet sich zuwei-

len der kostbare graue Ambra. Sein vornehmster Aufenthalt sind die südlichen Weltmeere.

Der Mastfisch (tursio) hat das Blaseloch auf der Stirn, und seine Rückenflosse ähnelt einem aufrechtstehenden Mastbaume. An Größe steht er dem Pottfische nicht nach, aber an Nutzbarkeit, denn man kann nur den Speck von ihm gebrauchen. Er lebt im nördlichen Ozean.

### Der Narwal. (Monodon nahrwal.)

Dies merkwürdige Landthier lebt meist im nördlichen Atlantischen Ozean. Zwei lange, aus der obern Kinnlade durch die Oberlippe gerade hervorstehende Zähne zeichnen diese Art, welche zugleich die einzige ihrer Gattung ist, vor andern aus. Sie sollen bei einigen wohl 18 Fuß lang seyn. Gewöhnlich zerbrechen sie einen davon, entweder im Streit, oder sonst durch Zufall. Da man nun die meisten nur mit Einem solchen Zahne fand, so gab man ihnen den nicht passenden Namen Einhornfisch. Auch hielt man den Zahn — den man längst kannte, ehe man wußte, welchem Geschöpfe er zugehörte — für das Horn des fabelhaften Einhorns, welches Jemand vor nicht langer Zeit auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung im Ernst gefunden zu haben behauptet. Allein der Bericht gründet sich bloß auf die Aussage eines Hottentotten, der es gesehen haben will. —

Der Narwal wird 20 bis 60 Fuß lang. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts kam ein solches Thier mit der Fluth bis nach Hamburg, wo es nach Ablauf derselben auf dem Strande liegen blieb.

Die Zähne dieses Thiers sind an der Wurzel inwendig hohl, und haben auf der Oberfläche das Ansehen, als wären sie schraubenförmig gewunden; bisweilen findet man sie aber auch ganz glatt. Ehemals schrieb man

ihnen geheime Kräfte zu, und bezahlte einen solchen Zahn wohl mit 1000 Thaler; man verarbeitet denselben wie Elfenbein zu allerlei Kunstsachen. An einigen Orten kömmt er doch in die Apotheken, und wird wie Hirschhorn zubereitet. Der Narwal giebt nur wenig Thran, der aber besser ist, als der von den Grönländischen Wallfischen.

### Der Delphin. (Delphinus.)

Die Gattung der Delphine hat in beiden Kinnladen gleich starke Zähne; beide Spritzlöcher haben nur eine gemeinschaftliche sichelförmige Oeffnung. Arten derselben sind:

Das Meerschwein oder der Braunfisch. (D. phocaena) mit fast kegelförmigem Körper, einer Schnauze, die einem stumpfen Rüssel ähnelt — daher der deutsche Name — und mit einer dicken Flosse auf dem breiten Rücken. Er wird nur etwa 8 Fuß lang, schwimmt außerordentlich schnell, und begleitet in großer Anzahl die Schiffe, um aufzufangen, was herausgeworfen wird. Man sieht seine häufige Erscheinung zugleich als Vorboten des Sturms an. Das Fleisch desselben wird gegessen.

Der Delphin (Tümmler.) (D. delphis). Sein Körper ist walzenförmig, der Kopf läuft spitzig zu; über der Schnauze sieht man eine breite Binde. Im Mittelländischen Meere ist er sehr häufig. Ungefähr so groß wie das Meerschwein; auch in der Lebensart diesem ähnlich.

Der Butzkopf oder Nordkaper. (D. orca) hat eine 3 Fuß lange Rückenfinne, und fast kegelförmige abgestumpfte Zähne. Er wird zuweilen über 20 Fuß lang, und halb so breit. Durch einen Schwung mit dem Schwanze treibt er die Häringe in Einem Winkel zusammen, und verschlingt sie dann zu Tausenden.

Man gewinnt guten Thran von ihm; auch soll sein Fleisch eßbar seyn. Der nördliche Ozean ist sein Aufenthalt; selten kömmt er an die Deutschen Küsten der Nord- und Ostsee.

Noch eine Gattung: der Schwert- oder Sägedelphin (D. serra), der sich durch seine schwertförmige Rückenfinne unterscheidet, ist darum zu merken, weil sie oft mit einer ganz andern, aus einer Fischgattung, dem Schwertfische, verwechselt wird.

# Vögel.

## Von den Vögeln überhaupt.

Ornithologie (aus dem Griechischen) ist derjenige Theil der Naturgeschichte, welcher sich mit den Vögeln beschäftigt. Die Vögel machen die zweite der sechs Klassen aus, in welche man das sogenannte Thierreich einzutheilen pflegt. Ihre Unterscheidungs-Zeichen bestehen darin, daß sie 2 Beine und 2 Flügel, und Federn haben, welche zuweilen den Haaren sehr ähnlich sind. Der Rumpf gleicht einem Kahn, indem diese Gestalt am geschicktesten ist, die Verrichtung des Fliegens zu befördern. Statt des Mundes findet sich bei den Vögeln ein Schnabel von einer hornartigen Substanz. Der Uebergang aus dem Vogelgeschlechte zu den benachbarten Klassen ist schärfer und abgebrochener, als bei andern Klassen von Naturgegenständen, in welchen die Uebergänge oft ganz unmerklich sind, und die äußersten Unterarten verschiedener Klassen sich so sehr ähnlich sind. Der Strauß nähert sich durch seine hornähnlichen Federn den Säugethieren, die Pinguine durch ihre Bildung und Lebensart den Amphibien; allein der Abstand ist doch größer und auffallender, als bei ähnlicher Zusammengrenzung anderer Klassen. Betrachtet man das Aeußere des Körpers der Vögel, so bemerkt man zuerst, in Hinsicht des Kopfes, daß derselbe meistentheils im Verhält-

niß zum übrigen Körper weit kleiner ist, als bei den Fischen, Insekten, Würmern, Amphibien und Säugethieren, und nur die Eulen machen hiervon eine Ausnahme. In Hinsicht des innern Baues der Vögelkörper ist zu bemerken, daß die Knochen dünn, leicht, zum Theil hohl, und statt des Marks mit Luft angefüllt sind. So wie dieser letzte Umstand zur Erleichterung des Fliegens beiträgt, so dienen dazu noch insbesondere gewisse, im Innern des Körpers sehr zweckmäßig vertheilte Luftbehälter, von welchen die meisten mit den Lungen, andere aber mit der Mundöffnung in Verbindung stehen. Die verschiedene Lage des Halses steht, so wie die verschiedene Beschaffenheit der Füße und der Schnäbel, mit der verschiedenen Lebensart der Vögel, und besonders ihrer eigenthümlichen Art, sich zu nähren, in der genauesten Verbindung. Nur bei einigen Gattungen der Vögel ist auch der obere Theil des Schnabels beweglich. Beide Theile des Schnabels sind gewöhnlich von gleicher Länge, und in Hinsicht der Ausnahme ist es häufiger, daß der obere Theil des Schnabels länger gefunden wird, als umgekehrt. Statt der Zähne enthält der Schnabel nur zahnähnliche Kerben. Die Richtung und Biegung der Schnäbel selbst ist unendlich verschieden, und zuweilen deshalb von den Ornithologen als Eintheilungsgrund der Classifikation der Vögel angenommen worden. Der Schnabel dient nicht nur zum Fassen des Futters, sondern auch zum Bau des Nestes, und Herbeitragen der hierzu benöthigten Materialien. Die Augen sind bei den meisten Vögeln sehr groß, und flacher, als bei den Säugethieren. Die Farbe derselben scheint veränderlich, so wie die Schärfe des Gesichts größer zu seyn, als bei andern Thiergattungen. Statt der Ohren findet man Oeffnungen, die mit Federn bedeckt, und bei den Eulen und andern Nachtvögeln mit gewissen Klappen versehen sind. In Hinsicht der Federn ist bekannt, daß die Vögel dieselben jährlich zu bestimm-

ten Zeiten ablegen, und neue dagegen bekommen, welches man die Mauserung zu nennen pflegt. Während der Zeit der Mauserung, die überhaupt, und besonders für die zahmen Vögel mit unangenehmen Empfindungen begleitet zu seyn scheint, werden sie oft von Krankheiten überfallen, die ihnen leicht tödtlich sind. Die gewöhnliche Mauserungszeit ist in unserm Himmelsstriche meistens im August und September, wo das Fortpflanzungs-Geschäft, und die Erziehung der Jungen beendigt ist. Ungeachtet bei den wilden Vögeln die Mauserung nicht so schnell vor sich zu gehen pflegt, als bei den Hausvögeln, so verbergen sich jene doch während dieser Zeit mehr, als sonst, vor Menschen und Raubvögeln, da sie sich nicht so sehr auf ihren Flug verlassen können. So scharf der Sinn des Gesichts und des Gehörs bei den Vögeln zu seyn scheint, so schwach ist dagegen der des Geruchs und des Geschmacks. Dahingegen ist das Gefühl der Vögel wieder sehr fein. In Hinsicht der Seelenkräfte zeichnen sie sich vorzüglich durch ihr Gedächtniß aus. Dieses zeigen die Singvögel durch die Leichtigkeit, mit der sie einmal gehörte Melodien auffassen und behalten, und die Zugvögel durch die Sicherheit, mit welcher sie, nach langer Abwesenheit, und weiter Entfernung ihre alten Wohnplätze aufsuchen, und wiederfinden. Auch ihre übrigen Seelenfähigkeiten scheinen einer gewissen Ausbildung fähig, welches man vorzüglich bei der Vergleichung der Vögel in bewohnten und unbewohnten Gegenden wahrnimmt, indem die erstern schon weit mehr List, Klugheit und Aufmerksamkeit zeigen, den Nachstellungen der Menschen zu entgehen. Am bewundernswürdigsten sind die Singvögel durch die Modulationen der Töne, welche sie hervorbringen. In der Bauart ihrer Kehle liegt die Ursache, warum die Stimme der Vögel im Verhältniß zu der Größe ihres Körpers weit stärker ist, als die Stimme der meisten Säugethiere. Mit dieser Stimme

drücken sie alle Affekten aus, und die damit ausgedrückte Sprache der einen Gattung scheint auch den übrigen Gattungen verständlich zu seyn, welches man daraus sehen kann, daß auf die warnende Stimme eines Vogels bei Erscheinung eines Sperbers alle Vögel des Waldes schweigen, welche diese Stimme vernommen haben. Der eigentliche Gesang der Vögel scheint sich hauptsächlich auf das Geschlechtsverhältniß zu beziehen, und wird daher am häufigsten und schönsten zu der Zeit der Paarung, im Frühlinge gehört. Dieser Gesang ist eigentlich ein Vorrecht der Männchen, welche sich in der Regel auch durch die besondere Schönheit ihres Gefieders vor den Weibchen auszeichnen. So wahr es ist, daß die heißen Himmelsstriche der südlichen Gegenden die Vögel vom schönsten Gefieder aufweisen, so unrichtig ist es, was man dagegen gesagt hat, daß die nördlichen Gegenden die vorzüglichsten Singvögel enthalten. Ungeachtet die Vögel, gleich den Säugethieren, über die ganze Erde verbreitet sind, so besitzen doch die heißen Gegenden die größte Anzahl von Gattungen. Nur einige Vogel-Gattungen, wie z. B. die Paradiesvögel, welche zwischen Neu-Guinea und den Molucken wandern, sind auf ein besonderes Land beschränkt. In Beziehung auf die merkwürdigen Wanderungen der Vögel theilt man sie in Zugvögel und Standvögel ein. In den heißen Himmelsstrichen scheinen die meisten Vögel Standvögel zu seyn, und den Ort ihrer Geburt entweder gar nicht, oder nur auf kurze Zeit, und um eine geringe Entfernung zu verlassen. Die Zahl der Standvögel scheint abzunehmen, je weiter man sich von den Wendekreisen entfernt, um sich den Polarkreisen zu nähern. Da sich die Abreise der Zugvögel nach dem Eintreten der rauhen Witterung, und dem Mangel der Nahrungsmittel richtet, so ist die Epoche der Abreise derselben Vögelgattung so verschieden, als das Klima der Länder ist. Es scheint, als ob die Vögel,

welche am frühesten abreisen, und am spätesten wiederkommen, sehr weite Reisen machen. So gehen z. B. die Schwalben bis nach dem Senegal. Dieselben Vögel, die in unserm Klima Zugvögel sind, sind es in den milden Gegenden südlicher Europäischer Länder nicht. Zu derselben Zeit, wo uns unsere Zugvögel verlassen, um einem wärmeren Himmelsstrich zuzueilen, erscheinen bei uns Zugvögel aus dem hohen Norden, um den bei uns vergleichungsweise mildern Winter hier zuzubringen. Dieses Wandern der Zugvögel ist eine der interessantesten Erscheinungen der Naturgeschichte, über welche wir vorzüglich deshalb noch keine genaue Aufschlüsse haben, weil es in südlichen Gegenden, wo sich unsre Zugvögel niederlassen, an genauen Beobachtern fehlt. Bloß aus der Analogie der Vögel, welche aus dem hohen Norden hieher kommen, um bei uns zu überwintern, hat man geschlossen, daß unsre Zugvögel ihre Reise nach den südlichen Gegenden nicht immer ohne Unterbrechung und temporären Aufenthalt fortsetzen, und an dem Orte, wo sie überwintern, weder singen, noch sich begatten. Gewöhnlich treten die Zugvögel ihre Reise des Nachts, und am liebsten bei Mondschein an. Durch eigene Töne scheinen sie sich wechselseitig zur Abreise einzuladen, und im Durchfluge Andre zur Theilnahme an der Reise zu ermuntern. Mehrere Gattungen, als z. B. die Schwalben, versammlen sich an gewissen Oertern, um in großen Gesellschaften zu reisen. Man glaubt bemerkt zu haben, daß die Vögel lieber gegen einen schwachen entgegengesetzten Wind reisen, als mit dem Winde, der ihr Gefieder auseinander treiben würde. Nur die Vögel von schwachem Fluge finden mehr Bequemlichkeit darin, mit dem Winde zu reisen. Man hat behauptet, daß es die unfreundliche Witterung, und der Mangel an Nahrungsmitteln allein nicht seyn können, was die Vögel zu ihren Wanderungen antreibe, indem manche Gattungen sich im strengsten Win-

ter sehr kümmerlich an ihrem Geburts-Orte behelfen müssen, ohne wegzuziehen, und die ziehenden Vögel dagegen zur bestimmten Zeit, oft schon dann sich entfernen, wenn die Witterung noch sehr gelinde, und kein Mangel an Nahrungsmitteln zu spüren ist. Selbst die in Käfigen eingesperrten Zugvögel, welchen es weder an Nahrung, noch an Wärme fehlt, scheinen durch ihre unruhigen Bewegungen, vorzüglich des Nachts, zu der Zeit, wenn ihre Gattung zieht, zu zeigen, daß ein geheimer Instinkt sie ebenfalls zur Abreise treibt. Dieselbe Unruhe zeigen sie zu der Zeit, wo die Vögel ihrer Gattung den Ort verlassen, wo sie überwintert haben. Einige Gelehrte haben behaupten wollen, daß eine geheime, in der Luft vorhandne Ursache, die Vögel bei ihren Wanderungen leite. Man hat sogar die Hypothese eines in den obern Regionen befindlichen Luftstroms zu Hülfe genommen. Allein alle diese Meinungen sind theils zu willkührlich, theils erklären sie nicht alles. Diejenigen Vögel, welche, ohne ihren eigentlichen Himmelsstrich zu verlassen, nur im Umkreise von einigen Stunden oder Meilen umherschweifen, werden Strichvögel genannt. Im Allgemeinen fressen die Vögel im Verhältniß ihrer Größe mehr, als die Säugethiere. Die Drosseln und Staare fressen in Einem Tage so viel, als sie überhaupt wiegen. Die gewöhnliche Begattungszeit ist im Frühjahr. Die hühnerartigen Vögel leben im Allgemeinen in Polygamie (Vielweiberei). Fast alle andere Vögel leben hingegen in einer Art von Ehe. Die polygamischen Vögel bekümmern sich eben so wenig um Nester, als um sorgfältige Pflege der Jungen. Bei den übrigen ist das Weibchen der Baumeister des Nestes, während das Männchen die Materialien dazu herbeischafft. Bloß bei den Schwalben bauen Mann und Frau gemeinschaftlich daran.

Die Vögel erreichen, im Verhältniß zu ihrer Größe, ein höheres Alter, als die Säugethiere. Kleine Vögel

sind sogar in der Gefangenschaft gegen 24, Papageien über 100 Jahr alt geworden.

Mit den Säugethieren haben die Vögel das rothe warme Blut, das Herz mit zwei Vor- und mit zwei Herzkammern, das Athemholen durch Lungen, und auch die Knochen gemein. Sie unterscheiden sich dagegen von ihnen besonders durch das Eierlegen, und das Ausbrüten der Eier durch Erwärmung, durch den Mangel der Brüste, des Stimmritzendeckels, der Lippen am Munde, und durch den verschiedenen Bau der Fortpflanzungswerkzeuge, deren Oeffnung durch keine Scheidewand vom After geschieden ist.

Die Vögel können nicht nur laufen, sondern sie sind auch so gut zum Fluge eingerichtet, daß sie sich leicht in die Luft erheben, und darin schwimmen können, wie die Fische im Wasser.

Die Form der Vögel ist sehr verschieden; daher machen sie unter sich viele besondere Geschlechter aus. Um aber die Unterscheidungsmerkmale der Geschlechter leichter aufzufassen, ist es nöthig, die Theile ihres Körpers genau zu beschreiben.

Der Kopf ist nach Verhältniß des Körpers entweder groß oder klein, und mit einem hornartigen Schnabel versehen. So ist z. B. der Kopf der Eule, des Eisvogels ꝛc. groß, der Drossel mittelmäßig; des Huhns klein.

Der Gestalt nach ist der Kopf entweder erhaben gewölbt, wie bei der Eule; oder platt gedrückt, wie beim Weyhe, oder spitzig zulaufend, wie beim Staar. Der obere Theil des Kopfes heißt der Ober-Kopf, oder die Haube, an welcher man vorne die Stirn, in der Mitte den Scheitel, und hinten den Hinterkopf unterscheidet. Die äußern Federn am Rande des Schnabels heißen Halfter, und die farbigen oder nackten Streifen von den Schnabelecken bis zu den Augen Zügel. Die Augen umgiebt der Augenkreis, und die bogenförmige Ein-

fassung über den Augen, die Augenbraunen. Die Gegend zwischen den Augen und Ohren nennt man die Schläfe. Zwischen den Augen und der Kehle liegen die Wangen. Die Stirn, und die Gegend um die Augen bis an die Schläfe nennt man das Gesicht.

Die Köpfe unserer inländischen Vögel sind meistens mit gleichliegenden Federn bedeckt. Doch haben einige Hollen, d. h. längere, oder in die Höhe gerichtete Haubenfedern. So hat der Wiedehopf eine fächerförmige, der Seidenschwanz eine zugespitzte, der Kibitz eine aufgebogene, und einige Enten und zahme Hühner haben büschelförmige Hauben.

Die sogenannten Kronen unterscheiden sich dadurch, wenn die Federn mitten auf dem Scheitel kürzer sind, als die übrigen Federn der Haube.

Federbüsche heißen alle länger hervorstehende Federn; sie mögen einzeln oder haufenweise verschiedene Theile des Kopfes schmücken. Bei den Eulen heißen die vorstehenden Federn Federohren.

Backenbärte heißen verlängerte Federn der Zügel, wie bei der Bartmeise.

Der Kamm ist eine erhabene, fleischige, mit einer weichen Oberhaut umgebene, glatte und zusammengedrückte Zierrath der Haube von verschiedener Form, wie an den zahmen Hühnern zu sehen ist, welche noch mit ähnlichen Fleischlappen, die von den Mundwinkeln herabhängen, versehen sind. Die Trut- oder Auerhühner haben Fleischkegel, oder kegelförmige, ausdehnbare, fleischige Verlängerungen der warzigen Kopfhaut über der Schnabelwurzel.

Der Schnabel ist derjenige Theil, auf den man besonders bei der Eintheilung und Beschreibung der Vögel gesehen hat. Er sitzt als eine hornartige Scheide über dem knöchernen Fortsatz des Stirnknochens, vorn am Kopfe, und besteht aus zwei nackten, mit einer glatten Haut bedeckten Kinnladen oder Kiefern, die einander

decken. Gemeiniglich ist, wie bei den Säugethieren, nur die untere Kinnlade beweglich; bei andern, z. B. bei den Ammern und Papageien aber nur die obere.

Der Schnabel ist seiner Gestalt und Richtung nach sehr verschieden, z. B. gerade, wie beim Spechte; gerade, und an der Spitze heruntergebogen, wie bei der Mandelkrähe; hakenförmig, und vorn scharf gekrümmt, wie beim Falken; walzenförmig, wie bei der Schnepfe; halbwalzenförmig, wie bei der Gans; kegelförmig zugespitzt, beim Fink; pfriemenförmig, beim Taucher, scheerenförmig, wie beim Kreuzschnabel.

## Naturgeschichte der Vögel überhaupt.

Der Schnabel der Vögel liefert die meisten Kennzeichen zur Bestimmung dieser Thiere. Zu den schon angeführten Merkmalen kommen noch folgende:

Der Schnabel wird nach seiner Wurzel, oder seiner Länge oder seiner Oberfläche, oder nach seinem Umrisse bestimmt. Der Rand der Kinnlade ist entweder gezähnt, gesägt, gefranzt, scharfeckig, wie bei den Falken, oder ausgerändet, wie bei der Drossel; oder verengt, wie bei den Ammern. Die Oeffnung des Mundes ist entweder geschlossen, oder offen; bei manchen bis hinter die Augen offen, wie beim Ziegenmelker. Die Bedeckung des Schnabels ist entweder lederartig, wie bei den Enten; hornartig, wie bei den Falken; oder nackt, wie bei den Finken. Endlich dient auch die Farbe des Schnabels als Kennzeichen zur Bestimmung. Diese ist nun sehr verschieden, als: schwarz, gelb, roth, fleischfarben, braun ꝛc. Hiebei ist aber wohl zu merken, daß der Schnabel bei jungen Vögeln gewöhnlich eine andere Farbe, als bei den alten hat. So ist z. B. ein Theil des Unterkinnladens des inländischen Eisvogels roth, und der Schnabel im Verhältniß des Alten sehr kurz. Sogar bei einigen ältern

Vögeln ändert sich die Farbe des Schnabels; so hat das Männchen des gemeinen Finken im Frühjahr einen blauen, die Schwarzdrossel einen gelben, der Sperling einen schwärzlichen Schnabel.

Der Schnabel leistet den Vögeln die wichtigsten Dienste, und ist das Werkzeug fast aller ihrer Handlungen. Er dient ihnen zur Vertheidigung, zur Aufsuchung der Lebensmittel, zu Liebkosungen ꝛc. Sie hauen und beißen ihre Feinde damit, nehmen Speise und Trank damit, bohren Löcher in die Bäume, und suchen sich Nahrung; schnäbeln und küssen sich, putzen sich, bauen ihre Nester, füttern ihre Jungen, und verrichten, mit einem Worte, alles mit ihrem Schnabel.

Als Gattungskennzeichen dienen auch die Naselöcher, weil ihre Gestalt und Lage sehr verschieden ist. Die Naselöcher liegen entweder an der Wurzel des Schnabels, wie bei den Kernbeißern; oder in der Mitte, wie bei den Meven; oder hoch, wie bei dem Wendehals. Sie sind ferner gerändert, wie beim Staar; röhrenförmig, beim Ziegenmelker; randlos, beim Kranich; schmal beim Taucher; länglich bei der Schnepfe; ausgehölt beim Wendehals; verkehrt eirund, bei der Bachstelze; offen beim Falken; halboffen bei der Eule; oder, wie bei den Krähen, ganz mit vorliegenden borstenähnlichen Federn (Halfterfedern) bedeckt. Auch die Zunge giebt, ihrer verschiedenen Gestalt wegen, nicht selten Gattungskennzeichen an die Hand. Sie ist entweder fleischig, wie beim Eisvogel; knorplig bei den Krähen; gespalten bei der Pirol; ausgeschnitten beim Staar; spitzig beim Baumläufer; stumpf beim Kernbeißer; pfeilförmig beim Kukuk; rund und wurmförmig bei den Spechten; kurz beim Wiedehopf; lang beim Wendehals; oder sie ist mit Haaren eingefaßt, wie bei den Enten. Die Gans, und einige andere Wasservögel haben zu beiden Seiten der Zunge harte Fasern, die ihnen das

kurze Gras mit in den Schnabel ziehen helfen. Spechte, und andere Vögel sind an der Zunge mit Wiederhaken versehen, um den Raub fest zu halten.

Uebrigens ist die Zunge dasjenige Werkzeug, wodurch sie ihren Gesang oder ihre Töne verändern, und es ist fast keine Bewegung und Figur, welche die Zunge nicht machen könnte. Bei den meisten Singvögeln ist die Zunge flach, mit einer harten Haut überzogen, an beiden Seiten wie abgeschliffen, spitzig, und am Ende zertheilt und faserig. Alle diese Eigenschaften dienen dazu, die Töne und ihren Gesang abzustufen. Vögel, welche diese Eigenschaften an der Zunge nicht haben, können auch nicht singen. Ihre Stimme ist in diesem Falle stark, rauh und einfach; doch aber bei einigen geschickt, die Stimme der Menschen nachzuahmen.

Betrachtet man die Augen der Vögel genau, und vergleicht man sie mit den Augen der Säugethiere, so wird man finden, daß sie, im Verhältniß zum übrigen Körper, merklich groß und flach sind. Doch aber findet man sie bei einigen Vögeln nur mittelmäßig, wie bei den Falken, oder auch klein, wie beim Finken.

Der Augendeckel oder das Augenlied ist gewöhnlich ohne Wimpern, oder am Rande mit Wärzchen besetzt. Die mehresten bewegen nur das unterste Augenlied, einige aber auch das obere, wie die Eulen. Der Augenstern (Augenring) ist, wie bei andern Thieren, nicht von gleicher Farbe. An einigen ist er schwärzlich, oder grau, oder blau, an andern ist er gelb, roth, orange, weißlich, bläulich, gelblich u. s. w. Sogar Vögel von einerlei Gattung haben nicht immer gleichfarbige Sterne, z. B. einige Gänse haben blaue, andere braune; einige Hühner haben rothe, andere braune Sterne. Auch das Alter ändert die Farbe des Augenringes, so wie sie zur Paarungszeit beim Männchen erhöht wird.

Das Auge der Vögel ist vorzüglich der innern Au-

gendecke wegen, sehr merkwürdig. Sie ist die zuckende Haut oder das innere Augenlied, womit alle Vögel versehen sind. Diese Haut besteht aus dem zartesten Gewebe, und ist mit Muskeln und Sehnen versehen; sie ist dünn, halbmondförmig, weder ganz durchsichtig, noch völlig verdunkelnd, und von Farbe weißlich; sie faltet sich an den innern Augenwinkeln zusammen, und überzieht schief beinah das ganze Auge, sobald sie ausgedehnt wird.

Die Nickhaut sitzt mit dem einen Ende an dem obern Theile des Augapfels unbeweglich fest, mit dem untern aber hängt sie frei, und wird, vermittelst einer fadenförmigen Sehne, wie ein Vorhang aufgezogen und niedergelassen. Hinter dem Augapfel liegen zwei Muskeln, von welchen der eine bis zum Sehnerven geht, der andere aber steht mit der feinen Sehne in Verbindung. Durch diesen künstlichen Bau des Auges sind die Vögel erst vermögend, die Nickhaut zu bewegen.

Durch diese Augendecke werden die Vögel, wenn sie gegen die Sonne fliegen, gegen die zu starke Wirkung der Lichtstrahlen geschützt; auch dient sie ihnen gegen Verletzungen in Büschen und Hecken; die Nässe kann nicht so leicht eindringen, und durch die wiederholten Bewegungen dieser Haut wird das Auge von allen Unreinigkeiten befreit.

Einige Vögel sind um die Augen noch mit einem besondern Federkreis versehen, z. B. die Eulen. Dieser Federkreis oder Federkranz dient ihnen wie die Jalousie am Fenster, indem sie das Licht mehr oder weniger in's Auge lassen können.

Im Allgemeinen ist bei den Vögeln der Stand der Augen sehr verschieden, und dient nicht selten als Gattungskennzeichen. Die Augen liegen entweder dem Schnabel nahe, wie beim Staar; oder entfernt, wie bei der Waldschnepfe; oder in der Schnabelwurzel; oder in der Wachshaut u. s. w.

Was das Ohr der Vögel betrifft, so ist dieses bei den meisten äußerlich nicht zu sehen, sondern mit Federn bedeckt. Bei den Vögeln, bei welchen die Ohröffnung sichtbar ist, heißen daher die Ohren in der Beschreibung nackt, z. B. beim schwarzrückigen Specht. Der Hahn hat halbgeschlossene Ohren, weil die Oeffnung mit einer pergamentartigen Haut nur zum Theil bedeckt ist. Bei den Eulen sind sie groß und offen, weil keine Federn über der Oeffnung herliegen; bei andern Vögeln bedeckt oder bekleidet, weil die Ohren mit eben solchen Federn, wie der übrige Kopf, bedeckt sind. An der großen Ohröffnung der Nachtvögel, z. B. der Eulen, befinden sich noch bewegliche Deckel, welche den Gehörgang öffnen, erweitern und verschließen.

Die Ohrbedeckung der übrigen Vögel ist ihnen von großem Nutzen. Die Federchen schließen dicht an, und halten Wind, Regen und Insekten ab, und doch entgeht ihnen nicht, wie die Erfahrung lehrt, der leiseste Schall. Wie wunderbar zeigt sich Gott und die Natur überall in den organischen Wesen!

## Ueber die Eintheilung der Vögel.

Hier findet eine noch größere Verschiedenheit statt, als bei den Säugethieren.

Linnē theilt diese Klasse in 6 Ordnungen, und nimmt auf Schnabel, Füße, und fast auf das ganze äußere Ansehen Rücksicht. Klein theilt die Vögel in 8 Familien. Der berühmte Naturforscher Brisson theilt sie in 26 Ordnungen. Leske macht 7, Blumenbach 9 Ordnungen, und der Professor Batsch in Jena 9 Familien. Bechstein nimmt die Eintheilung des Englischen Naturforschers Latham an, sucht dessen System zu verbessern, und macht 12 Ordnungen, und 116 Gattungen aus den Vögeln.

Bechsteins Eintheilung der Vögel giebt eine leichte und faßliche Uebersicht. Es ist folgende:

I. Ordnung. Raubvögel. Accipitres. Mit kurzen, starken, unterwärts gekrümmtem Schnabel, großen Augen, starken Füßen mit 4 Zehen, von denen 3 vorwärts, und 1 nach hinten zu liegen. Der Körper ist muskulös.

II. Ordnung. Großschnäblichte Vögel. Levirostres. Der Schnabel groß, meist hohl, leicht nach vorn gekrümmt. Die Füße kurz und stark. In Deutschland sind keine.

III. Ordnung. Spechtartige Vögel. Pici. Der Schnabel meist gerade, selten etwas gekrümmt, nicht dick, mittelmäßig lang. Die Füße kurz, bis über das Knie befiedert; die meisten haben Kletterfüße, mit 2 Zehen vor-, und 2 hinterwärts gekehrt.

IV. Ordnung. Krähenartige Vögel. Coraces. Mit kurzen Füßen, mittelmäßig langem und ziemlich starkem, oben erhabenem Schnabel.

V. Ordnung. Sperlingsartige Vögel. Passeres. Der Schnabel kegelförmig, zugespitzt, meist stark, beide Kinnladen beweglich. Die Naselöcher offen. Die Füße bis über die Ferse befiedert, dünn, mit freien Zehen.

VI. Ordnung. Singvögel. Oscines. Der Schnabel kegelförmig, meist schwach, zugespitzt, und mit unbeweglicher oberer Kinnlade. Die Füße wie V. Ordnung.

VII. Ordnung. Schwalbenartige Vögel. Chelidones. Der Schnabel klein und spitzig, an der Spitze der obern Kinnlade gekrümmt, an der Wurzel platt, und breit, er läßt sich weit öffnen.

VIII. Ordnung. Tauben. Columbae. Der Schnabel dünn, gerade, an der Spitze gekrümmt,

an der Wurzel häutig und aufgetrieben. Die Naselöcher liegen in einer erhabenen Haut. Die Füße kurz, mit bis an die Wurzel getrennten Zehen.

IX. Ordnung. Hühnerartige Vögel. Gallinae. Der Schnabel erhaben, die obere Kinnlade gewölbt. Die Naselöcher mit einer knorpelartigen Fleischhaut bedeckt. Die Füße haben meist 4 Zehen. Die Flügel kurz. Der Schwanz hat mehr als 12 Federn. Der Leib mit Fett überzogen.

X. Ordnung. Laufvögel. Struthiones. Der Leib groß; die Flügel zum Fluge ungeschickt; die Füße stark. In Deutschland keine.

XI. Ordnung. Sumpfvögel. Grallae. Mit halb nacktem Schnabel, von dem nur der Obertheil bedeckt ist; die Füße glatt und zart. Die Zunge fleischig und ungespalten.

XII. Ordnung. Schwimmvögel. Anseres. Die Füße mit einer Schwimmhaut versehen.

Diese Verschiedenheit der Eintheilung hat auch zum Theil eine verschiedene Benennung derselben Naturgegenstände hervorgebracht. Was einer Aquila nennt, hält ein anderer für Vultur, ein dritter für Falco. — Alles dies zusammen genommen verursacht, daß diejenigen Zweige der Naturgeschichte, die das Unglück gehabt haben, und noch haben, in der Eintheilung und Nomenklatur am meisten zu leiden, am schwierigsten zu studiren sind. Dahin gehört unstreitig die Ornithologie, in der man fast so viele Eintheilungen findet, als Schriftsteller darüber geschrieben haben.

## Vom Halse und Rumpfe.

Der Hals ist, wie bei andern Thieren, das Verbindungsglied zwischen dem Kopfe und Rumpfe. Er ist im Verhältniß gegen den übrigen Körper lang und dünne,

doch nennt man ihn in der Beschreibung auch kurz, wie beim Finken, mittelmäßig beim Huhn, und lang beim Reiher.

In Rücksicht der Bedeckung ist der Hals entweder nackt, wie bei einigen Geierarten, oder halbnackt; dickfedrig, z. B. bei der Rohrdrommel; oder langfedrig beim Reiher. Die langen Federn, welche den Hals rund umgeben, nennt man einen Halskragen. Stehen aber zu beiden Seiten des Halses lange bewegliche Federn; so sagt man: der Hals ist geflügelt. Die Mähnen oder der Nackenkragen bestehen aus längeren Federn, die den Hals oben hinabglitschen. Die Halskrause ist ein Kranz langer flaumartiger Federn, welcher die Wurzel des Halses, wie an einigen Geierarten, umgiebt. Mantel, nennt man die sehr langen und breiten Federn, welche am Nacken emporstehen, und über den Rücken hinausgestreckt sind. Die Kehle ist entweder nackt, sackförmig oder knollig, oder sie ist mit Fleischlappen besetzt.

An dem Halse unterscheidet man das Genick, den Nacken, die Kehle, die Gurgel. Das Genick ist die obere Seite des Halses nahe am Kopfe. Der Theil, mehr gegen den Rumpf zu, heißt Nacken. Die Kehle ist der untere Theil des Halses, nahe am Schnabel, und mehr gegen die Brust zu liegt die Gurgel. Genick und Nacken machen den Oberhals, Kehle und Gurgel den Unterhals aus.

Der Hals entspringt aus einer Vertiefung des eigentlichen Rumpfes, und hat eine sehr große Gelenkigkeit. Diesen Vorzug haben die Vögel deswegen besonders nöthig, weil die Schnelligkeit ihres Fluges ihre eigentliche Waffe ist. Sie müssen sich daher schnell umsehen, und die Gegenstände nach allen Seiten mit einem Blick übersehen können, ohne viele Wendungen machen zu dürfen. Der Hals der Vögel ist also durch die Halswirbel so eingerichtet, daß diese Thiere den Hals bald verlängern, bald

einziehen, bald vor- bald rückwärts drehen, auf und niederbeugen, und im Schlaf sogar unter die Flügel verstecken können.

Der Rumpf der Vögel ist verhältnißmäßig klein, und fast eiförmig. Doch unterscheidet man bei Beschreibungen einzelner Vögel noch folgende Eigenschaften an demselben. Man nennt ihn rund, wie bei der Taube; zusammengedrückt, wie bei der Ralle; platt gedrückt beim Taucher; gestreckt beim Sperber.

Am Rumpfe unterscheidet man den Unterleib und den Rücken. Der Oberrücken liegt zwischen den Flügeln; dann folgt der Mittelrücken, und das Ende desselben nennt man Steiß oder Bürzel. Auf der untern Seite folgt hinter dem Halse die Brust, darauf der Bauch, und dann, in der Gegend zwischen den Füßen und dem Schwanze, der After. An den Seiten des Oberrückens, gleich an jedem Flügel, liegen die Schultern, unter den Flügeln die Achseln, und weiter hinten, zu den Seiten des Bauches, die Weichen.

Im Ganzen betrachtet, ist der Rumpf der Vögel auf der untern Seite zugeschärft, und auf der obern zugerundet breit; auf dem Rücken ist er gewöhnlich dürr. Unten endiget er sich, statt des Schwanzes bei den Säugethieren, in einem herzförmigen, drüsigen und talgartigen Körper, den Steiß; oben verlängert er sich in den Hals. Der Rückgrath ist unbeweglich.

Der ganze Knochenbau hat, in Rücksicht auf die Bestimmung der Vögel, eine sehr vortheilhafte Einrichtung. Durch das ganz besonders gebildete Brustbein erhält die Brust die Gestalt eines Schiffkiels, und der Vogel wird durch dasselbe ganz besonders zum Schwimmen in der Luft geschickt gemacht. —

## Von den Federn.

So wie die meisten Säugethiere mit Haaren bekleidet sind, so sind es die Vögel mit Federn. An jeder Feder unterscheidet man den Kiel und die Fahne. Die Bestandtheile der Feder scheinen ein fettiges und öliges Wesen zu seyn, weil sie sogleich anbrennen, und einen brenzlichen Geruch von sich geben, wenn man sie an das Feuer bringt. Die Federn sind nach innen ausgehöhlt, nach außen aber erhaben gebogen; sie haben unten eine Rinne, oben eine glatte Abrundung.

Der elastische Kiel ist an dem Ende, mit welchem er im Körper, wie die Wurzel der Pflanze in der Erde befestigt ist, dick, hohl, rund, dünne, durchsichtig, hornartig, und wird daselbst die Spuhle genannt. Durch ein in demselben liegendes häutiges Gefäß, das die Seele der Feder genannt wird, und aus lauter an einander hängenden Bläschen, oder in einander hängenden Trichterchen besteht, die mit einander Gemeinschaft haben, aber sich in einer dünnen Röhre endigen, und unten durch eine kleine Oeffnung sich mit dem Fleische vereinigen, erhält die Feder wahrscheinlich ihre ölige Nahrung.

Aeußerlich ist die Spule mit einer dichten Haut überzogen, die von denjenigen, die zum Schreiben gebraucht werden sollen, abgelöst werden muß. Der obere dünnere elastische Theil des Kiels ist mit einem trocknen leichten Marke erfüllt, und heißt der Schaft oder Kegel. An den Seiten desselben steht die Fahne, welche bald auf beiden Seiten gleich breit, bald aber, wie an den großen Flügelfedern, an der äußern Seite schmal ist; man nennt sie die kleine, schmale, oder äußere Fahne; die innere aber wird die große und breite Fahne genannt. Die Fahne besteht aus lauter parallel laufenden, und schichtweise dicht neben einander liegenden Fasern, von welchen aber eine jede wieder einen eigenen

Schaft hat, und mit ähnlichen kleinen Seitenfäserchen besetzt ist.

Die Federn sind in der Haut des Körpers in abwechselnden, regelmäßigen Reihen befestigt; zwischen dieser liegen die weichern kleinern Federn, Flaumfedern oder Dunen. Diese dienen besonders zur Erwärmung, und die Wasservögel, die in kältern Ländern wohnen, haben nach der Haut zu fast lauter solche dicke, weiche Dunen. Die Natur schenkte den Vögeln diese kunstvolle Bekleidung unstreitig deswegen, weil sie mehr Kälte und Feuchtigkeit abhält, als die Haare, da sie vorzüglich die obere Luft, die kälter und feuchter ist, bewohnen und durchstreichen sollten. Zugleich dienen sie, ihrer Leichtigkeit wegen, zum Fluge, und die mannichfaltigen, oft glänzenden Farben der Federn, geben dem Körper ein prachtvolles Ansehen.

An der Kehle, dem Halse, an den Weichen und Schenkeln finden sich zuweilen längere Federn, als an den übrigen Theilen des Körpers, welche den Federbüschen ähnlich sind, und bei manchen Vögeln nichts, als Zierrathen zu seyn scheinen, bei andern aber, wie beim Storche, zur Erwärmung des empfindlichen Schnabels dienen.

Einige Theile der Haut, welche bei den verschiedenen Wendungen des Körpers sehr gedrückt und gerieben werden, sind von Federn fast entblößt, damit die Bewegung desto freier geschehen könne. Andere Vögel, z. B. die hoch auffliegen, und in kalten Gegenden oder auf den Felsenspitzen der höchsten Gebirge wohnen, haben auch an den Füßen, wo die übrigen unbefiedert sind, Federn bekommen, damit ihnen die Kälte nicht schaden könne.

Die Federn sind in Ansehung der Größe, der Bildung und Farbe unendlich verschieden, und haben daher in der Beschreibung, verhältnißmäßig zu ihrem Körper,

mancherlei Namen. Sie heißen z. B. lang, kurz, klein, wie beim Staar; mittelmäßig beim Finken; breit beim Eisvogel; Einfach, wenn aus der untern Seite des Kiels keine dunenartige Feder hervorkommt, wie bei der Lerche; doppelt, wie beim Falken, wenn aus der Rinne des Schaftes eine dunenartige Feder wächst. Ferner heißen sie weich, hart, rund, spitzig, harzförmig, linienförmig, fadenförmig, pinselförmig ꝛc. Wenn die Federn so weich und dünne wie die Haare sind, z. B. an der Brust des Truthahns, so nennt man sie haarförmig.

Die Federn müssen zuweilen mit Fett bestrichen werden, damit sie immer der Nässe widerstehen, und die gehörige Leichtigkeit behalten. Wenn sich daher die Vögel im Sande oder im Wasser gebadet haben, oder wenn sie sonst naß geworden sind, so drehen sie den Hals zurück, und drücken mit dem Schnabel ihre Fettdrüsen aus, die ihnen an dem Steiße liegen. Sie ziehen hernach die Federn durch den mit Oel benetzten Schnabel, und diejenigen, welche sie nicht mit dem Schnabel erreichen können, bestreichen sie mit den Zehen, wenn sie diese vorher im Schnabel fett gemacht haben. Diese Fettdrüsen werden bei dem zahmen Federvieh und bei den Vögeln, die man in den Zimmern hält, leicht verstopft, und es entsteht daraus eine Krankheit, die man die Darre nennt, wahrscheinlich deswegen, weil diese kranken Thiere dabei sehr schnell abnehmen, und dürr oder mager werden. Man hebt sie durch den innern Gebrauch von Eisenrost und Safran, den man in's Trinkgeschirr der Vögel thut. Wenn aber dieses nichts helfen will, so öffnet man entweder dnrch eine Nadel die verstopfte Drüse, oder man schneidet sie gar weg. Doch diese Heilmethode ist fast immer sehr gefährlich; wenige Vögel leben nach einer solchen Opperation länger, als bis zur nächsten Mause.

Da die Federn wegen ihrer Feinheit der Zerstörung des Windes, Staubes und Wetters gar sehr unterworfen

sind, so können sie auch nur eine Zeit lang dauern. Die Vögel wechseln daher die alten Federn gewöhnlich zu Ende des Sommers mit neuen, das heißt: die alten Federn fallen den Vögeln aus, und es wachsen neue; man sagt in diesem Falle: die Vögel mausern sich. Die Ursach davon ist: daß die alten Federn vertrocknet sind, und keine nährenden Theile mehr annehmen. Unter der Haut sammeln sich aber die zur Nahrung der Federn bestimmten Theile, stoßen gleichsam die alten Federn weg, und bilden neue.

Die Vögel mausern sich, der Regel nach, des Jahres nur einmal; aber die Wachtel, und manche andere, zweimal: nemlich im Herbste und im Frühjahr.

Die jungen Vögel verlieren gewöhnlich im ersten Jahre, je nachdem sie früher oder später ausgebrütet sind, im Julius, August, oder wohl noch im September, nur die kleinen Federn, und behalten die Flügel- und Schwanzfedern; im zweiten Jahre aber mausern sie sich ganz. Es giebt aber auch alte Vögel, die sich zur rechten Zeit nicht ganz ausmausern, und also die zurückgelassenen Federn noch im Frühjahr abwerfen.

Der Federwechsel ist bei den freien Vögeln, wenn üble Witterung einfällt, bei den zahmen Vögeln aber fast jederzeit, mit einer kleinen Unpäßlichkeit verbunden. Die Singvögel sind daher zur Mauserzeit still, und die andern weder lustig noch sehr gesellschaftlich. Die Stubenvögel müssen zu dieser Zeit besonders gutes Futter bekommen, und ihr Trinkwasser muß etwas Eisenrost erhalten. Daher thut man gewöhnlich in ihr Trinkgefäß einen rostigen Nagel.

Zu Ende des Augusts rotten sich gewöhnlich die meisten Vögel, welche in der freien Natur leben, zusammen, und man trifft sie da an, wo sie ihre Nahrungsmittel in der Nähe finden, weil sie wegen der fehlenden und neu hervorsprossenden Federn nicht gut fliegen kön-

nen. Daher kommt es, daß man zu dieser Zeit so viele Vögel in Hecken und Gebüschen bei einander antrifft, über welchen ihre Feinde, die Falken, bisweilen zahlreich umherschwärmen.

## Von der Farbe der Federn.

Die Farben der Federn wechseln bei den Vögeln sehr mannichfaltig ab, und sind bei vielen so unbeschreiblich schön, daß in dieser Hinsicht diese Thiere über alle andere, einige ausländische Schmetterlinge ausgenommen, weit erhaben sind. Wer bewundert nicht die schönen Farben des Eisvogels, der Mandelkrähe, des Blaukehlchens, Pirols ꝛc.? Viele der ausländischen sind noch schöner.

Außer den Raubvögeln zeichnet sich fast allemal das männliche Geschlecht durch seine körperliche Schönheit vor dem weiblichen aus. Was überhaupt von den organisirten Körpern gilt, daß ihre Farben in kalten Himmelsstrichen blaß und matt, in den heißen hingegen lebhafter und höher sind, das trifft auch bei den Vögeln ein. Denn ob es gleich in unserm gemäßigten Deutschland schön gefärbte Vögel, wie die eben genannten, giebt, und zwischen den Wendekreisen sich auch viele unansehnliche befinden; so trifft man doch bei weitem die allerschönsten Vögel, z. B. Colibri's, Papageyen, so wie die schönsten der vierfüßigen Thiere, in den heißen Gegenden an.

Die neuen Federn haben sowohl bei den Jungen, die noch nicht gemausert haben, als bei den Alten, die eben gemausert haben, eine ganz andere Farbe, als gewöhnlich. Daher rührt die Verschiedenheit in den Beschreibungen, die man von einem und demselben Vogel in den naturhistorischen Werken antrifft. Es sind daher nur eigentlich diejenigen Beschreibungen gültig, die von

den Vögeln im Frühjahr, oder zur Paarungszeit genommen sind. Denn die Länge des Winters giebt gewöhnlich erst den Federn die bestimmte Zeichnung, Farbe, und den schönsten Glanz. Doch ist die Farbe der ein- und zweijährigen immer im Frühjahr noch schwächer, als die der mehrjährigen. Die mehresten Raubvögel haben aber außerdem in den ersten Jahren eine ganz andere Farbe, als sie in der Folge aufweisen.

In der Jugend sehen ferner die meisten männlichen Vögel wie die Weibchen aus, und es gehört ein sehr geübtes Auge dazu, wenn man den feinen Unterschied, der zwischen beiden Geschlechtern jung aus dem Neste genommener, oder ausgeflogener Vögel herrscht, gewahr werden will. Auch manche alte Männchen, vorzüglich der Entenarten, sehen nach dem Mausern eine Zeitlang wie die Weibchen aus. Auch daraus sind falsche Beschreibungen entstanden.

Endlich ist bekannt, daß durch die jährliche Veränderung der Federn dieselbe Vögelart allezeit ihre alte Farbe wieder erlangt, und daß davon nur einige ausgenommen sind, z. B. der langgeschwänzte Ammer, welcher ein halbes Jahr die minder schöne Farbe des Weibchens, und einen horizontalen Schwanz bekommt. Weniger bekannt aber ist, das manche Weibchen im Alter Federn bekommen, wie die Männchen, z. B. der Fasan, der Pfau ꝛc.

Die meisten Vögel, welche ihrer Art nach sonst diese Farbe nicht haben, sind Ausartungen, oder besondere Naturspiele, und scheinen von bejahrten oder schwächlichen Eltern abzustammen. Auch können Nahrung, Klima, und andere noch unerforschte Dinge dazu beitragen, daß solche Ausnahmen Statt finden. So hat man weiße Sperlinge, weiße Mäuse, weiße Hirsche ꝛc. Dergleichen ganz weiße Thiere haben gewöhnlich rothe Augen. So findet man auch Vögel, an denen nur einzelne Theile weiß sind.

## Von den Flügeln.

So wie die kleineren und schwächeren Federn zur Deckung des Körpers dienen, so befördern die größern, die sich in den Flügeln und in dem Schwanze befinden, den Flug.

Die Flügel kann man mit den Vorderfüßen der Säugethiere, mit welchen sie in Ansehung des innern Baues die meiste Aehnlichkeit haben, vergleichen. Sie machen mit den Füßen die Gliedmaßen der Vögel aus. Beide sind sehr fein gebaut, und entsprechen daher der Lebensart der Vögel auf eine vorzügliche Art.

Die Flügel sind aus 11 Knochen zusammengesetzt, wovon einer den Hinterarm, zwei den Vorderarm, zwei die Handwurzel, und zwei die Unterhand ausmachen. An diesen befindet sich der Daumen und 2 Finger. Von den Fingern hat einer 1, und der andere 2 Gelenke.

An diesen 11, mit Fleisch und Haut überzogenen Knochen befinden sich die Schwungfedern. Die vordern liegen an der Flügelspitze, und zwar 4 an den Fingern und 6 an der Unterhand. Diese Federn nennt man Schwungfedern der ersten Ordnung.

Die Schwungfedern der 2ten Ordnung stehen an dem Vorderarme, in unbestimmter Anzahl, je nachdem der Flügel lang, oder kurz ist; sie sind kleiner, nicht so steif, als die vordern, und ihre Fahne ist fast zu beiden Seiten gleich breit, da sie hingegen bei jenen auf der äußern Seite schmäler ist.

An den Daumen stehen 3 kleine steife Federn, welche den Afterflügel ausmachen. Der Hinterarm ist ohne Schwungfedern, wohl aber mit kleinen Federn bedeckt, die zwar länger, als die Deckfedern der Flügel sind, aber am Rücken herabliegen, und Schulterfedern heißen. Bei den Wasservögeln, und auch bei einigen Singvögeln, z. B. bei den Bachstelzen, befinden sich an den Seiten des

Rückens noch Schwungfedern, die länger, als die hintern sind, und diese nennt man Schwungfedern der dritten Ordnung. Bei den Enten und bei verschiedenen Meven liegen noch einige steife Federn unter den Achseln, welche man die Achselfedern, oder Bastardflügel nennt.

Die Schwungfedern stehen nach außen und nach hinten zu, bilden, wenn sie der Vogel ausbreitet, gleichsam einen gewölbten Fächer, und passen so genau an einander, daß sie keine Luft durchlassen; legt er sie aber zusammen, so werden die mittlern von den ersten und letzten bedeckt, und fast unsichtbar. Sie sind von unbestimmter Anzahl, und man zählt sie von außen nach innen, weil sie durch ihre Zeichnung und andere Bildung gewisse Kennzeichen der verschiedenen Arten abgeben.

Die Flügel sind auch in Rücksicht ihrer Größe und Breite, je nachdem die Lebensart der Vögel beschaffen ist, eingerichtet. So haben die Raubvögel große und starke Flügel, weil sie mehrere und längere Zeit fliegen müssen, als die Hausvögel, welche ihre Nahrung auf der Erde finden. Die Natur gab diesen daher kurze und schmale Flügel.

Einige wenige Vögel haben gar keine Schwanzfedern, und können also auch nicht fliegen. Dahin gehört z. B. der Strauß; sein Körper ist ohnehin schon zum Fluge zu schwer. Auch manche ausländische Wasservögel kommen nie in die Luft.

Die großen Flügelfedern werden wieder von kleinen bedeckt; diese nennt man Deckfedern. Sie sind oft von sehr schöner Zeichnung, und zuweilen von besonderer Struktur. Wenn ihre schönen Farben einen starken Glanz von sich geben, so bilden sie einen sogenannten Spiegel, wie bei vielen Entenarten. Auch der Schwanz hat seine Deckfedern, die nach ihrer Lage die Namen der obern und untern, oder Steißfedern und Afterfedern erhalten.

Die Flügel selbst, und ihre Bestandtheile erhalten in den Beschreibungen verschiedene Benennungen: z. B. lang, sehr lang, kurz, sehr kurz ꝛc. Die Schwungfedern sind hart, weich, schmal, spitzig ꝛc. oder pergamentartig, wie beim Seidenschwanz; sichelförmig bei den Hühnern. Eben so werden die Schulterfedern lang, sehr lang, oder mittelmäßig, und die Afterflügel dreifedrig, vierfedrig, oder stachlicht genannt.

## Von dem Fluge.

Der ganze Körperbau der Vögel ist zum Fliegen eingerichtet; daher können auch die meisten fliegen. Der Kopf der Vögel mußte im Verhältniß zu ihrem Körper klein, der Hals lang und beweglich seyn. Zum Durchschneiden der Luft war nöthig, daß der Kopf vorn in einen spitzigen Schnabel auslaufen mußte. Der Rumpf ist eirund, und hat ein schaarförmiges Brustbein; die Schlüsselbeine sind in eine Gabel verwachsen, und die Wirbelbeine und die Rippen sind fest in einander verbunden.

Die meisten Knochen sind hohl, und nur mit Luft gefüllt, so auch der größte Theil der Federn. Die Lungen hängen nicht frei in der Brust, sie sind auch nicht mit einer dichten Haut umgeben, sondern hinten an den Rippen angewachsen, und ihre Oberfläche ist durchlöchert. Dadurch kann die Luft die Brusthöle erweitern. Die innere Brusthaut hat an beiden Seiten, wo sie mit dem Zwerchfelle zusammenhängt, eine doppelte Verlängerung, und sie bildet häutige Säcke, die sich unter dem ganzen Bauche verbreiten. Die Luftröhre hat da, wo sie sich in Aeste theilt, eine Oeffnung, durch welche die Luft in die Brusthöle kommt, ohne durch die Lunge zu gehen; sie füllt die häutigen Säcke, dehnt den ganzen Körper aus, und macht ihn auf diese Art sehr

Vermittelst der ausgebreiteten und bewegten Flügel, die fast immer im Mittelpunkt der Schwere liegen, schwimmt alsdann der Vogel gleichsam in und auf der Luft. Durch die Schwanzmuskeln, und durch die Bewegung des Halses regiert er die ganze Flugmaschiene.

Die Größe der Brustmuskel, und die Länge der Flügel stehen gewöhnlich in einem wechselseitigen Verhältniß zu einander, nemlich: wo schwache Muskeln sind, sind lange Flügel, wie bei den Schwalben; und bei kleinen Flügeln starke Muskeln, wie bei der Wachtel: beide müssen weite Reisen machen, und bedürfen daher einer dieser Eigenschaften nothwendig. Der Körper wird durch die im Mittelpunkt liegenden Flügel, durch den ausgebreiteten Schwanz, und durch den ausgestreckten langen Hals immer im Gleichgewicht erhalten. Bei den Wasservögeln aber, die sich nicht viel in der Luft aufhalten, ist dieses Verhältniß selten da.

Während der Vogel mit den Flügeln fortrudert, versieht der Schwanz die Stelle des Steuerruders: Kopf und Hals aber halten das Gleichgewicht. Sobald sich also der Schwanz auf die eine Seite dreht, so kehrt sich der Kopf nach der andern: der Flug wird demnach durch den Schwanz regiert, und durch dessen Hülfe geben die Vögel dem Fluge nach allen Seiten auf- und abwärts die nöthige Richtung.

Ungeachtet alle Vögel nicht mehr, als 2 Flügel haben, so hat doch fast jeder Vogel seine eigene Art zu fliegen; weil seine Flügel, und der Schwanz entweder lang oder kurz, schmal oder breit, rund oder zugespitzt sind, und weil überhaupt die Form der einzelnen Federn, und das Verhältniß der einzelnen Theile eines jeden Vogelkörpers besonders eingerichtet sind. Es ist daher für den Naturfreund kein geringes Vergnügen, die Geschwindigkeit, die Wendungen und Kräuselungen der Vögel im Fluge zu beobachten. Einige schnellen sich in verschiede-

nen Absätzen fort, und fahren gleichsam sprung- oder ruckweise von einem Ort zum andern, wie die Spechte; andere durchschneiden gleichsam die Luft mit einem steten und gleichen Fluge, wie die Rebhühner. Einige halten sich immer nahe an der Erde, z. B. die Wachteln; andere fliegen bis an die Wolken, wie die Lerche, der Adler u. a. Einige können ihren Flug verändern, sie steigen bald gerade, bald seitwärts, bald im Kreise in die Höhe; sie halten sich bald unbeweglich, und schwimmen, ohne merkliche Bewegung ihrer Flügel, in einem hohen Luftkreise umher; bald drehen sie sich rechts oder links, kehren wieder zurück, oder schießen zuweilen blitzschnell zur Erde, wie die meisten Raubvögel. Die Hühnervögel fliegen alle stark und schnell; allein ihr Flug dauert, wegen der Schwere ihres Körpers, nicht lange. Die Singvögel fliegen nicht weit, aber sie wiederholen ihren Flug sehr oft. Die Tauben und Schwalben schießen pfeilschnell durch die Luft. Die großen Sumpfvögel haben einen langsamen Flug, die kleinen aber einen schnellen. Diese strecken die Füße im Fluge aus, um dadurch die Kürze ihres Schwanzes zu ersetzen. Die Meven fliegen segelnd, und die wilden Gänse in Gesellschaft in einer spitzwinklichen Figur. Einige fliegen mit vielem Geräusch, andere hört man kaum, und wenn sie auch noch so nahe sind, wie die Eulen: kurz, fast jeder Vogel hat seinen eigenen Flug, an dem er auch erkannt werden kann.

## Von dem Schwanze der Vögel.

Nächst den Flügeln befördert der Schwanz den Flug der Vögel am meisten. Er liegt am Ende des Körpers, entsteht aus der Schwanzwurzel, und enthält meistens 12 Schwanzfedern, die auch Steuer- oder Ruderfedern genannt werden, weil sie vorzüglich die Richtung des Fluges leiten. Die Zahl der Schwanzfedern

federn ist aber nicht allen Vögeln dieselbe; die Hühner, und einige andere Vögel haben deren 18; der Specht, der Kukuk, und andere auch nur 10. Noch andere haben gar keine, wie einige Taucherarten.

Wenn die Schwanzfedern kürzer, als die Füße sind, so wird der Vogel kurzgeschwänzt, und sind sie länger, langgeschwänzt genannt. Haben alle Federn gleiche Länge, so heißt der Schwanz ganz oder ungetheilt. Manche haben einen keilförmigen Schwanz, wie die Elster, weil ihre mittelsten Schwanzfedern am längsten sind, und die äußern nach und nach kürzer werden. Andere sind gabelförmig, wie die Schwänze der Schwalben.

Bei den meisten Vögeln sind die Schwanzfedern, einzeln betrachtet, am Ende weich, und die Fahne ungerundet; bei andern aber, welche diese Federn nicht bloß zum Fluge, sondern auch zur Unterstützung, wie die Spechte, brauchen, hart und zugespitzt. Unter dem Schwanze liegen die sogenannten Afterfedern.

Wenn die Vögel den Schwanz zusammenfalten, so werden die äußern Federn von den innern bedeckt.

## Von den Füßen der Vögel.

Die Lage der Füße ist bei den meisten Vögeln so, daß sie den Mittelpunkt der Schwere des Körpers unterstützen. Bei einigen Schwimmvögeln aber, z. B. bei den Tauchern, liegen sie fast am Ende des Körpers, und sie können damit zwar sehr gut schwimmen, aber sehr unbequem, oder gar nicht gehen.

Auf diesen Füßen können nun die Vögel auf verschiedene Art sich fortbewegen: sie hüpfen entweder, wie die Elster, der Sperling; oder sie schreiten, wie die Raben; oder sie laufen, wie die Strandläufer; oder sie klettern, wie die Spechte. Dieses Gehen geschieht wieder auf mancherlei Art, entweder gerade, wie die meisten Vö-

gel; oder schief, wie die Meisen. Die Schwimmvögel schwimmen auch damit.

Außerdem ist die Bildung der Füße, wie bei den Säugethieren, ihrem verschiedenen Aufenthalte, und der Art ihres Raubes gemäß eingerichtet. Sie sind entweder sehr lang, oder mittelmäßig oder kurz. Eben so verschieden sind die Theile oder die Glieder der Beine befiedert. Die Lenden und die Schenkel sind wohl bei den meisten mit Fleisch und mit Federn bedeckt, nur die Sumpf- und Wasservögel machen einige Ausnahme. Dagegen sind die Füße bei den meisten Vögeln nackt, aber bei verschiedenen Hühnerarten, Tauben, Eulen und Adlern entweder ganz, oder zum Theil befiedert.

Die Vögel haben meist 4 Zehen, wovon gewöhnlich drei vorwärts, eine hinterwärts steht, welche man den Daumen zu nennen pflegt. Liegen die Zehen frei, so haben die Vögel Gangfüße; ist die mittlere Zehe mit der äußeren Seitenzehe verwachsen, Schreitfüße; fehlt der Daumen, so sind es Lauffüße, sind gar nur 2 Vorderzehen, wie beim Strauß, so sind es Rennfüße; wenn 2 Zehen hinten und 2 vorn stehen, so heißen sie Kletterfüße; sind alle 4 Zehen vorwärts gerichtet, so nennt man sie Klammerfüße.

Die Männchen mancher Vögel, z. B. mancher Hausvögel, haben hinten noch einen Sporn, oder einen hornartigen Ansatz. Einige sind doppelt gespornt. Die Zehen haben verschiedene Länge: einige sind kurz, und manche sehr lang.

## Von den Sinnen der Vögel.

Das Auge ist bei den Vögeln der schärfste Sinn, womit sie begabt sind. Daher bemerkt die Henne einen Habicht in einer Entfernung, wohin das menschliche Auge nicht reicht, und ein Rothschwänzchen auf dem Gipfel

des höchsten Baumes sieht das kleinste Insekt sich im Staube bewegen. Die Eulen sehen des Nachts, haben die Oeffnung und Erweiterung des Sterns in ihrer Gewalt, wie die Katzen, und ihre Augen leuchten, wie feurige Kohlen. Auch bei den Wasservögeln, deren Augen sehr feucht sind, öffnet sich der Stern sehr weit, um die Lichtstrahlen noch aufzufangen, wenn sie den Kopf zu Aufsuchung ihres Futters in's Wasser stecken.

Das Ohr ist bei vielen von vorzüglicher Schärfe; obgleich die innern Gehörwerkzeuge viel einfacher, als bei den Säugethieren sind. Das feinste Gehör unter den Vögeln sollen die Auerhähne und die Eulen haben.

Die Geruchsorgane sind bei den Vögeln sehr groß, und reichlich mit Nerven versehen; daher ist dieser Sinn auch gewöhnlich sehr scharf. Krähen, und verschiedene Raubvögel geben davon einen sichern Beweis, indem sie in der größten Entfernung einen ihrem Gesichte verborgenen Raub auffinden. Die Elstern riechen, bei dem härtesten Froste, Insektenlarven, die unter der Erde verborgen liegen. Vögel, die einmal das Schießpulver gerochen haben, fliehen vor der Flinte sehr weit.

Der Geschmack scheint bei den Vögeln der schwächste Sinn zu seyn, doch sieht man an den Stubenvögeln, daß sie wohl zu unterscheiden wissen, was ihnen gut oder schlecht schmeckt. Es haben daher auch alle Vögel im obern Schnabel Geschmacksnerven, die besonders bei denen, die ihre Nahrung aus der Erde oder aus dem Schlamm, und aus Sümpfen holen müssen, sehr deutlich und scharf sind.

Der Sinn des Gefühls äußert sich durch den ganzen Körper, daher ein Vogel, sobald man ihn nur leise anhaucht, aus seinem tiefsten Schlafe erwacht. Ein angenehmes und feines Gefühl scheint ein Vogel besonders im Nacken zu haben, welches man durch Streicheln an Stubenvögeln bemerken kann. Viele Vögel, z. B.

die gemeinen Finken, sollen singen, wenn man sie in dieser Gegend kitzelt.

So wie bei den Säugethieren alle Sinneswerkzeuge mit dem Gehirn in Gemeinschaft stehen, und hier die bestimmte Empfindung in der Seele hervorbringen, so geschieht es auch bei den Vögeln.

## Gedächtniß und Phantasie.

So wie bei den Säugethieren die Größe und Bildung des Gehirns mit den Seelenkräften derselben im Ebenmaße steht, so muß es auch bei den Vögeln seyn, denn man findet unter denselben einige, die sehr listig und klug, andere, die außerordentlich gelehrig, und wiederum andere, die dumm und einfältig sind. Besonders ist die Gelehrigkeit und das Gedächtniß einiger Singvögel sehr bewundernswürdig. Der braunköpfige Würger (Lanius ruficeps) und der rothrückige (Spinetorquus) hören z. B. den Gesang der Nachtigall nur ein einzigesmal, und sie sind im Stande, alle die verschiedenen Modulationen derselben, und zwar in der nemlichen Zeitfolge, ohne Anstoß nachzusingen; obgleich wegen der schwächeren Stimmwerkzeuge nur leiser. Wer kennt ferner nicht das Gedächtniß des Gimpels, der Schwarzdrossel, des Hänflings, des Kanarienvogels, der Feldlerche ꝛc. welche verschiedene Gesänge, und andere Melodien nachahmen können?

Ihre Phantasie ist nicht minder bewundernswürdig, und sie zeigt sich vorzüglich zur Zeit der Paarung, wo oft das Männchen einen leblosen Körper für sein Weibchen hält — wie man nicht selten bei Stubenvögeln bemerken kann. Von einer lebhaften Phantasie zeigen auch ihre Träume, in welchen ihnen oft alle Handlungen vorkommen, die sie am Tage begehen.

## Von der Stimme der Vögel.

Die Stimme der Vögel hängt von der Einrichtung und dem Bau der Luftröhre und der Luftbehälter ab. — Der Ton, den die mancherlei Vögelarten hören lassen, ist sehr mannichfaltig. Bei manchen ist er einförmig und unangenehm, bei andern geht er in eine gewisse Melodie über, und wird angenehm. In letzterer Hinsicht machen sich vorzüglich die sogenannten Singvögel merkwürdig, von welchen man aber im eigentlichen Verstande nicht sagen kann, daß sie singen, welches nur der Mensch kann, sondern sie pfeifen nur Melodien.

Durch dieses Pfeifen, dessen Mannichfaltigkeit so groß ist, daß fast jede Vogelart andere Töne von sich giebt, zeichnen sich die Vögel vorzüglich von andern Thieren aus, indem sie dadurch im Stande sind, sich einander ihre Leidenschaften zu erkennen zu geben. Dieses können aber nur meist Geschlechts- oder Gattungsverwandte.

Wer nur ein wenig die Vögel beobachtet hat, wird gefunden haben, daß die Aeußerung der Furcht und der nahen Gefahr ein allgemein verständlicher Ruf ist. Jeder Vogel, der zuerst einen Raubvogel über sich erblickt, kann durch seinen ihm eigenen Warnungs-Ton alle Vögel in seiner Gegend aufmerksam machen, auf ihrer Hut zu seyn, und sich so geschwind als möglich zu verbergen.

So warnt der Zaunkönig den Truthahn, und der Truthahn den Zaunkönig durch einen gewissen Ton. Sobald die Blaumeise ihre Warnungszeichen giebt, verstummt auf einige Augenblicke der ganze Wald, und jeder Vogel sieht sich nach einem nahen Feinde um, und eilt wohl gar zu Hülfe, wenn Angstgeschrei daraus wird. Diese letztere Beobachtung wissen sich die Vogelfänger sehr zu Nutze zu machen. Sie bauen sich daher eine Hütte,

ſtellen vor dieſelbe einen Raubvogel, und beſtecken die von Aeſten und Zweigen gebaute Hütte mit Leimruthen; alsdann ahmen ſie das ängſtliche Geſchrei eines Vogels, z. B. eines Spechts nach, weil ſich dieſes am weiteſten hören läßt, und ſie ſind ihrer Beute von großen und kleinen Vögeln gewiß, die alle zu der Hütte eilen, und dann gefangen werden.

Nicht weniger verſtändlich ſcheinen auch, wo nicht allen, doch den meiſten Vögeln die Töne der Freude und des Wohlbefindens zu ſeyn, wodurch einer den andern zu ähnlichen frohen Empfindungen anzureizen vermag. Dieſe Freude aber drückt ſich nicht bloß in den bekannten Melodien der Vögel aus, wodurch, wenn einer anſtimmt, oft in kurzer Zeit ein ganzer Wald und ein ganzes Zimmer im vollſten Jubel erſchallt, ſondern auch durch einzelne Töne.

Im Herbſte und im Frühjahr trifft man in Hecken und Gebüſchen eine Menge Vögel von den verſchiedenſten Gattungen und Arten an, die ſich durch nichts, als durch ein gemeinſchaftliches Geſchrei unter einander zu vergnügen ſcheinen. Die Stubenvögel kann man in den Zimmern oft durch kniſterndes Geräuſch, lautes Sprechen, oder durch Muſik zum Geſang ermuntern, in der Natur aber nicht, da werden ſie eher durch dieſe Mittel verſcheucht.

Die verſchiedenen Gattungen haben unter einander ihre eigenen Töne, wodurch ſie ſich gegenſeitig verſtändlich machen. So verſtehen z. B. Raben, Krähen, Dohlen u. dergl. Vögel ihre verſchiedenen Locktöne, und nähern ſich einander, wenn es nöthig iſt, z. B. auf ihren Wanderungen. So fängt der Vogelſteller durch die Lockſtimme eines Goldammers, den Gartenammer, Schneeammer und alle übrige Ammer. Durch das lockende Geſchrei des gemeinen Finken wird der Bergfinken; durch

die Töne des Zeisigs der Flachsfinken, der Zitronfinken ꝛc. gefangen.

Auch hat jeder Vogel von der Natur, wo nicht einen Gesang, doch einige deutliche Laute erhalten, wodurch er nicht bloß seinem eigenen, sondern auch dem andern Geschlechte seine Begierden zu erkennen geben kann. Dies geschieht entweder durch einzelne Töne, oder durch einige oder mehrere melodische Laute. Jene nennt man die Locktöne, Lockstimme, oder das Locken, diese nennt man den Gesang.

Bei manchen sind die Locktöne nach den verschiedenen Leidenschaften und Bedürfnissen auch verschieden; bei andern einerlei. So lockt z. B. der gemeine Fink auf seinen Wanderungen anders in der Freude, anders in dem Zorne, und in der Traurigkeit. Die Rabenkrähe hingegen hat in allen diesen Verhältnissen einerlei Geschrei; höchstens drückt sie ihren traurigen Laut bei Verschiedenheit der Leidenschaften durch größere oder geringere Geschwindigkeit aus.

Der eigentlich sogenannte Gesang der Vögel ist immer der Ausdruck des Wohlbefindens oder der Liebe. Daher singt die Nachtigall nur, so lange die Begattungs- und Brütungszeit währt; sie verstummt aber, so bald sie ihre Jungen zu füttern genöthigt ist. Hingegen der Staar, Stieglitz und der Kanarienvogel singen das ganze Jahr, ausgenommen wenn sie sich mausern.

Der Gesang scheint ein besonderes Vorrecht des Männchens zu seyn, entweder um ein Weibchen zu locken, oder seine Gunst zu erhalten. Die Weibchen scheinen auch nach der größeren oder geringeren Vollkommenheit oder Annehmlichkeit des Gesanges zu wählen, und schenken wohl meistens dem besten Sänger ihre Gunst. Man kann dieses am deutlichsten an den Kanarienvögeln und an den Finken wahrnehmen.

Einige Vögel pfeifen die Strophen, oder einzelne

Töne, woraus ihre Liebe besteht, aus vollem Halse fast immer in einerlei Folge aufeinander, und von diesen sagt man, daß sie schlagen. So schlägt z. B. der Fink, die Nachtigall. Wenn sie aber die Töne, ohne auf die Zeitfolge zu sehen, untereinander mischen, und bald leiser bald stärker pfeifen, so nennt man sie besonders Sangvögel z. B. die Meisen, Rothkehlchen ꝛc.

Merkwürdig ist es, daß fast alle Sangvögel in der Monogamie leben; immer hat ein Männchen ein bestimmtes Weibchen. Sie sind mehrentheils Zug-Vögel, machen des Jahres mehrere Hecken, und sind meistens eßbar.

Unter den Sangvögeln unterscheidet man noch besonders die sogenannten Sänger, die meistens Wald-Vögel sind.

Die Vögel singen nicht alle den ganzen Tag, auch nicht alle zu einerlei Zeit. Einige singen nur des Morgens, andere des Abends, oder wohl gar des Nachts. Einige lieben bei ihren Gesängen Gesellschaft, andere sind während dieses Geschäfts gern allein, z. B. die Nachtigall schlägt lieber am stillen Abend, des Morgens, oder des Nachts, und schweigt meistens am Tage. Es scheint, als wenn sie als Königinn der Singevögel den Vorzug ihres Talents erkenne, und ihre Melodie nicht durch das Geschwirr anderer Vögel wolle verderben lassen.

Die Ursache, warum Ein Vogel stärker und besser singt, als der andere, liegt in der verhältnißmäßigen Größe und Stärke des Kehlkopfs. Bei dem Weibchen ist der Kehlkopf nicht so stark, als bei dem Männchen, deswegen singen jene wenig oder gar nicht. Bei den Vögeln, welche den stärksten Gesang haben, ist auch der Kehlkopf am stärksten, wovon die Nachtigall ein Beispiel giebt.

So wie die Organe des menschlichen Körpers vervollkommnet werden, so auch die Stimme der Vögel, und

zwar durch gute Nährung und Pflege, auch dadurch, daß sie im Geräusch ihren Gesang hörbar zu machen suchen, wodurch ihre Sinnne um vieles erhöht, und selbst veredelt wird.

So wie die Sangvögel im Käfige leicht einen fremden Gesang annehmen, Lieder pfeifen lernen, und sich sogar zum Accompagnement abrichten lassen, so daß man mit Gimpeln schon wirklich Concertchen gegeben hat, wie Bechstein berichtet; eben so kann man andere Vögel als: Papageien, Raben, Elstern ꝛc. die Menschenstimme nachahmen, und Worte nachsprechen lehren. Dieses ist ein Vorzug, welcher die Vögel über alle andere Thiere erhebt.

## Von den Nestern der Vögel.

Die Natur bleibt sich überall gleich. Der Trieb der organischen Wesen, sich fortzupflanzen, und sich zu erhalten, zeigt sich auch vorzüglich bei den Vögeln in einem sehr hohen Grade. Mit Eifer, Liebe und Wärme sind diese Thiere bemüht, nach der ersten Paarung ihre Eier in Sicherheit zu bringen, und für ihre Jungen Nester zu bauen. Nur das einzige Kukuksweibchen macht eine Ausnahme, welches seine Eier in fremde Nester legt, wie wir in der Folge zeigen werden, wenn von diesem Vogel die Rede ist.

Bei den Vögeln, welche paarweise bei einander leben, nimmt auch das Männchen Antheil am Nesterbauen, wenigstens trägt es Baumaterialien herbei, wenn es nöthig ist, und verpflegt auch in dieser Zeit, und während des Brütens, das Weibchen. Bei den Vögeln aber, die in Polygamie leben, wie die Hausvögel, bekümmert sich das Männchen um das Nesterbauen nicht.

Die Vögel wählen nach ihrer verschiedenen Lebensart, und nach ihren eigenen Bedürfnissen den Ort, wohin

sie bauen. Die Raubvögel machen ihre Nester (Horste) in einsamen Gegenden auf hohen Felsen und Klippen, und auf den höchsten Bäumen; um von hieraus nicht nur freie Aussicht nach ihrer Beute zu haben, sondern auch vor dem sie stets verfolgenden lärmenden Schwärmen der kleinen Vögel sicher zu seyn. Andere, die sich vorzüglich von Insekten und Würmern nähren, als Spechte, Dohlen ꝛc. bauen ihre Nester in die Löcher der Mauern, in hohle und auf niedrige Bäume. Die hühnerartigen Vögel nisten auf gleicher Erde, damit die Jungen, wenn sie ausgebrütet sind, bald fortlaufen können. Die Lerchen und andere nisten ihrer Nahrung wegen ebenfalls auf der Erde. Die kleinen Singevögel betten sich bald hoch, bald niedrig auf den Bäumen, und in's Gebüsche, je nachdem es die Sicherheit oder die Nahrung der Jungen erfordert. Einige Vögel, wie z. B. der Bienenfresser, der Eisvogel, die Tannenmeise, nisten unter der Erde, in einem Loch. Die Wasservögel bauen ihr Nest am Ufer, an Seeklippen, im Schilf, auf feuchten Wiesen, und manche Taucher machen sogar ein schwimmendes Nest.

Eben so sorgfältig, ja noch sorgfältiger, als den Ort, wählt jede Vogelart die Materialien zum Neste. Die Vögel in heißen Himmelsstrichen, oder die mit überflüssiger Brütwärme versehen sind, nehmen zu ihrem Bau nur leichten und einfachen Stoff, als: Zweige, Stroh, Heu u. dergl. Andere, die ihre nackten Jungen gegen Frost schützen müssen, nehmen wärmere Materialien, als: Mist, Moos, Haare, Wolle, von Pflanzen und Thieren. Viele Vögel füttern die Nester inwendig noch mit besonders weichen Dingen aus, als: Flaumfedern, Wolle u. s. w. Wenige Vögel machen gar keine Unterlage für ihre Eier, und legen sie auf die bloße Erde, oder in hohle Bäume auf Holzerde.

Die Nester der Vögel machen gewöhnlich die Weib-

chen, nur bei den Schwalben versteht auch das Männchen diese Kunst: bei den übrigen Vögeln tragen die Männchen nur die Materialien zu.

Das Weibchen macht zuerst an dem Orte, wo das Nest angebracht werden soll, mit dem Männchen gemeinschaftlich eine Unterlage; alsdann setzt es sich auf diese nieder, dreht den Kopf und die Füße nach allen Seiten hin und her, mißt den Raum für sich und seine künftige Familie, webt und flechtet dann alle die nöthigen Materialien, die das Männchen herbeischafft, durcheinander, und giebt mit dem Schnabel und den Füßen, und durch Herumdrehen des Körpers dem Neste die Gestalt und Größe, die seinen Bedürfnissen auf's genaueste entsprechen.

Die Form der Nester ist verschieden, mehr oder weniger künstlich. Die Beutelmeise und der Pirol machen bei uns unstreitig die künstlichsten Nester. Sie sind geschickt mit Hanf und Wolle durchwebt, beutelförmig, und zur Sicherheit vor Raubthieren an dünne Zweige aufgehängt.

Nach diesen folgen die Finken, und einige andere, welche ein sehr feines Gewebe machen, und ihren Nestern eine halbkugelförmige Gestalt geben. Der Zaunkönig und das Laubvogelchen bauen ihre Nester in Gestalt eines Backofens, und weben es aus lauter feingebissenem Moos dicht wie Filz zusammen. Die Elster und der Wasserschwätzer machen eine förmliche Kugel. Andere Vögel aber, wie die Trappen, Schnepfen, Kiebitze ꝛc. machen sich bloß ein dürres Lager von Reisholz, und einigen Strohhalmen auf der Erde; manche tragen sich nur ein weiches kunstloses Bett in hohle Bäume, oder Mauerlöcher, wie die Spechte, Dohlen, Rothschwänzchen; und noch andere scharren gar eine bloße Vertiefung auf den platten Boden, wie die Rebhühner ꝛc.

Merkwürdig ist noch, daß nie eine Vogelart von der Auswahl des Ortes, der Form, und den Materialien

abweicht, es müßte denn die äußerste Noth sie dazu zwingen. Ferner, daß der junge Vogel, der nie ein Nest bauen sah, aus einem geheimen Kunsttriebe immer den Plan befolgt, nach dem seine Eltern arbeiteten, und daß alle Vögel von einerlei Gattung doch immer in etwas, es mag auch noch so wenig seyn, in den Nestern und ihrer Bauart verschieden sind.

## Von den Eiern der Vögel.

Sobald das Nest der Vögel vollendet ist, legt das Weibchen gewöhnlich noch denselben Tag ein Ei in dasselbe, und fährt damit alle 24 Stunden fort, doch ruhet es bisweilen einen Tag dazwischen. Dieses dauert so lange, bis es die bestimmte Anzahl gelegt hat.

Die Anzahl der Eier, welche ein Weibchen legt, ist fast eben so, wie die Art der Vögel, verschieden. Viele Wasservögel legen fast immer nur ein einziges Ei; die Tauben 2; die Möven 3; die Raben 4; die Finken 5; die Schwalben 6 — 8; die Meisen 8 — 12; die Rebhühner 12 — 20; die Haushenne aber legt, besonders wenn man ihr die Eier nach und nach wegnimmt, bis 90. Dasselbe thun auch die Elstern, und mehrere andere Vögel. Manche Vögel legen aber auch unbefruchtete Eier, diese nennt man Windeier. Liegen in den Nestern mehr Eier, als es gewöhnlich der Fall ist, so ist der Ueberschuß mehrentheils unbefruchtet.

Was die Größe, Gestalt und Farbe der Eier betrifft, so sind sie sehr verschieden. Große Vögel legen gewöhnlich auch große Eier. Doch findet dieses Verhältniß nicht immer Statt. So sind z. B. die Sumpfvogeleier, besonders die Eier der Strandläufer und Strandpfeifer, im Verhältniß des Körpers immer weit größer. Das Wachtelei ist fast immer so groß, als das Taubenei, und das Kukuksei ist gegen den Körper viel zu klein,

denn es ist nicht viel größer, als ein Lerchenei. Ferner sind einige Eier fast kugelrund, andere völlig eirund, wieder andere an einer Seite, und noch andere an beiden Seiten zugespitzt. Diese Verschiedenheit scheint aber nur von der innern organischen Bildung des Weibchens herzukommen, und keine Beziehung auf das im Ei enthaltene Thier zu haben; denn sie findet nicht nur unter den verschiedenen Arten statt, sondern auch oft bei einer und derselben Art. Eine Henne legt nemlich bald ein rundliches, bald ein längliches Ei, und Bechstein meint, es sei wohl weiter nichts, als Aberglaube, wenn der Landmann behauptet, daß die länglichen Eier Hähnchen, die stumpfen aber Hühnchen enthielten. Aber dies ist eine geprüfte Erfahrung, daß aus den Eiern derjenigen Hühner, die lauter längliche, auf beiden Seiten zugespitzte Eier legen, auch langgestreckte, und besonders mit langen Hälsen versehene Junge zum Vorschein kommen. Bechstein hat diese Erfahrung selbst gemacht.

Endlich, was die Farbe der Eier betrifft, so giebt es weiße, und fast mit allen Farben einfach bemalte Eier; aber auch solche, auf welche eine, zwei, drei und mehrere Schattirungen in Streifen, Punkten, Ringen, Wellen, Wolken, und marmorirte Zeichnungen aufgetragen sind.

## Von den Bestandtheilen und dem Bebrüten der Vogeleier.

Die Bestandtheile eines Eies sind von außen eine dünne, aber doch harte kalkartige Schale, welche sich zerreiben läßt. Betrachtet man sie durch ein Vergrößerungsglas, so sieht man, daß sie voller Zwischenräume und Luftlöcher ist. Dessen ungeachtet ist sie aber doch so hart, daß der stärkste Mensch nicht im Stande ist, ein Hühnerei der Länge nach durch einen geraden Druck mit den Händen zu zerquetschen.

Auf die Schale folgen 4 Häute. Die erste ist pergamentartig und sehr dünn. Die 2te ist noch dünner; die 3te umschließt das Weiße im Ei, und die 4te den Dotter.

Das Eiweiß theilt sich in ein flüssiges Wesen, welches die äußere Stelle einnimmt, und Eierklar genannt wird, und in ein zäheres Wesen, welches den Dotter umgiebt, und nach der Bebrütung gelblich wird. Dies ist das eigentliche Eiweis; der Dotter, oder das Gelbei, ist ein gelber, etwas zäher Körper, an dem sich unten und oben gleichsam zwei Schnabelbänder befinden, welche der Hagel genannt werden. An diesem Dotter kommt ein kleiner weißer Kreis, von der Größe einer Linse zum Vorschein, welcher die Narbe oder das Köpfchen heißt. In der Mitte dieser Narbe liegt eine kleine aschgraue Hülle, in welcher sich der junge Vogel entwickelt. Sie ist ungefähr das, was der Keim im Saamenkorne einer Pflanze ist. Diejenige Stelle des Dotters im Hühnerei, an welcher seitwärts der Keim des künftigen Hühnchens eingewickelt liegt, ist leichter, als die entgegengesetzte Seite, so, daß bei jeder Lage des Eies immer jene leichtere Stelle dem Leibe des brütenden Vogels am nächsten liegt, denn das Schwerere nimmt immer den niedrigen Ort ein. Das kleine Hühnchen im Ei ist also beständig dem Bauche der brütenden Henne zugekehrt, das Ei mag liegen, wie es will. Daher ist die Sorge derjenigen Hausmütter ganz vergeblich, welche den Brüthennen die Eier von Zeit zu Zeit umwenden, damit alle Seiten gleich stark erwärmt werden möchten.

Hieraus ergiebt sich nun von selbst, daß die erste Entwickelung und Ausbildung des jungen Vogels schon im gelegten Ei vermittelst des Brütens bewirkt werden müsse. Fast alle Vögel vollbringen dies durch ihre eigene körperliche Wärme: nur der Kukuk brütet seine Eier nicht selbst aus, sondern überläßt dies Geschäft

kleinern Vögeln, in deren Nest, wie schon erwähnt worden ist, er eines von seinen Eiern legt. Es ist also nicht nothwendig, daß jede Vogelart ihre eigene Eier ausbrüte. Es haben schon Kapaunen, Hunde, und Menschen dies Geschäft verrichtet. Auch sogar durch künstliche Wärme, durch erhitzten Mist, durch Lampenfeuer in sogenannten Brütmaschienen und in Backöfen können Hühnereier ausgebrütet werden. Dies letztere geht besonders in wärmeren Gegenden sehr gut von Statten. Man rechnet jährlich auf 92 Millionen Hühner, welche auf diese Art in den ägyptischen Oefen ausgebrütet werden. Auch in der Schweiz kennt man diese Methode.

Was nun das eigentliche Brüten der Vögel anbetrifft, so ist dieses wohl nur das Geschäft des Weibchens. Doch aber nehmen bei vielen Vögeln, besonders bei denen, die sich paarweise zusammenhalten, die Männchen daran Antheil, z. B. die Tauben, Bachstelzen, Meisen, Sperlinge, Finken ꝛc. Sie wählen dazu die Mittagsstunden, und lassen unterdessen die Weibchen nach Nahrung fliegen. Der Tauber aber besteigt das Nest schon Vormittag gegen 9 Uhr, und bleibt darauf bis 3 Uhr Nachmittag. Andere Männchen beschützen das Nest sowohl, während das Weibchen brütet, als auch, wenn es aufsteigt, um Nahrung zu suchen. Noch andere überlassen zwar dem Weibchen das Brüten ganz allein, versorgen dieses aber während der Zeit mit Futter. So machen es die Hänflinge, Stieglitzen, Grünlinge und Kanarienvögel; ja es giebt einige Männchen, die so zärtlich sind, daß sie auch noch überdies ihre Weibchen einige Stunden des Tages beim Brüten ablösen.

Wenn die Vögel ihre Eier bebrüten, so haben sie fast mehr Sorgfalt für sie und für die Jungen, als andere Thiere. Die Weibchen sitzen Tag und Nacht in der beschwerlichsten Lage, ohne sich zu rühren, auf den Eiern. Sie versäumen sogar, sich Futter zu suchen, und werden

oft ganz mager und abgemattet, wenn sie lange brüten. Müssen sie ihre Eier auf eine kurze Zeit verlassen, so bedecken sie sie wohl gar mit Federn, Moos oder anderen weichen Materialien, und eilen, so bald als möglich, wieder zu denselben. Die sonst scheue wilde Ente und Schnepfe lassen während des Brütens den Jäger ganz nahe an's Nest treten. Der Kiebitz schwebt verzweifelnd über dem Kopfe dessen, der sein Nest entdeckt hat. Die Singdrossel und viele andere kleine Vögel lassen sich auf dem Neste mit den Händen fangen. Die Tauben bleiben nicht allein auf dem Neste sitzen, sondern schlagen auch mit einem Flügel mit aller Macht auf diejenigen los, die ihrem Neste zu nahe kommen. Die Henne greift den größten Hund an, wenn ihr unter dem Brüten einer zu nahe kommt. Ueberhaupt ist ein jeder Vogel gegen die Hälfte oder das Ende des Brütens fast gar nicht vom Neste zu bringen.

Bei dem Bebrüten der Eier kommt sehr viel auf günstige Witterung, und auf die Ruhe an, die die Vögel dabei benutzen können. Die Vögel, welche in der Freiheit leben, verlassen gewöhnlich ihre Eier, wenn sie von Menschenhänden betastet worden sind, oder wenn sie in ihrer Nähe sehr beunruhigt werden. In nassen und kalten Jahren ist es oft sehr schwer, Hühner und Enten zum Brüten zu bringen.

Während des Brütens geht nun die große Veränderung des Eies vor sich, daß das Junge allmählig gebildet, und von Tag zu Tag mehr zur Reife gebracht wird. Die Dauer des Brütens ist nach den verschiedenen Arten ebenfalls sehr verschieden. Die großen Vögel brüten gewöhnlich länger, als die kleinen. Der Schwan hat dazu 5 Wochen nöthig; die Gans und Ente 4; die Henne 3 Wochen; die Tauben 17 — 19 Tage, und die kleinern Vögel brauchen 14, wenigstens 13 Tage.

Die erste Spur des neuen Vogels zeigt sich immer erst

erst eine ziemliche Zeit, nachdem das Bebrüten seinen Anfang genommen hat.

Beim Hühnerei nimmt die erste Bewegung kaum vor dem Ende des 2ten Tages ihren Anfang. Es ist das Herz, welches in dieser Zeit, kaum wie ein Blutfleck erscheint. Zu Ende des 5ten Tages sieht man schon das ganze, kleine gallertartige Geschöpf, das einen großen Kopf, und besonders ungeheure Augen hat, sich bewegen. Am 14ten Tage brechen die Federn aus, und die Eingeweide sind vollkommen gebildet. Zu Anfang des 15ten schnappt das Hühnchen schon nach Luft, und ist am 19ten schon im Stande, einen Laut von sich zu geben. Gewöhnlich ist es zu Ende des 21sten Tages zum Auskriechen aus dem Ei reif, und durchbohrt dann die Schale vermittelst eines von der Natur ihm dazu verliehenen knorplichen Aufsatzes auf dem Schnabel, der ihm einige Tage nach dem Auskriechen entweder von selbst abfällt, oder von andern jungen Hühnern abgepickt wird. In den 3 Wochen des Brütens hat sich also das junge Hühnchen vom Dotter und dem Eiweis genährt.

## Von den Jungen der Vögel.

Die neugeborenen Jungen sind entweder mit einzelnen, oder mit mehreren Flaumfedern bedeckt, welche in kurzer Zeit von den aussprossenden ordentlichen Federn verdrängt werden. Die Mutter der jungen Vögel pflegt sie in diesem Zustande immer noch mit der größten Sorgfalt, denn sie muß gewöhnlich noch einige Zeit über ihnen sitzen bleiben, und sie erwärmen, damit dem zarten und nackten Körper die Kälte nicht schade, und alsdann auch noch gemeinschaftlich mit dem Männchen, so lange, bis die Jungen fliegen können, für ihren Unterhalt sorgen.

Nach Verschiedenheit der Vogelgattung werden den Jungen entweder die Speisen im Schnabel zum Neste

gebracht, oder im Kropfe eingeweicht, und ihnen dann eingeflößt. Auch für die Reinigung des Nestes sorgen die Alten. Andere hingegen, z. B. die Hausvögel, die meisten Sumpf- und Wasservögel, laufen oder schwimmen, sobald sie aus dem Ei gekrochen sind, mit den Alten davon, werden von ihnen zum Aufsuchen des Futters angeleitet, von den Flügeln der Alten beschützt und gewärmt, und gegen die Angriffe der Feinde vertheidigt.

Sobald die Jungen für ihren eigenen Unterhalt sorgen können, verlassen sie die Alten, und diese brüten zum zweitenmal, und wenn ihnen eine Brut zerstört wird, auch wohl zum 3ten mal. Die Tauben brüten sogar 6 — 7mal. Zug-, Haus-, Sumpf- und Schwimmvögel brüten gewöhnlich nur ein Mal.

Die Erziehungszeit der jungen Vögel ist nicht gleich, und richtet sich sehr nach der Witterung. Wenn z. B. ein Fink seine Jungen vom Auskriechen an bis zum Ausfliegen bei gewöhnlichem Wetter in 12 Tagen groß zieht, so braucht er bei schlechter kalter Witterung 16, und bei warmer nur 8 Tage. Darauf hat also der Vogelliebhaber vorzüglich zu achten, wenn er sich junge Vögel aus den Nestern aufziehen will. Denn wie oft sind sie schon ausgeflogen, wenn er sie noch im Neste zu finden glaubt. Außer den Raubvögeln werden die meisten im ersten Jahre mannbar.

Unter den Vögeln findet man sehr viele Mißgeburten, welche meistens aus den überflüssigen oder fehlenden Theilen des Dotters zu entstehen scheinen. Daher giebt es auch zusammengewachsene Hühnchen und Gänschen; Hühner und Gänse mit vier Beinen, mit vier Flügeln, mit doppelten Köpfen, doppelten Schnäbeln, mit einem Beine, mit halben Schnäbeln, mit krummen Flügeln u. s. w. In Breslau wurde unlängst eine Ente mit drei Beinen vorgezeigt.

## Von dem Alter der Vögel.

Ist irgend das Alter einer Thierklasse merkwürdig, so ist es das der Vögel. Die Vögel werden sogar älter, als die Säugethiere, nicht immer in Hinsicht der wirklichen Jahre, sondern im Bezug ihres Wachsthums. Denn bei den Säugethieren dauert das Leben vier bis siebenmal länger, als die Zeit ihres Wachsthums. Bei den Vögeln aber 15 bis 30mal länger, als ihre Wachszeit. Die Ursache scheint in ihrem Knochenbau zu liegen. Denn das Gewebe und das Wesen der Vogelknochen ist lockerer und leichter, und bleibt also länger porös, biegsamer, und unverhärtet, als bei den Säugethieren. Die Tauben werden 22 Jahre; sogar in der Gefangenschaft werden Gänse, Finken, Stieglitze über 24 Jahre, Adler und Papageyen über 100 Jahr alt, und von Schwänen erzählt man, daß sie 300 Jahre sollen gelebt haben.

## Von dem Aufenthalt der Vögel.

Alle Welttheile sind mit Vögeln versehen; eben so die heißesten Himmelsstriche wie die kältesten und gemäßigten Zonen.

Einige Vögelarten sind sehr weit verbreitet, bewohnen nicht nur verschiedene Welttheile, sondern auch verschiedene Himmelsstriche. Der Singeschwanz z. B. befindet sich so gut in dem kalten Island, Kamtschatka, und auf der Hudsonsbai, wie in dem warmen Aegypten, in Kleinasien, Carolina, und Louisiana.

Andere Vögel leben nur in begrenzten Bezirken, z. B. die Papageyen bloß in wärmeren Gegenden; die Paradiesvögel auf den Molukischen und umherliegenden Inseln; die weißen Möven nur in Spitzbergen, Grönland, und auf dem Eismeer überhaupt.

Viele Vögel leben im Sommer in einer kälteren,

und im Winter in einer wärmeren Gegend, z. B. die Schwalben und Störche.

Was den Ort selbst anbetrifft; so ist der Aufenthalt der Vögel fast eben so verschieden, wie bei den Säugethieren. Viele leben bloß auf Bäumen, wie die Papageien, andere auf Klippen, wie manche Raubvögel; oder im Wasser, wie die Taucher; oder auf der Erde, wie die Rebhühner, oder in den Sümpfen, wie manche Schnepfen.

Andere Arten wechseln mit ihrem Aufenthalte, und leben auf den Bäumen und der Erde, wie die Elster und die meisten Singevögel; auf den Bäumen und im Wasser, wie die Reiher; auf der Erde und im Wasser, wie die Gänse; in Sümpfen und auf dem Trocknen, wie der Kibitz; auf der Erde und auf Dächern, und nur höchst selten oder nie auf Bäumen, wie die Hausschwalbe. Kein einziger Vogel aber hält sich in der Erde auf. Manche Vögel (die Strichvögel) verändern auch auf eine kurze Zeit ihren Aufenthaltsort, und begeben sich etwas weiter. In dieser Hinsicht theilt man daher die Vögel:

1. in Standvögel,
2. in Strichvögel,
3. in Zugvögel ein.

Unter Standvögel versteht man solche, die weder Kälte, noch Mangel an Nahrung nöthigt, ihren Aufenthalt zu verlassen, oder zu verändern; sondern die Sommer und Winter in einerlei Gegend gefunden werden, und nicht wegziehen. Hieher gehören: Goldammern, Elstern, Sperlinge, Zaunkönige, Meisen, Goldhähnchen, Gimpel, Spechte, Schwarzdrossel, gemeine Würger, Sperber, Rebhühner, und viele andere.

Einige dieser Vögelarten, die sich im Herbste in Horden zusammen rotten, um im Winter die Kälte, und den etwa eintretenden Mangel mit einander zu theilen, weichen im Winter auf einige Tage von dieser Regel ab, und begeben sich im Nothfall, wenn die Lebensmittel

nicht zulangen, oder wenn heftige Stürme eintreten, aus der Gegend, wo sie gebrütet haben, in eine andere Gegend, wo sie diesen Uebeln nicht ausgesetzt sind; sie gehen aber doch nie über etliche Meilen, und kehren so bald als möglich wieder zurück. So ziehen z. B. die Blau- und Tannenmeisen aus erwähnten Ursachen aus einem Walde in den andern. So ziehen die Elstern, die im Freien leben, bei großer Kälte in die Städte, kehren aber bei gelinderer Witterung wieder auf's Feld zurück.

Strichvögel sind diejenigen Vögelarten in gemäßigten und kalten Gegenden, welche, ob sie gleich die Kälte aushalten können, doch ihrer Nahrung halber ihre Heimath auf eine kurze Zeit verlassen, in eine benachbarte Gegend sich begeben, und mehrentheils in großen Schaaren bald da, bald dort sind. Der Vogelsteller und der Jäger sagen nun: die Vögel streichen. Dieses Umherziehen geschieht nemlich, wenn die Vögel an einem Orte die Nahrung aufgezehrt haben, wie die Zeisige den Erlensaamen, die Kreuzschnäbel den Fichtensaamen, oder wenn die Vögel vor Schnee und Frost nicht zur Nahrung gelangen können. Zu den Strichvögeln gehören die Zeisige, Stieglitze, Hänflinge, Finken, Dohlen, Waldschnepfen, Haselhühner, Misteldrosseln, graue Bachstelzen, Haubenlerchen, verschiedene wilde Entenarten, und noch viele andere. Sie befinden sich fast den ganzen Winter hindurch in Zügen, besonders da, wo sie die Kälte und der Schnee nicht hindert, ihre Nahrung zu finden. Daher kommt es, daß wir in manchen Jahren den ganzen Winter hindurch gewisse Strichvögel haben, und in andern Jahren die strengsten Monate über keinen von diesen Vögeln sehen.

So lange der Schnee nicht so hoch liegt, daß der Holzheher zu den abgefallenen Eicheln kommen kann, bleibt er im Winter bei uns; außerdem aber verläßt er

unsere Gegend, und zieht in ein wärmeres Land, kommt aber sogleich wieder zurück, wenn das Hinderniß zur Aufsuchung seiner Nahrung gehoben ist. Dergleichen Vögel können den ganzen Winter über in Deutschland von dem Jäger auf den Vogelheerden und in Schlingen gefangen werden; und zu Ende März finden sich diese Vögel wieder in ihren alten Gegenden ein.

Die dritte Art sind die Zugvögel. Diese sind solche, welche sowohl der Kälte als Nahrung halber ihr Vaterland verlassen, und weit, in wärmere Gegenden wandern müssen. Hieher gehören die Schwalben, die Störche, die meisten kleinen insektenfressenden Vögel, Rothkehlchen, Blaukehlchen, Nachtigallen, weiße Bachstelzen, Feldlerchen, Bergfinken, Wendehälse, Baumlerchen, Turteltauben, Staare, Wachholderdrosseln, Seidenschwänze, Flachsfinken, wilde Gänse, und viele andere Vögel. Von diesen wandern nicht alle in wärmere Länder, sondern es kommen manche aus den kältesten nördlichen Gegenden den Winter über in unser wärmeres Deutschland, wie wir schon an dem Seidenschwanze gezeigt haben. Andere kommen ebenfalls aus kälteren Gegenden, gehen in wärmere, und kommen nur bei uns durch; wie die Roth- und Singdrossel.

Zu den Zugvögeln gehören auch manche Raubvögel, welche die kleinen Vögel auf ihren Zügen begleiten, um immer ihrer Beute gewiß zu seyn.

Die Wanderungen der Vögel im Allgemeinen geschehen sowohl im Herbste, als auch im Frühjahr, nach den verschiedenen Nahrungsbedürfnissen, die jede Vogelart hat. Bei einigen geschehen sie früher, bei andern später, je nachdem sie im Herbste Mangel, oder im Frühjahr Ueberfluß an Lebensmitteln verspüren. Der Vogelsteller hat demnach vorzüglich darauf im Herbste zu achten, damit er seinen Heerd, und das Gelocke danach einrichten kann.

Den Herbstzug eröffnen schon in der Mitte des Julius die Ufer- und Thurmschwalben; darauf folgen die Pirolen, welche bald nach der Kirschenzeit abziehen. Gegen Ende August macht sich der Kukuk reisefertig, und ihn begleiten gewöhnlich die Nachtigall, der gelbäugige Sänger und der Storch. Im September zieht sich alsdann das übrige Geflügel, welches den Winter fürchtet, als Schwalben, Wachteln, Turteltauben, Staaren, Wiedehopfen ꝛc. vollends zusammen, und verläßt früher oder später, je nachdem die Witterung ist, unsere Gegenden. Den Nachtrab zu allen diesen machen endlich im Oktober die Bachstelzen, die Rothkehlchen, Lerchen, Singedrosseln und Kiebitze.

Auf der andern Seite kommen aus kälteren Gegenden im September die Saatgänse und Flachsfinken; im Oktober die Roth- und Ringdrosseln, und im November und Dezember die Wachholderdrosseln und die Seidenschwänze bei uns an.

Die Reisen dieser Vögel geschehen größtentheils des Nachts beim Mondschein, wobei man oft im September und Oktober ein lautes Geschrei hört, das der abergläubige Landmann für furchtbare Gespenster hält.

Beim Aufbruch der Reisen haben die Zugvögel einen bestimmten Ausdruck in ihrer Stimme, wodurch sie einander zusammenrufen; auch scheinen sie Anführer zu haben. Man hört z. B. von den weißen Bachstelzen zu Anfang des Oktobers, bei einer stillen hellen Nacht, in einem Dorfe erst eine einzige Vogelstimme von Haus zu Haus erschallen; nach und nach erheben sich mehrere, und endlich wird ein allgemeines Geschrei daraus. Bei anbrechendem Tage sieht dann der Beobachter, daß alle Bachstelzen in der Nacht aufgebrochen, und weggereist sind.

Einige pflegen auch ordentliche Zusammenkünfte, und Uebungen zu halten, ehe sie ihre Wanderungen antreten, z. B. die Schwalben. Sie fliegen oft der Luft entgegen,

welche sich sonst in ihre Federn legen, sie sträuben, und ihren Flug hemmen würde; daher man oft ganze Schaaren nach Westen, statt nach Süden oder Osten fliegen sieht: nur die niedrig fliegende und kurzfedrige Wachtel reiset mit dem Luftzuge.

Der Gründe, warum die Vögel in Gesellschaft reisen, und die meisten auch im Winter gesellschaftlich leben, giebt es dreierlei: 1) um sich im Nothfall vor Kälte zu schützen, indem sie sich zusammen setzen; 2) um sich besser gegen Raubvögel vertheidigen zu können, und 3) um dem Verirren zu entgehen. Es ist nemlich bekannt, daß die verirrten Zugvögel leicht Hungers sterben, oder sonst umkommen, und daß sie überhaupt, wenn sie zu früh angekommen sind, und schlechte Witterung einfällt, sich wieder zusammenrotten, und gesellschaftlich umherstreichen, obgleich sie sich schon vereinzelt, und ihre Sommerstände bezogen haben.

Von denjenigen Zugvögeln, welche auf ihren Wanderungen nur streckenweise fliegen, und immer Halt machen, wenn böse Witterung einfällt, gehen nur wenige zu Grunde; hingegen von denen, die ihre ganze Reise in einem Fluge endigen, sterben viele bei nochmaliger eintretender Kälte, und dem daraus entspringenden Mangel an Futter. Zu den Zugvögeln, welche Halt machen, gehören die Drosselarten, die Rothkehlchen, die Nachtigallen, der Mönch, und viele andere. Zu denen, welche ihre Reise ununterbrochen fortsetzen, zählt man die Schwalben, die Störche u. a. m.

Bei einigen Zugvögeln hat man bemerkt, daß sie zwar im Herbste strecken- oder fleckweise fortwandern, aber im Frühjahr in einem Fluge wieder zu uns kommen, z. B. die Lerche. Allein auch diese Vögel fühlen oft bei ihrer unvermutheten Wiederkunft eine unerwartete Kälte. Es scheint, als wenn dergleichen Vögel einen größeren Trieb hätten, hier bei uns anzukommen, und

hier zu seyn, als diese Gegenden zu verlassen, wobei sie sich so viel Zeit als möglich nehmen.

Diejenigen Zugvögel, die bei uns überwintern, nähren sich mehrentheils von Beeren, und nur sehr wenige, wie die Gänse und Enten, von Wassergräsern und grüner Saat. Auch diejenigen, Insekten fressenden Vögel, die uns spät verlassen, nähren sich beim Mangel ihrer eigentlichen Nahrung von Beeren.

Sobald im Frühjahr wieder wärmere Tage eintreten, fangen die Zugvögel an, wie die Jäger sagen, ihren Wiederzug zu halten, oder in ihr Vaterland zurückzukehren, um daselbst die ihrer Natur vorzüglich angemessene Temperatur der Luft zu genießen, und sich da fortzupflanzen. — Den Anfang macht die Feldlerche, welche zu Ende des Februars, oder Anfang des Märzes kommt, je nachdem die warme Witterung etliche Tage hintereinander fortdauert. Da sie sich nicht bloß von Insekten, sondern auch von Körnern, Sämereien, und grüner Saat nährt, so kann es ihr nicht leicht an Nahrungsmitteln fehlen, selbst wenn auch noch Kälte folgen sollte. Nur tiefer Schnee, und anhaltende trübe Witterung verursacht, daß sie zuweilen Mangel leiden muß. Vierzehn Tage nach ihrer Ankunft läßt sich in Wäldern die Baumlerche mit ihrer lieblichen Stimme hören. Sie genießt fast die Nahrung der Feldlerche, muß aber ihre Ankunft deswegen weiter hinaus schieben, weil in den Wäldern der Schnee später schmilzt. Fast zu gleicher Zeit kommt die weiße Bachstelze bei uns an, der es, ob sie sich gleich bloß von fliegenden Insekten nährt, doch deswegen nicht an Nahrung gebrechen kann, weil sie sich nahe an den Häusern, oder nahe den Weidenbäumen aufhält, wo sie immer einen hinlänglichen Vorrath von lebenden und schlafenden Fliegen findet. Hierauf folgt der Staar; dann der Storch, die wilde Taube, die Singdrossel, und zu Ende des März unser Rothkehl-

chen, und mit diesem das Rothschwänzchen ꝛc. Diejenigen Vögel, welche bei uns überwintert haben, z. B. die Wachholderdrosseln, Seidenschwänze, und Saatgänse verlassen in diesem Monate ebenfalls unsere Grenzen, und gehen in ihre nördliche Heimath zurück; und andere, z. B. die Rothdrossel, die Singdrossel, ziehen wieder bei uns durch.

Bewundernswürdig ist bei dieser Wiederkunft der Vögel, daß Männchen und Weibchen eigene Heere bilden, und daß allemal die Männchen etliche Tage, ja zuweilen eine ganze Woche und länger vorher, als die Weibchen ankommen. Daher fangen die Vogelsteller bei den ersten Zügen lauter Männchen, bei den letztern aber oft nichts, als Weibchen. Bechstein erzählt von einem Storch, der alle Jahre in einem Dorfe nistete, daß er im März angekommen sey, einige Tage sich da aufgehalten habe, und dann wieder fort geflogen, 10 — 14 Tage weggeblieben sey, und dann sein Weibchen mitgebracht habe. Es scheint also, als wenn auch bei den Vögeln die Männchen das Geschäft der Reiseſorgen, und der Einquartierung der Weibchen übernommen hätten, und Vorsorge für ihren Empfang tragen müßten.

Auch ist noch anzuführen, daß die Zugvögel ordentliche Heerstraßen in der Luft zu haben scheinen, nach welchen die in einer Gegend wohnenden Vögel ziehen, und auf derselben hin und her fliegen. Dieses bemerkt man vorzüglich an den gemeinen Finken, die nach den verschiedenen Gegenden auch verschiedene Schläge oder Gesänge haben. Diese Straßen muß der Vogelsteller merken, und seinen Heerd darnach einrichten, wenn er viele Vögel fangen will. Gewöhnlich schicken sich zur Anlegung der Vogelheerde Thäler in Gebirgsgegenden, Abhänge, oder vorstehende Berge, und im flachen Lande lichte Waldstellen oder niedriges Gebüsch.

Die Zugvögel kommen in verkehrter Ordnung wie-

der, als sie weggegangen sind, so zwar, daß diejenigen zuerst wieder kommen, welche am spätesten wegwandern, und umgekehrt; weil diese härter sind, und nur die strengsten Wintermonate bei uns nicht vertragen können, dahingegen andere ihrer Empfindlichkeit wegen mehrere Monate abwesend seyn müssen. Ferner hat man bemerkt, daß jeder Vogel wieder den Platz oder Stand nimmt, den er das vorige Jahr bewohnte. So sucht z. B. der Fink die nemlichen Bäume wieder auf, die er voriges Jahr beflog, die Nachtigall denselben Garten oder Busch, die Schwalbe das vorjährige Nest, der Storch denselben Schornstein, den er vorher bewohnt hatte.

Was wir in den vorhergehenden Bemerkungen über den Zug und den Aufenthalt der Vögel gesagt haben, muß man nicht als unabänderliche Regel ansehen. Es giebt, wie es mit aller Klassifikation und mit allen Regeln in der Naturgeschichte der Fall ist, auch hier viele Ausnahmen. So ist z. B. die Rabenkrähe in Deutschland in einigen Gegenden ein Standvogel, in andern Gegenden aber ein Strichvogel; die Nebelkrähe ist in verschiedenen Gegenden ein Zug-, Stand- und Strichvogel. Es wird nicht unnöthig seyn, hier noch einige Bemerkungen für die Liebhaber der Stubenvögel beizufügen, die den Aufenthalt dieser Vögel in der Stube betrifft.

Der Raum, den man diesen Vögeln zu ihrem Wirkungskreise anweist, muß ihrer Natur und ihrem Zwecke angemessen seyn. Alle befinden sich in einem großen Zimmer, frei untereinander herumfliegend, sehr wohl, und ein solches Zimmer besetzt man mit Tannenbäumchen, die im Winter abgehauen sind, und also die Nadeln nicht leicht fahren lassen, und mit einzelnen Stängelchen in den Ecken. Vorzüglich giebt man Vögeln einen solchen großen Spielraum, die man ihrer Schönheit und ihres artigen Betragens halber hält. Aber die mordsüchtigen

Kohlmeisen dürfen bei einer solchen Vogelgesellschaft nicht seyn.

Die eigentlichen Singevögel sperrt man lieber in kleinere, als größere Käfige. Die Lerche und die Nachtigall will einen großen — Finken, Stieglitze, Hänflinge, und andere wollen einen kleinen Käfig, und dies kommt gewöhnlich auf die mehrere oder wenigere Lebhaftigkeit ihres Naturels an. Diejenigen, die gar nicht, oder nur wenig auf Bäume auffliegen, erhalten einen Käfig ohne Springhölzer; im entgegengesetzten Falle aber mit Springhölzern.

Reinlichkeit ist bei den Stubenvögeln die Hauptsache. Sie müssen daher alle Woche, einmal oder zweimal ihren Käfig gereinigt erhalten; wobei man ihnen zugleich die Füße behutsam putzen muß; denn sie leiden gar zu leicht an diesen Theilen durch die Unreinlichkeit Schaden; man trifft auch nicht leicht einen alten Stubenvogel an, der seine Zehen vollkommen hat. — Auch giebt es Liebhaber, die in den Gärten große Strecken mit Drath überziehen, und unter einem solchen Vogelhause vielerlei Vögelarten frei umherfliegen lassen.

## Von der Nahrung der Vögel.

Die Nahrungsmittel der Vögel sind so verschieden, daß man fast von jeder Vogelart behaupten kann, daß sie neben den Speisen, die sie mit mehreren Vögeln gemein hat, noch eine besondere, nur bloß für sie bestimmte Nahrung zu sich nehme. Kennten wir diese, so würden wir nicht nur einen großen Schritt weiter in unsern Naturkenntnissen seyn, sondern wir würden auch einen tiefern Blick in den Zusammenhang der natürlichen Dinge thun können; wir würden die Glieder der eigentlichen und wahren Naturkette besser an einander zu hängen im Stande seyn, und über den Werth der natürlichen Dinge

richtiger urtheilen, wir würden auch den Nutzen und Schaden der Vögel, und überhaupt den natürlichen Werth, den sie für die Menschen haben, oder haben sollen, besser würdigen können.

Um nur einige Beispiele hier anzuführen, so frißt die weiße Bachstelze nie einen Regenwurm, welchen das ihr so ähnliche Blaukehlchen mit Begierde verschluckt. Der Goldammer frißt die Kohlraupe, und ihre Geschlechtsverwandte, die Schnee- und Rohrammer, berühren sie nie. — Nach der besondern Leitung dieses Triebes suchen die Vögel allezeit diejenigen Oerter auf, wo die für sie bestimmten Speisen gefunden werden. Sind sie Zugvögel, so kommen sie alsdann erst von ihren Wanderungen zurück, wenn sie dieselben zu finden glauben, und gehen wieder weg, sobald sie ihnen fehlen.

Im allgemeinen nähren sich die Vögel theils aus dem Thierreiche, theils aus dem Pflanzenreiche, und manche aus beiden zugleich.

Die Raubvögel leben von allerhand Thieren, die schwächer, furchtsamer, und gewöhnlich kleiner, als sie sind. Die Schwimmvögel fressen Fische, und deren Laich; auch Wasserinsekten und Wasserpflanzen. Die Spechte haken die Larven der kleinen und großen Käfer zwischen den Rinden der Bäume hervor. Der Kukuk sucht Raupen auf, die Schwalben Wasserinsekten, die Schnepfen gehen nach Würmern.

Andere nähren sich aus dem Pflanzenreiche: so fressen die Papageyen Obst, die Kreuzschnäbel Fichtensaamen; die Hänflinge Rübsaamen, die Lerchen Körner und Saat.

Zu denen, welche sich aus dem Thier- und Pflanzenreich nähren, gehören die Hühner- und Krähenarten. Die Krähen scheinen überhaupt unter allen Vögeln diejenigen zu seyn, welche das vermischteste Futter zu sich nehmen können; sie nähren sich von Insekten, Fleisch

und allerlei Pflanzentheilen, und haben hierin mit den Schweinen unter den vierfüßigen Thieren viel Aehnlichkeit.

Alle Vögel haben eine ſtarke Verdauungskraft, und daher einen ſehr guten Appetit. Sie nehmen in Vergleichung mit andern Thieren, die Raupen und Maden der Inſekten etwa ausgenommen, die größte Quantität von Speiſen zu ſich; und es iſt nichts ungewöhnliches, daß ein Vogel in einem Tage die Hälfte ſo viel Nahrungsmittel zu ſich nimmt, als er ſelbſt ſchwer iſt. Vorzüglich zeichnen ſich hier die Bachſtelzarten, die Droſſeln, die Seidenſchwänze, und auch das Blaukehlchen aus.

Auch die Art und Weiſe, ihre Nahrung zu ſich zu nehmen, iſt ſehr verſchieden. Einige Vögel löſen z. B. die Saamenkörner aus ihren Schaalen, und verſchlucken ſie, wie die Hänflinge, Stieglitzen, u. dergl. Andere verſchlucken ſie ganz, wie die Hühnerarten. Noch andere zerreißen ihre Speiſen, wie die Raubvögel, und wiederum andere lecken ſie bloß hinein, wie die Meiſearten.

Auch in Anſehung der Zeit, wenn die Vögel ihre Speiſen aufſuchen, ſind ſie ſehr verſchieden. Die meiſten Vögel ſuchen ihre Nahrung zwar bei Tage auf, aber doch giebt es noch viele, z. B. die Eulen, und der Ziegenmelker, welche des Abends und in der Nacht ihre Speiſen aufſuchen. Dieſe Vögel haben dazu ein beſonders eingerichtetes Auge.

Die Vögel wählen faſt alle zu ihrem Tranke friſches Waſſer, welches ſie auf mancherlei Art zu ſich nehmen. Einige pumpen es gleichſam in ſich, wie die Tauben, andere ſchlürfen es ein, wie die Raben, noch andere müſſen den Kopf in die Höhe heben, wenn es im Schlunde hinabgleiten ſoll, wie die Gänſe ꝛc. Faſt alle Vögel verlangen Waſſer, nur die Raubvögel ſind mit friſchem Blute, und ſaftreichern Fleiſche zufrieden.

Die Vögel haben auch zuweilen ein Bad nöthig,

welches sie theils im Sande, theils im Wasser, theils in beiden zugleich nehmen. Die Hühnerarten baden sich z. B. im Sande, und im Staube. Die Ammer und Sperlinge sowohl im Wasser, als auch im Staube. Es ist fast kein Vogel, der sich nicht eines dieser Reinigungsmittel bediente.

Die Stubenvögel, die keine Gelegenheit haben, alle Tage sich zu baden, befinden sich bei weitem nicht so wohl, und leben auch nicht so lange, als diejenigen, die sich baden können.

Sobald sie das Bad genommen haben, bringen sie mit dem Schnabel und den Füßen alle Federn wieder in Ordnung, und bestreichen sie mit dem Fette, das sie aus ihrer Fettdrüse am Steiße nehmen.

Da sich die Erhaltung und das Wohlbefinden der Vögel vorzüglich auf ihre Nahrungsmittel, die sie in ihrer Freiheit genießen, gründet, so kann man sie in dieser Hinsicht in vier Klassen theilen: 1) Solche, die sich bloß von Sämereien nähren, z. B. Kanarienvögel, Stieglitze, Zeisige, Hänflinge, Gimpel ꝛc. 2) Solche, die Sämereien und Insekten fressen, als: Wachteln, Lerchen, Finken, Goldammern, verschiedene Arten von Meisen. 3) Die sich von Insekten und Beeren nähren, als: Nachtigallen, Rothkehlchen, Drosseln, und verschiedene Grasemückenarten. 4) Solche, die sich nur von Insekten nähren, z. B. die weißen und gelben Bachstelzen, die Schwalben, und andere mehr.

Die Vögel der letztern Klasse sind am schwersten in Stuben zu erhalten, und belohnen mehrentheils, durch ihren eben nicht ausgezeichneten Gesang, nicht die Mühe und Pflege, die man auf sie wenden muß.

Bei der Wartung und Nahrung der ersten Klasse, hat die Erfahrung gelehrt, daß die Kanarienvögel ein Gemisch von Kanariensaamen, zerdrückten Hanf- und Sommerrübsaamen am liebsten fressen; die Stieglitze

und Zeisige lieben den Mohn, zuweilen mit etwas zerquetschtem Hanf vermischt; Hänflinge und Gimpel bekommen Rübsaamen. Alle verlangen dabei zuweilen etwas Grünes, als Kohl, Salat, Brunnenkresse, und Wassersand, den man nur auf den Boden des Käfigs, oder sonst auf ihren Aufenthaltsort schütten darf, und der ihnen zur Stärkung so äußerst nöthig ist.

Von denjenigen Vögeln, welche Saamen und Insekten fressen, verlangen die Wachteln, wenn sie in Stuben gehalten werden, Weizen, Semmel, und Brotkrumen; die Lerchen in den Stuben, Gerstenschrot mit gehacktem Kohl, oder Brunnenkresse, Mohn und Brot vermischt, und im Winter Hafer; dasselbe Futter verlangen auch die Goldammern, doch ohne Vermischung mit dem Grünen. Die Finken begehren Sommerrübsaamen, wozu im Sommer bisweilen etwas Hanf gemengt wird. Der Kohlmeisen Stubenfutter ist: Hanf, Brot, Semmel, Fleisch, Speck, Hasel- und Wallnüsse, Hafer, Fichtensaamen; die Blaumeisen und Tannenmeisen verlangen dasselbe. — Daß alle Vögel, die im Freien entweder von Sämereien allein, oder von diesen und Insekten leben, ohne Mühe im Zimmer beim Leben bleiben, wenn sie nur nicht zur Paarungszeit gefangen sind, wollen wir nicht, wie Bechstein behauptet, unterschreiben.

Für die Vögel welche sich von Insekten und Beeren nähren, hat man ein Universalfutter. — Man nimmt hiezu eine gelbe Rübe (Möhre), reibt sie auf einem platten Reibeisen, das sogleich wieder rein abgebürstet wird, quellet eine Semmel in Wasser ein, drückt das Wasser aus, und vermischt beides mit zwei Hände voll Gerstenschrot, der aber sorgfältig von allen Hülsen gereinigt seyn muß, und zerreibt dieses ganze Gemisch in einem tiefen Napfe mit einer Holzkeule recht untereinander. Die gelben Rüben kann man zu diesem Zwecke das ganze Jahr im Keller unter Sand gescharrt frisch erhalten.

Da-

Damit aber die Vögel dieses Futter erst kennen lernen, ist nöthig, daß man ihnen vorher dasjenige, oder ein ähnliches Futter, welches sie in der Freiheit genießen, darunter mische; sie lernen dadurch dieses kosten, indem sie jenes herausſuchen; dies muß man so lange thun, bis sie das Universalfutter ohne Umstände mitfressen.

Giebt es zu dieser Zeit Beeren, die sie fressen, so mischt man diese unter das beschriebene Futter. Sind diese aber nicht vorhanden, so sind Regenwürmer, Mehlwürmer, und Ameiseneier das untrüglichste und sicherste Mittel. Kann man auch diese nicht haben, so nimmt man rohes und gekochtes Rinderherz, schneidet es so klein, das es wie Würmer aussieht, und mischt es darunter.

Am sichersten aber geht man, wenn man sich im Frühjahr eine Menge Fliegen, die an alten Mauern und Fenstern hängen, sammelt, sie dörret, und in einem Topfe aufbewahrt, und sie dann unter das Futter wirft.

Die Nachtigallen sind aus dieser Klasse die zärtlichsten. Sie fressen aber auch, wie alle Vögel, welche Insekten und Beeren fressen, fein gestampften Mohnsamen mit kleingehackter Semmel, Kohl und Salat. Im Sommer müssen sie aber frische Ameiseneier und Mehlwürmer, oder Rinderherz darunter gemischt erhalten. — Diejenigen Vögel, welche Hanf fressen, dürfen denselben nie im Uebermaaß, sondern nur als Delikatesse bekommen, denn sie werden vom vielen Hanfe heiser und blind, und sterben endlich an der Auszehrung.

Den Vögeln, welche sich nur von Insekten nähren, kann man in den Stuben folgende zwei Nahrungsmittel geben. Das erste besteht aus Gerstenschrot und etwas Semmelkrumen mit etwas Milch angemacht, das aber alle Tage frisch gegeben werden muß, weil es sonst sauer wird, und den Vögeln schadet.

Das zweite Hauptnahrungsmittel besteht darin, daß man sich, nach Verhältniß der Anzahl Vögel, die man

damit nähren will, auf ein Vierteljahr ungesalzene Semmeln backen läßt. Diese müssen beim Becker altbacken werden, und wenn abgebacken ist, noch einmal in den Ofen gesetzt, und mit demselben kalt werden.

Sie lassen sich dann in dem Mörser sehr leicht zu Grieß stoßen, welcher sich ein Vierteljahr lang ohne Nachgeschmack erhält. Von diesem Grieß nimmt man des Tages auf jeden Vogel einen starken Theelöffel voll, und rührt ihn mit dreimal mehr kalter oder lauer Milch ein. Dies läßt man quellen, und daraus wird ein starker Teig, den man auf einem Brette klar hackt.

Dieses Universalfutter ist sehr nahrhaft; es hält sich in der heißesten Witterung lange, ohne sauer zu werden, wird nie klebrig, und bleibt immer trocken und bröcklig.

Alle Arten von Stubenvögeln fressen diese angeführten Nahrungsmittel; zum Ueberfluß und Leckerbissen streut man aber noch zuweilen etwas Hanf, Mohn, Rübsamen, Brot und Semmelkrumen für sie aus.

Damit sie sich auch den Durst löschen, und sich baden können, giebt man den Stubenvögeln jeden Morgen frisches Wasser. Hat man eine große Anzahl Vögel, die frei umher laufen, so setzt man ihnen ein thönernes Gefäß von 8 Zoll Länge, und 2 Zoll Breite und Höhe hin. Wachteln und Lerchen bedürfen aber auch noch zum Baden Sand, weil manche Vögel sich auch zum Baden des Sandes bedienen.

## Vom Nutzen und Schaden der Vögel.

Die Vögel haben für die menschliche Gesellschaft einen weit ausgebreiteten großen Nutzen. Manche verzehren auf den Feldern das Aas, und reinigen dadurch die Luft. Andere fressen allerhand große und kleine schädliche Thiere, als: Mäuse, Schlangen, und Otterar-

ten, und viele den Menschen sehr lästige Insekten, ihre Eier und Beeren.

Krähen, Sperlinge, Spechte ꝛc. sind demnach nicht schädlich, wie viele meinen, sondern nützlich, denn man hat zu der Zeit, und in den Gegenden, wo man diese Vögel zu vertilgen bemüht gewesen ist, eine große Vermehrung des Ungeziefers bemerkt, welche einen weit größeren Schaden verursachten, als diese Vögel.

Andere Vögel, z. B. Hühner, Tauben, Finken, Hänflinge, nähren sich von den überflüßigen Früchten und Samen, die, wenn sie liegen bleiben, der eigentlichen Aussaat hinderlich sind, und zu Unkraut werden.

Verschiedene Vögel befördern auch die Vermehrung und Fortpflanzung der Thiere und Gewächse. So erzählt man von den wilden Enten, daß sie bei ihren Zügen fruchtbare Fischeier in entfernte Teiche trugen, und sie fischreich machten. Daß viele Vögel Samenkörner verschlucken, die sie oft ganz und unverdaut an andern Orten wieder von sich geben, oder auch im Schnabel weit forttragen, wird weitläuftiger bei der Geschichte der Pflanzen bemerkt werden.

Auch den Menschen nützen die Vögel unmittelbar, durch den Genuß ihres Fleisches und ihrer Eier. Wer kennt nicht den ausgebreiteten Nutzen der Federn? Selbst durch die Häute, Därme, und Knochen mancher Vögel finden verschiedene Künstler und Handwerker Stoff zu mancherlei Arbeiten.

Der Schaden, den einige Vögel durch das Tödten der Hirsche, Rehe, Gemsen und Schafe, andere durch das Verzehren der Fische und des Fischlaichs, noch andere durch den Genuß nützlicher Samenkerne und mancherlei Früchte verursachen, ist bei weitem nicht so groß, als ihr Nutzen. Giftige, oder auf andere Art schädliche Vögel, kennt man gar nicht.

## Sonderbarkeiten der Gestalt und des Baues der Vögel.

Der Vogel Strauß ist von jeher mit dem Kameele verglichen worden. Und diese Vergleichung hat auch ihren Grund. Sein langer Hals, der gebogene Rücken, die merkliche Brustschwiele, die Gestalt der Füße, und überhaupt seine ganze Bildung geben ihm viel Aehnlichkeit mit dem Kameele; daher ihn auch einige Schriftsteller den Kameelvogel, oder Kameelstrauß nennen, und im Lateinischen heißt er eben deswegen auch Struthio Camelus.

Ein anderer Vogel, der sich durch seine sonderbare Gestalt auszeichnet, ist der Dude (Dronte, Tölpel), der einen plumpen, fast viereckigen Körper hat, und so unbehülflich ist, daß er kaum im Stande ist, sich fortzuschleppen. Sein ganzes Aeußere zeigt Dummheit an. Neueren Nachrichten zufolge, soll er nun ganz aus der Schöpfung ausgerottet seyn, indem man ihn auf den Inseln Frankreich und Bourbon, wo er ehedem ganz allein lebte, alles mühsamen Nachforschens ungeachtet, nicht mehr auffinden kann.

Ein noch weit sonderbareres Geschöpf aber, ist der Anhinga, oder Schlangenhalsvogel. Büffon sagt von ihm: der Anhinga zeigt uns ein kriechendes Thier, das auf den Leib eines Vogels gepfropft ist. In der That muß Jeder, der nur den Hals dieses Vogels sieht, ihn für eine Schlange halten. Die ganze Gestalt des Halses, die Farbe, und alle Bewegungen desselben, gleichen dem Winden einer Schlange, und sind im hohen Grade täuschend. Der Vogel mag sitzen, schwimmen oder liegen, immer ist der lange dünne Hals, den er beständig bewegt, der hervorstehendste Theil seines Leibes. Nur im Fluge hält er ihn ausgestreckt und unbeweglich, so, daß alsdann Kopf und Schwanz eine schnurgerade Linie

bilden. Er lebt in Afrika und Südamerika, hat die Größe einer Ente, und nährt sich allein von Fischen. Wenn er auf Beute lauert, so rollt er den langen Hals spiralförmig zusammen, und schnellt dann den Kopf wie ein Pfeil gegen die Fische, die er erschnappen will.

Die Löffel-Ente hat ihren Namen von ihrem sonderbar geformten Schnabel, der am Ende wie ein Löffel gebogen, vorn breit, zugerundet und ungekrümmt ist. — Der Schnabel der Löffelgans (Löffelreiher) kommt der Gestalt des Löffels noch viel näher. Er ist nemlich nach der Spitze zu breit, fast kreisrund, wie ein Kochlöffel, und geplattet. Die Gans klappert damit, wie ein Storch, und zerbricht mit Hülfe desselben Wasserschnecken, Muscheln, Krebse ꝛc. von denen sie sich nährt. —

Gehörnte Vögel gehören zu den wunderbarsten Seltenheiten. Es giebt welche, die ein, zwei, und mehr Hörner tragen. Da ist z. B. der Nashornvogel, dessen Fuß langer Schnabel oft in Kabinetten vorkommt, und auf der obern Kinnlade einen knöchernen Höcker sitzen hat, der wie ein Horn vorwärts, in einem Bogen aufwärts gekrümmt, 10 Zoll in der Länge, und am Ursprunge halb so viel in der Breite hat. Dieser Vogel lebt allein im warmen Klima von Ostindien. Er gehört zu denjenigen Vögeln, die man Kalao's nennt, und die alle mit solchen Auswüchsen am Schnabel versehen sind. Bei einigen biegen sich aber dieselben nicht vorn in die Höhe, sondern abwärts, nach der Krümmung des Schnabels, so daß es aussieht, als ob der Vogel zwei auf einander geleimte Schnäbel hätte, wie man das an dem malabarischen Kalao sehen kann.

In Indien lebt das sogenannte gehörnte Truthuhn, welches in der Landessprache Nopol genannt wird. Seiner Gestalt wegen, in welcher es große Aehnlichkeit mit unserm Puter hat, wurde es ehedem unter die Truthühner gerechnet. Jetzt zählt man es zu einer eigenen Gat-

tung, die man Penelope nennt. An Größe hält dieser Vogel die Mitte zwischen einem Haus- und Truthahn. Er ist eigentlich in Bengalen einheimisch, und hat auf seinem Kopfe 2 walzenförmige, stumpfe, schwielige Hörner, die blau aussehen, vorwärts gerichtet sind, und ihm ein possierliches Ansehn geben.

Selbst gehörnte Hühner kann man machen, d. h. man kann den Hühnern mit Gewalt Hörner aufsetzen, und sie anwachsen lassen. Der Kamm wird nemlich diesen Thieren abgeschnitten, damit er nicht zu der gewöhnlichen, ungeheuren Größe heranwachse, an den Seiten herabhänge, die Thiere unruhig mache, und in der Mastung störe. Pfropft man nun, statt desselben, die abgeschnittenen Spornen auf diese Stelle, so wachsen sie leicht an, treiben, wie Pfropfreiser, etliche Zoll in die Höhe, und sehen wie zwei natürliche Hörner aus. Der Kamischy (Hornträger) trägt gar 5 Hörner an seinem Körper. Das eine, und zwar das längste Horn sitzt oben auf dem Kopfe, und wird 3 — 4 Zoll, und, nach Bechsteins Angabe, zuweilen 2 Ellen lang, und wie ein Bindfaden dick. Es läuft wie eine Nadel spitzig zu, besteht aus einer hornartigen Masse, wie die Spornen bei den Haushähnen, und ist unten mit einem federkielartigen Ueberzuge umgeben. Vorn an jedem Flügel befinden sich auch 2 aufwärtsgebogene Hörner, welche gerade vorwärts stehen, wenn die Flügel im Schwunge sind, und aus einem der mittleren Flügelknochen entspringen. Der Vogel lebt im Spanischen und Portugiesischen Südamerika, wo er in den Sümpfen und Morästen an dem Amazonen- Orinoco- und Platafluſſe reichliche Nahrung findet.

Uebrigens haben der Kasuar, das Perlhuhn, und mehrere andere Vögel, am Kopfe ebenfalls hornartige Auswüchse, so wie der Strauß am Ende jedes Flügels 2 hornartige, etwas über einen Zoll lange Stacheln hat,

deren Gebrauch man nicht weiß. Von den sogenannten Spornflügeln, deren es 15 bekannte Arten giebt, sind die Flügel gleichfalls mit spitzigen Dornen besetzt, womit sich diese Vögel gegen ihre Feinde wehren.

Alle Vögel sind zahnlos, wenn man nicht etwa die scharfen Einschnitte an ihren Schnäbeln Zähne nennen will. Bei den Ammern aber findet sich etwas, das einen knochigen Zahn vorstellen kann, nemlich ein harter Geschwulst am Gaumen, wie ein knochiger Zapfen, der dem Vogel zum Aufspelzen der Saamenkörner dienet, und ein Hauptunterscheidungszeichen der Ammern ist. — In Rücksicht des äußern Schnabelbaues, ist der sogenannte Scheidenschnabel auf Neuseeland deshalb merkwürdig, weil seinen, etwas gebogenen zusammengedrückten Schnabel, an der obern Kinnlade eine hörnerne Scheide einschließt, welche beweglich ist, so daß sie erhoben, und dichter an den Schnabel angedrückt werden kann.

Die Augen der Vögel sind bekanntlich kugelrund gebaut, und unterscheiden sich dadurch merklich von den Augen der Säugethiere. Nur beim Strauß sind sie nicht rund, sondern oval gebildet, wie bei dem Menschen, und überdies noch mit ordentlichen Wimpern versehen, welches letztere man außer ihm, und dem großen Geyer, bei keinem andern Vogel findet.

Der Paradiesvogel hat einen doppelten Schweif, davon einer gerade über den andern steht, und die scheinbare Größe des Vogels um ein Beträchtliches vermehrt. Denn außer den wahren Schwanzfedern hat er noch eine Menge anderer, 40 bis 50 an der Zahl, welche aus der Gegend, zwischen den Flügeln und den Lenden, entspringen, und noch weit über den wirklichen Schwanz hinausreichen, ein Ganzes bilden, und zur Leichtigkeit im Fliegen ungemein viel beitragen.

Die Manchots und Pinguine, eine ganz sonderbare Art von Vögeln, gleichsam Mittelgeschöpfe zwischen den

Vögeln und Amphibien, haben nicht einmal ordentliche Schwingen, oder Flügel, wie andere Vögel, sondern an deren Statt nur flossenartige Häute oder Lappen, die ihnen zwar beim Schwimmen und Fortrudern auf dem Wasser gute Dienste thun, aber zum Fliegen nicht dienen können, und schlaff an den Seiten herabhängen. —

## Bedeckung.

Bei verschiedenen Gattungen dieser Thierklasse finden sich noch gar manche Eigenheiten in Rücksicht ihrer Federbekleidung. Das sonderbare Gefieder des Strupphuhns, z. B. liegt gar nicht auf dem Leibe an, wie bei den andern Vögeln, sondern biegt sich verkehrt vorwärts, welches sogar der Fall an den Deckfedern und hintern Schwungfedern der Flügel ist. Die verkehrten Halsfedern sind etwas länger, als die übrigen am Körper, und bilden gleichsam einen Kragen. Der aufrechtstehende Schwanz sieht, der vorwärts in die Höhe gebogenen Federn wegen, ganz kraus aus.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der Strupp-Taube (rauhen Taube), bei der alle kleine Federn, ja zuweilen auch die hintern Schwungfedern in den Fittigen, und die Steuerfedern im Schwanze, in die Höhe und vorwärts gebogen stehen, wie bei den Strupphühnern.

Man vermuthet, daß das struppige Wesen dieser Vögel von einem krankhaften Zustande herrühre, weil die so beschaffenen Hühner und Tauben nie so gesund und munter aussehen, wie andere. Der Schleiertaube geben die, vom Hinter-Kopfe an der Seite des Halses, bis zur Brust herablaufenden langen verkehrten Federn ein sonderbares Ansehen. Sie bilden ein zurückgekraustes Federhalstuch, das auch mit einem antiken Weiberschleier verglichen worden ist.

Beim Wollhuhn sind die Federn, womit der Vogel

bedeckt ist, so schlicht, daß sie der Wolle und den Haaren der Säugethiere ähneln.

So ist auch die Kehle und der Hals des Straußes mit weißer haarähnlicher Wolle besetzt. Den übrigen Körper dieses Riesenvogels bedecken weiße und schwarze, und bei dem Weibchen aschgraue Federn, wovon aber jede Faser der Fahne wieder eine eigene kleine Feder ausmacht, welches wir bei keinem andern Vogel finden.

Sein nächster Verwandter, der Kasuar, zeichnet sich ebenfalls durch manche Eigenheit seines Gefieders aus. Die Flügel desselben bestehen nemlich aus bloßen nackten Federkielen, ohne Bart, die wie geschliffen aussehen, und röthliche Spitzen haben. Jeder Flügel hat 5 dergleichen Kiele, wovon der mittelste der längste ist; die übrigen aber an beiden Seiten stufenweise abnehmen, beinahe wie die Finger an einer Hand. — Die Federn am übrigen Körper sind auch von besonderer Art; denn es entspringen aus einem gemeinschaftlichen Kiele meistens 2 Schafte, und die Bartfedern, die zu beiden Seiten daran sitzen, ähneln den Pferdehaaren. Ueber dem After hängen die längsten dieser sonderbaren Haarfedern herab, vertreten zugleich die Stelle eines Schwanzes, und geben dem Vogel das Ansehen eines zottigen Thieres.

Bei den Paradiesvögeln entstehen in der Gegend der mittlern Schwanzfedern 2 sehr lange, dünne Federn, welche weit über den Schwanz hinausreichen, und von einer ebenfalls ungewöhnlichen Beschaffenheit sind. Sie sind nemlich nur an ihrem Ursprunge ein wenig mit Fasern besetzt, sonst aber kahl, bis auf die Spitzen, die wieder, aber nur auf einer Seite, gewöhnliche Fahnen haben, und sich spiralförmig krümmen. Die weichen Federn hingegen, die sich weit über den Schwanz erstrekken, und gleichsam einen zweiten Schweif bilden, haben überaus dünne Fahnen, sind wie Flor durchsichtig, und

gleichen zusammengenommen einem feinen durchsichtigen Gewebe.

Auch finden wir wirklich Haare bei einigen Vögeln. Das Truthuhn hat z. B. auf dem Kopfe hin und wieder einzelne Haare, und die Brust des Männchens ist mit einem 4 Zoll langen Büschel harter, schwarzer Haare besetzt. Einige Vögel haben einzelne, oft ganz beträchtliche federlose Stellen an ihrem Körper.

So ist z. B. bei den Geyern der Kopf, bei dem Geyerkönig der Kopf und der ganze Hals kahl: die Pinguine haben, anstatt der Flügel, nur häutige Lappen ohne Federn, und sind daher sammt dem Strauß und dem Kasuar, denen ebenfalls die Schwungfedern fehlen, zum Fluge ungeschickt.

Ja den Kasuaren, Taucherchen, und einigen wenigen andern fehlen sogar die Schwanz- oder Ruderfedern gänzlich, deren doch alle übrige Vögel 16 bis 24 haben. —

## Größe und Schwere.

Der Strauß ragt als ein Riese über die andern Vögel hervor, wiegt wohl 3 Zentner, wird 8 bis 10 Fuß hoch, und übertrifft demnach selbst das Kameel an Höhe, so daß er, ohne von der Erde sich zu erheben, seinen Kopf bequem auf den Kopf eines zu Pferde sitzenden Menschen legen kann. Seine Schenkel sind auch seiner Größe vollkommen angemessen, denn sie haben die Dicke der Mannsschenkel.

Vergleichen wir damit den kleinsten Kolibri, der nur die Größe einer Hummel erreicht, und sammt dem Neste nicht mehr, als einen Skrupel, oder ein drittel Quentchen wiegt.

Einige Vögel, besonders von denen, die sich vom Raube nähren, zeichnen sich durch die ungewöhnliche Größe ihrer Flügel aus. Bei dem Lämmergeyer z. B.

messen die ausgespannten Flügel von einer Spitze zur andern, über 10; bei dem Albatros gegen 11; bei der Fregatte, die höchstens die Größe einer Gans hat, mehr als 14, und bei dem Greifgeyer (Condor) gar gegen 18 Fuß in die Breite.

In den Reisen nach den Südländern, von Hawkesworth, wird eines zu Port-Desire gefundenen gemeinen Adlers gedacht, dessen Flügelbreite 12 Fuß betragen haben soll. —

Unter den Tauben ist die Krontaube in Neuguinea die größte von allen; denn sie gleicht an Größe einem erwachsenen Truthahne.

Die Sperlingstaube im südlichen Amerika hingegen ist nur so groß, wie eine Lerche, und folglich die kleinste Taube in der Welt. —

## Alter.

Die Vögel erreichen, in Vergleichung mit den Säugethieren, ein sehr hohes Alter.

Nach Hallers Beobachtung kann ein Huhn 10 Jahre, ein Pfau nicht über 24 Jahre, die Nachtigall und Lerche 16 bis 18 Jahr, ein Kanarienvogel über 22, eine Gans 50 Jahr alt werden. Doch giebt es auch Vögel, deren Alter über 100 Jahre hinausreicht. Ein Schwan kann 50 bis 100, ja, wie einige glauben, gar 200 Jahr alt werden. Man hat davon viele Erzählungen, deren Richtigkeit aber zweifelhaft ist. Zu Alkmar, einer Stadt in Nordholland, ist, der Sage nach, 1672 ein Schwan, welcher der Stadt gehörte, gestorben, auf dessen Halsbande die Jahreszahl 1573 gestanden; der also ein Alter von 100 Jahren erreicht hat.

Ein Adler kann über 100 Jahr alt werden. Im Jahre 1719 starb einer zu Wien, der 104 Jahre zuvor war gefangen worden. Und wer weiß, wie alt er damals war, als man ihn fing! Er wurde vor Alter ganz

weiß, und der Schnabel soll ihm zuletzt so krumm geworden seyn, daß er fast gar keine Nahrung mehr zu sich nehmen konnte.

Ein Herr in England hatte seit 9 Jahren einen Adler, der schon vorher 32 Jahre im Besitze desjenigen gewesen war, der ihm ein Geschenk damit gemacht hatte. Dieser hatte ihn aus Irland erhalten, und man wußte nicht, wie alt er damals war. Er hätte noch länger gelebt, wenn ihn die Bedienten nicht hätten verhungern lassen, indem sie ihn zu füttern vergaßen. —

Steinadler hat man schon in Menagerien über 100 Jahre erhalten.

Daß die Falken eben so, wie die Adler, ein ungemein hohes Alter erreichen, beweiset folgende Anekdote:

Herrn Sekivand in London wurde ein Falke zugeschickt, den man auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gefangen hatte. Er hatte ein goldenes Halsband mit der Inschrift: „Dieser Falke gehört Sr. Majestät, dem Könige James von England zu. A. D. 1610. Es waren also, seit seiner ersten Gefangenschaft, 182 Jahre verflossen. Wie alt mag er gewesen seyn, als er dem Könige James (Jakob) in die Hände gerieth! Er war von der größern Art, und besaß noch viel Munterkeit und Stärke; doch bemerkte man, daß seine Augen etwas dunkel, und die Halsfedern weiß geworden waren."

Ein Papagey kann, wie die Erfahrung gelehrt hat, 110 Jahr alt werden.

Auch die Raben sollen 100 Jahre und drüber alt werden. In Spanien, bei Ronda, soll ein Rabe, den man an einigen weißen Federn in den Flügeln und am Schwanze erkannt haben will, seit 300 Jahren alle Jahre wiedergekommen seyn. Allein diese und andere dergleichen Erzählungen sind sicher übertrieben. —

## Körperkraft.

Bei den Vögeln liegt die vorzüglichste Stärke im Schnabel, in den Flügeln, und in den Füßen.

Der Seeadler kann mit dem Schnabel die härtesten Knochen entzweibrechen, woher er auch den Namen Beinbrecher erhalten hat.

Das Männchen des stummen Schwans hat in seinen Flügeln so viel Kraft, daß es einem Menschen Arm und Bein damit zerschlagen kann.

Der Strauß kann mit seinen starken nervigten Füßen einen Hund in die Höhe schleudern, und mit seinen 2 Spornen einem Menschen den Leib aufreißen. Mit den vorwärtsgerichteten Zehen aber, kann er, so wie auch der Kasuar, zolldicke Bretter durchtreten.

Auch geben die Strauße, in Rücksicht der körperlichen Stärke, dem besten Pferde nichts nach. Sie können ohne Beschwerde 2 Menschen auf ihrem Rücken tragen und mit denselben so schnell laufen, daß darauf sitzende Reuter in Gefahr kommen, zu ersticken, und kein anderes Thier auf der Erde ihnen im Lauf gleichkommen kann. Es lohnte wohl der Mühe, nachzudenken, wie man sie, gleich Pferden, lenken, regieren und gebrauchen könnte.

Zwei Condors, die größten Raubvögel der Erde, sollen eine Kuh überwältigen, tödten und aufzehren können.

Eine ihnen verwandte Art, die man Bartgeyer oder Lämmergeyer nennt, fällt nicht nur Lämmer, Ziegen, Rehe u. s. w. an, sondern schleppt auch kleine Kinder mit sich in die Luft fort, und wehrt sich selbst gegen Erwachsene muthig, daher in der Schweiz auf seinen Kopf Preise gesetzt sind. Die Stein- und Goldadler wagen sich auch bisweilen an junge Rinder, Pferde u. s. w., und tragen ihren Jungen Hasen, Lämmer, junge Rehe u. d. m. reichlich auf die höchsten Gipfel der Berge

zu, welchen Vorrath sich dann diejenigen armen Menschen, die ein solches Nest entdeckt haben, fleißig zu Nutze machen.

Selbst die Falken nehmen junge Hasen, Kaninchen, Birkhühner, Haselhühner, Fasanen u. d. m. wenn sie ihnen nicht zu schwer sind, mit sich in die Luft, um sie in ihre Wohnplätze zu tragen, welches die steilsten Klippen von Europa und Nordamerika sind. —

Bei den Würgern ersetzt die außerordentliche Kühnheit die Größe und Stärke des Körpers, welche ihnen fehlt. Hätten sie die starken muskulösen Beine, scharfen Krallen, und den schnellen Flug anderer Raubvögel, so würden sie den kleinen Vögeln sehr furchtbar seyn, denn sie fallen alles an, was sich ihrem Reviere nähert, aber meistentheils ohne glücklichen Erfolg. Nur der sogenannte tyrannische Würger in Nordamerika ist in der Brutzeit so kühn, daß er sogar an den Adler sich wagt, sich ihm auf den Rücken setzt, und ihn so lange mit Hacken und Schreien verfolgt, bis er sich von seinem Wohnplatze entfernt; und doch gleicht er an Größe nur einer Singdrossel. —

## Stimme.

Auch in dieser Klasse giebt es außerordentliche Schreier. Das Geschrei des Uhu, der zu den gehörnten Eulen gehört, kann man des Nachts eine halbe Stunde weit hören.

Noch weit stärker ist das Geschrei des Rohrdommels, welches er, bei Veränderung des Wetters, oft ganze Nächte durch hören läßt. Es klingt dumpf und stark J — prump, Hu, hu! Man vernimmt es eine halbe Meile weit, und es hat schon manchem Wanderer Schrecken eingejagt.

Seiner Stimme wegen heißt er vermuthlich auch Wasserochs, Iprump, weil sie von einigen mit dem Brül-

len eines Ochsen verglichen wird; Andre vergleichen sie mit dem Getöse einer Trommel, daher der Name Rohrdommel.

Der Strauß hat eine ebenfalls laute, ächzende, klagende Stimme, die dem Wanderer des Nachts Schrecken einjagt. Zuweilen sollen sie auch ein starkes abgebrochenes Geschrei, das dem Brüllen des Löwen ähnelt, ausstoßen.

Der gemeine Kranich ist durch seinen besondern Luftröhrenbau, dessen Beugungen einer Trompete ähneln, im Stande, ein fürchterliches Geschrei zu erheben, das in der Nähe zum Taubmachen heftig ist. Im Herbst und Frühjahr hört man es des Nachts hoch in der Luft, wo es, als das Geschrei des wüthenden Heeres und des wilden Jägers, den gemeinen Mann noch immer erschreckt.

Der Auerhahn betäubt sich so durch sein eigenes Geschrei, daß er indessen weder sieht, noch hört.

Die Amazonen, eine Art Amerikanischer Papageyen, haben das Eigene, daß sie vom Morgen bis zum Abend in einem fort schreien, ohne aufzuhören.

Jede Vogelart hat beinahe ihre eigene Stimme und Sangweise. Jedoch giebt es auch einige, die andre Vögel nachzuahmen wissen.

Der kleine graue Würger z. B. ahmt nicht nur einzelne Strophen aus den Liedern anderer Sangvögel, sondern ihre ganzen Gesänge, ohne Zusatz, bis zur größten Täuschung nach. Oft glaubt man, wenn er singt, eine Nachtigall zu hören.

Besonders geschickt hierin ist die ihm verwandte Art, der Dorndreher. Durch diesen Vogel grenzen die Raubvögel an die Sangvögel, denn von beiden hat er Eigenschaften. Z. B. sein Schnabel ähnelt noch dem Raubvogelschnabel, und wegen seiner Simme kann er sich mit dem besten Sangvogel messen. Sein Gesang ist aus den

Liedern der Schwalbe, des Stieglitzes, der Grasmücke, der Lerche, der Nachtigall, des Rothkehlchens, der Wachtel u. d. g. zusammengesetzt. Es sind dies also fast lauter nachgeahmte Melodien, die er in dem nemlichen Augenblicke, da er sie hört, auch nachzusingen vermag; und diejenigen Vögel, die um ihn wohnen, bilden allezeit seinen anhaltenden und bleibenden Gesang. Auch im Käfige nimmt er alle Gesänge der Stubenvögel an, die um ihn hängen.

Das männliche und weibliche Geschlecht unter den Vögeln hat die einfachen Töne der Leidenschaft mit einander gemein, allein der eigentliche Gesang kömmt dem männlichen ausschließlich zu; nur sehr wenige Vogelweibchen, z. B. Lerchen, Rothkehlchen, lallen ihrem Gatten die Lieder nach. Das Weibchen des Dompfaffen pfeift beinahe eben so schön, als das Männchen.

Viele Vögel ähneln mit ihrer Stimme Thieren aus ganz fremden Klassen. Die Jungen des gemeinen Pirols= Kirsch= oder Pfingstvogels mauen, wie die Katzen.

Die Pfauen lassen besonders bei Aenderung des Wetters ihr weit ertönendes, unangenehmes Katzengeschrei hören. Auch das Geschrei des Nußhehers, und noch mehr das des Falken, gleicht dem Mauen einer Katze, und ist sehr widrig. Die Heerschnepfe schreit, indem sie sich hoch in die Luft schwingt, und wieder, wie ein Pfeil, gerade auf die Erde herabstürzt, unaufhörlich wie eine Ziege: Mäkkarä, daher sie auch Himmelsziege genannt wird.

Der gemeine Birkheher, oder die Mandelkrähe, hat eine, dem Laubfroschgeschrei ähnliche, unangenehme Stimme, so wie auch der Wachtelkönig, dessen durchdringendes Arp, Schnarp, des Nachts auf den Wiesen und Aeckern gehört wird.

Der Kolibri summt, wenn er fliegt, wie eine Biene, und hat keine andere Stimme.

Die

Die Pinguine (Fettgänse), machen ein sehr unangenehmes Geschrei, das fast wie das Geschrei des Esels lautet. Auch der Pelikan, oder die Kropfgans, hat seinen lateinischen Beinamen von seiner Eselsstimme.

Die Stimmen der Eulen lauten des Nachts, wenn sie sich einander jagen, wie Hundegebelle. Dies hat zu den bekannten Fabeln vom wilden Jäger Veranlassung gegeben.

Die Steineulen, Kircheulen, haben eine kreischende grausige Stimme, und schnauben unaufhörlich, welches fast wie das Schnarchen eines schlafenden Menschen klingt. Alle Eulen haben sonst die Gewohnheit, so zu schnauben, wenn sich ein Mensch oder Thier ihnen nähert, von dem sie einen Angriff erwarten.

Die Papageyen haben das Seufzen, Lachen, sich räuspern, Niesen und Gähnen mit dem Menschen in einiger Aehnlichkeit gemein.

Ihrer breiten, fleischigen Zunge wegen lernen sie sehr vernehmlich, und bis zur Täuschung, Wörter aussprechen. In Madrid gab es einst einen Papagey, der spanisch und französisch sprach, und auswendig gelernte Fabeln und Anekdoten im Zusammenhange hersagte. Er hatte 30 Guineen gekostet. Daß außer den Papageyen auch Raben, Dohlen, Staare und Elstern sprechen lernen, ist bekannt.

Der Birkhahn spricht, in seinem Falzgeschrei, das Wort Frau ganz deutlich aus.

Uebrigens kommt auch der Gesang einiger Sangvögel dem Sprechen der Menschen nahe. Im Gesange des gemeinen Finken glaubt man, am Ende jeder Strophe, folgende Wörter zu unterscheiden: Bräutigam, Reitzug, Meingeb, Gutjahr, Kienöhl, Hochzeitgebühr, Davide, Musketier, Malvesier, Kuhdieb, Ritscheer u. d. m. Die Kanarienvögel sind sogar im Stande, kurze Wörter deutlich nachzusprechen; so auch die Dompfaffen.

Die Nachtschwalbe (Ziegenmelker) erfüllt beim Mondenscheine die Luft mit einem eintönigen Geschrei, welches wie ein starkes Klatschen mit der Zunge klingt; Andre vergleichen es mit dem Schnurren eines Spinnrades.

Der Cormoran, eine Art von Pelikan, blökt wie ein Kalb.

Der merkwürdigste unter den Sangvögeln ist aber unstreitig die Spottdrossel, (turdus polyglottus) der Spottvogel. Sie wird in Amerika, ihrem Vaterlande, des angenehmen Gesanges wegen, eben so geschätzt, wie bei uns die Nachtigall, die sie jedoch noch an Anmuth übertrifft, wie sie überhaupt der reizendste Sangvogel auf der Erde seyn soll. Dabei besitzt sie die Geschicklichkeit, die Stimmen vierfüßiger Thiere, und die Gesänge andrer Vögel täuschend nachzuahmen, vom Kolibri bis zum Adler; sogar den Schall lebloser Dinge weiß sie nachzumachen. Der Englische Naturforscher Pennant hörte eine, welche, im Käfig eingesperrt, das Mauen der Katzen, das Geschrei der Elstern, und das Knarren der Wetterfahne bei starkem Winde ausdrückte. Die Mexikaner nennen diese Vögel deswegen, Vögel mit 400 Zungen.

In den warmen Gegenden von Amerika singen sie unaufhörlich bei Tag und Nacht, vom März bis zum August, wie bei uns die Ortolane. Sie fangen mit ihrer eigenen Melodie an, und endigen mit den Tönen des ganzen Vögel-Chors. Dabei tanzen sie gleichsam, indem sie während des Gesanges sich mit den Füßen erheben, und mit den Flügeln schlagen. Dies thut die Pieplerche bei uns auch. Unter den Papageyen sind die Amazonen solche ewige Schwätzer.

Der Scharfsäger hat seinen Namen daher, weil sein Geschrei wie das Geräusch einer Säge klingt, welche hin und her gezogen wird.

Das Müllerchen, (kleine graue Grasmücke) hat seinen Namen von den lauten Tönen: Klepp, Klepp, Klepp,

die es in seinen leisen, angenehmen Gesang mit einmischt, und welche dem Klappen des Mühlganges nicht unähnlich sind.

Der natürliche Gesang des Gimpels (Dompfaffen) ist äußerst unangenehm, und dem Knirren eines ungeschmierten Schiebekarrens nicht unähnlich.

Die Kanarienvögel rufen öfter, indem sie die silberhellen Töne einer Octave einzeln herablullen, trompetenmäßig die Sylben „Terteng" dazwischen.

Ein sonderbarer Vogel ist auch der sogenannte Prediger, in Südamerika einheimisch, der seinen Namen von der sonderbaren Gewohnheit erhalten hat, daß er des Abends, wenn andere Vögel auf den Bäumen um ihn herum sitzen und schlafen, unabläßig schwatzt und klappert, indem er immer den Kopf von einer Seite zur andern wendet. Man meint, er thäte das, um die Raubvögel abzuhalten.

Die Stimme einiger Vögel ähnelt dem Lachen der Menschen. Die Lachmeve und die Lachtaube haben daher ihre Namen erhalten, und das Geschrei der Stockeule gleicht ebenfalls einem Hohngelächter, und lautet ungefähr: hoho! hoho! hohohoho!

Der Nachtreiher erfüllt des Nachts die Luft mit einem groben und unangenehmen Geschrei, das dem Tone nicht unähnlich ist, wenn sich jemand zum Brechen anstrengt, und Quek klingt. Wenn er sich oft hören läßt, so kündigt er trockne und schöne Witterung an. Der krächzende Gesang des Wistlings klingt als wenn jemand vomiren wollte.

Der Singschwan, wilde Schwan, hat seinen Namen von den melodischen angenehmen Tönen, die er durch seine, wie eine Trompete, mit Biegungen versehene Luftröhre von sich zu geben im Stande ist, und die die Isländer mit denen der Violine vergleichen.

Noch berühmter ist aber, ihres Gesanges wegen,

die Pfeifente, Speckente, die die Größe einer Hausente hat, und im Herbste häufig auf den Entenpfützen angetroffen wird. Sie hat den Namen in der That; denn sie giebt einen hellen pfeifenden Ton von sich, welcher in den Novembernächten, wenn ganze Heere ziehen, wo eine tiefer, die andre höher pfeift, Akkorde, und wenn die feine Bildungskraft dazu kommt, ganze Melodien bildet.

Die Dompfaffen lernen sehr leicht Lieder pfeifen, ja sie lassen sich sogar leicht zum Akkompagnement abrichten, so, daß man, mit mehreren Dompfaffen zugleich, schon wirklich kleine Konzerte hat geben können.

Der Auerhahn erregt ein weittönendes Geschrei, das dem Geräusch einer Sense gleicht, die man wetzt, wodurch er seine Hennen anlockt.

Alle Sangvögel lassen nur dann ihren Gesang hören, wenn sie in ihrer ruhigsten Lage sind. Die Feldlerchen, nebst der gesperberten Grasmücke, sind die Einzigen, die in einem senkrecht, oder schraubenförmig in die Höhe steigenden Fluge singen.

Die Trommeltaube drückt ihren Zorn und ihre Zärtlichkeit durch ein, dem Trommeln ähnliches Getöse aus.

Wenige Vögel sind ganz stumm, wie die Haarschnepfe, die gar keinen merklichen Laut von sich giebt, und daher auch die stumme Schnepfe genannt wird. —

## Lebenskraft.

Unter den Vögeln zeichnen sich die Mandelkrähe, und der Pfingstvogel (Golddrossel) durch ihr hartes Leben aus. Wenn sie mit grobem Schrot durch und durch geschossen werden, so kann letzterer noch einen ganzen Tag leben, und noch in der Todesstunde um sich beißen, und die erstere bringt wohl dann noch einige Tage lebendig zu.

## Allgemeine Bemerkungen.

Die Vögel bilden gleichsam nur eine große Familie. Sie sind sich in allen ihren Haupttheilen so ähnlich, daß man an einem Exemplare gewissermaßen alle erläutern könnte.

Alle ohne Ausnahme haben ein rothes, warmes (bis 34° R.) Blut, und sind mit Federn von zweierlei Art bedeckt. Zu unterst die Flaumfedern, welche zartfaserig, und knotig sind, und über diesen die eigentlichen, größeren, härteren, welche sowohl am Schwanze und den Flügeln, als auch bisweilen anderwärts, beträchtlich auswachsen können. Diese Federn bestehen aus einem Kiel, einem Schaft und einer Fahne, letztere beiden brechen aus dem, anfangs mit Blut gefülltem Kiele hervor. Bei einigen ausgezeichneten Vögeln (z. B. Reiher, Pfau, Paradiesvogel ꝛc.) ist der Kiel ganz kurz, und die Fahnenbärte treten geschlitzt auseinander; oft sind bloß nackte Schäfte (Casuar, Paradiesvogel, Matmot), und beim wilden Hahn, dem rothen Paradiesvogel und dem Seidenschwanz erscheinen sie an den Spitzen hie und da wie Hornplättchen.

Die beiden Flügel sind die Vorderarme und Hände der Vögel. Fast bei allen findet sich noch ein Daumen, nebst dem Nagel desselben, unter den Federn verborgen. Nur wenige Vögel können nicht fliegen.

Die längeren Flügelfedern werden Schwungfedern, remiges, genannt. Die längeren des Schwanzes heißen Steuerfedern, rectrices, die darüber liegenden Deckfedern, tectrices.

Nächst den Federn ist der Schnabel der ausgezeichnetste Theil. Er ist das Vordergesicht, eigentlich Nase und Maul des Vogels. Die Nasenspitze ist es eigentlich, die den Haken bildet. In der Nähe der Nasenlöcher hat der Schnabel bisweilen eine fleischige Haut, cèra

genannt. Die Gestalt des Schnabels ist sehr verschieden, und erfordert eine eigene Terminologie, die unter andern von Illinger am vollständigsten gegeben worden ist, da man darnach die Geschlechter bestimmt.

Die Füße der meisten Vögel sind vielmehr Hände, denn sie haben einen, nach rückwärts gerichteten, Daumen, die Klettervögel deren sogar zwei. Nie haben die Vögel fünf Zehen, fast immer nur vier. Nach ihnen und den Schnäbeln werden sie auch am meisten bestimmt. Sie heißen: 1) Pedes ambulatorii, Gangfüße, wenn sie ganz freie, unverbundene Zehen haben, drei vorn. 2) P. gressorii, Schreitfüße, wenn zwei Zehen an der Basis etwas verwachsen sind, z. B. beim Eisvogel, Drosseln u. a. 3) P. scansorii, Kletterfüße, wo zwei Zehen hinten, zwei vorn sind. 4) P. cursorii, Lauffüße, haben keine Hinterzehe; dergleichen zeigt z. B. der Trappe. 5) P. semipalmati, an der Basis mit einer kleinen Schwimmhaut versehen; z. B. die Henne. 6) P. palmati, Schwimmfüße, wo die drei Vorderzehen bis an die Spitze mit einer Schwimmhaut verbunden sind. 7) P. stegani, Ruderfüße; diese ziehen sogar die vierte Hinterzehe mit dazu, z. B. der Pelikan, und 8) P. lobati, sind nur mit Schwimmhaut lappig eingefaßt, wie dies z. B. der Streitfuß zeigt. Endlich werden 9) P. pinnati unterschieden, dergleichen beim Auerhahn u. a. vorkommen.

Bei dem Mausern werden die Federn durch neue, gewöhnlich vollkommener gefärbte, ersetzt. Gewöhnlich geht es im August vor sich, und mancher Vogel wird dann erst gegen das Frühjahr reif und ausgefärbt. Alsdann kommt die Zeit der Paarung, und einigen (zumal Wasservögeln) treten dann noch besondere bunte Federchen am Halse hervor, die nachmals wieder ausfallen, oder ihr Kopf wird um diese Zeit anders gefärbt, u. s. w. Dies hat man das hochzeitliche Kleid genannt. Einige

Vögel mausern sich aber wirklich zweimal im Jahre, im Herbste und im Frühling (z. B. der Goldregenpfeifer, Charadrius auratus). Ein Vogel der aus dem Ei gekommen ist, und sich noch gar nicht gemausert hat, wird avis hornotina genannt, und ist gewöhnlich mißfarbig. Auch nach der ersten Mauser ist er gewöhnlich noch nicht völlig ausgefärbt, sondern erst im Alter, wenn er reif ist.

Die größeren Knochen, zumal die des Oberarmes, sind hohl, und stehen mit dem Athem in Verbindung. Diese Luftlöcher der Knochen gehen senkrecht, und man kann den Zusammenhang mit der Respiration bei gebrochenen Knochen gewahr werden. So lange ein Vogel noch nicht flügge ist, hat er noch Mark in den Knochen.

Die Brustregion ist überhaupt die größte beim Vogel, und sein Brustbein groß, sein Fleisch mager. Die hinten angewachsenen Lungen stehen durch Löcher fast mit dem ganzen Leibe in Verbindung, und die Luftröhre hat eine obere Stimmritze ohne Kehldeckel, und in der untern Theilung noch 2 Stimmritzen (Larynx inferior), welche eigentlich allein die Stimme bilden. Der Magen der körnerfressenden Vögel ist sehr stark und muskulös, diese haben auch noch den Kropf (ingluvies), in welchem sie die Körner erweichen.

Die Eier werden bebrütet. Das Küchelchen erleidet eine allmählige Metamorphose (Umwandlung), ehe es auskriecht.

Die Nester der Vögel sind ein bekanntes Produkt ihres Kunsttriebes. Eigentlich machen die Vögel darum Nester, weil sie fliegen, d. h. über der Erde wohnen, daher sie sich gleichsam einen Grund und Boden hinauftragen. Die Gestalt derselben ist verschieden; es giebt hängende, offene, bedeckte. Bei den meisten Vögeln macht es die Sie, der Hahn trägt die Materialien herbei; nur bei den Schwalben arbeiten beide Geschlechter daran.

Nicht alle Vögel bleiben beständig an einem Orte.

Die es thun, heißen Standvögel, wie Sperlinge, Spechte, Rebhühner. Andere dagegen gehen einige Meilen weit südlich, und zwar nur so lange, als der Schnee sie an Nahrung hindert, z. B. Finken, Lerchen; diese nennt man Strichvögel. Hingegen wandern mehrere über den halben Erdkreis, die dann Zugvögel genannt werden, als: Störche, Kraniche, Schwalben. Die Männchen kommen stets früher wieder an.

Die Vögel sind sehr geistige, muntere, angenehme Thiere, es giebt keine ekelhafte unter ihnen. Sie haben Gedächtniß, Leidenschaft und schöne Farben, daher sich dann auch weit mehr Liebhaber für sie, als für die andern Thierklassen (Insekten und Conchylien etwa ausgenommen) gefunden haben, und sehr zahlreiche und schöne Kupferwerke über die Naturgeschichte der Vögel vorhanden sind. Die älteren Werke dieser Art sind die von Latham, Büffon, Daubenton, Seligmann und Frisch.

## Der Vogelfang einiger nordwestlichen Länder.

Zu den vorzüglichsten Produkten, wodurch im dürftigen Norden der Schöpfer dem Menschen sein Daseyn erleichtert, gehören u. a. mehrere Vögelarten. Ihr Fleisch und ihre Eier dienen zur Nahrung; ihre Federn, und oft ihr ganzes Fell zur Bedeckung und zum Handel. Sie sind und können zufolge der dortigen Natur hauptsächlich nur Wasser- oder vielmehr Seevögel seyn.

Unter ihnen nimmt dann die Eidergans (Anas mollissima L.) mit Recht den ersten Platz ein. Sie findet sich wohl um den ganzen arktischen sphärischen Abschnitt; allein für den Handel wird sie am stärksten von Island und Grönland aus benutzt.

Den Isländern ist sie aber auf vielfache Art wichtig. Daher sucht man dort diese Vögel auf einige Theile

der Insel durch Zubereitung ihrer Nester zum Bauen hin zu locken, indem man auf mehrere Felsen Heu und Moos für sie hinführt.

Die Eidergans legt ihre Eier vom Anfange des Julius dreimal. Die ganze Brützeit dauert gegen 7 Wochen. Man nimmt ihr die erste und zweite Brut, läßt ihr aber die dritte. Mit den Eiern nimmt man dann die im Neste befindlichen Flaumenfedern weg, welche sie sich selbst ausgerupft haben. Es ist hiebei merkwürdig, daß viele dieser Thiere so zahm sind, sich gutmüthig die Eier nehmen zu lassen. Nur, wenn der Vogel merkt, daß man ihm alles nimmt, erhebt er ein klägliches Geschrei; einige widersetzen sich alsdann, und hacken auf den Räuber ein.

Sobald die Jungen ausgekommen sind, führt sie die Mutter zum Meere; hier setzen sie sich ihr auf den Rücken, sie schwimmt mit ihnen fort, taucht plötzlich unter, und setzt sie in die Nothwendigkeit, sich selbst zu helfen. Das Männchen (der Vater), der bis dahin bei dem Neste Wache hielt, wohnt diesem mütterlichen Unterrichte bei, und entfernt sich hierauf in entlegene Orte.

Die Daunen werden in zwei Klassen getheilt. Die erste nennt man Meergras-Daunen (Thong-Duun), die zweite Gras-Daunen (Gras-Duun). Die ersten tragen ihren Namen von den salzigen und wässrigen Theilen, welche ihnen, da das Nest sehr nahe am Meere liegt, von den Fluthen anhängen. Man trocknet sie entweder an der Sonne, oder in eigenen eisernen geheizten Töpfen; hierdurch bekommen sie aber leicht eine bräunliche Farbe; oder man zieht über einen Tonnen-Reif dünne Seile, legt die unreinen Daunen darauf, und fährt mit einem zugespitzten eichenen Holze schnell darüber hin und her. Die Unreinlichkeiten fallen dann zu Boden.

Ein Nest ungereinigter Gras-Daunen giebt etwa

$\frac{1}{6}$ Pfund reine Flaumfedern. In allen drei Nestern liefert der Vogel gegen $\frac{1}{4}$ Pfund; und 1 Pfund ausgesuchter Gras-Daunen giebt $\frac{1}{2}$ Pfund reiner Daunen. Ein Pfund Daunen gilt 2 Thaler Dänisch Geld. Im Jahre 1750 verkaufte die Isländische Compagnie für 3747 Thaler Daunen.

Dies ist indeß nur ein einziger Theil der Eiderdaunen, welche in den Handel kommen. Denn die Färoer-Orknei- und Schettlands-Inseln, besonders aber Norwegen, so wie auch die Insel Gothland, liefern gleichfalls Daunen.

Aber es kommen bei diesem Handel auch Seevögel vor, deren Federn fast um nichts schlechter sind, als die von der Eidergans. Von vorzüglicher Güte sind, sowohl in Rücksicht der Eßbarkeit der Eier und ihres Fleisches, als ihrer Flaumfedern: 2) die Canadische Gans (Anas Canadensis L.). 3) die Schneegans, (Anser Hyperboreus Pallas). 4) der Seepapagei, Lunde (Alca arctica L.) und einige andere. Die Federn derselben werden oftmals ohne beträchtlichen Schaden den Eiderdaunen beigemischt.

Zur Erhaltung dieser Nordländer wies ihnen die Natur verschiedene andere Arten von Seevögeln an; allein ihre Jagd, oder vielmehr das Aufsuchen ihrer Eier, welche eines der wesentlichsten Nahrungsmittel ausmachen, ist oftmals mit so großen Gefahren verbunden, daß nur der Trieb, sein Leben zu fristen, diese zu überwältigen vermag. Es verdient schon einer Bemerkung, wie diese hier anzuzeigende Jagd bereits auf den Orkadischen Inseln ihren Anfang nimmt, von dort zu den Schettländischen, Färoer'schen und zu Island fortgeht, und sich gleichfalls in Norwegen, besonders in Nordland wiederfindet. Freilich zeigen die Bewohner einige Verschiedenheiten in ihren Jagdmethoden, welches auch, zum Theil wenigstens, durch das Lokal bestimmt wird. Im

Ganzen beruht ſie aber doch bei den meiſten auf folgenden Punkten.

Die Vögel, welche den Hauptgegenſtand dieſer Jagd ausmachen, ſind von verſchiedenen Geſchlechtern. Es gehören nemlich hieher 2 Seemöven, die braune oder Häringe-Möve (Larus fuscus) und die Mantel-Möve (Larus marinus); ferner der Lum oder das Täucherhuhn (Colybas Troile) und auch wohl eine oder mehrere Arten von Papageitauchern oder Alken, z. B. Alca Psittacula. Dieſe Seevögel finden ſich zum Theil in ungeheuren Schaaren auf den nördlichen Küſten, und bauen ihre Neſter gewöhnlich auf und in den Höhlungen ſehr hoher unzugänglicher Felſen und Klippen. Die beiden zuerſt genannten Vögelarten ſind beſonders auf Island der Gegenſtand der Vogeljagd, die dort auf folgende Weiſe angeſtellt wird. Die Isländer fahren mit einem Boote an den Fuß des Berges oder Felſens, der von den Möven, welche bei ihnen Suart und Biargfügl (Schwarz- und Bergvögel) genannt werden, bewohnt wird. Die Vogelmänner führen große Stangen von 11 bis 12 Ellen, welche an dem einen Ende mit einem Haken verſehen ſind. Nachdem man in dem Boote einem der zwei Vogelfänger einen ſehr langen Strick um den Leib gelegt hat, hilft man ihnen auf die nächſten Felſen hinauf. Von hieraus ſuchen dieſe vermittelſt der langen Stangen ſtets höher zu kommen. Sie ſchieben ſich, einer den andern, mit ihren Stangen, auf welche der eine ſich dann gleichſam ſetzt, weiter hinauf, holen, wo ſich nur Neſter in den Höhlungen finden, Eier und Vögel hervor, und laſſen die getödteten Vögel, (denn die Vögel ergreift man leicht, da ſie ihre Neſter höchſt ungern verlaſſen) in das Boot fallen. Suchen aber die Vögel zu entfliehen, dann werfen die Vogelfänger ein eigenes Bügelgarn ihnen entgegen.

Es kommen mehrmals höchſt gefährliche Stellen

vor; oft ist der Fels locker, oft glischt der Mann aus, oft verliert er das Gleichgewicht. Gewöhnlich hilft ihm der um den Leib festgemachte Strick, von welchem jeder der beiden Männer ein Ende in der Hand zu behalten sucht. Indeß ereignet sich dennoch nicht selten der unglückliche Fall, daß beide mit einander hinabstürzen, und an den Felsen zerschmettert werden. Daher war in Norwegen, wo ebenfalls diese gefahrvolle Vogeljagd statt findet, das Gesetz, dem, der auf dieser Jagd um das Leben kam, gleich einem Selbstmörder, das Grab zu versagen.

Mehrere Klippen sind indeß von der Wasserseite nicht zu ersteigen. Hier sucht man denn einen Weg über das Gebirge selbst, und wenn die gefährlichen und an Vögeln reichen Felsen tiefer liegen, so sucht man auf folgende Art zu ihnen zu gelangen. In dem Felsen macht man ein 30 Faden langes Tau fest, hält das andere Ende in der Hand, oder bindet es sich um den Leib, und wagt sich nun in die Vertiefungen des Felsens, kriecht darin vor- und rückwärts, und holt auf die Weise die Vögel und Eier hervor.

Bei sehr tiefliegenden Hölen verfährt man aber noch weit kühner. Hierzu bedarf es sehr viel längerer und stärkerer und kostbarer Taue, welche sowohl einen Menschen, als eine gemachte Beute zu tragen vermögen. Auf der an Nord-Island gelegenen kleinen, aber an Vögeln reichen Insel Drangoe, gehört daher ein solches Seil zu dem Inventarium des Bischoffitzes, und wird also auf 20 Species geschätzt. Es besteht aus 7 Riemen von den dicksten Theilen der Ochsenhäute geschnitten, jeder Riem (Taaten) zu 80 Klaftern, also überhaupt von 560 Fuß Länge. Das Gewicht des Seiles beträgt 120 Pfd. Sechs bis sieben eigene Leute werden zu diesem Fange von dem Bischofe gehalten.

Ein starker, über den Felsen hervorragender Balken

wird in demselben fest gemacht; an seinem Ende ist ein Rad oder eine Rolle, in welcher das Seil läuft. Dieses hat zum bequemern Sitze des Vogelfängers, den man hier den Sigamand nennt, einen eigenen dickausgefütterten Ring, und geht dabei dem Menschen um den Leib. Vier bis sechs Männer lassen sodann den Sigamand, der zugleich mit einer großen Vogelstange versehen ist, hinab. Der Setumann (Sitzemann), Wächter des erstern, setzt sich auf den Balken, um genau auf den Vogelfänger und seine Zeichen Acht zu haben. Letzterer hat nemlich noch eine dünne Leine (die Leyne-Vads, das heimliche Seil), wodurch er anzeigt, ob er selbst, oder nur das große Tau hinaufgezogen werden soll. Oftmals verläßt nemlich der Vogelfänger seinen Sitz, durchkriecht die Höhlungen und Ritzen der Felsen, und läßt dann die getödteten Vögel, die Eier und die Daunen hinaufwinden, und nimmt nachmals wieder seinen Sitz im Taue ein, um mit der Jagd fortzufahren.

Auf den Orkadischen Inseln wird diese Jagd noch einfacher, aber deshalb noch gefährlicher betrieben. Das große Tau wird dort aber nur von einigen Leuten festgehalten, während der Vogelfänger auf einem Querholze, das durch den Strick läuft, reitet. Hat der kühne Jäger auf diese Art einen Theil der Felsen durchsucht, so bringt man ihn mit seinem Stricke und seiner Stange zu einem andern hinüber. Oftmals gehen diese Menschen in ihrer Tollkühnheit gar so weit, daß sie den Strick nur einigen Dolchen, die sie wie Pflöcke in den Felsen treiben, anvertrauen. Wie mancher von diesen Wagehälsen verliert dabei sein Leben!

Die besondere Bildung eines Felsens der dortigen Insel Noß, der von ihr auf 16 Klafter getrennt ist, und mit ihr eine gleich furchtbare Höhe hält, die von unten zu besteigen zu beschwerlich, und wegen des zwischen beiden wildwogenden Meeres sehr grausenvoll ist, hat die

Jäger auf folgende sinnreiche Methode gebracht. Am Rande der Höhe der Insel Noß werden starke Stricke mit Pflöcken befestigt, von dort von unten zu auf den ihr gegenüberstehenden Felsen geführt, und auf gleiche Weise festgemacht. Zwischen diesen parallel laufenden Seilen läßt man eine hölzerne Maschiene, wie eine Wiege gestaltet, hingleiten, in welcher sich der Jäger mit seiner Stange befindet. Er durchsucht sodann den Felsen, und fährt mit reicher Beute mehrmal über das tobende Meer zu der leicht zu ersteigenden Berghöhe der Insel zurück, um sich dort zu entladen.

Es ist kaum glaublich, welch eine ungeheure Menge von Vögeln und Vogeleiern man durch diese gefährlichen Jagden erhält. Denn auf Island, und besonders auf den Färoer- und Orkadischen Inseln dienen sie Tausenden von Einwohnern fast allein zur Hauptnahrung.

Nicht aber bloß die Vögel, die Eier und die Daunen werden benutzt; Vielen dieser dickbepelzten Thiere vom Geschlechte der Alken, Möven und Taucher zieht man das Fell ab, und verfertigt daraus treffliche Winterkleider, so wie auch, zum Handel mit den kultivirteren Ländern, schöne Muffen und Halskragen, oder ähnliche Besetzungen.

## Eintheilung.

Wir folgen der Blumenbach'schen Eintheilung, weil sie die leichteste Uebersicht giebt.

### A. Landvögel.

I. Accipitres. Die Raubvögel: mit krummen, starken Schnäbeln, meist mit kurzen, starken, knorrigen Füßen, und großen, gebogenen, scharfen Klauen.

II. Leuirostres. Mit kurzen Füßen, und meist sehr

großen, dicken, aber mehrentheils hohlen, und daher sehr leichten Schnäbeln, als: Papageien, Tucane ꝛc.

III. Pici. Mit kurzen Füßen, mittelmäßig langen und schmalen Schnäbeln, und theils wurmförmiger, theils fadenförmiger Zunge, als: Wendehals, Spechte, Baumkletten, Colibri's ꝛc.

IV. Coraces. Mit kurzen Füßen, mäßig langem, und ziemlich starkem, oben erhabenem Schnabel, als: Raben, Krähen ꝛc.

V. Passeres. Die sogenannten Sangvögel, nebst den Schwalben ꝛc. Sie haben kurze Füße, und einen mehr oder weniger kegelförmigen, zugespitzten Schnabel, von verschiedener Länge und Dicke.

VI. Gallinae. Vögel mit kurzen Füßen, oben etwas erhabenem Schnabel, der an der Wurzel mit einer fleischigen Haut bewachsen ist. Auch die Tauben können dieser Ordnung zugezählt werden, da sie weit mehr den Hühnern, als den Sangvögeln verwandt sind.

VII. Struthiones. Die großen, zum Flug ungeschickten Landvögel, als: der Strauß, Casuar und Dudu.

## B. Wasservögel.

VIII. Grallae. Sumpfvögel mit langen Füßen, langem, fast walzenförmigem Schnabel, und meistens langem Halse.

IX. Anseres. Schwimmvögel mit Ruderfüßen, einem stumpfen, mit Haut überzogenen, am Rande meist gezähnelten Schnabel, der sich an der Spitze des Oberkiefers mit einem Häkchen endigt.

## A. Landvögel.

### I. Accipitres.

Die Vögel dieser Ordnung haben fast alle kurze starke Füße, große scharfe Krallen, einen starken, gekrümmten Schnabel, der bei den meisten oben auf der Seite in 2 stumpfe schneidende Spitzen ausläuft, und an der Wurzel mehrentheils mit einer fleischigen Haut (cera) bedeckt ist. Sie nähren sich von Aas und lebendigen Thieren, nisten auf Höhen, und haben ein widerliches Fleisch.

#### Der Condor. (Vultur Gryphus.)

Eigentlich sollte man schreiben: Cuntur, in Chile heißt er Manque. Er hält vom Kopfe bis zu Ende des Schwanzes etwas über 3 Pariser Fuß (mittlere Größe) und 9 Fuß in der Weite der ausgebreiteten Flügel, außerordentlich große Vögel halten wohl gegen 14 Fuß. Seine aufrechte Höhe fand von Humboldt 2 Fuß 8 Zoll. Der fast 2 Zoll lange, sehr stark gebogene Schnabel, ist von der Wurzel bis zur Mitte bräunlich, sodann bis zur Spitze weiß; die obere Kinnlade ragt über die untere hervor. In dem sehr lebhaften Auge ist der Augapfel purpurfarben; die großen Ohren werden von den Hautrunzeln der Schläfe bedeckt. Kopf und Hals sind kahl, bräunlichroth, und voll vieler Runzeln; hin und wieder stehen einzelne straffe Haare. Die runzlichte Haut verlängert sich bei den Männchen unten an der Kehle in einem häutigen herabhängenden Lappen von ähnlicher Farbe, fast wie bei dem Truthahn. Den Scheitel des Männchens bedeckt ein ovaler fleischigknorplichter Kamm; er tritt fast bis zur Mitte des Schnabels hervor, allein ohne dort, wie auf dem Scheitel, festzusitzen, ist er vielmehr tief ausgeschnitten, und läßt einen Raum für die Naselöcher; ohne diese Bildung würde der Geruch, der bei dem Thiere von außerordentlicher Stärke ist, vermindert

mindert werden. Beide Geschlechter ziert ein schöner Halskragen von weißen weichen Federn, er läuft bis zur Brust hinab. Oftmals verbirgt der Vogel durch Zurückziehen hierin den Hals. Im Affekt schwillt die Nackenhaut, wie beim Truthahn.

Die Hauptfarbe des Thieres ist schwarz, oder doch schwärzlich grau. Außer dem Halskragen ist noch der letzte Theil der Federn, welche die Schwungfedern decken, weiß, bei dem Weibchen hingegen gräulich schwarz. Durch diesen weißen Spiegel zeichnet sich ersteres sehr vortheilhaft aus. Der keilförmige kurze Schwanz ist in beiden Geschlechten eben so dunkel, als der ganze übrige Körper. Die Füße sind mit bläulich schwarzen Schuppen bedeckt, sie haben 4 Zehen, wovon der eine sehr viel kürzer ist, als die übrigen; sie sind durch eine Haut mit einander verbunden. Die Klauen oder Krallen sind sehr stark, aber nicht sehr gebogen. Die längste hält 2 Zoll.

Es ist nicht sowohl die Größe, als der Muth, und die Stärke, wodurch sich der Condor auszeichnet, und die außerordentliche Höhe, in welcher er gewöhnlich lebt, giebt ihm noch einen größeren Ruf. Er bewohnt in Gesellschaft des Llama die größte und höchste Gebirgskette der Erde, vom Aequator an, bis hinab gegen die Magellans-Straße, auf einer Strecke von 900 Seemeilen; denn in dieser Straße ward ein Condor geschossen, welcher sich noch jetzt in einem Museum zu London befindet, vielleicht der einzige in Europa. Selbst sein Nest bauet er oftmals auf Felsen, dicht an der Schneelinie. Er liebt überhaupt die höchsten Luftregionen, und verweilt nur so lange in den Niederungen, als ihn seine Jagd dazu zwingt. Bei heiterm Himmel hält er von einer ungeheuren Höhe gleichsam eine Heerschau über ein weites Gebiet; aus solcher Höhe stürzt er, mit einer kaum glaublichen Schnelligkeit, auf seine Beute herab.

Sein Muth ist sehr kühn. Zwei Condor greifen ein Kalb, ja den jugendlichen Puma (den sogenannten Löwen von Amerika, Felis Concolor) an. Sie jagen und verwunden die junge Kuh so dauernd, daß das Thier endlich zu Boden sinkt, und erhitzt die Zunge hervorstreckt. Diese faßt der Condor sofort, reißt dann der Kuh die Augen aus, und so stirbt endlich das unglückliche Thier langsam hin.

Hat sich der Vogel völlig gesättigt, so sitzt er traurig und phlegmatisch, und erhebt sich nur sehr schwerfällig. Hierauf gründet sich die berühmte Jagd, womit man in Peru die Fremden belustigt. Eine zu diesem Zweck getödtete Kuh lockt binnen kurzem mehrere dieser großen Geier herbei. Sie fressen mit unbeschreiblicher Gier, fangen ihr Mahl stets mit der Zunge und den Augen an, sodann reißen sie das Thier von hinten auf, um sogleich zu den Eingeweiden zu kommen, und füllen nun ihre Mägen so außerordentlich an, daß sie, völlig überladen, in eine Art von Unbehülflichkeit fallen, die ihnen nicht erlaubt, sich schnell in die Luft zu schwingen. Dann brechen die im Hinterhalte laurenden Jäger hervor, werfen Schlingen über sie, und fangen sie früher, als sie sich von dem Boden erheben können. Oftmals verursacht der Schrecken, und die heftige Bewegung, wodurch sie dem Jäger zu entkommen suchen, daß sie ihre gierig verschlungene Mahlzeit wieder von sich geben, und, auf diese Weise erleichtert, glücklich in die Höhe steigen. Wehe aber dem Condor, wenn er gefangen wird! Da er den Indiern so vielfachen Schaden zufügt, so suchen sie dann auch durch grausame Martern sich an ihm zu rächen.

In der Gefangenschaft ist der Condor anfangs traurig, bald darauf wird er aber bösartig, und es ist gefährlich, sich ihm zu nähern. Das Leben des Vogels ist äußerst zähe, auch hat die Natur trefflich für seine Er-

haltung gesorgt. Humbold sahe einen Condor würgen, und bei dem Stricke aufhängen. Man zog ihn sogar in diesem Zustande bei den Füßen. Kaum lösete man die Stricke, so ging der Vogel gleich darauf wieder umher. Hierauf feuerte man drei Pistolenkugeln aus der geringen Distanz von vier Schritten auf ihn ab. Alle trafen; er ward am Halse, in der Brust, und im Bauche verwundet, dennoch erhielt er sich noch aufrecht. Eine vierte Kugel traf den Schenkel, und fiel, zurückgeprellt, zur Erde. Ulloa bezeugt gleichfalls, daß oftmals in den kältern, höhern Regionen bis auf zehn Kugeln den Condor getroffen, ohne ihm schädlich gewesen zu seyn.

### Der gemeine Geyer. (Vultur cinereus.)

Der Nacken ist kahl und bläulich; die Wolle am Halse bildet vorne einen herzförmigen Halskragen. Dieser Vogel bewohnt die hohen gebirgigen Waldungen von Europa, kömmt aber auch im Winter in die niedrigen Gegenden herab. Das Pärchen, von welchem diese Beschreibung entlehnt ist, wurde im Schaumburgischen auf einem Bauerhofe zu Ende des Februars, da es eben mit der größten Gierigkeit das Schaf, welches von ihm niedergestoßen war, verzehrte, gefangen. Es wurde sieben ganzer Jahre in der Kasselschen Menagerie erhalten. Dieser Geyer ist auch in andern Gegenden Deutschlands, z. B. in Schlesien angetroffen worden. Die wahre und genaue Beschreibung dieses Vogels, die man nur verworren und unvollkommen in den Büchern über die Naturgeschichte aufgezeichnet findet, ist folgende:

An Größe übertrifft er den gemeinen Adler weit. Seine Länge, von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende, ist nach gemeinem Werkfuß 4 Fuß, die Breite von einer ausgespannten Flügelspitze bis zur andern 9 Fuß.

Der Schwanz ist 14 Zoll lang, und die zusammengelegten Flügel reichen bis auf zwei Dritttheile desselben.

Der Schnabel ist 4½ Zoll lang, bis fast zur Spitze gerade, die Spitze sehr übergekrümmt, die Farbe schwärzlich, die Beine sind halb befiedert, die Nägel flach, gebogen und schwarz, die Mittelzehe mit dem Nagel 4 Zoll, und die hintere 3 Zoll lang. Kopf und Hals sind mit wolligen röthlichen Federn besetzt; im Nacken ist ein breiter, bläulicher, kahler Fleck; der Augenkreis und die Wangen sind dunkelbraun; die Wolle ist am Hinterkopf aufgerichtet; in Ruhe sitzend bildet die Halsrolle vorne nach der Brust zu einen harzförmigen lichtgrauen Kragen. Der Oberleib ist dunkelbraun mit helleren Spitzen; Brust, Bauch, After und Schenkel sind heller, als der Oberleib; die Schwungfedern schwarz, lichtgrau geründet, der Schwanz wie der Rücken. Das Weibchen ist merklich größer und schwarzbraun, oder dunkeler von Farbe, als das Männchen. Die Farbe ändert sich nicht, sondern bleibt immer dieselbe. — Seine Nahrung besteht eigentlich in Aas; außerdem aber stößt er auch auf Rehe, Ziegen, Hasen, Schafe u. dergl. Er ist so gefräßig, und auf seinen Raub so erpicht, daß er sich leicht dabei fangen und schießen läßt. Er heißt noch: der Geyer (schlechthin), der große Geyer, braune Geyer, graue Geyer.

### Der Bartgeyer, Lämmergeyer. (Vultur barbatus.)

An der Kehle hängt ein haariger Bart herab, der Schnabel ist fleischfarbig, der Kopf mit einer schwarzen Linie umgeben, und wollig. Der Bartgeyer ist der größte Europäische Vogel, und auf den Tyroler- und Schweizeralpen, vorzüglich auf den letztern zu Hause. Man findet ihn auch, und zwar in größerer Menge, in Afrika, doch ist dieser kleiner, als der Europäische, und weicht auch etwas in der Farbe von ihm ab. Auch im Russi-

schen Reiche brütet er auf den hohen Felsen des Altaischen Gebirges, und jenseits des See's Baikal. Seine Länge beträgt an 5 Fuß, die Breite 9 bis 10 Fuß. Der Schnabel ist vier Zoll lang, von der Wurzel bis zur gekrümmten Spitze gerade, dunkelfleischfarbig, die Naselöcher, die Seiten des Schnabels und die Kehle mit borstenartigen schwarzen Federn besetzt, welche einen langen harthaarigen Bart bilden.

Er fliegt nicht in so zahlreicher Gesellschaft, wie andere Geyer, und nährt sich auch weniger von Aas. Er verfolgt die Heerden der Schafe und Ziegen, die Gemsen, Rehe, Hasen, Murmelthiere, wilden Katzen u. s. f. Man erzählt von ihm, daß wenn er an einer steilen Felsenwand ein zu großes starkes Thier bemerkt, er seinen Stoß auf dasselbe so einrichte, daß er es in den Abgrund stürze, und sich desselben auf diese listige Art bemächtige. Er soll zuweilen auch kleine Kinder fortgetragen haben, daher die Hirten ihre Kinder auf der Weide an die Bäume anbinden, um sie gegen seine Entführung zu sichern, und man will sogar Beispiele von alten Personen wissen, die er angegriffen hat, und die sich seiner kaum, und nur mit Lebensgefahr haben erwehren können.

Er nistet (horstet) in den Felsenhöhlen. Das Weibchen legt zwei Eier, die größer, als Gänseeier, weiß, von rauher Schaale, und auf beiden Seiten stark gerundet sind. Es giebt sie in Menagerien (wie z. B. zu Cassel) auch ohne Begattung im Frühjahr von sich. Da er in seiner Lebensart dem Cuntur (Vultur Gryphus) der auch, unter den Namen Vogel-Greif, in Südamerika wohnt, so sehr gleicht, so ist er oft mit selbigem verwechselt worden. Er heißt noch Goldgeyer (in der Schweitz), weil er am Unterleibe röthlich gelb ist; weißköpfiger Geyer; Weißkopf; Grimmer.

### Der Hasengeyer. (Vultur cristatus.)

Er ist röthlich schwarz; an der Brust mehr zum gelblichen hinneigend, mit nackten Beinen und wolligem Kopfe.

In Deutschland giebt man Schlesien zu seinem Vaterlande an; eigentlich aber bewohnt er die südlichen bewaldeten Gebirge von Europa. Er hat fast die Größe eines gemeinen Adlers, und seine Flügelspitzen stehen 7 Fuß weit von einander. Der Schnabel ist schwarz, die Beine sind gelblich, die Nägel schwärzlich, die Augen häßlich. Der ganze Leib ist von röthlich schwarzer Farbe, die am Unterleibe heller, oder gelblicher wird; der Schwanz ist lang und gerade. Man würde diesen Vogel wegen seines befiederten Kopfes und Halses zu den Falken rechnen, wenn er nicht den geraden, nur an der Spitze umgebogenen Schnabel, als das eigentliche Kennzeichen der Geyergattung hätte. Wenn er ruhig sitzt, so sträubt er die Kopffedern so in die Höhe, daß sie zwei Hörner zu bilden scheinen, die man aber im Flug, welcher mit großem Geräusch verbunden ist, nicht bemerkt. Wenn er geht, macht er Schritte von sechzehn Zoll. Er ist so wild, daß man ihn auf keine Weise zu bändigen vermag.

Seine Nahrung besteht in todten und lebendigen Thieren, und er stößt nicht nur im Fluge von der Höhe eines Baumes oder Felsens herab, sondern auch im Laufen auf allerlei Vögel, desgleichen auf Hasen, Kaninchen, Hirsch- und Rehkälber, und auf junge Füchse. Auch die Fische im Wasser sind vor seinen Nachstellungen nicht sicher. So gefräßig er aber ist, so kann er doch ohne Lebensgefahr vierzehn Tage fasten. Er horstet in den dicksten und entlegensten Wäldern auf hohen Bäumen, z. B. Eichbäumen. Er heißt auch Aasgeyer; Kibgeyer; Roßgeyer; Gänseaar.

## Der Secretär. (Falco Serpentarius.)

Er lebt vom Kap landeinwärts, auch auf den Philippinen. Aus seinen langen Beinen sollte man schließen, daß er zu den Sumpfvögeln gehöre; seine Lebensweise, und sein ganzer übriger Körperbau bestätigen aber diese Vermuthung nicht. Er mißt vom Kopfe bis zu den Zehen 3 Fuß; sein Schnabel ähnelt dem des Adlers. Die Farbe ist ein bläuliches Aschgrau, und die beiden mittlern Schwungfedern sind noch einmal so groß, als die übrigen. Ein Federbusch am Hinterkopf, den er aufrichten, und sinken lassen kann, hat ihm seinen Namen verschafft. Er hat an beiden Füßen einige knochenartige Vorsprünge, die ihm als Waffen dienen.

Er frißt Ratten, Mäuse, Frösche, Schlangen, und selbst kleine Schildkröten. Vaillant sahe der Schlangenjagd eines Secretärs auf dem Kap zu. Die Schlange suchte zu entfliehen, aber der Raubvogel trat ihr überall in den Weg, wohin sie sich wandte. Darauf richtete sich die Schlange voll Wuth in die Höhe, zischte ihn mit funkelnden Augen an, und sperrte ihren Rachen weit auf, als wollte sie ihn verschlingen; ihr Kopf war dabei stark angeschwollen. Der Secretär erneuerte indeß seine Angriffe, indem er sich mit seinem Flügel, wie mit einem Schilde, zu decken suchte, und versetzte der Schlange mit seinen knöchernen Vorsprüngen so lange tüchtige Schläge, bis sie matt wurde, worauf er sie durch einen heftigen Schlag mit dem Schnabel tödtete, indem er ihr den Kopf zerbrach. — Nach anderen Erzählungen hebt er seinen Raub mit den Krallen in die Höhe, und wirft ihn so lange nieder, bis er ohne Bewegung da liegt. Dies soll er selbst gezähmt mit den Eingeweiden der Thiere thun, die man ihm vorwirft. Er läßt sich leicht zähmen, und wird dann oft der Schiedsrichter, wenn Streitigkeiten unter dem übrigen Hausgeflügel entstehen.

## Der Falke. (Falco.)

Der Schnabel ist hakenförmig, und an der Wurzel mit einer Wachshaut versehen. Der Kopf ist dicht mit Federn besetzt. Die Zunge ist gespalten. Die hieher gehörigen Vögel haben theils befiederte, theils nackte Füße; erstere nennt man insbesondere Adler, und letztere Falken und Habichte. Die Farbe der Füße kommt mehrentheils mit der Farbe der Wachshaut überein. Sie fliegen überaus hoch, haben ein außerordentlich scharfes Gesicht, nähren sich fast bloß von lebendigen Thieren, auf welche sie wie ein Pfeil schießen, fressen bloß im Hunger, den sie doch lange erdulden können, Aas, und nisten (horsten) meist auf hohen Felsen oder hohen Bäumen. Das Weibchen ist größer und schöner, als das Männchen. Die Farbe ändert nach ihrem Alter sehr ab, und man darf vor dem dritten Jahre auf keine merkliche Festigkeit derselben rechnen. Die Begattungszeit ausgenommen, leben sie fast alle zerstreut, einsam, und jeder geht seinen Geschäften allein für sich nach. Nach der oben angegebenen sehr auffallenden Verschiedenheit unter ihnen, theilt man sie mit Recht in zwei Familien.

### Falken von vorzüglicher Größe mit befiederten Füßen: Adler. (Aquilae.)

Sie fliegen schneller und höher, als die andern Raubvögel, und haben ein überaus scharfes Gesicht. Sie sind höchst raubgierig, und bekämpfen mehrentheils solche Thiere, die ihnen Widerstand leisten können, und zwar, vermittelst ihrer vorzüglichen Stärke, mit offenbarer Gewalt. Sie sorgen anfänglich sehr für ihre Jungen, treiben sie aber, sobald sie erwachsen sind, von sich. Es giebt acht Arten.

### Der Goldadler. (Falco Chrysaëtos.)

Er hat am Hinterkopf etwas in die Höhe gerichtete Federn, und die Füße sind, bis auf die Zehen, mit Federn bekleidet.

So wie man den Löwen den König der Säugethiere nennt, so nennt man diesen Adler den König der Vögel, wegen seines edlen Ansehens, hohen Fluges, und seiner außerordentlichen Stärke. Er hat auch wirklich sehr viel physische und moralische Eigenschaften mit dem Löwen gemein. Er beweist eben die Großmuth, die man dem Löwen zuschreibt. Die geschwätzige Elster und der schreiende Rabe können ihn lange verfolgen und necken, ehe er sich entschließt, ihren Frevel mit einem tödtlichen Streiche zu bestrafen. Er ist auch eben so mäßig, wie jener, und pflegt fast nie seinen Raub ganz zu verzehren, sondern läßt großmüthig andern kleinern Raubvögeln und Raubthieren etwas davon übrig. Die Einsamkeit liebt er ebenfalls, und es ist eine eben so große Seltenheit, zwei Adler auf demselben Gebirge zu sehen, als zwei Löwenfamilien in derselben Waldgegend. Sie müssen sich auch weit von einander entfernt halten, damit ihnen der Bezirk, den sie zu ihrem Aufenthalt erwählt haben, immer hinlängliche Nahrung verschaffen möge.

Der Goldadler bewohnt in der alten Welt die gemäßigten und warmen Gegenden, und ist daher in Arabien, Mauritanien, und in vielen andern Provinzen von Afrika und Asien, bis zur Tartarey, auf Frankreichs Gebirgen, auf den Karpathischen, Pyrenäischen, Irländischen und Schwedischen Gebirgen, in den Wäldern um Danzig, auf den Schweizergebirgen in Deutschland, und auf den Schlesischen und Oesterreichischen Gebirgen zu Hause. Da er unter allen Adlern der größte ist, so ist seine Länge 3 Fuß 11 Zoll, die Breite der Flügel 9 Fuß 8 Zoll, die Höhe, wenn er aufrecht sitzt, 4 Fuß, und das Gewicht 18 bis 20 Pfund. Doch gilt dies alles

nur vom Weibchen, denn das Männchen ist um vieles kleiner und leichter, und wiegt selten über zwölf Pfund. Der Schnabel ist sehr stark, von der Wurzel an gekrümmt, mit einem großen Haken, 5 Zoll lang, an der Wurzel 2 Zoll breit, mit gelbem Nasenwachs, länglichen, mit einem Häutchen halbbedeckten Naselöchern, bläulich hornfarben, an der Spitze schwarz. Die Augen sind groß, scheinen in einer tiefen Höle zu liegen, und sind vom obern Augenknochen, wie mit einem Dache bedeckt; der Stern ist hellgelb, und leuchtet sehr lebhaft. Der Schlund erweitert sich in einen ansehnlichen Kropf, der wohl ein volles Nösel Wasser fassen kann. Die Beine sind 8 Zoll hoch, die Zehen gelblich braun, die großen, sehr spitzigen und gekrümmten Krallen schwarz, und die hintere 5 Zoll lang. Der Körper ist dunkelbraun, rostfarbig, einzeln weiß gefleckt, wie mit einem Goldglanz überzogen, und die Schwung- und Schwanzfedern sind schwarzbraun, mit aschgrauen, wellenförmigen Streifen gezeichnet. Am Hinterkopf richten sich die länglich zugespitzten rostrothen Federn etwas in die Höhe, und an der obern und untern Seite des Halses sind alle Federn zugespitzt. Die Füße sind bis an die Zehen mit hellrostfarbigen Federn besetzt, die an den Schenkeln (Hosen) lang sind, und dicht und häufig über einander liegen.

Die Goldadler haben alle Eigenschaften grimmiger, grausamer und furchtbarer Raubvögel. Schnabel und Krallen sind fürchterlich anzusehen, der Körper ist untersetzt, die Flügel und Beine sind stark, die Knochen fest, das Fleisch hart, die Stellung gerade und majestätisch, die Bewegung rasch, und der Flug reißend schnell. Sie schwingen sich unter allen Vögeln am höchsten in die Luft. In Ansehung des scharfen Gesichts übertreffen sie alle Raubvögel; in Ansehung des Geruchs aber werden sie von ihnen wiederum übertroffen. Sie sollen ein Jahrhundert überleben, und sogar in der Gefangenschaft über

hundert Jahre sich erhalten haben. Sie lassen zuweilen ein fürchterlich starkes und klägliches Geschrei hören, gewöhnlich aber schreien sie Krah, krah, krah! hoch und tief.

Sie lieben die hohen gebirgigen Waldungen, und werden daher selten in Ebenen angetroffen. Doch unternehmen sie zuweilen, besonders im Winter, große Wanderungen von einem Orte zum andern, daher auch fast keine Gegend in Deutschland ist, wo man nicht einen dergleichen Adler einmal erlegt, oder wenigstens gesehen hat.

Seine Nahrung besteht in dem Raube kleiner Säugethiere, als: Hasen, junge Lämmer, Ziegen, Füchse, Gemsen, und Vögel, z. B. Gänse, wilde Hühner, Trappen, Kraniche, Störche. Er jagt, wie alle Adler, niemals allein, außer zur Zeit, wenn sein Weibchen brütet, oder die Jungen bedeckt. Weil nun dies gerade zur Zeit der Zurückkunft der Zugvögel fällt, so ist es ihm alsdann leicht, für sich und sein Weibchen hinlängliche Nahrung herbeizuschaffen. In allen andern Jahreszeiten scheint er mit dem Weibchen gemeinschaftlich zu jagen, und man sieht daher immer zwei Adler zusammen, wenigstens in einer geringen Entfernung. Da er bei seinen starken Flügeln dennoch sehr unbiegsame Beine hat, so wird es ihm schwer, mit Beute beladen sich in die Höhe zu schwingen, er legt sie daher allemal auf die Erde, und wiegt sie gleichsam vorher erst ab, ehe er mit ihr aufsteigt. Junge Hirsch- oder Kuhkälber, auch wohl alte Rehe und Hirsche, fällt er zuweilen an, sättigt sich aber auch auf der Stelle von ihrem Fleisch und Blute, und trägt nur Stücken davon mit sich zu seinem Neste (Horste). Er speit, wie alle große Raubvögel, nach der Versicherung der Jäger, alle Morgen die Feder- und Haarballen (das Gewölle), die sich in seinem Kropfe sammeln, aus; denn ohne diese tägliche Ausleerung würde

er nicht im Stande seyn, neuen Raub zu fangen, und zu fressen. Er geht auf frisches Aas an. Wasser säuft er nie, da ihm das frische Blut seiner Beute den Durst hinlänglich löscht. In der Gefangenschaft frißt er allerlei Fleisch, sogar das der Raubvögel, Fische, Schlangen, Eydechsen, und selbst Brot.

Er horstet auf den höchsten Felsen, auf hohen Tannen und Fichtenbäumen, an unzugänglichen Orten. Das Nest ist ohne merkliche Vertiefung, fünf bis sechs Fuß im Durchmesser, ein unkünstliches, aber dauerhaftes Geflechte von trocknen Reisern, Stäben und Ruthen, mit vielem Schilf, Heidekraut und Rasen bedeckt. Es ist so groß und fest, daß es nicht allein das Adlerpaar, sondern auch die Jungen, und eine ganze Last nöthiger Nahrungsmittel fassen und tragen kann, und es scheint für die ganze Lebenszeit angelegt zu werden. Das Weibchen legt im März zwei bis drei große, länglichte, doch an beiden Enden stumpf gerundete, weiße, ungefleckte Eier, und brütet sie in 30 Tagen aus. Es zieht gewöhnlich nur zwei Junge auf, und soll das gefräßigste oder schwächlichste derselben aus Mangel an Nahrungsmitteln umbringen. Diese werden auch, sobald sie nur zum Fliegen geschickt sind, ausgeführt, im Rauben unterrichtet, und wenn sie dies können, fortgejagt, und dürfen niemals wieder den Bezirk ihrer Eltern betreten. Man nahm die Jungen sonst aus dem Neste, und richtete sie zur Jagd ab. Sie sind anfangs ganz weiß, werden hierauf blaßgelb, und am Ende dunkelroth. Alter, Krankheiten und Hunger geben ihnen auch die weiße Farbe wieder.

In Thüringen bringt sie nur das Ungefähr, oder die Zeit, wenn sie ihren Raub verzehren, dem Jäger zum Schuß. Da sie nach der Kirrung auf die Schwanenhälse und Fuchseisen gehen, so werden sie zuweilen

an denjenigen Orten, wo es ihnen an anderer Nahrung fehlt, in diesen Fallen gefangen.

Viele wilde Völker essen das Fleisch, das fett, aber auch faserig ist, und nicht den wilden Geschmack anderer Raubvögel haben soll.

Die Jungen, die man aus dem Neste nimmt, können zur Jagd gebraucht werden, und lernen Hasen, Füchse und Rehe angreifen. Man erzieht sie in dieser Absicht an dunklen Orten, und ihre ersten Versuche müssen sie an jungen Vögeln machen. Um sich ihrer zu versichern, nähet man ihnen die Schwanzfedern zusammen, oder berupft ihnen die Flaumfedern am Bürzel. Man trägt sie auf Handschuhen mit verkappten Augen aus, und so oft sie ein Thier fangen, bekommen sie zur Belohnung einen ansehnlichen Theil von der Beute.

Die Kirgisen richten sie zur Jagd auf Wölfe, Füchse und Gazellen ab. Die Jäger und Hirten in Spanien und Frankreich wissen diese Adlersnester für ihre Küche sehr gut zu nützen. Sie besuchen nemlich dieselben täglich, wenn die Alten entfernt sind, und nehmen den Jungen das frisch zugetragene Wildpret weg; ja sie binden diese sogar, wenn sie bald erwachsen sind, und ausfliegen wollen, in dem Neste fest, damit sie von den Alten noch über die gesetzte Zeit mit Futter versorgt werden müssen.

Ihr vorzüglicher Schaden ergiebt sich aus ihrer Nahrung. Daß sie den sogenannten Adlerstein (Aetites) ins Nest trügen, um die große Hitze derselben beim Brüten zu mäßigen, gehört eben so, wie die Sage der Jäger, daß sie, um die Hasen aufzusprengen, einen Stein aus der Kralle in das Gebüsch fallen ließen, zu den Fabeln.

Steinadler wird dieser Adler genannt, weil er sich immer auf hohen Felsen aufhält, und daselbst nistet. Vorzüglich merkwürdig ist der weiße Adler (Aquila alba; Falco albus. Linn.), den man gewöhnlich für

eine eigene Art ausgiebt, und den man am Rhein zwischen den Felsen, auf den Alpen und in Polen angetroffen hat. Er ist am ganzen Körper weiß.

### Der gemeine Adler. (Falco Aquila.)

Er hat eine gelbe Wachshaut, befiederte Füße, einen geraden kurzen Schwanz, und platten Kopf. Aus dem schwarzen Adler (F. Melanaëtos) hat man oft eine eigene Art, und eine zweite aus dem braunen Adler (F. Fulvus) gemacht. Allein schon mehrere Naturforscher haben den zu wenig gegründeten Unterschied zwischen beiden Vögeln bemerkt.

Nur dem Geschlechte nach sind sie verschieden, so daß der schwarze Adler das Männchen, und der braune das Weibchen von der Art ist, die wir den gemeinen Adler nennen.

Er findet sich in den nördlichen Theilen von Europa, Asien und Amerika, und ist also weit verbreitet. Er bewohnt die Hudsonsbai, das nördliche Europa bis Drontheim, die höchsten Felsen des Urals, Sibirien, Rußland, Polen, Frankreich, Schottland, die Schweitz, und fast alle gebirgige waldige Gegenden von Deutschland.

Er ist merklich kleiner, als der Goldadler. Die Größe des Männchens ist $2\frac{3}{4}$ Fuß, und die des Weibchens $3\frac{1}{4}$ Fuß, und die Höhe des letztern hat $2\frac{1}{2}$ Fuß, und die Länge des Schwanzes $1\frac{1}{4}$ Fuß.

Das Gefieder ist im Ganzen dunkelbraun, am Männchen mehr dunkel, als am Weibchen, der Kopf und Oberhals am Männchen rostfarben weiß; beim Männchen dunkelbraun, ins rothbraune spielend; der Rücken, der Steiß, die Schultern, die Brust und der Bauch völlig dunkelbraun; die mittlern Deckfedern der Flügel und die Seiten des Rückens röthlich und aschgrau braun. Er ist sehr stark, edel, klug, gelehrig, und kann zur Jagd abgerichtet werden. Seine gewöhnliche Stimme ist ein tiefes

grobes Kra, Kra! den Raben ähnlich, doch läßt er auch bei Hunger und Furcht höhere Töne hören.

Er bewohnt zwar die gebirgigen Waldungen, liebt aber eben so, wie der Goldadler, die Einsamkeit, und man sieht in einem weiten Bezirk nicht mehr, als ein Paar. Sie schweifen, ihres Raubes halber, besonders im Winter, weit herum, und werden alsdann auch in den ebenen Gegenden Deutschlands zuweilen gesehen. Vorzüglich wollen sie gern Flüsse und Seen in ihrer Nähe haben.

Die Hasen sind ihre gewöhnlichste und liebste Speise. Wenn sie einen aus ihrer Höhe erblicken, so schießen sie nicht sogleich, wie andere Raubvögel, auf ihn herab, sondern senken sich allmählig, lassen ihn erst auf die Ebene, und stoßen alsdann, mit einer Art von Mäßigung, in schiefer Linie auf ihn los. Sonst fangen sie auch andere vierfüßige Thiere, Vögel und Amphibien, und fallen daher auf kleine Pferde, auf Schafe, Kälber, Gänse, Enten, Trappen, Feld- und Waldhühner, und auf Schlangen. Sie gehen auch mehr auf's Aas, als die Goldadler. Bisweilen saufen sie auch. Sie können sehr lange, besonders in der Gefangensaft, hungern, und man hat Beispiele, daß sie fünf Wochen ohne Nahrung zugebracht haben.

Sie nisten auf Felsen und Bäumen. Ihr Nest hat vier Fuß in's Gevierte, und ist flach, aus Stöcken, Heidekraut, Binsen und Reisern zusammengesetzt. Das Weibchen legt nur zwei Eier. Die Jungen werden in ihrer ersten Jugend einige Zeit von ihren Eltern geleitet, und nicht, wie die jungen Goldadler, verjagt. Sie sind im Neste wollig und weißgrau, werden alsdann braun, und am Unterleibe weiß und braun bunt. Nach der ersten Federung ist der weiße Schwanz noch immer unrein, dunkelbraun und weiß gefleckt, und erst bei der dritten erfolgt der röthlich weiße Kopf, und der weiße

Schwanz mit der schwarzen oder dunkelbraunen Schwanzspitze.

Wenn man sie zur Jagd abrichten will, so muß man sie jung aus dem Neste nehmen; denn ein erwachsener Adler ist nicht nur ungelehrig, sondern auch unbändig. Sie haben mit den jungen Goldadlern einerlei Behandlungsart. Sie müssen lauter Wildpret von der Art zu fressen bekommen, auf welches sie künftig stoßen sollen, und zu ihrer Abrichtung wird mehr Sorgfalt erfordert, als zur Gewöhnung anderer Raubvögel.

Das Weibchen, das auch bei den Adlern größer, als das Männchen ist, und in der Freiheit mehr Muth, Herzhaftigkeit und Munterkeit beweist, scheint in der Gefangenschaft alle diese, zu einem zahmen Stoßvogel nöthigen Eigenschaften zu verlieren; daher man die männlichen Adler lieber abrichtet, als die weiblichen. Wenn ein Adler, indem er von der Hand gelassen wird, erst gegen die Erde sinkt, hernach aber in gerader Linie sich in die Lüfte schwingt, so ist dies ein Zeichen seiner vorhabenden Flucht. In diesem Fall muß er, durch Vorwerfung seines gewöhnlichen Futters (Aezung) geschwind wieder zurück gelockt werden. Wenn er sich aber während seines Fluges in einem Kreise über seinen Herrn herumschwingt, ohne sich weit von ihm zu entfernen, so ist dies ein Zeichen der Zuneigung und Ergebenheit. Er stößt gezähmt auch gern auf Falken, und andere kleine Raubvögel, welches er in seiner Freiheit nicht thut, ob er ihnen gleich ihre gute Beute zuweilen abzujagen sucht.

Sie werden mehrentheils, wenn sie ihren Raub verzehren, geschossen, und fangen sich auch im Winter in Fuchseisen, die mit frischem Aas belegt sind.

Die unabhängigen Tatarn gewöhnen sie zur Jagd auf Hasen, Füchse, Antilopen, ja selbst auf Wölfe, und die Sibirischen sollen ihnen besonders nachstellen, so daß man in einem jeden Zelte einen gezähmten Adler antrifft.

Dies

Dies geschieht hauptsächlich wegen der Flügel- und Schwanzfedern, welche sie zur Befiederung ihrer Pfeile für die besten halten. Sie sollen daher auch mit denselben einen ansehnlichen Handel treiben. Von den Jakuten sagt man, daß sie diesem Adler göttliche Ehre anthun, und sich hüten, denselben zu tödten. Er wird auch noch dadurch nützlich, daß er Schlangen und Mäuse frißt.

Man erzählt, daß einmal in einem Adlerneste 300 Enten, und 40 Hasen wären gefunden worden. Eben so wird von einer Varietät in Norwegen, die man den Bergadler nennt, gesagt, daß er zuweilen zwei- und mehrjährige Kinder davon trage.

Hasenadler heißt er, weil dies Wildpret seine vorzüglichste Nahrung ist. Die Jäger nennen ihn gewöhnlich Stock- oder Steinadler.

### Der Seeadler. (Falco ossifragus.)

Die Wachshaut ist gelb; die Füße sind zur Hälfte federig; die Schwanzfedern auf der inwendigen Seite weiß, und an den Knieen hängt ein Federbart herab.

Dieser Adler bewohnt ganz Europa einzeln, das nördliche Amerika und Asien aber häufig. In Kamtschatka ist er sehr gemein, und im Sommer sogar an der Arktischen Küste zu Hause. Er wird auch in Botany-Bay gefunden. In Deutschland wird er in Schlesien und Oesterreich angetroffen, und er ist daher daselbst noch gewöhnlicher, als der gemeine Adler. Er hat fast gleiche Größe mit dem Goldadler, doch übertrifft ihn jener in der Breite der Flügel. Er ist 3 Fuß, 6 bis 7 Zoll lang, und die Breite der Flügel 8 Fuß. Der Schwanz mißt 13 Zoll, und die Flügel reichen bis an das Ende desselben.

Er hält sich gern nahe an der Erde, und schwingt sich bei weitem nicht so hoch in die Luft, als andere Adler, welches er auch wegen seiner kürzeren Flügel nicht

kann. Sein Flug ist auch nicht so schnell, und sein Gesicht nicht so scharf und weit. Man behauptet sogar von ihm, daß er des Nachts, wie die Eulen, auf den Raub ausfliege, und ein dunkles Häutchen auf den Augen hätte. Und gewiß ist es, daß ihn die Jäger oft des Nachts beim Aas, das sie für die Füchse hinlegen, antreffen.

Er hält sich am liebsten nahe an den Ufern des Meeres auf, verachtet aber auch das platte Land nicht, wenn fischreiche Flüsse, Seen und Teiche in der Nähe sind, und in Thüringen trifft man ihn fast immer nur in den dicksten Schwarzwäldern an.

Seine Hauptnahrung besteht in großen Fischen, die er mit seinen Krallen ergreift. Aber er nimmt auch Gänse, Hasen, Lämmer und junge Ziegen mit sich fort, geht Rehkälber an, und besucht alle Plätze, wo Aas liegt. In den nördlichen Gegenden lebt er von See- und Landvögeln, und von jungen Robben, welche er im Schwimmen ergreift, und aus dem Wasser zieht.

Er horstet auf den höchsten Bäumen, besonders auf den Eichen, macht ein außerordentlich breites Nest, und legt alle Jahre 2 große abgerundete, schwere, schmutzigweiße und rothgefleckte Eier, bringt aber oft nur Ein Junges auf, daher seine schwache Vermehrung.

Das Fleisch der Jungen soll zart und schmackhaft seyn.

Wie schädlich er sei, sieht man aus den Nahrungsmitteln, die er zu sich nimmt. Im Jahre 1791 las man in den Zeitungen, daß in Irland ein solcher Adler ein vierjähriges Kind, das mit andern vor der Hütte spielte, raubte, und seinen Jungen, die in einer schroffen Felsenritze saßen, die Beute brachte. Der unglückliche Vater des Kindes ließ sich sogleich an einem Seile zu dem Neste hinauf; die jungen Seeadler hatten dem Kinde aber schon die Augen ausgehackt, und es so zugerichtet, daß es nach 3 Stunden starb.

## Der Fischadler. (Falco Albicilla.)

Die Wachshaut und die Füße sind gelb, die Schwanzfedern weiß. — Dieser große Raubvogel liebt vorzüglich die kälteren Himmelsstriche. Er wohnt in Europa bis Island, und die Lappmark hinauf, und ist in Grönland, dem südlichen Rußland, und an der Wolga, so weit Bäume wachsen, gemein. Aufmerksame Jäger treffen ihn in Deutschland den Winter über nicht selten in gebirgigen waldigen Gegenden an, und auf dem Thüringerwalde kennt man ihn sehr gut.

Seine Länge beträgt 3 Fuß 6 Zoll: der Schwanz hält 1 Fuß, die ausgebreiteten Flügel klaftern $7\frac{1}{2}$ Fuß; und das Gewicht vom Männchen ist 9 bis 12, vom Weibchen aber 12 bis 15 Pfund. Der Schnabel ist $3\frac{1}{2}$ Zoll lang, fast bis zur Spitze, wo sich ein kurzer, scharfer Haken überkrümmt, gerade, mit der Wachshaut, die in die Stirn hineingeht, und dem Kopf ein längliches Ansehen giebt, gelb, an der Spitze gelblichweiß; der Stern blaßgelb, und so auch die Füße, welche bis über die Hälfte der Beine kahl sind, die großen glänzenden Klauen schwarz; die Beine $4\frac{1}{2}$ Zoll hoch.

Er lebt in ebenen und gebirgigen Waldungen, und scheut die bewohnten Gegenden nicht.

Bei uns besteht seine Nahrung vorzüglich in jungen Hirschen, in Rehen und Dammhirschen, welchen er, auf einem Baume sitzend, auflauert. Er geht auch im Winter an das frische Aas, das für die Füchse auf die Fuchseisen gelegt wird, und fängt sich. Im Norden aber frißt er Fische, besonders den Lump, und die Karpfenforelle, die Ptarinsgans, die Papageitaucherarten, und die Eidergans. Er sitzt auf den Gipfeln der Felsen, beobachtet aufmerksam die untertauchenden Vögel, und hascht sie, wenn sie, um Athem zu holen, herauf kommen. Er ergreift auch die jungen, auf dem Wasser schwimmenden Robben; oft aber, wenn er seine Klauen

in eine Alte schlägt, wird er übermannt, und unter schrecklichem Geschrei mit unter das Wasser gezogen.

Sein Nest (Horst) macht er auf dicken großen Bäumen oder hohen Klippen aus Zweigen, und füttert es mit Heidekraut, Moos und Federn aus, legt 2 bis 3 Eier, und brütet zu Ende des Mais oder Anfang des Junius. Er ist sehr wenig für seine Jungen besorgt, und stößt sie, sobald sie nur einigermaßen sich selbst nähren können, von sich, und zwar deswegen, weil er nicht gern verdorbenes Aas frißt, sondern immer frischen Raub verlangt, den er aber, seiner Trägheit wegen, nicht immer, oder doch schwerer haben kann. Er jagt nemlich nur einige Stunden des Tages, und ruht die übrige Zeit aus, ist aber dabei immer fett und stark.

In Thüringen wird er zuweilen in Fuchseisen gefangen; er läßt sich aber auch nicht schwer erschleichen und schießen. Die Grönländer tödten ihn mit Bogen, oder fangen ihn in Netzen, welche im Schnee (da er das ganze Jahr dort bleibt) mit einem eigenen Köder aufgestellt sind; oder ködern ihn mit Robbenfett, welches den Adlern überhaupt ein guter Leckerbissen ist; er wird hievon so schläfrig, daß er sich leicht fangen läßt.

Die Grönländer bekleiden sich mit seiner Haut, essen das Fleisch, und tragen Schnabel und Füße als Amulete.

### Der Schreier. (Falco naevius.)

Die Wachshaut und die Zähne sind gelb, der Körper rostbraun, auf den Oberflügeln weiß gefleckt. Dies ist der kleinste Adler. Seine Länge beträgt 2 Fuß 3 Zoll, und die Breite der Flügel 4 Fuß 6 Zoll. Man findet ihn allenthalben in Europa, Asien und Afrika, bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, allein in den bewohnten Gegenden, ist er nicht zahlreich. In Dänemark und Schweden ist er gar nicht, desto häufiger aber in

Rußland und Sibirien bis nach Kamtschatka. In Deutschland wird er nur sehr einzeln in den Schlesischen und Oestreichischen Gebirgen angetroffen.

Die Farbe seines Gefieders ist rostbraun; die Deckfedern der Flügel und die Schultern haben schöne eiförmige weiße Flecken; die vordern Schwungfedern dunkelbraun, die Enden der größeren weiß; die Brust und der Bauch von tieferen Farben, als das übrige Gefieder, und mit schmutziggelben herunterlaufenden Streifen.

Wenn dieser Adler so edelmüthig, herzhaft, stark und klug wäre, als er gelehrig, leicht zu zähmen, und bequem auf der Hand zu tragen ist, so würde man ihn gewiß mehr, als den großen und gemeinen Adler, zur Jagd abgerichtet haben. Die Araber gewöhnten ihn indeß doch ehemals zur Jagd; sein Raub waren aber bloß Kraniche und andere Vögel. Er läßt sich so zahm machen, daß er unter den Hausvögeln herum geht, ohne daß man Schaden zu befürchten hat, sein beständiges klagendes Geschrei aber macht ihn unerträglich.

Er liebt waldige und gebirgige Gegenden, wo Flüsse und Seen in der Nähe sind.

Der Kranich ist seine beste Beute, außerdem stößt er auf Enten, Tauben und andere kleine Vögel, und vorzüglich auf große und kleine Feldmäuse. — Er baut sein Nest auf hohen Bäumen, und legt 2 weiße Eier, die hin und wieder mit rothen Strichen bezeichnet sind. —

Der Sperber verfolgt ihn hitzig, gewinnt ihm die Höhe ab, schwebt über ihn, packt ihn an, greift ihm mit den Klauen in die Seiten, und schlägt ihn mit seinen Flügeln so lange um den Kopf herum, bis er mit ihm auf die Erde fallen muß. —

### Der rauhbeinige Falke. (Falco Lagopus.)

Die Wachshaut und Fußzehen sind gelb, die Beine bis auf die Zehen befiedert; der Schwanz weiß, gegen

die Spitze zu schwarz. — Ein Raubvogel, der sich im nördlichen Europa und Amerika aufhält, und den man in Deutschland im Frühjahr und Herbst auf seinen Wanderungen antrifft. Ob er gleich keinem Adler an Größe gleich kommt, so zählt man ihn doch, seiner ganz rauhen Beine und seines ganzen Betragens halber mit Recht zu denselben. Er fliegt zuweilen in einer außerordentlichen Höhe, und man erkennt ihn schon von weitem an dem fast-ganz weißen Schwanz. Bei uns stößt er gern auf Tauben, Feld- und Haushühner.

Das Weibchen ist 2 Fuß 5 Zoll lang, das Männchen nur die 5 Zoll kleiner. Die Breite der ausgespannten Flügel ist bei jenem 4½ Fuß; der Schwanz mißt 9½ Zoll, und die gefalteten Flügel bedecken nur die Hälfte desselben.

Der Rücken ist dunkelbraun und weiß gefleckt, oben am dunkelsten, und mit einigen rostgelben Flecken, die Steißfedern weiß, mit einzelnen dunkelbraunen Bändern; der ganze Unterleib weißgelb, mit großen dunkelbraunen Flekken, die an der Brust am einzelnsten stehen, aber am größten sind, und am Unterbauche kleine unordentliche Querbänder bilden. Er heißt noch: Scheerengeier, Rauchfuß, Moosgeier.

### Der Fischaar. (Falco Haliaëtus.)

Die Wachshaut und Füße sind blau, der Körper oben braun, unten und am Kopfe weiß. — Dieser Vogel kömmt dem ächten Adler, seiner Gestalt und seinem ganzen Betragen nach, sehr nahe. Er ist in Europa und Afrika allenthalben bekannt, in Sibirien und Kamtschatka sehr häufig, und geht im Sommer sogar bis zur Arktischen Zone von Europa und Asien hinauf. Wahrscheinlich ist er auch im nördlichen Amerika zu Hause. In Deutschland trifft man ihn da, wo gebirgige Waldungen in der Nähe von Seen, Teichen und Flüssen liegen, alle-

mal an, und in den vordern Gebirgen des Thüringerwaldes ist er daher gar nicht selten. Die Größe ist am Weibchen 2 Fuß 5 Zoll, wovon der Schwanz 10 Zoll enthält, und die Breite $6\frac{1}{2}$ Fuß; am Männchen ist die Größe 2 Fuß, der Schwanz 9 Zoll, und die Breite 6 Fuß.

Der Kopf ist bis tief im Nacken gelblich, weiß und dunkelbraun gestreift, der Rücken mit den Deckfedern des Schwanzes dunkelbraun glänzend, die obere Hälfte weiß kantirt, die untere gelblich; von den Augen zieht sich bis an die Flügel herab ein dunkelbrauner Streif; schwarze Stachelhaare umgeben die Stirn, der Unterleib ist weiß, an den Afterfedern gelblich, an der Kehle mit schwarzen Schäftchen der Federn, die gleichsam einen Bart zu bilden scheinen, an der Brust roth und dunkelbraun dreickig gefleckt.

Er hat ein außerordentlich scharfes Gesicht, und bemerkt in der größten Höhe die Bewegungen des kleinsten Fisches. Sein Flug ist schwebend, und wenn er über Flüsse fliegt, so flattert er, wie ein Thurmfalke, mit aufgerichteten Flügeln und ausgestreckten Füßen, um immer in Bereitschaft zu seyn, wenn sich etwa ein Fisch, zum Fang bequem, sehen ließe. Weder Wildheit noch Grausamkeit bemerkt man an ihm, und er soll sich leicht zur Fischerei abrichten lassen. Sein Geschrei, das er besonders zur Begattungs-Zeit, und wenn er eine gute Beute gemacht hat, hören läßt, klingt: Krauh, krauh.

Er ist ein Zugvogel, der uns im November, sobald die Teiche und Flüsse gefrieren, verläßt, und zu Anfang des Märzes, wenn sie sich wieder öffnen, wieder zurückkömmt. Er besucht die Gegenden des festen Landes, wo Flüsse, Teiche und Seen sind, und wird daher seltner an den Meeresufern gefunden.

Seine Nahrung sind bloß Fische, und zwar vorzüglich Fische des süßen Wassers, und unter diesen liebt er

besonders die Karpfen und Forellen. Dies weiß man in Thüringen sehr wohl, wo er in Teichen und Bächen sehr großen Schaden thut. Die Forellen sind seine Lieblingskost; doch machen sie ihm viel Mühe, und er muß oft eine ganze Stunde über einem Bache herumschweben, ehe ihm eine zum Stoßen schicklich schwimmt. Zuweilen wagt er sich an zu große Fische, die ihn, wenn er sich in ihren Rücken eingehakt hat, mit sich in die Tiefe ziehen, und ersäufen. Wirklich wurde einst in einem Teiche ein mächtiger Karpfen ausgefischt, der in seinem Rücken noch die beiden aufrechtstehenden Beine des Fischaars hatte. Der Körper war abgefault. Wenn er Junge hat, so sieht man ihn beständig auf einem hohen Baume neben einem Flusse oder Teiche sitzen, und nach dem Wasser hinsehen, weil ihm das beständige Fliegen zu sauer werden würde. Von dem zu öftern Untertauchen werden seine Hals- und Kopffedern zuletzt ganz abgenutzt, rauh und spitzig. Seine Beute verzehrt er niemals auf einem Baum, und löst das Fleisch sehr sorgfältig von den Gräten ab. Sein Fleisch hat von seiner Nahrung einen sehr starken Fischgeruch, und ist im Herbste außerordentlich fett.

Er baut sein Nest (Horst) auf dem höchsten Gipfel alter Eichen und Tannen. Es besteht aus lauter starken Reisern, ist ganz flach, und inwendig mit Moos und Rasen ausgefüttert. Man findet gewöhnlich 3, seltener 4 weiße, rothgestreifte und gewölkte abgerundete Eier in demselben, welche das Weibchen innerhalb 3 Wochen ausbrütet. Das Männchen trägt ihr unterdessen Nahrung zu.

Wenn dieser Raubvogel mit frohlockendem Geschrei seine Beute durch die Luft führt, so verfolgt ihn oft der weißköpfige Fischadler (F. Leucocephalus), und greift ihn an, jener läßt den Fisch fallen, und dieser ergreift ihn

schnell, ehe er das Wasser oder den Boden erreichen kann. Dennoch nistet er in seiner Gesellschaft.

### Der weißköpfige Adler. (Falco leucocephalus.)

Der Wechsel der Jahreszeiten scheint diesem Adler fast gleichgültig; er mag die größte Kälte ertragen, und nährt sich gleichmäßig von See- und Land-Erzeugnissen. Im schnellen Fluge wetteifert er mit dem Sturm, und von den Höhen, in die er sich emporschwingt, überschaut er mit Einem Blick unermessliche Weiten, und geht in wenig Minuten vom Sommer zum Winter über, indem er von den Tiefen der Erde in die höchsten Gegenden des Luftkreises aufsteigt, wo ewige Kälte herrscht, und hinwieder aus den höchsten Höhen sich nach Willkühr in die heißen Tropenländer, oder gegen die mit ewigem Eis bedeckten Polarlande hinabsenkt.

Sein Naturel, das zugleich wild und gemäßigt, gewaltthätig und kühn ist, entwickelt sich am vollkommensten, wenn er auf den Fang, oder vielmehr den Raub von Fischen ausgeht, die seine Lieblingsspeise sind. Auf dem abgestorbenen Ast irgend eines Riesenbaums sitzend, von dem er eine ausgedehnte Fernsicht über den Ozean und die benachbarten Küsten genießt, scheint er mit ruhigem Blick die Bewegungen der gefiederten Stämme zu betrachten, welche tief unter seinem Standort ihren gewohnten Beschäftigungen nachgehen; er sieht die schneeweiße Möwe langsam über dem Wasser flattern, die behende Schnepfe schnell längs dem sandigen Ufer hinschreiten, lange Reihen von Enten über die Wasserfläche hingleiten, die stillen und wachsamen Kraniche ihre Beute erwarten, oder Flüsse und Sümpfe durchwaten; weder die schreiende Krähe, noch einer der zahlreichen Vögel, die im flüssigen Elemente der großen Vorrathskammer der Natur ihre Nahrung finden, entgehen seiner Beschauung.

Aber hoch über ihnen schwebt ein anderer Vogel,

der des Adlers volle Aufmerksamkeit rege macht. An den weiten Kreisen, die er am Himmel beschreibt, und an den plötzlichen Pausen, während welchen er unbewegt in den Lüften zu ruhen scheint, erkennet er den Moosweih (nicht die Europäische, sondern eine ihr verwandte Art, Buffons Falco piscator), der in den Fluthen seine Beute sich ersehen hat; sein Blick strahlt jetzt von Feuer, mit zur Hälfte ausgedehnten Flügeln wiegt er sich auf seinem Ast, wachsam und gespannt auf das, was jetzt vorgehen wird. Pfeilschnell stürzt sich der Moosweih in die See, und verschwindet; weit umher ertönet sein Flügelschlag, und die Fluth schäumt, wo er untertauchte. Noch feuriger blitzen nun die Augen des Adlers, sein Hals verlängert sich zum Flug, sobald er den Moosweih mit der sich sträubenden Beute aus den Fluthen hervor kommen, und sich unter Freudengeschrei wieder in die Lüfte emporheben sieht. Dies Geschrei ist für den Adler ein Zeichen zum Ausflug; bald hat er seinen Gegner erreicht, und schon steht er gegen ihn im Vortheil. Jeder strebt mit allen Kräften, sich über den andern emporzuschwingen. Der Adler, mit keiner Last beladen, schießt auf seinen Gegner zum Angriff los, und dieser hinnwieder läßt, mit einem Schrei der Verzweiflung und des gerechten Ingrimms, den Fisch, welchen er umklammert hielt, niederfallen. Jetzt hält der Adler, um sich in's Gleichgewicht zu setzen, einen Augenblick inne, senkt sich wie im Wirbelwind hinab, und ergreift den Fisch mit seinen Klauen, ehe er die Wasserfläche erreicht hat; den übelerworbenen Raub trägt er dann schweigend dem Walde zu.

### Der Edelfalke. (Falco gentilis.)

Er ist von der Größe einer Henne, oder auch wohl eines Hahns, und dient den vornehmen Herrn zur Jagdbelustigung. Rostfarbe, graubraun, weiß am untern Theile,

vom Kinn an bis zum Schwanze, oben mit fünf breiten aschgrauen Bändern gestreift, sind die gewöhnlichsten Farben des Falken, die aber nach Verschiedenheit des Alters, Geschlechts, des Mauserns und der Gegend sich abändern. Ganz weiße Falken kommen aus den nördlichsten Gegenden. Er bewohnt die steilsten Klippen der höchsten Berge, und wählt sich gewöhnlich die Mittagsseite derselben, um dort sein Nest aus Reisern anzulegen. Das Weibchen legt im März drei bis vier Eier. Im Mai sind die Jungen so weit, daß sie die Alten forttreiben können.

Er steigt fast so hoch, als der Adler, und hält sich mehrere Stunden lang schwebend. Selbst auf andere Raubvögel stößt er, z. B. auf den Hühnergeier, den er aber nicht würgt, sondern mit seinen Flügeln schlägt. — Er scheint das aus Lust, und zu seiner Uebung zu thun. Wie der Adler, stürzt er senkrecht auf seinen Raub herab, dahingegen die meisten andern Raubvögel den Anfall von der Seite thun. Die Schwere seines Körpers ist sehr gering, und seine Flügel sind sehr groß. Er verabscheut alles Aas, und selbst den üblen Geruch desselben. Fasanen zieht er allem Wilde vor.

Um den Falken zur Jagd abzurichten, nimmt man denselben, sobald er flügge geworden ist, aus dem Neste, und behandelt ihn so, daß man seinen Naturtrieb verwirrt. — Man legt ihm lederne Fesseln und Schienen an, läßt ihn hungern, steckt ihn, wenn er wild wird, mit dem Kopfe ins Wasser, zieht ihm eine lederne Haube über den Kopf, und nöthigt ihn grausamer Weise zu einem langen widernatürlichen Wachen, indem man ihn in einem hölzernen, frei an einer Schnur aufgehangenen Reif setzt, den man, sobald der Falke schlafen will, in Schwingung bringt, wodurch er dann genöthigt wird, sich fest anzuhalten, und zu wachen. So behandelt man ihn ununterbrochen drei bis vier Tage und Nächte. — Durch die-

ſes gewaltſame Verfahren wird der Falke wie verrückt. Er beſinnt ſich nicht mehr, und weiß nicht, wer er vorher war; er fühlt nur halb, wozu ihn die Natur beſtimmt hat; er hat den Sinn für Freiheit verloren, und läßt mit ſich umgehen, wie man will, gewöhnt ſich an des Jägers Stimme, und verlangt nicht, frei zu ſeyn. Nur der Trieb, ſich hoch in die Luft zu erheben, und zu ſtoßen, verliert ſich niemals, daher man ihn häufig aufſteigen läßt, jedoch anfangs, bis er ganz eingelernt iſt, an Schnüren, die an den Beinen befeſtigt ſind.

Der Falke iſt durch ſolche Behandlung ſo dumm geworden, daß er ſelbſt in einem Zimmer aufſteigen will, wo er ſich an der Decke den Kopf zerſtoßen würde, hielte man ihn nicht zurück. Auch ſtößt er, nach dieſer Verwirrung, auf Vögel, die er in ſeinem natürlichen Zuſtande nie angreift, z. B. auf den Reiher, deſſen natürlicher Feind er gar nicht iſt, und der ihm ſogar mit ſeinem ſpitzigen Schnabel lebensgefährlich werden kann; auch auf Raben, die im Fluge beiſammen ſind, und mit welchen er ſonſt gar nichts zu ſchaffen hat; ſtößt mitten unter ſie, erfaßt einen, und ſucht ihn zu würgen, aber die andern fallen ihn ſelbſt dagegen an, und zauſen und rupfen ihn mit großem Geſchrei. — So läßt er denn den Erſten fahren, ſteigt aber in ſeiner Hitze aufs neue empor, um einen andern zu holen, wo es ihm ebenfalls nicht beſſer geht, als bei dem erſten. Er treibt dieſe Thorheit ſo lange, bis er ganz erſchöpft iſt, oder die Raben ihn ſo zerzauſt haben, daß er nicht mehr Schaden thun kann. Dann rufen ihm die Jäger zu, damit er ſich umſehe, und werfen ihm auch das ſogenannte Federſpiel in die Höhe — ein etwas geſchnitztes, roth angeſtrichenes, mit einigen Federn bedecktes Holz, welches einem Vogel nur höchſt ſchlecht gleicht. Der dumm gewordene Falke nimmt es indeſſen für einen wirklichen Vogel, läßt die Raben fahren, und ſchießt auf das

Holz herab, das er in seiner Freiheit nie würde für ein Feldhuhn, oder irgend ein anderes Wild angesehen haben.

Bei der Falkenbaize nimmt der Falkenträger den mit einer Lederkappe am Kopf verhüllten Falken, trägt ihn dahin, wo jagdbare Thiere sind, und nimmt ihm die Kappe ab, wenn sich ein Thier zeigt, wo er sodann hoch in die Luft steigt, und sich auf den Raub herabstürzt, ihn tödtet, und sich wieder auf die Hand des Jägers setzt. Sollte er sich einmal verfliegen, so hat er für diesen Fall kleine Schellen an den Füßen, damit man daran wisse, es sey ein Jagdfalke. Seltsam ist es, daß man noch nirgends darüber eine sichere Auskunft findet, ob der Falke nach dem Mausern, wo er bekanntlich zu seiner natürlichen Art und Weise wieder zurückkehrt, und zur fernern Baitze nicht mehr gebraucht werden kann, sich nicht aufs neue, durch die Wiederholung des ersten Verfahrens, zur Jagd abrichten lasse? — Wenigstens ist darüber nichts Gewisses zu finden.

Vorzüglich geschätzt sind die Isländischen Falken, die von den Königl. Dänischen Falkenirern untersucht und taxirt werden. Die von der allerreinsten Weiße gelten siebzehn Thaler, die mittleren und bunten zehn, und die gewöhnlichen braunen nur sieben Thaler. Man hat in manchem Jahre schon hundert Falken nach Dänemark gesendet. Für einen gut abgerichteten Falken sind schon mehr als einmal hundert Thaler bezahlt worden. —

## Der Bussard. (Mäusefalke.)

Er ist überall in Deutschland bekannt, etwa von der Größe einer Henne, mit starken gelben Füßen, am Oberleib aschgraubraun, am Unterleib gesprenkelt. — Die Farben, die überall bekanntlich kein sicheres Kennzeichen sind, verändern sich auch bei diesem Vogel. Der junge

Bussard hat eine dunkle Farbe. — Es sind träge Vögel, die, in sich selbst zusammengedrückt, auf einem Baum stundenlang auf einen Maulwurf, Feldmaus, Frosch oder Schlange lauren. Nur selten erlangen sie einen Hasen, oder ein Rephuhn. Sie nisten auf hohen Fichten, oft in einem verlassenen Krähennester. Das eigen gebaute Nest ist verworren aus Reisig gemacht, und mit Wolle und Moos gefuttert.

### Der Wespenfalke. (Bienenfresser. Mäusehabicht.)

Er ist dem vorigen in Farbe und Lebensweise ungemein ähnlich, und nährt sich von Hamstern, Feldmäusen, Maulwürfen, Fröschen, Eidechsen und Schlangen, aber auch von Hasen, und, wie man vorgiebt, auch von Bienen, Wespen, Raupen und Aas. — Und doch soll er im Fluge nichts erhaschen können, sondern alles von der Erde aufnehmen müssen, weshalb er auch einen sehr schnellen Gang habe. Sein Fleisch soll wohlschmeckend seyn. —

### Der Wanderfalke. (Bergfalke.)

Er sucht alljährlich gegen den Herbst andere Gegenden, ist von der Größe eines Kolkrabens, wird noch für gelehriger gehalten, als der Edelfalke, horstet, wie dieser, und ist den Waldhühnern ein gefährlicher Jäger.

### Der Habicht oder Taubenfalke. (Palumbarius.)

Er ist ein schöner Raubvogel, der dem Sperber sehr ähnlich, über 2 Fuß lang, und 3½ Fuß mit ausgespannten Flügeln breit ist, mit gelbgrüner Wachshaut, gelben Füßen, braunem Kopf, langem weißlichen Strich über dem Auge. Der Obertheil ist dunkelbraun, der Unter-

theil mit vielen dunkelbraunen wellenförmigen Querlinien durchzogen, und der Schwanz aschgrau braun, mit 4 oder 5 schwarzen Querstreifen. Er ist weder in Europa, noch in den übrigen Erdtheilen selten, lebt gern in großen Wäldern, ist vornehmlich dem Geflügel gefährlich, frißt aber auch Feldmäuse. — Man richtete ihn ehedem auf Hasen, Kaninchen, Fasanen, Gänse und Rephühner ab.

Ob es diese Art Habichte gewesen ist, oder eine andere mit diesem schwankenden Namen ebenfalls bezeichnete Art Raubvögel, die einem Manne so gefährlich wurde, muß der Verfasser dahin gestellt seyn lassen. Ein Gärtner des Erzbischofs York in England hatte auf einem Baume eine Habichtsfamilie ausgespäht, die er ausnehmen wollte, ehe die Jungen sich ihrer Flügel bedienen lernten. Er stieg den Baum hinan, wurde aber von den Alten sehr übel empfangen. Sie griffen ihn heftig an, und hackten und schlugen ihn so gewaltig in's Gesicht, daß der Mann sich nicht mehr zu helfen wußte. In der Verwirrung stürzte er vom Baume herab, und gab bald darauf seinen Geist auf.

### Der Hühnergeier (Gabelweihe, Weihe. Milvus.)

in der ganzen alten Welt bekannt, ist viel größer, als der vorige, hat halbbefiederte Beine, und ist durch seinen gabelförmigen Schwanz sehr kenntlich. Zu seiner Trägheit paßt sein sanfter Flug; er stürzt hoch, fast so hoch, als der Falke, schwebt dann in weiten Kreisen umher, wobei der Schwanz allein Dienste zu thun scheint, und alle Wendungen ordnet, indessen die Flügel ruhend schweben. Auf diese Art ziehen die Weihen meilenweit umher, und holen sich Feld- und Hausgeflügel, Mäuse, Frösche und Schlangen, aber auch Schnecken und Regenwürmer — selbst Aas wird nicht von ihnen verschmäht, weshalb

sie auch in Aegypten geachtet sind. — Das Nest, angelegt auf hohen Bäumen, hat meistens nur 2 Junge.

So groß die Weihe auch ist, ist sie doch nur ein sehr feiges Thier, welches der viel kleinere, aber kühnere Sperber anfällt, dem sie zu entfliehen sucht, indem sie sich in Wirbeln immer höher und höher erhebt. Sie wird dennoch vom Sperber erreicht, und so sehr geängstet, daß sie überwunden zur Erde herabstürzt. —

### Die Halbweihe, Milane (kleine Weihe, Hühnerfalke, blaue Habicht.),

von der Größe einer Krähe, hat einen eulenähnlichen Kopf, um welchen, besonders um die Ohren, ein Kranz steifer Federn steht, und ist weiß und dunkelbraun gefleckt. — Weib und Mann sind mehr verschieden, als bei den verwandten Arten. Das erstere hat auf dem dunkelbraunen Oberleib alle Federn gelblich geändert; der weiße Unterleib hat an der Brust große hellbraune längliche Flecken, am Bauch aber hellrostfarbene Querflecken.

Dieser Vogel hält sich in der Nähe der Felder auf, und lebt von Feldhühnern, die vor ihm mit gewaltigem Geschrei fliehen, und auch nur im Stillsitzen von ihm erfaßt werden, denn im Fluge kann er nichts rauben. Er ist auch mit Mäusen, Hamstern und Maulwürfen zufrieden.

### Der Thurmfalke,

von der Größe einer Dohle, und etwa 12 bis 14 Loth schwer, schreit: Kli, kli, kli, und nährt sich von Sperlingen, und andern kleinen Vögeln, aber auch von Mäusen; schwebt sehr lange in hoher Luft, wobei er, wenn er einen Raub erblickt, die Flügel hoch aufwärts schlägt.

Er

Er möchte auch gar gern Vögel aus ihren Käfigen holen, ist fast überall in Felsen, Thürmen und verfallenen Mauern wohnhaft, und nistet auch daselbst.

Der Baumfalke (Stoß- oder Lerchenfalke.),

hat die Größe einer Taube, und nistet auf hohen Bäumen. Mit den Lerchen, auf welche er so erpicht ist, daß er oft darüber den Jäger nicht sieht, zieht er fort, und kommt mit ihnen wieder. Er ist auf dem Rücken und den Flügeln schwarzbläulich, und auf der weißen Brust ist er schwarz gefleckt. Man richtet ihn auf Wachteln, Rephühner und Lerchen ab.

Die Eulen. (Strix.)

Nächtliche Raubvögel, die sich durch den großen Katzenkopf, große Augen und Ohren, und durch einen Spalt in der Zunge auszeichnen. Das unbewegliche Auge sieht am Tage sehr schlecht, und nur in der Dämmerung, der Zeit ihres Raubes, scharf. Bei völliger Finsterniß sehen die Eulen eben so wenig, als irgend ein anderes Geschöpf. Ihre Augen funkeln ungemein zur Nachtzeit, und die Unbeweglichkeit derselben wird durch die große Beweglichkeit des Kopfs ersetzt. Die Oeffnung des Augensterns erweitert sich beim Athemholen mit der Ausdehnung der Lunge, und verengt sich mit dem Sinken derselben. Ihr Gehör ist vielleicht schärfer, als bei den meisten andern Thieren, und die weiten, mit Muskeln und Federn versehenen Ohröffnungen können sie, wie andere Thiere die Augenlieder, nach Willkühr schließen. Zur Nachtzeit hören sie das leiseste Geräusch einer Maus, und da sie ohnedies ihres weichen Gefieders wegen einen sehr leisen Flug haben, so entgeht ihnen ihr Raub selten. Die äußere Zehe ist beweglich.

Ihre Nahrung sind Hasen, Kaninchen, Fledermäuse, Vögel, und am meisten Mäuse. Haben sie nach gehaltener

Mahlzeit das Fleisch verdaut, so geben sie die Haare, Federn, und scharfen Knochen — oder das sogenannte Gewölle wieder von sich.

Sie nisten auf hohen Thürmen, im alten Mauerwerk, und auch in Bäumen. Seltsam ist es, daß die kleinen Vögel, welchen sie des Nachts so gefährlich sind, sie am Tage necken und verfolgen, gegen welche sie sich alsdann nicht einmal wehren können. Man theilt sie in Ohreulen, welche an beiden Seiten des Kopfes Federbüschel, wie Ohren stehen haben, und in glattköpfige Eulen oder Käuzchen. — Man zählt wohl schon an oder über funfzig Arten.

### Der Uhu, Schubut, Ohreule (Bubo.),

die größte aller Ohreulen, so groß wie eine Gans, und mit ausgespannten Flügeln 5 Fuß breit, auf dem Rücken rothgelb, mit starken schwarzen Flecken; am Bauche weißgelb, mit länglicht schwarzen Flecken, und mit drei Zoll langen schwarzen Federohren, wiegt, ihrer Größe ungeachtet, doch nur $3\frac{1}{2}$ Pfund. Das Männchen ist heller, und hat einen weißen Bart an der Kehle. Die obere Kinnlade ist hakenförmig gekrümmt, und sie sowohl, als die untere ist, wie bei allen Eulen, und wie bei den Papageien beweglich. Der zwei Zoll lange Schnabel ist überaus fest; die anderthalbzölligen Krallen sind recht zum Zerfleischen eingerichtet, und ungeachtet der kürzern Flügel können sie doch hoch aufsteigen; auch vertragen sie, nebst manchen Schleiereulen, das Tageslicht viel besser, als die übrigen Eulen, ja in Nordamerika soll eine Art Schuhu am hellen Tage auf Raub ausgehn.

Sie überfallen schlafende Hirsche und Rehkälber, Lämmer, Hasen, Feld- und Waldhühner ꝛc. gehn aber auch auf Hamster, Mäuse, Frösche und Schlangen. Größere Thiere werden von ihnen in Stücken zerrissen, kleineren, z. B. Mäusen, werden nur mit dem Schnabel die

Knochen zerbrochen, um sie ganz zu verschlucken. Nie scheinen sie zu saufen, denn man hat wohl Schuhus zehn Jahre in der Gefangenschaft gehabt, ohne daß sie gesoffen hätten. — Ihr Nest machen sie aus Gereisig mit durchflochtenen biegsamen Wurzeln, legen zwei bis drei Eier, größer als Hühnereier, und bringen den Jungen so viel Fraß, daß oft im Neste dafür nicht Platz genug ist. Einem jungen gefangenen, noch nicht ganz flüggen Schuhu in Südermannland, in Schweden, den man in ein großes Bauer gesperrt hatte, versorgten die Alten noch alle Nächte mit Feldhühnern, auch einmal mit einem schon faulenden Lamme.

Bisweilen verfolgen ganze Schwärme von Krähen den Uhu. Er hält ihre Anfälle aus, überschreit sie alle, zerstreut sie oft, und, bricht die Dämmerung ein, so zerfleischt er einige. Die Jäger brauchen ihn zur Jagd auf Krähen und Raubvögel, die sich in Scharen um ihn versammeln, und dann leicht geschossen werden können. Bei diesen Angriffen macht der Schuhu, wie alle Eulen im ähnlichen Falle, tausend lächerliche Gebehrden, fährt zusammen, verdreht und wendet Hals und Kopf aufwärts und unterwärts nach den Seiten, winkt langsam mit den Augenliedern, sträubt die Federn, knackert mit dem Schnabel, schnaubt, zittert mit den Füßen, bewegt die Seitenzehen, und macht mancherlei wunderliche Bewegungen und Verzuckungen. Das alles thut er aber auch, wenn sich keine Vögel um ihn versammeln. — Seine großen feurigen Augen, sein Schnauben, Klaffen, Heulen und Schreien haben schon zu manchen Gespenstergeschichten den Anlaß gegeben, namentlich auch zu der Sage vom wilden Jäger. Ein Naturforscher, der ein paarmal des Nachts Züge von 20 bis 30 Schuhus beobachtete, glaubte das Anschlagen von Hunden, das Rufen von Menschenstimmen zu hören, und sahe allerlei abscheuliche Gestalten mit feurigen Augen. Diesen Lärm,

den man auch in Nordamerika recht gut kennt, mögen sie wohl vorzüglich zur Begattungszeit machen, und zuweilen soll ihre Stimme wie das Jauchzen eines betrunkenen Bauers klingen. Der gewöhnliche Ton ist: Uhu, Puhu, der in der tiefen Stille der Nacht fürchterlich tönt. — Selbst Jäger, die noch nicht hinlänglich mit den Waldbewohnern ihrer Nachbarschaft bekannt sind, werden anfangs mehreremal durch die Stimmen dieser Thiere getäuscht. Es klingt, wie die Stimme eines in Todesnoth um Hülfe rufenden, oder eines mit Todesgefahr kämpfenden Menschen.

### Die mittlere Ohreule und die kleinste. (Otus.)

Erstere, von der Größe einer Krähe, rostgelb und dunkelbraun am Oberleibe, mit hellaschgrauen Sprikeln, an Brust und Bauche blaßgelb, mit schmalen dunklern Streifen, nistet meistentheils in Raben- und Krähen- oder Eichhornsnestern, worin fünf rundliche Eier gelegt werden.

Die kleinste Ohreule ist kaum von der Größe einer Drossel, und hat an jeder Seite der Ohren nur eine einzige Feder. Sie nistet gern in hohlen Bäumen, und soll an einigen Orten im Winter fortziehen.

Von den glattköpfigen Eulen erwähnen wir:

**Die gemeine Eule** (Nachteule, große Baumeule. Aluco.), welche etwa von der Größe einer Henne ist. Ihr Kopf ist dick und rund, und ganz in Federn eingehüllt. Besonders dicht und stark ist der Federkreis um die Augen. Nur im Winter nähert sie sich den Wohnungen, und wird gern in den Scheunen gesehen, da sie so vortrefflich Ratten und Mäuse fängt.

Die Schneeeule (Tageule — weiße Eule. Nyctea.), Fig. 2.

ist nächst dem Uhu die größte, und bei weitem die schönste ihres Geschlechts; milchweiß, mit bräunlichen, an der Brust wellenförmig gebänderten Flecken; in den nördlichen Gegenden Europa's, Asiens, und Amerika's völlig weiß, in den südlichen aber hat sie einzelne braune Flecken. Sie hat härtere und stärkere Schwungfedern, und daher einen rauschenden Flug, und stürzt sich wie ein Falke auf ihren Raub, junge Hasen, herunter, was bekanntlich die andern Eulen nicht können, auch geht sie in ihrer Heimath am Tage auf ihren Raub aus. Nur selten verliert sich eine nach Deutschland.

Die taubengroße Brandeule hat ihren Namen von ihrer Rostfarbe.

Die Schleiereule (Perleule, Kircheule. Flammea.),

hat etwa die Größe der Vorigen. Der Körper hat weiße perlenartige Punkte, und das Gesicht ist in dichte, weiße und rothbraune Federn, wie in einen Schleier eingehüllt. Sie macht kein Nest, sondern legt ihre Eier, deren etwa drei bis fünf sind, in Mauerspalten, ins Kehricht oder in verwitterten Mörtel. Im Winter findet man mehrere in den Löchern alter Mauern, wohin sie sich der Wärme wegen Heu und Stroh zusammengetragen haben. Den Taubenschlägen sind sie gefährlich.

Die Steineule, oder der große Kauz (Ulula.),

wohnt nur in Felsenritzen und Gemäuer, oder in verfallenen Gebäuden. Der Obertheil des Körpers ist dunkelbraun und schwarz gefleckt, mit weiß gesprenkelten Flügeln; die blaßaschgraue Brust hat dunkle Streifen. Sie vertheidigt sich muthig gegen Katzen, die ihr die Eier rauben wollen. Daß einmal eine solche Eule einem Schullehrer in Preußen, der in der Mitternacht über

einen Kirchhof ging, die Perücke vom Kopfe nahm, die nachmals unter dem Kirchdache gefunden wurde, ist ein eben so bekannter, als beglaubigter Vorfall. Zuweilen kommen sie auch wohl durch offene Fenster in die Zimmer, schlagen die Lichter aus, und nehmen mit fort, was sie gebrauchen können. — An Größe sind sie der vorigen gleich, nur der Kopf ist kleiner, als bei andern Eulen.

### Das Käuzchen (Leichenhuhn, Todtenvogel, Zwergeule.) (Passerina.)

Dieser Vogel hat den Aufenthalt mit der Steineule gemein, und ist kaum größer, als die Singdrossel. Der lichtbraune Obertheil hat weiße runde Flecken auf dem Rücken, auf dem Kopfe aber dergleichen röthlichbraune Flecken. — Ihr klägliches Geschrei, das wie Hähme, Hähme klingt, hat sie dem Aberglauben furchtbar gemacht, um so mehr, da sie sich auf Leichenhäusern, Todtengrüften und Gräbern sehen läßt, auch, verleitet vom Lichte, an die Fenster der Krankenstuben anfliegt. — Außer den Mäusen, Grillen, Käfern, mögen diese Eulen auch wohl mitunter eine Lerche rupfen, und eine Schwalbe verzehren. — Das Weibchen legt seine Eier selbst in die Zuglöcher der Zimmer. Es gehört nicht hieher, mehrere ausländische Eulenarten zu beschreiben.

### Der Schuhkuhuh

findet sich im südlichen Afrika. Er kann, wenn er aufgejagt ist, auch am Tage ohne Anstoß fliegen. Er hält das Mittel zwischen unserm Schuhu und der Steineule. — Der Huhul, eine sehr schöne Eulenart Südamerika's, jagt auch am hellen Tage, und ist im Bau dem Falken sehr ähnlich. Der Kopf ist weniger dick, und die Naselöcher liegen fast ganz bloß. — Die Steineule mit der Halskrause in Surinam, und die eben daselbst und in der Nachbarschaft heimische Steineule mit

dem Federbusche, der längs dem Halse hin, zu beiden Seiten desselben liegt, verdienen ebenfalls angeführt zu werden. Eine andere Art Eule, in gleicher Heimath, scheint eine schwarze Maske vor dem Gesicht zu haben, welche mit den schönen weißen und weichen Flaumfedern des vordern Körpers in großem Abstich steht.

### Der Würger. (Lanius.) Neuntödter. (Collurio.)

Diese Vögel gehören, trotz ihrer Kleinheit, zu den kühnsten und muthigsten Raubvögeln, und fallen selbst Krähen und kleinere Falken an, von welchen sie an Größe und Stärke weit übertroffen werden. Hühnergeier, Weihen und Raben scheinen sich vor ihnen zu fürchten. Obwohl manche kaum viel größer seyn mögen, als eine Lerche, scheuen sie sich doch nicht, mit Sperbern und Falken in Gesellschaft den weiten Raum der Lüfte zu durchstreichen. Drosseln und Amseln, die sich gefangen haben, dienen zu ihrer Beute, ja selbst junge Hasen fallen sie an. Sie rupfen den getödteten Raub, zerreißen ihn, und tragen ihn stückweise in ihre Nester. — Mistkäfer, Heuschrecken, Maulwurfsgrillen, Eidechsen, Mäuse, Sperlinge und junge Vögel sind der gewöhnliche Raub dieser Thiere, die auf Bäumen ein großes Nest von Heidekraut, Moos und Grashalmen machen, mit Wolle ausfüttern, und 5 bis 7 Eier hineinlegen. — Den Namen Neuntödter gab man ihnen, weil sie vorgeblich erst neun Käfer oder Insekten würgen müßten, ehe sie sie zu verzehren anfingen. Man könnte leicht über 60 verschiedene Arten dieser Vögel aufzählen.

Von den Arten dieser Gattung ist keine größer, als eine Amsel, einige haben nur die Größe einer Lerche, und dennoch gelingt es ihnen, weit größere Vögel zu überwältigen; ja sie wagen es, sich größeren Raubvögeln zu widersetzen. Am berühmtesten ist

Der tyrannische Würger. (L. tyrannus.) Fig. 3. in Nordamerika, der, wenn sein Weibchen brütet, sogar Adler und Habichte auf eine Viertelmeile von seinem Neste entfernt zu halten weiß. Dennoch beträgt seine Länge nur 6 Zoll 7 Linien, vom Schnabel bis zur Schwanzspitze. Seine Farbe ist schwärzlich braun. Von der Stirn bis zum Nacken geht ein schön orangefarbner Streifen hinab, der aber wenig sichtbar wird. Der Bauch, die Schenkel und der After sind weiß. — Seine Nahrung sind Insekten. Er nistet in hohlen Bäumen, und hält sich nur paarweise zusammen. Sein Geschrei klingt: Titiri.

Der graue Würger, (L. excubitor.),

von der Größe eines Krammetsvogels, hat einen grauen Rücken, schwarze, mit einem weißen Flecken bezeichnete Flügel, und einen keilförmigen, weißgerändeten Schwanz. Er macht auf hohen Bäumen ein festes Nest von Heidekraut, und weichen wolligen Pflanzen, und füttert es inwendig mit Moos und Haaren aus. Sie tödten Sperlinge, Lerchen, und sogar Krähen und Elstern, und sind nach Fleisch sehr begierig. Sie werden Wächter genannt, weil sie durch lautes Geschrei die Erscheinung größerer Raubvögel ankündigen.

## II. Leuirostres.

Die Vögel dieser Ordnung sind fast bloß den wärmsten Erdstrichen eigen, und werden durch die, theils sehr großen dicken, aber verhältnißmäßig sehr leichten Schnäbel kenntlich.

### Der Papagei. (Psittacus.)

Die Papageien sind eins der schönsten und zahlreichsten Vogel-Geschlechter, denn man zählte bereits mehr,

als 150 Arten, welche man in 2 Familien theilt. Zu der ersten gehören die mit langen keilförmigen Schwänzen, zur zweiten die mit kurzen geraden Schwänzen. Alle haben einen etwas dicken, hakenförmigen Schnabel, dessen Obertheil sehr beweglich ist, und den sie zum Klettern und Anhalten, statt eines Fußes, gebrauchen können. Die breite fleischige Zunge läuft vorn stumpf aus, und ist ungespalten. Die Füße sind, wie bei den Spechten, recht zum Klettern eingerichtet, und ein Gattungskennzeichen. Sie nisten in Baumhölen, und nähren sich von den Samen und Früchten verschiedener Gewächse. Sie sind sehr possierlich, und in ihrem Betragen den Affen ähnlich. Ihre Speise bringen sie mit dem einen Fuße zum Munde, indeß sie auf dem andern ruhen. Sie fressen fast alles, was Menschen genießen mögen. Sie seufzen, lachen, räuspern sich, niesen und gähnen ganz auf die menschliche Weise. Ihre breite fleischige Zunge macht sie fähig, sehr vernehmlich Worte auszusprechen, und sogar zusammenhängende Worte, so daß man oft eine Menschenstimme zu hören glaubt. Sie sind sehr gelehrig.

Die Papageien der alten Welt theilen sich in 6 Hauptarten ab, nemlich in 1) Kakadus. 2) eigentliche Papageien. 3) Loris. 4) Perruches mit langem gleichem Schwanze. 5) Perruches mit langem ungleichem Schwanze. 6) Perruches mit kürzerem Schwanze.

### Der Kakadu. (Cristatus.) Fig. 4.

Er ist der größte Papagei der alten Welt, weiß von Farbe, mit einer schönen Federkrone auf dem Kopfe. Er lebt im südlichen Asien.

---

Die Papageien der neuen Welt werden eingetheilt in 1) Aras. 2) Amazones. 3) Papegais. 4) Criks.

5) Perriches mit langem Schwanze. 6) Perriches mit kurzem Schwanze.

### Der Aras, Indianiſche Rabe. (Macao.) Fig. 5.

Er iſt unter allen der gröſste und ſchönſte, denn ſein prächtiges Gefieder glänzt von Purpur und Azur. Er hat ein ſtolzes Anſehen, läſst ſich aber leicht zahm machen. Seine Gröſse, ſein langer zugeſpitzter Schwanz, die weiſse nackte Haut um die Augen, und ſein widriges Geſchrei: Ara! Ara! ſind ſeine Kennzeichen.

### Der Tukan, Pfefferfraſs. (Ramphastos.)

Der ungeheure Schnabel, der alle Gattungen dieſes ſonderbaren Geſchlechts Südamerikaniſcher Vögel auszeichnet, iſt ausnehmend leicht, und von ungemein weichem Horn. Ihre Zunge iſt eine halbe Spanne lang, wie von Fiſchbein, an der Wurzel kaum eine Linie breit, und an den Seiten vorwärts gezaſert. Das Gefieder variirt ſehr, nach Verſchiedenheit der beiden Geſchlechter, des Alters u. ſ. w.

Dieſer Vogel kann ſeinen Schnabel weder zur Vertheidigung, noch als Nahrungswerkzeug gebrauchen, vielmehr verſchluckt er ſeine Nahrung, die in Früchten beſteht, ganz.

### Der Nashornvogel. Calao. (Buceros.)

Die ſämmtlichen Gattungen dieſes, ebenfalls abentheuerlich gebildeten Geſchlechts, ſind in Oſtindien und Neuholland zu Hauſe. Dieſer Vogel hat einen ſehr groſsen, inwendig ſehr lockeren, und deshalb auch ſehr leichten, nach der Stirn zu mit einem ſtark aufwärts gebogenen Auswuchſe verſehenen Schnabel. Der Schnabel ſelbſt iſt roth und weiſsgelblich. Der Vogel hat beinahe die Gröſse eines Truthahns, frisst Ratzen, Mäuſe ꝛc. auch

Aas, und verbreitet einen so häßlichen Geruch, daß kein Thier ihm gern nahe kömmt.

### Der Pfeffervogel. (Ramphastos Aracari.) Fig. 6.

Seine Länge ist 16 Zoll 11 Linien. Der Schnabel ist stark, von pergamentartigem Gewebe, an der Wurzel 16 Linien dick, an der Spitze stark gebogen, die obere Kinnlade stark gezähnt, die untere weniger. Er läßt sich sehr leicht zähmen. Seine Nahrung ergreift er mit dem Schnabel, wirft sie in die Höhe, fängt sie wieder auf, und verschlingt sie ganz.

## III. Pici.

### Der Specht.

Von dem Geschlechte der Spechte führt Weigel in Schlesien 7, und Bechstein in Deutschland 8 Arten an. Alle haben ein pyramidenförmigen, geraden, an der Spitze keilförmig, scharf auslaufenden Schnabel; eirunde Naselöcher, mit borstenähnlichen Federn bedeckt; eine lange wurmförmige Zunge, die an der knöchernen Spitze mit rückwärtsliegenden Borsten besetzt ist. Sie haben ferner Kletterfüße, an welchen die 2 vordern Zehen bis zur Hälfte des ersten Gelenks zusammengewachsen sind. Dadurch werden sie eben in den Stand gesetzt, an den Bäumen geschickt auf- und abwärts zu steigen.

Der Schwanz der Spechtarten ist steif, elastisch, und besteht aus 10 bis 12 zugespitzten Federn, an denen der Schaft an den Spitzen meist ausgeschnitten ist, wodurch die Feder zweispitzig wird. Der Schwanz dient zur Unterstützung und zum Gegenstemmen an den Bäumen, wenn sie die Holzinsekten aus der Rinde oder aus dem Holze der Bäume holen. Daher ist der Schwanz derjenigen Arten am steifsten, die ihre Nahrung bloß an der

Rinde suchen; weicher hingegen ist er bei denen, die ihre Nahrung zum Theil auf der Erde suchen.

Ganz besonders merkwürdig ist das Zungenbein der Spechte. Es endiget sich in 2 lange federartige Knorpel, die von hinten nach oben, und von hinten nach vorne, unter der Haut, über den Hirnschädel fortlaufen, und an der Stirne festsitzen. Diese Knorpel stellen elastische Federn vor, vermöge welcher diese Vögel ihre fadenförmige und wurmförmige Zunge hervörschnellen, und damit Insekten fangen können.

Ferner zeichnen sich die Spechte durch das geschickte Auf- und Abklettern an rauhen Baumstämmen vor andern Vögeln aus. Hiezu dienen ihnen besonders die starken kurzen **Kletterfüße**, mit ihren großen starken Klauen. Mit diesen können sie sich nach allen Seiten hin festhalten, und ihre Arbeit verrichten. Diese Arbeit besteht darin, daß sie stets bemüht sind, Löcher in die Bäume, zum Theil auch in die Erde zu machen, um entweder darin zu nisten, oder ihre Nahrung, die Holzwürmer, darin aufzusuchen.

Es ist allen Spechten eigen, wie die Erfahrung lehrt, daß sie nie in einen ganz gesunden Baum hacken, oder Löcher darin machen: allemal fallen sie nur einen von Fäulniß angegriffenen Baum an, und wenn er wirklich äußerlich gesund zu seyn scheint, ist er im Kern faulig. Dies beweist einen sehr feinen Geruch der Spechte, durch welchen sie nicht nur die zwischen den Ritzen sitzenden Insekten, sondern auch den faulen Kern des dicksten Baums riechen, und in demselben mit Recht Insekten vermuthen. Sie brauchen keinen ganzen Tag, um ein ziemlich tiefes und und großes Loch in einen Baum einzuhauen. Sie spalten fußlange und zollbreite Splitter ab, und der Schall davon ist zuweilen so laut, daß man einen Holzmacher in der Gegend, wo sie arbeiten, vermuthet. Alle Spechte fangen jederzeit von unten bis

zu der Spitze des Baums an hinauf zu laufen, und wenn oben noch etwas angebracht ist, so laufen sie auch da vollends hinauf, stürzen sich dann herab, und fangen wieder unten an einem andern Baume an.

Uebrigens leben die Spechte sehr ungesellig, und sind der Nahrung wegen neidisch; denn wenn einer einen andern hacken hört, so fliegt er herbei, und der schwächere muß nach einigem Kampfe die Flucht ergreifen, und die vorhandene Nahrung seinem Sieger überlassen. Sonst sind sie scheu und listig. — Folgende Arten sind besonders merkwürdig.

1. Martius. Der Schwarzspecht, gemeine Specht, die Hohlkrähe. Er lebt im mildern Europa und nördlichen Asien.
2. Viridis. Der Grünspecht, Grasspecht.
3. Major. Der große Bunt- oder Rothspecht.
4. Minor. Der kleine Bunt- oder Rothspecht.

5. Der gelbe Specht. (Picus flavicans) (exalbidus.)
Fig. 7.

Er hat ein schönes hellgelbes Gefieder, und am Hinterkopf einen Federbusch. Flügel und Schwanz sind braun. Seine Länge von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze ist 9 Zoll 3 Linien. Die Flügel bedecken, zusammengelegt, über ein Drittheil des Schwanzes. — Der Schnabel ist gerade und keilförmig, der Rücken scharfkantig. Die Füße sind Kletterfüße, vierzehig, die äußeren Vorderzehen rückwärts gerichtet. Kopf, Hals, Rükken, Steiß, Brust, Bauch und After sind gelblich; vom Mundwinkel zieht sich auf beiden Seiten ein rother Streif an die Ohrgegend hin; die kleinen Deckfedern der Flügel sind braun mit gelblichen Rändern, die größeren gelblich mit braunen Flecken; die Schwungfedern sind dunkelbraun, die äußeren Fahnen der größten und der kleinsten aber rothbraun, der Schwanz dunkelbraun.

Das Vaterland dieses Spechts ist Cajenne, wo er gemein seyn soll. Seine Nahrung besteht in Insekten und deren Larven, welche er unter der Rinde der Bäume hervorsucht. Sein Nest macht er in alte Bäume, die innen ausgefault sind, indem er mit seinem Schnabel ein Loch von Außen hineinhackt, anfangs in horizontaler Richtung; sobald er aber den noch gesunden Theil durchbrochen hat, zieht er sich so weit hinabwärts, daß er zuletzt 1½ Schuh unter der ersten Oeffnung zu stehen kommt. Das Weibchen legt drei runde weiße Eier, und die Jungen sollen im Anfang des Aprils ausschlüpfen.

Er klettert, wie seine Gattungsverwandte, an den Bäumen herum, um Nahrung zu suchen, und sitzt selten still.

### Der Baumläufer. (Certhia.)

Die Gattungskennzeichen sind: ein dünner, gebogener, stumpf dreikantiger, und spitziger Schnabel, und Gangfüße.

### Der Mauerspecht. (Certhia muraria.) Fig. 8.

Dieser Specht, der hier um ⅔ seiner Länge und Breite verkleinert erscheint, gehört deswegen zu den seltensten Deutschen Vögeln, weil er auch da, wo er im südlichen Deutschland, so wie in der Schweiz einheimisch ist, doch nur in geringer Zahl sich findet, da er einsiedlerisch am liebsten in ödem Gemäuer, auf Thürmen ꝛc. haust. Daß er in Menschenschädel zu nisten pflege, ist eine Sage, die nur auf einer einzigen Erfahrung beruht; übrigens ist dieß sehr möglich, da wohl eher ein Bienenschwarm in einen Menschenschädel gezogen ist, und ihn voll gebauet hat.

### Certhia Coccinea.

Dieser schön gefiederte Baumläufer hat ungefähr Sperlingsgröße, und seine ferne Heimath schränkt sich

bloß auf die, nach dem Lord Sandwich benannten Inſelgruppe des ſtillen Weltmeers ein, die auf Cooks letzter Weltreiſe entdeckt wurde. Die Bewohner dieſer Inſeln wiſſen mehrere, bewundernswürdig kunſtreiche Arbeiten aus den Federchen dieſes kleinen Geſchöpfs zu verfertigen. So z. B. ein Götzenbild, und den Helm eines Kriegers, beide aus einer Art von Korbgeflecht, außen mit unzähligen Federn dieſes Vogels überzogen, und einen dicht mit ſolchen Federn beſetzten Mantel von einer filetartigen Unterlage, in welche die Federn künſtlich eingeflochten ſind.

### Der gemeine Wendehals. (Iynx torquilla.)

Er iſt etwas größer, als eine Lerche, und hat ſeinen Namen von der ungemeinen Gelenkſamkeit ſeines Halſes. Man findet ihn in ganz Europa, und er iſt die einzige Art ſeiner Gattung, welche ſich durch einen rundlichen, zugeſpitzten Schnabel, eine wurmförmige, ſehr lange und ſpitze Zunge, und durch Kletterfüße auszeichnet. Er hält ſich meiſtens an und in hohlen Bäumen auf, wo er die Inſekten und ihre Larven aufſucht.

### Die Spechtmeiſe. (Sitta.)

Der Blauſpecht (Sitta Europaea) iſt die einzige, in Europa einheimiſche Art derjenigen Gattung, welche wegen mancher Aehnlichkeit mit den Spechten gewöhnlich Spechtmeiſe genannt wird. Der Schnabel des Blauſpechts iſt pfriemenförmig, rundlich, an der Spitze zuſammengedrückt, der Oberkiefer etwas länger, als der Unterkiefer. Er hat die Größe einer Feldlerche, und niſtet in hohlen Bäumen, deren Oeffnung er mit Lehm verklebt, wenn ſie zu groß iſt. Er klettert, gleich den Spechten, an den Baumſtämmen herum, und nährt ſich, wie dieſe, von Inſekten und deren Larven.

### Der Eisvogel. (Alcedo Ispida.)

Er findet sich fast in der ganzen alten Welt. Seine Nahrung sind Fische. Er vertrocknet nach dem Tode leicht, ohne in Fäulniß überzugehen. Diese Gattung zählt mehr, als 40 Arten. Gattungskennzeichen sind: ein dreieckiger, dicker, gerader und langer Schnabel, eine sehr kurze, fleischige, flache und spitzige Zunge, und eine bewegliche Vorderzehe. In Deutschland findet sich nur der gemeine Eisvogel; die übrigen Arten sind ausländisch, und wenn sich der gehaubte (cristata) auch zuweilen am Rhein hat sehen lassen, so nistet er doch nicht hier.

Der gemeine Eisvogel ist von Farbe einer der schönsten einheimischen Vögel. Der Scheitel und die Deckfedern sind tiefgrün und lasurblau gefleckt; von den Naselöchern läuft bis hinter die Augen ein orangefarbener Streif; der Schwanz ist kurz. Die Hauptfarbe des Rükkens ist glänzend himmelblau, des Unterleibes orangeroth, die Kehle röthlich-weiß. An Größe gleicht er den Sperlingen, an Gestalt den Spechten. Auf Bäumen und Gesträuchen am Ufer lauert er auf seine Beute, erspähet sie sogleich, und schießt pfeilschnell darauf hinab. In strengen Wintern muß er daher verhungern; so lange er aber kann, macht er sich die Eislöcher der Fischer zu Nutze.

### Der Immenwolf, Bienenfresser. (Merops Apiaster.)

Der gemeine, welcher sich zuweilen bei uns in kleinen Schaaren sehen läßt, hat ungefähr die Größe des Staars, sieht auf dem Rücken rothbraun, am Bauche und Schwanze grünlich blau, an der Kehle gelb aus, und hat 2 lange Schwanzfedern. Er gleicht in vielen Stücken dem Eisvogel, und macht sein Nest von Moos in Höhlen, unter der Erde. Heuschrecken, und andere Insekten, vorzüglich aber Wespen und Bienen sind seine Nahrung. Mit seiner langen Zunge weiß er sie geschickt

zu

zu fangen, indem er damit in die Ritzen der Bienenstöcke hineinfährt, und wenn sich die Bienen darauf setzen, sie schnell einzieht. Auf der Insel Candia fangen die Knaben diese Vögel in der Luft, indem sie Heuschrecken an leichte Angelhaken stecken, welche an Zwirnsfäden befestigt sind. So lassen sie die Heuschrecken flattern, und indem die Bienenfresser nach der Beute schnappen, fangen sie sich. Ihr Fleisch ist schmackhaft.

### Der Wiedehopf, Kothhahn. (Upupa epops.)

Er hat einen bogenförmig gekrümmten Schnabel, der ein wenig zusammengedrückt und stumpf ist, und Gangfüße. Der gemeine hat ein röthlichgelbes Gefieder, mit braunschwarzen Flecken. Der Kopf ist mit einem anderthalb Zoll langen Federbusche geschmückt, den er nach Gefallen aufrichten und niederlegen kann. Wird er gejagt, oder erschreckt, so richtet sich der Federbusch in die Höhe. Er lebt in dichten Wäldern. Insekten und Würmer, die er aus dem Miste hervorsucht, sind seine Nahrung, daher hält er sich am liebsten an unreinen Orten auf.

Gegen den Winter zieht er in die wärmeren Gegenden von Europa. Man kann ihn zahm machen, und im Hause herumlaufen lassen, da er dann Spinnen und andere Insekten wegfängt. In Italien wird sein Fleisch gegessen.

### Colibri, Honigsauger, Blumenspecht. (Trochilus.)

Das ganze Geschlecht ist in Amerika zu Hause. Es besteht aus den kleinsten und schönsten unter allen Vögeln, und begreift beinahe 70 Arten in sich.

Diese werden in 2 Familien getheilt. Zu der ersten rechnet man alle die, welche einen gebogenen Schnabel haben, zu der zweiten die mit durchaus geradem Schnabel (curvirostres und rectirostres). Die

Schönheit der Colibri's ist unbeschreiblich groß. Grün, roth, blau und goldgelb sind die Hauptfarben ihres Gefieders.

Der Topaskolibri (T. pella) ist einer der schönsten und größten der Gattung. Er hat ungefähr die Größe des Zaunkönigs. Die Hauptfarbe ist ein schönes Roth. Der Kopf ist braun, die Kehle goldgelb, der Steiß grün, die mittleren Schwungfedern sind sehr lang.

Der kleinste Fliegenvogel (T. minimus) aus der 2ten Familie hat kaum die Größe einer Hummel, und wiegt aufgetrocknet nur gegen 30 Gran. Sein Nest ist von Baumwolle, und hat die Größe einer Wallnuß, und seine Eier etwa die einer Zuckererbse. Der röhrenförmige Schnabel hat die Dicke einer starken Nadel, und die Zunge liegt wie eine Feder darin. Sie schwärmen, wie die Bienen, mit einem summenden Geräusch um die Blumen, und saugen den Saft derselben ein, welcher ihre einzige Nahrung ist. In die größeren Blumenkelche kriechen sie so tief hinein, daß man sie öfters darüber ertappt und fängt. Sonst fliegen sie außerordentlich schnell, so daß man sie kaum sehen kann, und mit gerade ausgebreiteten Flügeln, wie die Bienen. Sie sind sehr streitbar und herzhaft, und fallen weit größere Vögel an. Ihr gefährlichster Feind ist die Buschspinne. Diesen zarten Vogel kann man nur fangen, indem man ihn mit Wasser oder Sand beschießt, auf jede andere Art würde er gänzlich zerstört werden. Man trägt ihn in Amerika, einbalsamirt, als Ohrgehänge.

Der Juwelen-Colibri (Mosquitus) hat daher seinen Namen, weil Stirn und Scheitel des Männchens mit rubinrothem Feuer glänzen, und seine Kehle glühendes Gold zu seyn scheint.

## IV. Coraces.

Die Vögel dieser Ordnung haben einen starken, oben erhabenen Schnabel, von mäßiger Größe, und kurze Füße. Sie leben theils von Getreide und Pflanzensamen, theils von Insekten, und auch von Aas, und haben mehrentheils ein wilderndes unschmackhaftes Fleisch.

### Der Madenfresser. (Crotophaga.)

Von dieser Gattung ist vorzüglich die Art zu bemerken, welche Ani (Crot. Ani) oder der Afrikanische Madenfresser heißt, ob sie gleich auch in Westindien gefunden wird, wo dieser Vogel gesellig lebt, indem mehrere Weibchen sich zusammenhalten, und gemeinschaftlich ein Nest bauen, auch mit einander brüten sollen. Dabei soll kein Paar seine eigenen Jungen unterscheiden, sondern die Fütterung allgemein geschehen. Ihr Nest soll einen so ansehnlichen Bau ausmachen, daß gegen 1000 Vögel darin Platz haben könnten. An Größe und Farbe gleichen sie den Amseln.

### Der Rabe. (Corvus.)

Der Schnabel ist erhaben rund, messerförmig; die Wurzel mit vorwärtsliegenden borstenartigen Federn besetzt, welche die Nasenlöcher bedecken. Die Zunge ist knorpelartig und gespalten. Die Füße sind Gangfüße.

Zu dieser Gattung gehören alle Krähenarten, Heher, Dohlen, und Elstern, da sie die Lebensart und die angegebenen Kennzeichen mit einander gemein haben. Der Kopf ist groß, und die Flügel sind lang. Sie nähren sich von allerlei Insekten und Gewürmen, auch von Getreide, Früchten und Samen der Bäume, z. B. der Kirschbäume und Eichen. Einige scheinen, wenn sie in zu großen Gesellschaften leben, dem Menschen schädlich zu seyn; doch ist ihr Nutzen durch Ver-

minderung mancherlei schädlicher Insekten weit beträchtlicher, und die Jäger scheinen sie mit wenig Recht als Raubvögel zu behandeln. Es giebt in Deutschland zehn, und in Thüringen acht Arten.

### Der gemeine Rabe. (Corvus Corax.)

Er ist dunkelschwarz, der Schwanz keilförmig zugerundet, der Schnabel und die Beine sind gleich lang, länger als die Mittelzehe.

Dieser bekannte große Vogel, der größte dieser Gattung, bewohnt ganz Europa bis Finnmark, Island und Grönland hinauf, in Asien, Sibirien, Kamtschatka, bis Syrien herab, das nördliche Amerika bis Neuspanien, und Afrika bis nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung herunter.

An Größe gleicht er einem Kapaun, ist 2 Fuß 3 Zoll lang, und 4 Fuß breit. Der keilförmig abgestufte Schwanz mißt 9½ Zoll, die zusammengelegten Flügel reichen bis an's Ende desselben, und das Gewicht ist 10 Unzen. Der ganze Vogel ist schwarz, oben mit einem violetten, unten und an den Schwungfedern, auf dem Schwanze und an den großen Rückenfedern mit einem grünen Glanze, und an der Kehle ins Aschgraue fallend. Das Weibchen ist nur wenig kleiner, hat aber sonst die Größe des Schnabels und die Farbe mit dem Männchen gemein.

In nördlichern Gegenden, wo diese Vögel häufig angetroffen werden, sind sie dunkelaschgrau, zuweilen gar weißlich, in südlichern aber werden sie immer schwärzer. Diese ganze Vogelgattung ist wegen ihres außerordentlich scharfen Geruchs merkwürdig; doch sollen diese Raben unter allen Vögeln den feinsten haben, und das Aas eine Stunde weit wittern. Sie sind auch schlau, und lassen den Jäger, wenn er sich nicht verbergen kann, selten so nahe, daß er sie zu schießen im Stande ist. Wegen ihres hohen, schönen, oft wirbelförmigen Fluges sind

sie bekannt genug, und wenn sie dabei ihr tiefes, heiseres, krächzendes Krack, krack! und Kruck, kruck! hören lassen, so soll es bei gutem Wetter schlechtes, und bei schlechtem gutes bedeuten. Im Frühjahr hört man bei der Paarung noch andere quakende und krächzende Töne von ihnen, und sieht alsdann auch, besonders bei heiterm Himmel, Männchen und Weibchen mit einander spielend sehr schöne Kreise in der hohen Luft beschreiben. Bewundernswürdig schwenken sie sich auch oft stundenlang auf diese Art über einem gezähmten oder gelähmten Kameraden, den sie auf einem Hofe, oder in einem Garten bemerken, und schreien ihm dabei freundschaftlich zu, um ihn zur Flucht zu reizen. Alte und Junge lassen sich zähmen, und lernen leicht Worte nachsprechen. Daher findet man sie auch in Thüringen zuweilen in den Gasthöfen, wo sie die Gäste mit Schimpfnamen, als Schelm, Spitzbube u. dergl. empfangen. Als der Kaiser Augustus von einem Siege zurück kam, so soll ihm sogar einer entgegen gerufen haben: Ave Caesar, Victor, Imperator! (zu deutsch: Willkommen Kaiser, Sieger, Herrscher!) Und es ist allerdings gegründet, daß ein Rabe mehrere Worte behalten und aussprechen kann. Man löst ihnen zur Erleichterung das Zungenband, ob es gleich im Grunde nur wenig beiträgt, ihre Redegabe zu erhöhen und zu vermehren. Man behauptet auch, daß sie sich zum Vogelfang abrichten ließen, und alsdann auf Rephühner, Fasanen, andere Raben, und auf Tauben, wie die Falken, stießen. Außer ihrer Paarungszeit sind sie gesellschaftlich, doch nicht in so großen Schaaren, wie die Dohlen, Rabenkrähen und Saatkrähen. Mit den Raubvögeln leben sie beständig im Streit, und es ist ihnen keiner zu groß, daß sie nicht mit ihm anbänden. Diese fürchten sich auch in der That vor ihnen, suchen ihnen anfangs die Höhe abzugewinnen; wenn sie aber nur einige Stöße von ihrem starken Schnabel empfangen ha-

ben, so eilen sie, sich durch die Flucht zu retten, oder in's Gebüsch oder in dichte Bäume zu verbergen. Der herzhafteste Raubvogel muß auch ohnehin sogleich die Flucht ergreifen, wenn ihn mehrere zu gleicher Zeit anfallen. Man schilt sie Diebe, und hat von ihnen das Sprichwort entlehnt: „Wie ein Rabe stehlen"; und zwar deswegen, weil sie, wie alle ihre Gattungsverwandten, alles, was Glanz hat, in ihr Nest tragen, oder sonst aufheben. Sie erreichen ein hohes Alter, ja sie sollen über hundert Jahre alt werden.

Im Sommer lebt dieser Rabe in bergigen und ebenen Wäldern, auch in großen Feldhölzern. Im Winter aber zieht er allemal nach den Ebenen, geht dann nach den Angern, Misthaufen, und gangbaren Straßen, um da sein Futter zu suchen. Er gehört eigentlich unter die Strichvögel, weil er mehrentheils im Oktober seinen Sommeraufenthalt verläßt, und bis zum März allenthalben in kleinen Gesellschaften von zweien bis sechsen herumstreift, ob er gleich in manchen Gegenden ein Standvogel ist. Er fliegt, wenn er wandert, gewöhnlich sehr hoch, und höher, als seine Verwandten, die Krähen und Dohlen, und man erkennt ihn sowohl an seinem langsamen und mehr schwimmenden Fluge, als auch an seinem zugespitzten Schwanze.

Die Sommernahrung des gemeinen Raben besteht in allerhand Insekten und in ihren Larven, in Erdwürmern, Schnecken, Fröschen, Vogeleiern, und jungen Vögeln, Feldmäusen, Kirschen, Aepfeln, Birnen, Feigen (in südlichern Gegenden) Kartoffeln, Pferde-, Kuh- und Menschenkoth, im Winter auch Aas, welches ihm sein scharfer Geruch in dem stärksten Dickige verräth, allerhand Arten von Koth und Mist, Mäusen, Hasen und Rephühnern. Letztere fällt er auf dem Schnee wie ein Raubvogel an, kann sie auch, wie derselbe, fliegend in den Klauen wegtragen; doch bedient er sich mehr des

Schnabels. Er holt auch wohl, wenn er Junge hat, junge Hühner, Enten und Gänse vom Hofe weg. In Norden raubt er gemeinschaftlich mit dem weißen Bär, dem Arktischen Fuchse, und dem Adler, säuft dem Eidervogel und andern Vögeln die Eier aus, frißt den Abfall vom Robben, Uferfische, Schaalthiere, wirft die letztern von einer großen Höhe herab, daß sie zerbrechen, und er das Inwendige bekommen kann, geht nach Beeren und trocknen aufgehangenen Fischen und Häuten.

Das Nest steht einzeln auf den höchsten Bäumen, Tannen, Fichten, Eichen, Buchen, unter den Abhängen unersteiglicher Felsen, und in den Mauerritzen alter zerstörter Bergschlösser. Auswendig ist es von Reißig und Rasenstücken schlecht angelegt, und inwendig mit Gras, Wolle, Moos und andern weichen Dingen ausgefüttert.

Das Weibchen legt bei uns im März, in nördlichen Gegenden später, drei bis fünf, selten sechs Eier, und brütet sie mit dem Männchen gemeinschaftlich in zwanzig Tagen aus. Sie sind fast so groß, wie die Eier von jungen Hühnern, an einem Ende stumpfer, als am andern, schmutzig grün mit kleinen braunen Strichen und Flecken. Das Männchen schläft des Nachts dicht neben dem Neste, wo sein Weibchen brütet, und bewacht es sorgfältig. Auch die Jungen hilft es treulich mit versorgen, fliegt oft ins Feld, und holt in seiner Gesellschaft in dem weitem Schlunde Nahrung für dieselben. Anfangs sind dies bloß Regenwürmer und weiche Insektenlarven, alsdann aber auch Mäuse und junge Vögel; letztere bringen sie aber nicht im Schlunde, sondern im Schnabel. Die kleinern Speisen würgen sie ihnen, wenn sie noch nicht sehen können, wie die Tauben ein, nachher speien sie sie ihnen nur vor; die größern aber zerreißen sie, und geben sie ihnen stückweise. Sie lieben ihre Jungen gar sehr, und wenn sie ihr Gekrächze hören, wiederholen sie es so emsig, als ob sie ihre Stimme bewun-

derten, und nähern sich ihnen, mit den Flügeln zärtlich flatternd. Wenn sie flügge sind, so begleiten sie sie in's Feld, und weisen sie so lange an, bis sie sich selbst ernähren und vertheidigen können. Alsdann machen sie, wenn die Witterung günstig ist, noch zu einer zweiten Brut Anstalt, bauen sich aber dazu wieder ein neues Nest, weil die Jungen das alte so verunreinigt haben, daß es zum Brüten untauglich ist. Diese sehen in ihrer Jugend nicht so kohlschwarz aus, wie im Alter. Diejenigen, welche man zähmen will, befinden sich bei gekochtem und rohem Fleische und Brot sehr wohl. Sie laufen ihrem Fütterer, wie die Hunde, nach, fliegen Viertelstunden weit weg, in Gärten und Wälder, und kehren wieder zurück, vertheidigen sich gegen Hunde und Katzen, und lauern den Feld- und Hausmäusen, wie die Katzen, auf.

Die Stein- und Baummarder nehmen ihnen die Jungen aus, und von grauen kleinen Läusen werden sie, so wie alle mit ihnen verwandte Vögel, die Krähen und Dohlen geplagt.

Man fängt sie auf verschiedene Art, mit Netzen, Schlingen und Fallen, wobei man sie immer durch eine Lockspeise betrügt. Am leichtesten fängt man sie, wie die Krähen, Dohlen und Elstern, mit papiernen Düten, welche inwendig mit Vogelleim bestrichen sind, und in welchen ein Stück Fleisch liegt; wenn sie das Fleisch herausholen wollen, so bleibt ihnen die Düte am Kopfe kleben, blendet ihnen die Augen, und sie können ergriffen werden. Man ertappt sie auch des Nachts auf den Bäumen mit Fackeln, deren Licht sie blendet. Im Winter werden sie auf Misthaufen, bei Aas, und auf der Krähenhütte geschossen. Sie werden auch mit Falken gebaizt. In Grönland werden sie mit den Händen auf folgende Art gefangen. Die Grönländer verstecken sich in einer in den Schnee gegrabenen Höle, und bedecken

die Oeffnung, über welche die Lockspeise angebracht wird, sehr dünne mit Schnee. So wie der Rabe mit den Füßen aufsitzen will, und durchfällt, greifen sie zu, und fangen ihn.

Obgleich ihr Fleisch einen unangenehmen Geruch hat, und die Haut von den schwarzen Kielen schwärzlich gefärbt ist, so essen es doch die nördlichsten Völker, und schätzen die Haut gar sehr zu Kleidern. — Den Juden waren die Raben eine verbotene Speise. — Die Flügelfedern (Rabenkiele) dienen zum Zeichnen und Schreiben, und die Tangenten am Clavecin damit zu befestigen; weswegen auch ihre Federn sehr stark gesucht werden. Sie haben einen angenehmen Geruch, und unterscheiden sich dadurch von den Krähenfedern. Man spaltet auch im Norden die Federkiele, und macht Angelschnüre daraus, und die Flügel braucht man zu Bürsten.

Die Akankas, ein wildes Volk in Nordamerika, machen aus einem ausgestopften Raben eine Gottheit, die sie Monitu nennen, und in allerlei Fällen um Rath fragen, z. B. ob sie in den Krieg ziehen sollen u. dergl. Andere sehen sie als ein Zeichen ihrer zurückkehrenden Gesundheit an. Wenn die Aerzte, oder vielmehr die Zauberer einen Kranken besuchen, rufen sie den Raben an, und ahmen sein Gekrächze nach.

Da sie die Länder von Aas reinigen, Mäuse, Erdmaden, u. dergl. schädliche Insekten fressen, so haben sie in England Schutzfreiheit erhalten, statt daß sie bei uns wie Raubvögel behandelt, und ihre Füße dem Jäger als Fänger von der Obrigkeit für Geld ausgelöst werden.

Den Alten war der Rabe so heilig, daß sie bei seinem Namen schwuren, und er war dem Apollo geheiligt. Zu den Zeiten, wo die Wahrsagerkunst einen Theil der Religion ausmachte, stand derselbe in einem gar großen Ansehen. Man befliß sich sogar, alle seine Handlungen, alle Umstände bei seinem Fluge, und alle die verschiede-

nen Modulationen seiner Stimme zu studiren. Von dieser hat man bis vier und sechzig verschiedene Veränderungen gezählt, ohne andere feinere, schwer zu bestimmende, und es fehlte nicht an Leuten, die an ihre Bedeutung glaubten. Einige trieben die Narrheit sogar so weit, daß sie das Herz und die Eingeweide des Raben aßen, in der Hoffnung, seine prophetische Gabe zu erhalten.

So viel ist unterdessen gegründet, daß sie einige Vorempfindung von der Aenderung des Wetters haben, und kurz vor dem Wechsel desselben ein lautes Geschrei erheben; auch, wenn ein Gewitter in der Nähe ist, vom Felsen zurück in den Wald kehren, aber ohne den geringsten Laut von sich zu geben.

Unsere Vorfahren brauchten von dem Raben das Fleisch, die Asche, das Gehirn, das Schmalz oder Fett, die Eier, den Koth, das Herz, die Galle und das Blut in der Medizin, und wenn noch immer manche Jäger einigen dieser Theile eine besondere heilende Kraft zuschreiben, so irren sie sich.

Sie fressen Lerchen, Rephühner und andere Vögel und Vogeleier, fallen auch im Sommer junge, und im Winter alte Hasen an. Sie tödten junge Gänse und Hühner, und wenn sie so glücklich gewesen sind, erst eins wegzuführen, so ist alsdann die ganze Heerde nicht vor ihnen sicher.

In Island ist der Rabe sogar für die Schafe sehr nachtheilig. Wenn diese gebären wollen, so lauert er so lange, bis der Kopf der Lämmer herausgekommen ist, und hackt ihnen alsbald die Augen aus; ja er schont auch der Mutter nicht, wenn sie nicht Kräfte genug hat, sich ihm entgegen zu stellen.

Man behauptet sogar, daß er auf die Ochsen fliege, ihnen die Augen aushacke, und sie alsdann stückweise auffresse. Allein hier geht er wohl nur nach den Enger-

lingen und andern Insekten. In Island bleiben auch die Pferde nicht von ihm unangefochten, wenn sie von den Insekten Wunden und Beulen auf dem Rücken bekommen, und können auf keine andere Art, als durch Hin- und Herlaufen oder durch Herumwälzen sich seiner entledigen. Bei allgemeinem Viehsterben fürchtet man sich wohl wegen unvorsichtigen Einscharrens des Aases ohne Grund vor der Verbreitung der Viehseuche, die er verursachen soll. Die Zahmen stehlen alles, was glänzt, Geld, Ringe, Löffel ꝛc., und zerreißen Papiere und andere Sachen; die Wilden hingegen sammeln alles Glänzende, und bewahren es in ihren Nestern auf; in welchen man daher zuweilen Geld und dergleichen Dinge findet. —

### Die Rabenkrähe. (Corvus Corone.)

Sie ist kleiner, als der gemeine Rabe, bläulich schwarz, der Schwanz zugerundet, der Schnabel stark, und die Nasenlöcher sind mit Borsten bedeckt.

Beim ersten Anblick unterscheidet sie sich durch nichts vom gemeinen Raben, als durch die Größe. Man trifft sie in Europa, doch mehr in Süden, als Norden an, in Sibirien, im nördlichen Amerika, auf den Philippinischen Inseln, in Neu-Guinea, Neuholland, Neu-Kaledonien und auf der Insel Madera. In Thüringen gehören sie unter die allergewöhnlichsten Vögel, und in manchen Gegenden von Deutschland, z. B. in Sachsen und Böhmen, werden sie Sommer und Winter in Schaaren angetroffen. Das ganze Gefieder ist schwarz, am Oberleibe mit violettem Glanze. Es gehört ein gar geübtes Auge dazu, um das Weibchen vom Männchen zu unterscheiden, doch ist es etwas kleiner, hat einen schwächern Kopf und Schnabel, einen gebücktern Gang, und weniger Glanz.

Die Rabenkrähen haben, so wie der gemeine Rabe, die Nebelkrähe, Sandkrähe und die Dohle, einen schreitenden, hin- und herschwankenden, aber doch dabei stol-

zen Gang, und einen langsamen, aber festen und gewissen Flug, der auch den stärksten Windstoß aushält. Die Schwingen sind dabei an ihren Spitzen wie Finger ausgespreitet, und nicht, wie bei andern Vögeln, an einander gefügt und geschlossen. Sie wiederholen fliegend und sitzend ihr rauhes Grab, Grab! das sie mit großer Anstrengung ausstoßen müssen. Im Frühjahr haben sie ein heiseres Geschrei, das ungefähr Krä! Krä! klingt, womit sie sich einander zur Paarung locken, und welches das Weibchen öfter auf der Spitze eines hohen Baumes sitzend ausstößt, als das Männchen. Bei der Paarung, die unter allerhand Liebkosungen auf der Erde geschieht, giebt das Männchen noch überdies allerlei quäkende Töne von sich. So klug, und wohl noch klüger, als die gemeinen Raben, sind diese. Dem Ackermann nähern sie sich z. B. ungescheut, so bald sich aber ein anders gekleideter Mensch neben den Pflug stellet, so weichen sie auf 2= oder 300 Schritte weit, und kommen nicht eher wieder in die Furche, und wenn sie die köstlichsten Speisen in derselben zu finden wüßten, bis der vorige Pflüger die Pflugsterze wieder in die Hand nimmt. Ihr Geruch ist auch sehr fein, denn sie wittern das Aas weit, die Maden und Mäuse sogar unter der Erde, und suchen sich ihrer zu bemächtigen.

Sie verfolgen alle Raubvögel sehr hitzig, lieben die Gesellschaft ihres Gleichen noch mehr, als die gemeinen Raben, indem sie sich Sommer und Winter zusammen halten, können, so wie jene, gezähmt werden, und Worte nachsprechen lernen, und tragen gezähmt und frei alles, was glänzt, zusammen. Sie werden sehr alt, daher der Krähentod zum Sprichwort geworden ist. Bei den Alten waren sie der Juno geheiligt, der Minerva aber zuwider.

Sie sind Strich= und Standvögel, je nachdem ihr Sommeraufenthalt beschaffen ist. Diejenigen, welche in

kleinen Feldhölzern wohnen, schlagen sich im Herbst in großen Schaaren zusammen, ziehen am Ende des Oktobers, wenn sehr stürmisches und regnerisches Wetter eintritt, von einer großen Wiese zur andern, und lagern sich gern des Winters über am Tage in bergigen Gegenden in den Wiesengründen, wo warme Quellen offene Plätze lassen, auf den Feldern, wo Mist hingefahren wird, und ziehen des Nachts mit großem Geschrei in die Wälder dahin, wo sie Schutz vor Sturm und Wetter haben. Im März gehen sie wieder in ihre Heimath zurück. Sie haben gern die Dohlen in ihrer Gesellschaft. Diejenigen hingegen, die am Fuße eines waldigen, vorzüglich mit Schwarzholz besetzten Kettengebirgs wohnen, wie z. B. in Thüringen, ziehen niemals weg. Im Oktober begeben sich einige Familien derselben zusammen, und wählen, wie es scheint, einen Anführer, oder Familienvater, der sie des Morgens ins Feld, und des Abends wieder nach Hause führt.

Ihre Haupt-Nahrung besteht in Regenwürmern, die sie alle Morgen von Wiesen und Rieden auflesen, in Erdmaden, besonders den schädlichen Engerlingen, und in Maulwurfsgrillen, die sie hinter dem Pfluge finden, auch in Feldmäusen, denen sie vor ihren Löchern auspassen. Außerdem fressen sie nackte Erdschnecken, Wasserschnecken, um welcher willen sie sich bei abgelassenen Fischteichen einfinden, große Krebse, Käfer, Vogeleier, besonders der Taubenarten, junge Vögel, Hasen, allerhand Aas, Pferde-, Rinder- und Menschenkoth, ausgesäetes Getreide, Grassamen und Graswurzeln, verpflanzte Kohlpflanzen, Kirschen, Birnen, Oliven u. dergl. Wenn dieser Vogel im Winter über einer Heerde (Kette) Rebhühner schwebt, so ergiebt sich sogleich das Schwächste freiwillig, kauert sich im Schnee hin, und wird von ihm mit dem Schnabel getödtet, indeß die übrigen sich unter ängstlichem Geschrei auf die Flucht begeben. Wenn sie

einen Krebs fangen, und denselben besonders ihren Jungen bringen wollen, so beißen sie ihm sogleich beide Scheeren ab, um vor Verletzung sicher zu seyn. Sie verstecken auch zuweilen, wenn sie Ueberfluß, z. B. an Aas haben, Stücken unter Moos und Laub, wie die Füchse, und sehen fleißig zu, ob es noch da ist, lassen es aber gewöhnlich nicht über einen Tag vergraben liegen.

In gelinden Wintern machen die einheimischen schon zu Ende des Februars Anstalt zum Nest, sonst im März, so wie diejenigen, welche in Schaaren herumgestrichen sind. Die Standvögel bauen einzeln, die Strichvögel aber zusammen in Feldhölzern. Es giebt Gegenden in Thüringen, und besonders im Herzogthum Altenburg, wo sich in kleinen Eich- und Kiefernwäldchen, wie bei den Saatkrähen, 20 bis 30 Nester auf einem großen Baume befinden, welche oft mit ihren Unterlagen, die gewöhnlich aus Dornen bestehen, untereinander, und mit denen auf den nahe stehenden Bäumen verbunden sind. Die zweite Lage eines Nestes sind Wurzeln, die dritte Schalen, die vierte Moos, und die Ausfütterung Schweinsborsten, Kuh- und Hasenhaare. Das Weibchen legt 4 bis 6 Eier. Männchen und Weibchen brüten sie in 18 bis 20 Tagen gemeinschaftlich aus, versorgen ihre Junge treulich, führen sie so lange, bis sie sich selbst ernähren können, an, und machen alsdann gewöhnlich zur zweiten Brut Anstalt. Die Jungen, welche vor dem ersten Mausern noch keinen besondern Glanz haben, gehen dem Pfluge nach, wo sie immer Nahrung finden, und fressen auf den abgemäheten Wiesen und Viehtriften allerlei Würmer, auch Küh- und Pferdemist. Sie lassen sich mit Fleisch und Brot sehr leicht auffüttern, und so zahm machen, daß man sie ausfliegen lassen kann; ja sie sollen sogar, wie die Tauben und Schwalben, zu Briefträgern gebraucht werden können.

Die Landleute in manchen Gegenden sagen, daß das Fleisch der Jungen so gut, wie Taubenfleisch schmeckt; ja sie essen sogar die Alten, ob sie gleich sehr unangenehm riechen. Besser sind die Eier. Ihre Flügelfedern werden zum Zeichnen, und Verkielen musikalischer Instrumente gebraucht. Vorzüglich nützen sie durch ihre Nahrung, da sie sehr viel Feldmäuse fressen, (weswegen man ihnen auch Büsche auf die Aecker trägt, damit sie bequem auf sie lauern können), die Richtplätze und Anger von Aas reinigen, und Erbfeinde der Engerlinge sind. Die gemeinen Türken richten sie zur Jagd ab. — Bei den Alten waren sie das Zeichen eines geschäftigen Menschen, welcher sogar beim Essen arbeitet, weil man vorgab, daß sie ihre Jungen sogar im Fluge fütterten; welches wohl von den Schwalben gilt, aber nicht von den Rabenkrähen. —

## Die Nebelkrähe. (Corvus Cornix.)

Sie ist grau; Kopf, Kehle, Flügel und Schwanz aber sind schwarz. Diese Krähe, welche in ihrer Lebensart mit der Rabenkrähe fast alles gemein hat, bewohnt Europa und Asien, von beiden mehr die nördlichen, als die südlichen Gegenden, und soll auch in dem nördlichen Amerika angetroffen werden. In Europa geht sie bis zu den Feroerinseln und der Lappmark hinauf, und ist in Rußland und Sibirien sehr gemein. Jenseits des Ob ist sie sehr groß, und artet oft gänzlich schwarz aus. Im nördlichen Deutschland ist sie einer der bekanntesten Vögel, und man hält sie für häßlich und verächtlich, — in den südlichen Gegenden hingegen, wo sie selten, oder nur des Winters über ist, findet man sie schön. Der Kopf, die Kehle, der Unterhals, die Flügel und der zugerundete Hals sind schwarz, mit violettem und grünem Wiederschein. Die Farbe der übrigen Theile ist sanft

und hellaschgrau, und sticht gar schön gegen die glänzend schwarze Farbe des Kopfes und der Glieder ab.

Die Nebelkrähen sind weder so schlau, noch so scheu und furchtsam, als die andern, ihnen ähnlichen Vögel, und lassen den Jäger leicht an sich. Sie haben eine unangenehme heisere Stimme, und ihr Ruf Krää, Krää! muß ihnen sehr sauer werden, weil sie dabei mit Kopf und Hals eine gar tiefe, ängstliche Beugung machen. Uebrigens paßt das mehreste, was von den Sitten und Betragen der Rabenkrähen gesagt worden ist, auch auf sie.

Den Sommer über leben sie einzeln, gewöhnlich in ebenen Gegenden im Gehölze und in Gärten, die an's freie Feld stoßen; im südlichen Europa aber, z. B. in Italien, sollen sie auch die Wälder der mittleren Gebirge bewohnen, und im Herbst erst in die Ebenen herabkommen. Sie sind Zug-, Strich- und Standvögel zugleich; ersteres beides da, wo sie nicht hinlängliche Nahrung zu finden glauben, und in Menge wohnen, letzteres, wo jenes beides nicht statt hat. Zu Anfang des Oktobers kommen sie aus den nördlichen Gegenden in großen Schaaren in Thüringen an, und verlassen uns im März wieder. Sie ziehen entweder allein, oder in Gesellschaft der Rabenkrähen und Dohlen. In einem Bezirk von etlichen Stunden zerstreut sich im Winter eine Heerde auf die Felder und Landstraßen, und sammelt sich alle Abend in der Dämmerung entweder in einem Garten auf etlichen großen Bäumen, oder in Städten und Dörfern auf den Schlössern, Kirchen, oder den Dächern großer und hoher Häuser. Wenn die Kälte groß ist, kommen sie auch ungescheut in die Städte und Dörfer, und laufen in den Gassen und in den Höfen herum.

Hier suchen sie Knochen, Kartoffeln, Ueberreste von Kraut und Rüben, Kuh- und Pferdemist auf, fressen mit den Schweinen, wissen die Garküchen- Wirthshaus- und

Schloß-

Schloßhöfe, wo immer aus den Küchen etwas für sie herausgeworfen wird, sehr gut zu finden, zupfen die Aehren, die auf den Dörfern aus den Scheunen unter dem Dache hervorragen, ab, fressen überhaupt alles, wovon sich Menschen und Thiere nähren, und sind die gefräßigsten und unekelsten unter allen Vögeln ihrer Gattung. Die übrige Jahreszeit gehen sie dem Pfluge nach, und lesen die schädlichen Insekten, Larven und Gewürme auf, welche aufgeackert werden. Die Raupen, Heuschrecken, Frösche, Mäuse, Muscheln und Schnecken haben an ihnen Feinde, aber auch die jungen Fische, jungen Hühner, Enten, Fasanen, Rephühner, Wachteln, Lerchen, und andere junge Vögel, und die Eier, woraus sie entstehen. Im Herbste gehen sie auch die Weinbeeren, Birnen und Wallnüsse an, fassen letztere zwischen die Füße, und haken sie mit ihrem starken Schnabel auf. Aas, und abgestandene oder erfrorene Fische sind ihre Lieblingsgerichte. Sie verfolgen die Falken und Weiher, um ihnen ihren Raub abzujagen, oder das Uebriggelassene zu bekommen. Sie jagen auf schwachverwundete Vögel, und müde gehetzte Hasen, ja fallen solche wohl selbst in Gesellschaft von allen Seiten an, so daß der Hase nicht weiß, wohin er laufen soll, und sich ergeben muß.

Sie nisten gern in lebendigen Hölzern, auch in Gärten, des Jahres zweimal. Ihr Nest steht nicht allemal hoch auf den Obst- und Wald-Bäumen, ist aus kleinen Zweigen und Reisern zusammengebaut, und inwendig mit Wolle und Haaren ausgefüttert. Es steht einzeln, und die eine baut hier, die andere dorthin. Vier bis sechs längliche, hellgrüne, mit feinen braunen Strichen und Flecken versehene Eier liegen in demselben, die 18 Tage gebrütet werden. Die Alten schleppen ihren Jungen im Mai und Junius zuweilen kleine junge Hühner und Enten in's Nest, und versorgen sie reichlich mit Gewürmen, Mäusen, Fischen, Muscheln und Schnecken.

Wo sie an Flüssen, Seen und Meeren wohnen, sind sie daher immer am Ufer, und suchen für sich und ihre Jungen Nahrung. Wenn die Jungen ausgeflogen sind, so halten sie sich noch einige Zeit auf dem Felde zu den Alten, und lassen sich so lange füttern, als diese es nur immer thun wollen; die von der ersten Brut aber werden immer eher sich selbst überlassen, als die von der zweiten. Nicht nur fallen zuweilen ganz weiße, schwarz und weißbunte, sondern auch ganz schwarze aus; und es giebt Geschlechter, die viele Jahre hindurch nichts, als weiße hervorbringen. Man zähmt diese letztern sehr gern, und wenn man sie alsdann wieder unter die andern fliegen läßt, so vermischen sie sich nicht mit ihnen, sondern kehren allezeit wieder zu dem Hause ihres Wohlthäters zurück. Einige unserer glaubwürdigen Jäger behaupten nicht ohne Grund, daß die Rabenkrähen und Nebelkrähen sich im Nothfall zusammen paaren.

### Die Saatkrähe. (Corvus frugilegus.)

Die Wurzel des Schnabels und die Naselöcher sind nackt, und der Schwanz etwas zugerundet. Sie lebt fast in ganz Europa, und ist in Deutschland an manchen Orten sehr häufig. Ihre Länge beträgt 1 Fuß 7 Zoll, der Schwanz 7½ Zoll, und die ausgespannte Breite 3 Fuß 7 Zoll. Die Flügel reichen bis fast an's Ende des Schwanzes. Ihrer Gestalt und Farbe nach hat sie die größte Aehnlichkeit mit der Rabenkrähe; doch unterscheidet sie sich in folgenden Stücken von derselben:

Der ganze Leib ist schwarz, fast überall in's Purpurrothe glänzend, die Schwanzfedern und erste Reihe Schwungfedern ausgenommen, die dunkelgrün schimmern. Der ganze Leib scheint gestreckter, die Flügel und der Schwanz daher länger, und der Kopf dünner und spitzliger zu seyn, als an der vorigen Art. Auch sind die Spitzen der Schwanzfedern breit und abgerundet. Das

Weibchen unterscheidet sich durch nichts, als durch weniger Muth und Lebhaftigkeit vom Männchen. Ihr Geschrei, das sie unaufhörlich hören läßt, klingt tiefer und heiserer, als das der Rabenkrähe, und Krä, krä!

Da diese Vögel furchtsamer, als die meisten andern Gattungen sind, so halten sie sich auch stets in großen Gesellschaften zusammen. Sie ziehen daher im Herbst nicht nur in Schaaren weg, sondern leben auch in der Brutzeit so nahe beisammen, wie wenig andere Vögel. Die Feldhölzer, Baumreihen und Dörfer herum, Gärten mit hohen wilden Bäumen, auch alte Thürme und hohe steinerne Gebäude sind ihr Sommeraufenthalt. Im Oktober verlassen sie meist alle, in Gesellschaft der Dohlen, das nördliche Deutschland, im südlichen aber bleiben sie mehrentheils das ganze Jahr hindurch, und halten sich in Dörfern, besonders aber auf solchen Wiesen auf, die durch warme Quellen immer von Schnee und Eis entblößt sind.

Im Winter besteht ihre Nahrung aus Gras und Graswurzeln, aus Insekten und Mist; auch gehen sie auf's Aas. Im Sommer folgen sie, in Gesellschaft der Dohlen, dem Pfluge, und lesen alle ausgepflügte Insekten und Würmer, als Maikäfer, Maikäferlarven ꝛc. und die Regenwürmer auf; verfolgen aber auch Roßkäfer, Heuschrecken, Raupen und Schnecken.

Im April kommen diejenigen, die ihre Heimath im Winter verlassen haben, wieder zurück. Die Alten suchen ihre verlassenen Nester wieder auf, und die Jungen bauen sich neue. Auf einem Baum findet man oft, wie bei den Rabenkrähen, 16 und mehrere Nester, die durch kleine Zweige, Dornen und anderes Geniſt, als Grundlage mit einander verbunden sind, und oft unter sich mehrere Bäume, die neben einander stehen, vereinigen. Diese gemeinschaftliche Grundlage der Nester wird mit vielem Geschrei und Zank verfertigt, und jedes Paar scheint

über die Wahl des Platzes des andern neidisch zu seyn. Alle suchen aber, so viel als möglich, ihre Stelle zu behaupten, indem ein Gatte um den andern wechselsweise Wache hält, umlegen sich ein Plätzchen mit Dornen und Reisern rund um, und füttern es mit Moos, Wolle und Haaren aus, und wohnen dann, wenn sie ihren Bau vollendet haben, ruhig bei einander. Sie scheinen deswegen so gesellschaftlich bei einander zu nisten, um mit gemeinschaftlichen Kräften (da sie einzeln zu schwach sind) wenigstens durch ein betäubendes Geschrei die Raubvögel, die ihrer Beute so sehr nachstellen, zu verscheuchen. Zu Ende des Mais und Anfang des Junius fliegen die ersten Jungen schon aus; und zu dieser Zeit ist das Geschrei, das die Alten und Jungen, besonders des Morgens und Abends verursachen, unerträglich. So lange sich nicht Rabenkrähen oder Elstern an einem solchen Platze einnisten, oder das Holz gefällt wird, verlassen sie einen einmal gewählten Wohnort nicht, und wenn sie von Menschen noch so sehr verfolgt würden. Sie nisten auch, wie die Dohlen, zwischen den kleinen Säulen und Thürmchen an den alten Thürmen, Kirchen und andern Gothischen Gebäuden.

### Die Dohle. (Corvus Monedula.)

Der Hinterkopf ist lichtgrau, der übrige Körper schwarz, unten etwas heller. Die Dohle ist in Europa, in Sibirien und Persien zu Hause; doch scheint sie mehr die kalten, als warmen Länder zu lieben, da sie im südlichen Deutschland schon nicht so häufig, als im nördlichen und mittlern angetroffen wird. Sie hat ungefähr die Größe einer Taube. Ihre Länge beträgt 1 Fuß $3\frac{1}{4}$ Zoll, und die Breite 2 Fuß $4\frac{1}{2}$ Zoll. Der Schwanz ist $5\frac{1}{4}$ Zoll lang, stufenweise zugerundet, die Seitenfedern um ein merkliches kürzer, und die Flügel reichen gefaltet bis einen Zoll vor seine Spitze.

Die Dohlen sind, ob sie gleich so nahe bei den Menschen wohnen, scheue, furchtsame Vögel, und dem Jäger schwer zu schießen. Vermöge ihres schlanken Körperbaues und der sehr zugespitzten Schwingen können sie hurtiger, als die ihnen sonst so ähnlichen Rabenkrähen und Saatkrähen fliegen. Doch lieben sie Beider Gesellschaft, so wie sie überhaupt gesellschaftlich sind, und fliegen, ihnen zu Gefallen, auf ihren Zügen, weit langsamer, als sie sonst wohl brauchten. Ueberhaupt sind sie viel lebhafter, und in allen ihren Bewegungen viel hurtiger und munterer. Denn wenn man sie einzeln fliegen sieht, so sind sie so schnell, wie die Tauben, denen sie auch im Fluge mehr ähneln, als jenen. Sie stoßen unaufhörlich ihr helles Jack! Jack! aus, und man kann sie bei ihren Zügen durch dies Geschrei sehr gut von den Krähen und Raben unterscheiden, wenn man einen Schwarm hoch in der Luft spielen oder ziehen sieht.

Unerachtet dieser großen Gesellschaftlichkeit zanken und streiten sie sich doch beständig unter einander, und Nachbaren, die zunächst beisammen wohnen, müssen sich erst einander fürchten lernen, ehe sie in Frieden bei einander wohnen können. Auch ihnen schreibt man ein hohes Alter zu, und vorzüglich die gute oder böse Gewohnheit, alles Glänzende zusammen zu tragen. Sie sträuben zuweilen die Kopffedern, und daher kommt es wohl, daß man ihnen einen dicken Kopf zuschreibt, und davon ihre List und Verschlagenheit herleiten will. In nördlichen Gegenden sind sie Zugvögel, die ihre Heimath, sobald die Ernte geendigt ist, verlassen, bei uns hingegen bloß Strichvögel, oder auch Standvögel. Zu Ende des Oktobers sieht man sie des Abends und Morgens in unübersehbaren Schaaren, wovon immer eine die andere zu verfolgen scheint, mit einem unaufhörlichen Geschrei über den Thüringerwald ziehen. Fast jede halbe Stunde schneidet jeder abgesonderte Schwarm seine Zirkel in der

Luft, und es scheint dies eine Art des Wartens und der Sammlung auszudrücken, damit die Letztern und Schwächern sich nicht zu weit entfernen, und immer bei dem ganzen Zuge bleiben mögen; denn der darauf folgende Schwarm macht eben dergleichen Schwenkungen, und fast, oder immer auf derselben Stelle. Wo sich eine solche Heerde, die aus mehrern Tausenden besteht, niederläßt — und das thun sie gern an den kahlen Vorderbergen des Thüringerwaldes — da färbt sie einen großen Hügel ganz schwarz. In Thüringen suchen diese Zug-Dohlen des Winters über die Wiesen zwischen den Gebirgen auf, die wegen des warmen Quellwassers nicht zufrieren, zerstreuen sich aber auch auf die Felder, wo Misthaufen zerlegt sind. Im März kommen sie wieder zurück; und es ist bemerkenswerth, daß sie allezeit im Herbst gegen Abend über den Thüringerwald ziehen, und im Frühjahr von Abend gegen Morgen wieder über demselben zurückwandern.

Sie suchen alte Gothische Gebäude auf, in deren Hölen, Ritzen und Klüften sie nisten, und wo diese nicht sind, trifft man sie auch nicht an. Sie ändern auch ihren Aufenthalt oft, und eine ganze Gesellschaft zieht, besonders wenn ihre Brut zerstört wird, in eine andere Stadt, und sie besuchen die vorige in vielen Jahren nicht wieder.

Sie fressen Regenwürmer und Erdmaden, und folgen deshalb dem Fluge, springen den Schafen und Schweinen auf den Rücken, um die Läuse abzusuchen, gehen Getreide, Hülsenfrüchte und die grüne Saat an, nehmen Kirschen und anderes Obst ab, zupfen Gras- und andere Wurzeln aus, suchen die Rephühner- und Lercheneier auf, und fressen im Winter Aas und Mist. Auf den Gerstengelagen und Graben sieht man sie in der Ernte, wie die Tauben, sitzen und fressen; den Weizen verachten sie auch nicht, aber den Hafer rühren sie nicht

an. Im Winter laufen sie wohl auch in den Städten auf den Straßen herum, und suchen ihr Futter, sind aber nicht so dreist, wie die Nebelkrähen.

Da sie gesellschaftlich leben, so brüten oft mehrere in einer Kluft auf alten Thürmen, Schlössern, Kirchen und Stadtmauern; doch sieht es jedes Paar lieber, wenn es eine eigene Höle finden kann, und vor derselben sitzt zur Brutzeit das Männchen immer, und bewacht sein Weibchen und Nest. Selten nisten sie in Baumhölen, und dies scheinen nur immer diejenigen zu thun, welche an keinem alten Gebäude in der Stadt ankommen können, und doch die Gegend, in der sie geboren und erzogen sind, und die Gesellschaft, mit der sie wandern, nicht verlassen wollen. Bei dem Bau ihrer Nester rauben sich die benachbarten Paare einander die Baumaterialien, welche aus Reisern, Wurzeln, Haare und Wolle bestehen, und es entstehen deshalb oft heftige Kämpfe, wenn der Eigenthümer einen solchen Dieb ertappt. Sie legen 4 bis 7 Eier, welche schön oval, grün, und mit dunkelbraunen oder schwarzen Flecken bestreut sind, die oft am obern Ende zusammenfließen. Die Jungen kommen bald aus ihren Nestern hervor, setzen sich vor die Hölen an die Sonne, und lassen sich füttern. Wenn sie zum Fliegen geschickt sind, gehen sie mit auf's Feld. Wo ihrer viel wohnen, ist zur Zeit, wenn sie Junge haben, ein beständiges Zu- und Abfliegen, und alsdann sind sie auch den Feldern am nützlichsten, durch Vertilgung mancherlei schädlicher Insekten, als der Maulwurfsgrille und Maikaferlarve. Man findet zuweilen weiße, auch ganz schwarze Junge in den Nestern, oder schießt sie, wenn sie ausgeflogen sind. Die Jungen sind im Nacken schwärzlicher, als die Alten, lassen sich leicht zähmen, zum Aus- und Einfliegen gewöhnen, und lernen Worte nachsprechen, und an diesen bemerkt man besonders den großen Hang, alles, was glänzt, zusammen zu tragen und zu verstecken.

### Der Steindohle. (Corvus Graculus.)

Sie ist violetschwarz, mit röthlichorangegelben Schnabel und Füßen. Sie lebt in Aegypten, Candien, Persien, Schottland, England, auf den Schweizerischen und Norischen Alpen. Sie hat die Größe der Dohle, ist 15½ Zoll lang, und 2 Fuß 9 Zoll breit; die Länge des Schwanzes ist 4½ Zoll, die zusammengelegten Flügel reichen bis auf drei Viertheile des Schwanzes. Uebrigens ist die Farbe, wie schon erwähnt worden, an den bloßen Gliedern rothgelb, und am Leibe tief schwarz mit einem violetten Wiederschein. Ob sie gleich wild, lebhaft und unruhig ist, so läßt sie sich doch in einem gewissen Grade zähmen, und lernt sogar sprechen. Anfangs ernährt man sie mit einem Gemische von Milch, Brot, Saamen ꝛc. in der Folge bequemt sie sich auch zu allen Gerichten, die auf den Tisch kommen. Sie schwingt sich wirbelförmig in die Luft, macht ein unangenehmes, weittönendes, häufiges Geschrei, läuft hurtig, zankt und neckt mit ihres Gleichen, eine raubt der andern ihre Speise, spielt mit Hunden und Füchsen, und wenn eine getödtet, oder ein schwarzer Hut in die Höhe geworfen wird, so kehrt der ganze Schwarm wieder zurück. Sie liebt die Felsen hoher Gebirge, und kömmt nur im Herbst, nach der Grummeternte, schaarenweise auf niedrige Wiesen, und nährt sich von Heuschrecken. Sonst frißt sie gern Wachholderbeeren, ausgesäetes und in der Erde erweichtes Getreide, Insekten, und unter diesen besonders Schaben (Kakerlaken).

Ihr Nest findet man in steilen Felsenritzen und alten abgelegenen Thürmen mit vier bis fünf Eiern belegt, welche weiß und schmutziggelb gefleckt sind. Man trifft auch Steindohlen an, die im Herbste schwarze Füße bekommen. —

## Der Holzheher. (Corvus glandarius.)

Er ist purpurröthlichaschgrau und gefleckt, die Deckfedern sind blau, weiß und schwarz gestreift. Dieser Vogel geht in Europa bis Sandmor hinauf, und man trifft ihn in Asien in allen Zonen an, die den Europäischen gleich sind. In den Thüringischen Vorhölzern wohnt er in großer Zahl. Seine Länge beträgt 15½, und die Breite der Flügel 22½ Zoll. Der Schwanz ist 7 Zoll lang, ein wenig keilförmig zugerundet, und die Flügel reichen zusammengelegt bis auf die Mitte desselben.

Es ist einer der schönsten Europäischen Vögel. Alle kleine Federn sind dunenartig geschlissen, und wie Seide anzufühlen. Beinahe der ganze Körper fällt ins purpurröthlichaschgraue, doch sind Rücken, Brust und kleinere Deckfedern der Hinterflügel mehr purpurröthlichaschgrau, und Nacken, Hals, und Seitenfedern mehr aschgräulich purpurroth; die Kehle ist weißlich, der Bauch röthlichweiß, und After und Steiß weiß. Die Deckfedern der ersten Schwungfedern haben auf ihrer Außenseite schmale, schöne, glänzende, weißblaue, hellblaue, und blauschwarze Queerstreifen, deren Farben, wie beim Regenbogen, sanft in einander fließen.

Es ist ein verschlagener, vorsichtiger, unruhiger und gelehriger Vogel, und ob er gleich gezähmt nicht so kirre wird, als Raben und Krähen, und immer in einem Käfig gehalten seyn will, so lernt er doch leichter, als jene, Worte nachsprechen. Wenn man ihm nahe kömmt, so fliegt er mit einem gräßlichen lauten Geschrei, das Gääk, Gääk! klingt, fort, doch nicht weit, denn er fliegt schwerer, als die Elster, welches wohl von seinem dickeren Kopfe herrührt. Seine Stimme hat noch mehrere Modulationen, z. B. Krätsch! er ahmt auch wohl den Ruf anderer Vögel nach, und wenn er sitzend schreit, so verbeugt er sich allezeit.

Er ist in den Waldungen der Schwarz- und Laub-

hölzer zu Hause, sowohl in bergigen als ebenen Gegenden. Da er unter die Strichvögel gehört, so wandert er vom Ende des Oktobers an bis im März in Gesellschaften von zweien bis sechsen, wo immer einer hinter dem andern, nicht neben dem andern, herfliegt, von einem Eichwalde zum andern, und sucht auf und unter den Eichbäumen Eicheln zu seiner Nahrung auf. Dies ist auch seine vorzüglichste Kost, wovon er sich vom Oktober an bis zum März ernährt, und die er sehr gut, durch Hülfe seines feinen Geruchs, unter dem Schnee herauszusuchen weiß.

Er nistet auf Eichen, Buchen, und Fichten, hoch und niedrig. Sein Nest ist eine offene Halbkugel, aus dürren Reisern und Heidekraut zusammen geflochten, und mit zarten Wurzeln ausgefüttert. Das Weibchen legt im May fünf bis sieben Eier. Die Jungen schlüpfen in sechszehn Tagen aus, werden mit allerhand Insekten, Roßkäfern, Raupen, Maden, jungen Vögeln u. dergl. gefüttert, und es fallen oft weiße, weißliche, weißgelbe und bunte aus. Zum Sprechen wird ihnen das Zungenband gelöset.

Man sieht den Holzheher auch als einen Baumpflanzer an, indem er die in seinem Schlunde erweichten, in die Erde versteckten Haselnüsse und Eicheln oft vergißt, und diese alsdann ausschlagen. Er soll auch durch seine Nahrung, die er von Raupen, Puppen, Eidechsen, Aas, Schlangen, und Fröschen nimmt, nützen. Er verräth zuweilen dem Jäger einen Fuchs oder eine große Eule; denn wenn er eines dieser Raubthiere entdeckt, so erhebt er ein lautes und ängstliches Geschrei, und alle seine Kameraden, die in der Gegend sind, eilen herzu, fliegen um dasselbe herum, und stimmen in sein Geschrei mit ein. Mit den schönen Deckfedern der Flügel haben sich wohl sonst die Damen geputzt, und die Kleider damit besticken lassen. —

Der Tannenheher. Nußheher. (Corvus Caryocatactes.)

Er ist schwarzbraun, und weiß punktirt. Dieser, wie ein Staar gefleckter Vogel, erstreckt sich in Europa bis zum südlichen Schweden, bewohnt das nördliche Asien, und das südliche Deutschland mehr, als das nördliche, ob er gleich im Thüringer Walde nicht selten ist. — Der Schnabel ist 1 Zoll 10 Linien lang, länger, gerader, stumpfer, als bei den andern Arten dieser Gattung, aus zwei gleichen Stücken zusammengesetzt, wovon das obere nur etwas über das untere vorragt, an den Seiten etwas zusammengedrückt und schwarz. Die Augen sind nußbraun, die Beine 2 Zoll hoch, an den Zehen stark beschuppt, bewaffnet, und schwarz; die Mittelzehe 16, und die Hintere 12 Linien lang; die Naselöcher rund, mit zurückgeschlagenen steifen, weiß und braun gestreiften Federn bedeckt; die Zunge lang, pergamentartig, und an der Spitze gespalten.

Der Leib ist schwarzbraun, oben heller, unten dunkler; der Kopf, Nacken und Bürzel sind einfärbig; vor den Augen ein weißer Fleck; an den Wangen und Seiten des Halses eine Menge weißer, kleiner, eirunder Flecken; auf dem Rücken einzelne größere; an der Kehle nur einzelne Strichelchen; an der Brust häufige, große, eirunde, am Bauche etwas sparsamere, aber größere, und fast dreieckige Flecken.

Er liebt die gebirgigen stillen Schwarzwälder, wo Quellen und Wiesen nahe sind. Hier hält er sich vom März bis in die Mitte des Septembers auf, alsdann aber streicht er einzeln und auch in Schaaren nach den lebendigen Feldhölzern, die mit Eichen, Buchen, und Haselbüschen bewachsen sind, und man trift ihn daher im Winter auch in einzeln liegenden Feldhölzern und auf den Straßen an. In Thüringen ist er daher ein bloßer Strichvogel, ob er gleich in kältern Ländern mit Recht zu den Zugvögeln mag gerechnet werden können.

Die Tannenheher nähren sich im Sommer von verschiedenen Insekten und deren Larven, als Mistkäfer, Bienen, Wespen, von Regenwürmern, von Tannen- und Fichtensamen, im Herbst von Haselnüssen, denen sie den ganzen September und Oktober durch nachfliegen, von Bucheckern, Eicheln, Ebereschenbeeren. Diese letztern, den Fichtensaamen, und die unverdauten Haferkörner in dem Pferdemiste, suchen sie den ganzen Winter hindurch auf. Auch sollen sie sich im Herbst den reifenden und reifen Hanfsamenäckern nähern.

Sie haben einen weiten Schlund, in welchem sie etliche Haselnüsse und Eicheln zugleich aufbewahren können. Sie knacken und verschlucken die Nüsse daher nicht immer sogleich, sondern tragen sie im Kropfe mit sich weg, und verstecken sie auch wohl, wenn sie nicht mehr hungrig sind. Sie können mit leichter Mühe eine Haselnuß öffnen, und es knackt so stark, daß man sie oft im Haselgebüsche eher hört, als sieht.

In den tiefsten gebirgigen Gegenden, z. B. des Thüringer Waldes, nisten sie in hohlen Bäumen, und legen fünf bis sechs Eier. Die Jungen fliegen bald aus, und lassen sich noch lange, ganz still auf einem Baumzweige der Reihe nach sitzend, von den Alten füttern. Diese tragen ihnen dann lauter Insekten, Insektenlarven, und Regenwürmer zu. Sie sind so einfältig, daß sie sich fast mit den Händen von ihrem Zweige nehmen lassen. —

### Die Elster. (Corvus Pica.)

Sie ist schwarz und weißbunt, mit keilförmigem Schwanze. — Die Elster ist in ganz Europa bekannt genug, und geht bis zum siebzigsten Grade nördlicher Breite hinauf. In dem nördlichen Asien wohnt sie in einigen Gegenden in Menge, kommt bis Japan hinab, und man trifft sie in Kamtschatka und auf den Inseln, in

Amerika, in der Hudsonsbai und selbst auf der Insel Madera an. In Thüringen wird sie allenthalben gefunden, in andern Gegenden von Deutschland hingegen, z. B. in einigen Gegenden von Hessen, im Waldeckischen u. s. f. trifft man sie gar nicht an. Der Schnabel ist $1\frac{1}{3}$ Zoll lang, schwarz, der Oberkiefer an den Seiten etwas über den untern schlagend, und nach der Spitze zu abwärts gebogen; die runden Naselöcher mit Borstenfedern bedeckt, und der Mundwinkel mit Borstenhaaren besetzt; die Klauen sind stark und groß.

Die Federn der Flügel nehmen nach hinten zu stufenförmig ab, und schlagen daher im Fluge beständig und schnell zusammen. Um den schönen Schwanz nicht zu verunreinigen, trägt sie ihn im Sitzen und Hüpfen immer etwas in die Höhe, und bewegt ihn beständig, wie eine Bachstelze; auch läßt sie im Stillsitzen die Federn am Unterleibe locker herabhängen, und nimmt dabei ein listiges und stolzes Ansehen an.

Im Zorn lassen sie ein kreischendes Quaaks hören, z. B. wenn sie eine Katze, oder einen Raubvogel in der Gegend ihres Nestes bemerken. Sie tragen auch, wie die meisten Vögel ihrer Gattung, glänzende Dinge zusammen. Ihre Fähigkeit, menschliche Worte nachsprechen zu lernen, hat sie auch in manchen Häusern beliebt gemacht, und sie können sogar zum Aus- und Einfliegen gewöhnt werden. Man hat Beispiele, daß gezähmte Elstern 4 Tage von ihrem Hause weggeblieben, und dennoch wieder zurückgekehrt sind. Sie müssen ein hohes Alter erreichen, denn man bemerkt nicht nur ein Paar sehr viele Jahre hindurch in einerlei Gegend, sondern die gezähmten dauern auch sechszehn bis zwanzig Jahre aus.

Nur von den Amerikanischen behauptet man, daß es Zugvögel wären; die Europäischen sind Standvögel. Dies geht so weit, daß Männchen und Weibchen Jahr aus Jahr ein gepaart beisammen bleiben. Sie halten sich

gern nahe bei den Städten, Dörfern, und Bauerhöfen auf, wenn Gärten, Erlen, Weidenbäume und Wiesen in der Nähe sind. Im Herbste ziehen sich alle Jungen, die um ein Dorf wohnen, in eine kleine Gesellschaft zusammen, und suchen so vereinigt den Winter über ihr Futter. Im Februar, wenn das Wetter anhaltend schön ist, setzen sie sich dann auf die höchsten Erlenbäume, besprechen sich gleichsam, paaren und trennen sich zum Nesterbau.

Im Winter fressen sie Mäuse, Mist, Koth, Puppen, Aas, Graswurzeln, und fangen kleine unwehrsame Vögel; im Sommer aber ernähren sie sich von Regenwürmern, Mistkäfern und Larven, Raupen und andern Insekten, allerhand Wurzeln, Obst und Eicheln, nehmen Eier und Junge aus den Vogelnestern, und tragen zuweilen junge Hühner, Fasanen, Gänse, und Enten weg. Ihr Geruch ist so fein, daß sie im Winter beim härtesten Frost die Puppen unter dem Moos und in der Erde riechen, und sie mit ihrem harten Schnabel aushacken. Gezähmt nehmen sie mit Brot und gekochtem Fleisch vorlieb.

Die Elster ist einer von den ersten Vögeln, die im Frühjahr ihr Nest bauen. Sie bauen zuweilen schon im Februar, wenigstens doch im März. Man sieht es am öftersten auf Erlenbäumen, dann auf Weiden-, Obst- und andern Bäumen, die nahe bei Häusern, in Gärten, Hecken oder Wäldchen stehen. Fast immer nisten sie hoch in den Gipfeln, selten tief in Feldhölzern. Auf einem hohen und dichten Strauch machen sie ein Nest von grossem Umfange. Die Unterlage ist von Erde und Dornen, in der Mitte mit dünnen Reisern durchflochten, und inwendig mit den kleinsten weißen Wurzeln ausgefüttert. Der Deckel (Haube) von Dornen, dient zur Sicherheit vor Hagel und Raubvögeln, da es mehrentheils in einem Gipfel frei steht, und der Eingang ist zur Seite. Sie legt drei bis sechs längliche Eier, welche in zehn Tagen

ausgebrütet werden. Die Mutter führt die Jungen noch einige Zeit, wenn sie ausgeflogen sind, und warnt sie bei jeder Gefahr durch ein unaufhörliches Geschrei. Wenn sie 8 Wochen alt sind, haben sie den schönen Schwanz ihrer Eltern, und sind auch in der Größe wenig von ihnen verschieden; alsdann machen die Eltern Anstalt zu einer zweiten Brut.

### Die Mandelkrähe, Nebelkrähe (Coracias garrula.)

Dieser Vogel läßt sich in der Erntezeit, wenn die Frucht in Mandeln stehet, haufenweise auf den Feldern sehen, und hat daher vielleicht seinen Namen erhalten, nicht deswegen, weil diese Krähe ein Gefieder hat, welches einem grauen Mantel ähnlich ist. Sie ist in unseren Gegenden die gemeinste unter den Krähen, und findet sich durch das ganze mildere Europa, und in Nordafrika. Das Nest baut sie in Gebüschen, und selbst in Obstgärten. Das Weibchen legt 4 bis 6 hellgrüne, braungefleckte Eier. Die Alten rauben junge Hühner und Enten, und tragen sie sogar lebendig den Jungen zu, lassen sich aber auch Mäuse, Würmer und Fische gefallen. Man sieht sie häufig auf feuchten Wiesen, an Flüssen und Sümpfen, um Nahrung zu suchen. Im Winter lassen sie sich in Städten und Dörfern sehen, wo sie auf den Misthaufen Futter suchen. Aas wittern sie sehr weit, und es ist ihre liebste Nahrung. Auf frisch gepflügte Aecker fallen sie haufenweise, und reinigen sie von Insekten und Gewürmen. In eben der Hinsicht sind sie auch den Wiesen nützlich, indem sie unzählige Heuschrekken, Raupen und Raupenlarven verzehren. Ihr dumpfes und heiseres Krächzen kündigt eine Veränderung des Wetters an. Bei Sturm und Regen scheinen sie sich wohl zu befinden, denn man sieht sie alsdann am lebhaftesten, sie tummeln sich in der oberen Luft umher,

und lassen sich ohne Scheu vom Winde eine Strecke fortführen.

### Der Indische Staar. (Gracula religiosa.)

Das Geschlecht der Atzeln oder Aelstern, wozu dieser Staar gewöhnlich gezählt wird, hat einen erhabenen messerförmigen Schnabel, die Zunge ist ungetheilt, spitzig und fleischig, die Füße sind Gangfüße. Seine Farbe ist schwarz, in's Violette spielend. Auf den Flügeln ist ein weißer, und am Kopfe ein kahler gelber Flecken. Dieser Staar übertrifft selbst den Papagei in der Gelehrigkeit und Sprechfertigkeit, und überhaupt alle die Vögel, welche sich zum Sprechen abrichten lassen, auch singt er nicht übel, und man hört ihn den ganzen Tag plaudern und singen. Die Achtung, welche ihm die Indier erweisen, mag ihm seinen Beinamen erworben haben.

In Nordamerika lebt Gracula Quiscula, der Maisdieb.

### Der Paradiesvogel. (Paradisea.) Fig. 9.

Dies ganze Geschlecht, welches zahlreiche Gattungen hat, scheint bloß auf Neu-Guinea zu Hause zu seyn, und streicht nur von da nach den Molucken, und andern benachbarten Inseln. Noch jetzt schneiden die Papus diesen Thieren, die wegen ihres prachtvollen Gefieders in Indien als Putz getragen werden, die Füße ab, um sie dann zu dieser Absicht zu verkaufen. Daher die Fabel der Alten, daß der Paradiesvogel keine Füße habe.

### Der gemeine Paradiesvogel (Apoda.),

unterscheidet sich besonders durch einen großen schwanzförmigen Federbusch am Bauche, der noch einmal so lang ist, als der Vogel selbst; noch länger sind die beiden mittleren fadenförmigen Schwanzfedern. Seine Größe übertrifft nicht die der Feldtaube, aber er scheint wegen

sei-

nes langen Gefieders viel größer zu seyn. Der obere Theil des Kopfes und der Nacken hat den wahren Goldglanz; der Unterhals ist goldgrün, der übrige Leib aber heller, unten dunkler kastanienbraun, mit prächtigem Schimmer. Die langen Federn, welche aus den Weichen kommen, haben eine zarte, aber ungewöhnliche Bildung, und so lockere und feine Fahnen, daß sie dem Flor gleichen. Sie bilden einen großen Büschel, der hinten zusammenfällt. Noch länger, als diese, sind zwei nackte Federn, die über dem Steiße ihren Ursprung haben, und nur an den äußersten Spitzen einigermaßen bärtig erscheinen. Von ihrer Lebensart weiß man so wenig, daß es sogar noch ungewiß ist, ob sie sich von Schmetterlingen, oder Früchten, oder von kleinen Vögeln nähren. Man kennt jetzt acht Arten. Darunter übertrifft der Königsvogel oder Gottesvogel (P. regia), der nur die Größe einer Lerche hat, den gemeinen an Pracht der Farben. Seine langen Schwanzfedern krümmen sich an der Spitze spiralförmig.

### Der grüne Kuruku. (Trogon viridis.)

Die Kuruku's sind in heißen Gegenden zu Hause, und haben ihren Namen von ihrem Geschrei. Der grüne Kuruku ist 11 Zoll lang. Die Hauptfarbe des Gefieders ist ein glänzendes, verschieden nüancirtes Grün. Brust und Bauch sind gelb, Kopf und Hals schwärzlich braun, die Flügel und der Schwanz schwärzlich, mit weißer Einfassung. Der Schnabel ist gelb, und einigermaßen dem Papageischnabel ähnlich, aber an der Grundfläche mit Borsten besetzt. Sein Vaterland ist Südamerika, und besonders Guiana.

### Der Kuruku mit dem Streif. (Trogon fasciatus.)

Dieser findet sich auf Ceylon. Er ist etwa 10 Zoll lang, mit schwarzem, dicht mit Borsten besetztem Schna-

bel. Kopf und Hals sind dunkelbraun. Ueber die Brust geht eine weiße Binde. Der Unterleib ist schmutzig orangefarben, der Rücken erdbraun, Schwanz und Flügel dunkelbraun, mit schmalen weißen Streifen.

### Der Bartvogel. (Bucco.) Fig. 10.

Er findet sich auf Sierra Leona, und hat die Größe eines Buchfinken.

### Der Pirol. (Oriolus.)

Der Schnabel dieses Vogels ist kegelförmig, erhaben, rund, gerade, sehr spitzig, die obere Kinnlade etwas länger, und ausgeschnitten. Die Zunge ist gespalten und spitzig. Die Füße sind Schreitfüße. Die Pirols machen meist künstliche, sackförmige Nester, die sie an die äußersten Zweige flechten. Sie wohnen mehrentheils in Amerika, nur eine Art in Deutschland.

### Der gemeine Pirol, die Golddrossel oder Goldamsel. (Oriolus galbula.)

Er ist gelb. Zügel, Schwanz und Flügel sind schwarz, die Schwanzspitzen gelb. Dieser schöne Vogel wohnt in Europa und im Orient, geht nördlich bis nach Schweden hinauf, und ist in Deutschland hie und da häufig genug anzutreffen. Er ist an Größe fast der Amsel gleich, 10 Zoll lang, der Schwanz $3\frac{1}{2}$ Zoll, die Flügelbreite 18 Zoll. Die Flügel bedecken zusammengelegt drei Viertheile des Schwanzes. Kopf, Hals, Rücken, Kehle, Unterhals, Brust, Bauch, Seiten und untere Deckfedern der Flügel sind schön goldgelb; an der Kehle und dem Bauch etwas heller, und am Steiß etwas ins Grüne fallend; zwischen dem Schnabelwinkel und den Augen ein schwarzer Fleck; die Augenlieder sind gesäumt; die Flügel schwarz; die zweite Schwungfeder bis zur vierten weiß kantirt, die übrigen an den Enden etwas weißlich, die

erste und letzte aber ganz schwarz; die Deckfedern der ersten Ordnung mit bleichgelben Spitzen, welche einen gelben Fleck auf den Flügeln machen; der Schwanz gerade, die zwei mittelsten Federn bis auf ein Säumchen am Ende ganz schwarz, die übrigen nur von der Wurzel an bis zur Hälfte, das Ende goldgelb, doch so, daß die äußern Federn mehr gelbes, als die innern haben, und die äußerste auf der schmalen Fahne ganz schwarz ist.

Das Weibchen hat im geringsten nicht das schöne Ansehen des Männchens. Nur an den Enden der olivengrünen Schwanzfedern und an den untern Deckfedern des Schwanzes und der Flügel ist es goldgelb; übrigens auf dem Oberleibe zeisiggrün; auf dem Steiß in's Goldgelbe übergehend, auf dem Unterleibe schmutzig weißgrünlich, und mit braunen Streifen gemischt, und an den Seiten gelb überlaufen, die Flügel schwärzlich grau, an den Enden der Schwungfedern weiß, und an den Enden ihrer Deckfedern blaßgelb, der Schnabel dunkelbraun.

Es ist ein muthiger, schwerfliegender, zänkischer und scheuer Vogel. Sein Gesang hat Aehnlichkeit mit der Misdrossel, doch ist seine Stimme reiner, obgleich nicht so melodienreich. Er verbirgt sich, wenn er singt, und hält oft den ganzen Tag an, besonders wenn es schwül und gewitterhaft ist. Die Töne der Zärtlichkeit, womit sich beide Gatten wechselsweise zusammen rufen, sind ein flötendes, wiederholtes: Yo! oder Püloh! das Angstgeschrei aber, das Alte und Junge von sich geben, klingt gräßlich: Kräk! Er ist fast gar nicht, oder äußerst schwer zu zähmen, und lebt nie länger in einem großen Vogelhause, oder in einer Kammer frei herumfliegend, als ein halbes Jahr.

Als Zugvogel ist er einer von denjenigen, die Deutschland am ersten, nemlich schon im August fami-

lienweise verlassen, und erst im Mai, wenn die Bäume schon ausgeschlagen sind, wieder ankommen. Er überwintert wahrscheinlich in Afrika. Bei uns wohnt er in einzelnen Feldhölzern, und in den Vorhölzern großer Waldungen, wo dichtes, hohes, lebendiges Holz steht, und hat es sehr gern, wenn es mit einzelnen Schwarzholzbäumen untermischt ist. Wenn die Kirschen reif sind, begiebt er sich auch in die Gärten.

Er nährt sich daher vorzüglich von Kirschen, die er ohne die Kerne verschluckt, aber auch von Vogelbeeren, Hollunderbeeren, Himbeeren, Erdbeeren und Feigen, sucht auch Insekten auf, füttert sich und seine Jungen damit, wenn er jene Nahrung noch nicht haben kann, und muß wohl unter denselben nur solche Arten wählen, die nicht vor dem Mai da, und im August schon wieder weg sind; weil doch gewiß nichts, als der Mangel an Nahrungsmitteln seine späte Ankunft, und baldige Abreise verursachen kann. Bei genauer Beobachtung findet man denn auch, daß es vorzüglich Nachtfalter und ihre Raupen sind, die er aufsucht.

Wenn man ihm anfangs lauter frische Kirschen giebt, und nach und nach dieselben mit in Milch geweichten Semmeln und Ameiseneiern, oder mit dem gewöhnlichen Nachtigallenfutter vermischt, so kann man ihn wohl einige Zeit im Zimmer lebendig erhalten.

Da die Pirole so spät ankommen, und so früh wieder wegziehen, so nisten sie auch nur einmal des Jahrs (daher sie immer unter die seltenen Vögel gehören), machen aber, sobald sie im Mai erscheinen, dazu Anstalt. Sie besitzen sehr viel Kunsttrieb, und hängen sehr geschickt ihr beutelförmiges Nest in die Gabel eines Astes auf einen hohen Baum oder Strauch. Es gleicht einem Korbe mit 2 Handhaben, welchen die beiden Zweige der Gabel ausmachen. An diese ist es mit Baſtfäden, die sowohl die Zweige selbst umgeben, als auch in das Ge-

webe des Nestes dringen, so fest umwunden, daß es allen Stürmen Trotz bietet. Das äußere Gewebe besteht aus Bast, Stroh und Grashalmen, das innere aus zarten Grasstengeln und Wurzeln, und die Zwischenwand aus Moos, Baumflechten, Spinnegewebe und Raupengehäusen. Am Rande ist es rings umher stark eingesäumt, und etwas einwärts gebogen.

Das Weibchen legt 4 bis 5 spitzig zulaufende weiße, am stumpfen Ende einzeln schwarzgefleckte und punktirte Eier. Männchen und Weibchen brüten sie in 15 Tagen wechselsweise aus, doch so, daß ersteres letzteres nur etliche Stunden am heißen Mittag ablöst, um es fressen, und sich abkühlen zu lassen.

Die Jungen sind sehr gefleckt, und sehen dem Weibchen bis zum Mausern gleich, worauf erst die auszeichnend gelbe Farbe an denen, die männlichen Geschlechts sind, merklich sichtbar wird. Ueberhaupt verschönert sich beim männlichen Geschlecht die gelbe und schwarze Hauptfarbe bis in's dritte Jahr. Die erste Nahrung der Jungen sind kleine, grüne, glatte Raupen, die zweite, größere glatte Raupen, Larven und Nachtschmetterlinge, dann andere Insekten, und sobald sie ausgeflogen sind, werden sie von den Alten in die Kirschgärten und in die Beeren geführt, und sie begleiten sie auch auf ihrer Reise. —

### Der Kukuk. (Cuculus.)

Der Schnabel ist fast rund, nach vorne etwas umgebogen, an den Seiten gedrückt. Die Naselöcher sind gerändert, d. i. sie haben einen über den Schnabel etwas erhöheten Rand. Die Zunge ist pfeilförmig, ganz und flach. Die Füße sind Kletterfüße, an den Seiten mit scharfen Klauen.

### Der gemeine Kukuk. (Cuculus canorus.)

Der Oberleib ist taubenhälsig, der Schwanz schwärz-

lich mit weißen Flecken. Dieser merkwürdige Vogel bewohnt Europa und Asien, beide bis innerhalb des Arktischen Kreises hinauf. In Deutschland ist er allenthalben gemein.

Er hat ungefähr die Größe einer Turteltaube, nur giebt ihm sein längerer Schwanz eine größere Länge. Seine Länge ist 1 Fuß $3\frac{3}{4}$ Zoll, und die Breite 2 Fuß 3 Zoll. Der Schwanz ist fast 8 Zoll lang, und die zusammengelegten Flügel bedecken drei Viertheile desselben.

Der Schnabel ist 1 Zoll lang, und fängt sich an der Wurzel allmählich zu krümmen an; die obere Kinnlade geht ein wenig über die untere her, und ist ganz, d. h. nicht ausgehöhlt. Seine Farbe ist oben schwarz, unten bläulich grün, die Winkel sind saffrangelb, der Rachen orangeroth. Die Naselöcher sind rund, klein, geründet und unbedeckt; der Stern und der Rand der Augenlieder gelb; die Füße, Zehen und Nägel gelb; die Beine 1 Zoll hoch.

Die bestimmte Farbe des Männchens ist am Kopf, Hintertheil des Halses, Rücken, Steiß, und an den Deckfedern der Flügel dunkelaschgrau, besonders auf dem Rükken und Deckfedern der Flügel in's grünlich kupferfarbene spielend; denn der Unterleib ist vom Schnabel bis zur Hälfte der Brust hellaschgrau, von da wird die Grundfarbe an der Brust, dem Bauch, den Seiten und langbefiederten Schenkeln schön weiß, mit vielen schwarzgrauen wellenförmigen Querstreifen; die Afterfedern sind gelblich weiß, und haben nur einzelne dunkelbraune Querstreifen. Die Flügel spitzen sich, wie bei den Raubvögeln, scharf zu, die dritte Schwungfeder ist die längste, und die erstere merklich kürzer. Der Schwanz ist keilförmig und schwarz, alle Federn mit weißen Spitzen, die beiden mittelsten nur mit einigen weißen Punkten auf dem Schafte, die übrigen aber mit größeren eirunden

Flecken auf diesen Theilen, und mit einigen länglichen am innern Rande.

Das Weibchen ist kleiner, oben dunkelgrau, mit schmutzigbraunen, verwachsenen Flecken, am untern Halse aschfarben und gelblich gemischt, mit schwarzbraunen, wellenförmigen Querstreifen; am Bauche schmutzig weiß, und dunkelbraun in die Quere gestreift.

Es ist ein unruhiger und scheuer Vogel, mit einem schnellen, Sperberartig schwimmenden, kurzen, unterbrochenen, und niedrigem Fluge.

Der Kukuk gehört unter die Zugvögel, und das Männchen läßt sich zu Ende des Aprils mit dem einförmigen Geschrei Kukuk! hören, das zwischen durch mit heisern, krächzenden, an einander hängenden Tönen begleitet wird, die man aber nur in der Nähe hören kann. Dies Geschrei währt so lange, als die Zeit seiner Fortpflanzung; er hebt dabei regelmäßig den Schwanz in die Höhe, und sitzt gewöhnlich auf einem Baumzweig nahe am Stamm, thut es aber auch zur Paarungszeit im Fluge, besonders wenn er sein Weibchen von weitem erblickt. Dieses krächzt nur, kann aber nicht Kukuk schreien. Daß er den Winter hindurch, wie die kaltblügen Haselmäuse, in eine Art von Schlafsucht verfalle, sich in hohlen Bäumen verberge, und hier zuweilen sogar unbefiedert angetroffen werde, gehört unter die Fabeln, womit seine Geschichte so sehr verunstaltet ist. Noch bis jetzt ist es von keinem heißblütigen Vogel erwiesen, daß er den Winter hindurch der Erstarrung unterworfen sey, am wenigsten vom Kukuk. Dieser entfernt sich allezeit im September, und ist also einer von den ersten Vögeln, die unsere Gegenden verlassen.

Der Stand, den Männchen und Weibchen während ihres Aufenthalts bei uns einnehmen, hat ungefähr eine Stunde im Umfange. In diesem Bezirke leiden sie keinen Vogel ihres Gleichen, und durchstreifen denselben

täglich gesellschaftlich. Sie lieben vorzüglich waldige Gegenden, wo in der Nähe Wiesen liegen, und in diesen ziehen sie, wo es seyn kann, wiederum die Nadelhölzer dem Buschgehölze vor. Sie machen ihre Wanderungen in Gesellschaft, und man trifft daher im Frühjahr auf den Waldwiesen sehr viele Kukuke an, die sich auf einzelne Sträucher und Pflöcke setzen, und den Regenwürmern, die aus der Erde hervorkriechen, und anderen Insekten aufpassen, und sie fangen.

Die Ursache, warum sie später, als andere Zugvögel, wieder in unseren Gegenden eintreffen, ist nicht sowohl, um der Kälte auszuweichen, denn sie sind dicht mit Flaumfedern bekleidet, als vielmehr abzuwarten, bis sie bei uns ihre eigentliche, für sie bestimmte Nahrung finden können. Diese besteht vorzüglich bis zum August in einer purpurrothen Raupe, welche sich in diesen Monaten an den Stämmen der Bäume aufhält. Um diese wegfangen zu können, hat ihnen die Natur zwei Hinterzehen (Kletterfüße) gegeben, mit welchen sie, wie die Spechte, wenn sie dieselben an dem Stamme wegnehmen wollen, ihren Körper unterstützen können. Diese Raupen färben ihnen den weithäutigen und faltigen Magen ganz roth, und man findet bei der Oeffnung immer die rothen Bälge mit dem schwarzen Kopfe in demselben. Sobald sich jene zu verpuppen anfangen, und in einen kleinen Nachtschmetterling verwandeln, ziehen sich diese nach den Teichen und sumpfigen Gegenden, und fangen an den Orten, wo Schilf wächst, Mücken, Schnecken und Hafte, oder lesen andere kleine Raupen und Käfer von den Bäumen, vorzüglich von den Kirsch- und Pflaumenbäumen ab.

In dieser Angabe der Nahrungsmittel, die ihnen die Natur bei ihrer großen Gefräßigkeit doch so sparsam, und in so kleinen Portionen reicht, läßt sich vielleicht der wahrscheinlichste Grund finden, warum sie ihre Jungen der

Pflege anderer Vögel überlassen müssen; denn die besondere Lage des Magens tief im Unterleibe, die sie zum Ausbrüten der Eier untüchtig machen soll, haben sie mit mehrern hierzu tüchtigen Vögeln z. B. der Mandelkrähe, dem Thurmfalken, und der Europäischen Nachtschwalbe gemein.

Daß das Kukuks-Weibchen seine Jungen nicht selbst ausbrüte, ist längst außer allem Zweifel. Männchen und Weibchen lassen sich zur Paarungszeit gewöhnlich auf dem Gipfel der höchsten Bäume mit einem anhaltenden heisern, krächzenden Geschrei hören. Sie streifen hierauf in ihrem Reviere von einem Orte zum andern, und suchen die Nester verschiedener Motacillen, als der Rothkehlchen, Weidenzeisige, Zaunkönige, der gemeinen und grauen Grasmücke, der Mönche, der Bastardtnachtigallen, der weißen und gelben Bachstelzen zu entdecken. Die befruchtete Mutter beobachtet bei ihren Streifereien die Baumeister dieser Nester täglich, um zu wissen, wann der Bau vollendet, und das letzte Ei gelegt ist, damit sie zu gehöriger Zeit das ihrige unterbringen kann. Hier trifft nun das Loos, Pflegemutter zu werden, denjenigen von den obigen Vögeln, der gerade dann, wenn das Kukuksei im Mutterleibe zu gehöriger Reife gelangt ist, sein eigenes letztes Ei gelegt hat. Zu Anfang des Junius bringt sie das erste Ei, welches rundlich, schmutzig weiß, und an der obern Hälfte braun und braungrau gefleckt ist, und legt es vorzüglich gern in ein Rothkehlchen- oder Zaunkönigsnest. In die Nester der übrigen Motacillen, die nicht auf die Erde bauen, und über deren Nest sie sich wegen ihrer eigenen Größe nicht setzen kann, trägt sie ihr Ei mit dem Schnabel. Auch darin, daß sich die Eier nicht geschwind genug in ihr zu gehöriger Vollkommenheit entwickeln, um sie zusammen ausbrüten zu können, liegt vielleicht eine Ursache, warum sie dies Geschäft andern Vögeln auflegen

muß. Zu bewundern ist es, mit welchem großen Vergnügen diese Vögel die Kukuksmutter sich ihrem Neste nähern sehen. Anstatt daß sie sonst ihre Eier verlassen, wenn ein Mensch, oder sonst ein lebendiges Geschöpf ihrem Neste zu nahe kommt, oder vor Betrübniß wie ohnmächtig und todt zur Erde niederfallen, sind sie hier im Gegentheile ganz außer sich vor Freuden. Das kleine Zaunkönigsmütterchen z. B., das über seinen Eiern brütet, fliegt sogleich, wenn der Kukuk bei seinem Neste ankömmt, von demselben herab, und macht ihm Platz, daß er sein Ei desto bequemer einschieben könne. Es hüpft und spielt unterdessen um ihn herum, und macht durch sein frohes Locken, daß das Männchen auch herbei kömmt, und Theil an der Ehre und Freude nimmt, die ihnen dieser große Vogel macht. Der Kukuk wirft alsdann die Eier, die dem seinigen im Wege liegen, entweder selbst aus dem Neste, oder die Pflegemutter thut es, um das fremde Ei desto besser bedecken zu können. Größere Vögel brüten zuweilen ein, oder zwei von ihren eigenen zugleich mit dem Kukuksei aus; allein die Jungen sterben doch in den ersten sechs Tagen, weil ihnen der große gefräßige Stiefbruder alle Nahrung wegnimmt. Wie abgemattet wird nicht ein so kleines Vögelchen, wie der Zaunkönig ist, durch das beschwerliche und längere Brüten, und vorzüglich durch die Ernährung des großen Vogels mit den kleinsten Insekten, z. B. Schnecken, Mücken und Räupchen. Doch hält es geduldig aus, und scheint im Gegentheil immer vergnügter zu werden, je größer unter seiner Pflege das Thier wird, das es selbst ganz so hervorgebracht zu haben glaubt. Die rechte Mutter bekümmert sich unterdessen gar nicht um ihre Nachkommenschaft, sondern begnügt sich bloß damit, ihr Ei gelegt zu haben.

So wie der junge Kukuk, der oben dunkelbraun, und entweder mit verloschenen rothbraunen und weißen Queer-

ſtreifen, oder bloß mit weißen Endkanten, an der Bruſt und am Bauche aber weiß, mit ſchwärzlichen Wellen gezeichnet iſt, größer wird, dehnt er ſein Neſt weiter aus, und erweitert ſpielend die enge Oeffnung deſſelben, um beim Ausfliegen deſto bequemer durchbrechen zu können. Wenn er ausgeflogen iſt, ſetzt er ſich auf einen nahen Baum, ſtreckt ſich einigemal aus, zieht die Federn durch den Schnabel, und läßt ſeine rauhe ſchnarrende Stimme zum erſtenmal hören. Sobald das hohe kriſchende Girrke! Girrke! nur einigemal in der Gegend erſchollen iſt, ſo kommen alle kleine Vögel zuſammen geflogen: das Rothkehlchen, die Grasmücke, der Weidenzeiſig, die Baſtardtnachtigall, die Braunelle, ſchwärmen um ihn herum, begrüßen ihn, beſehen ihn von allen Seiten, freuen ſich über ihn, und tragen ihm alsdann aus allen Kräften Nahrung zu. Er kann nicht genug den Schnabel öffnen, ſo häufig wird ihm Futter gebracht. Es iſt ein großes Vergnügen, zu ſehen, wie jeder Vogel vor dem andern den Vorzug haben will, gegen dieſen Unbekannten gefällig zu ſeyn. Und ſo wie er nun von einem Baume zum andern fortzieht, um ſich im Fliegen zu üben, ſo ziehen ihm auch dieſe Vögel nach, und ernähren ihn ſo lange, bis er ihrer Unterſtützung entbehren kann.

Das iſt nun eine ſehr weiſe Einrichtung der Natur; denn da ſich die eigentlichen Eltern gar nicht um ihr Junges bekümmern können, ſo würden, ohne dieſe beſondere Hülfe, nicht nur die kleinen Pflegeeltern, die jetzt für einen ſo großen Vogel nicht genug Futter herbei ſchaffen können, ſondern der junge Kukuk ſelbſt umkommen müſſen.

Man könnte alſo das Geſchrei der kleinen Vögel, das ſie hören laſſen, wenn ſie einen Kukuk gewahr werden, nach dem, was ich alles von dem guten Vernehmen, das zwiſchen den eigentlichen Eltern, Pflegeeltern, und den Vögeln, die ihm zur Erhaltung ſeiner Nachkommen-

schaft so unentbehrlich sind, obwaltet, gesagt habe, vielmehr als ein Freudengeschrei betrachten, das diese Vögel von sich geben. Vielleicht wollen sie ihn gar herbei locken, um ihnen auch ein Junges zur Erziehung anzuvertrauen. Wer die Sprache der Vögel versteht, wird vielleicht diese Bemerkung gegründeter und wichtiger finden, als wenn man diese Töne für ein Angstgeschrei ausgeben wollte, welches die Täuschung hervorbrächte, weil sie den Kukuk wegen seiner Sperberschwingen und seines Sperberfluges beim ersten Anblick für einen wirklichen Sperber hielten, der diesen kleinen Vögeln so fürchterlich ist. Denn daß niemand den Kukuk, wenn er ihn nur einmal gesehen hat, für einen Raubvogel halten wird, glaube ich nicht erinnern zu dürfen. Die Waffen, die er als Raubvogel brauchen müßte, würden kaum hinreichen, mit einem Hirschkäfer fertig zu werden.

Der alte Kukuk stirbt sogleich, wenn man ihn in ein Zimmer bringt, und will außer seinen natürlichen Nahrungsmitteln kein gekünsteltes Stubenfutter annehmen. Die Jungen aber kann man aus dem Neste nehmen, und sie anfangs mit allerlei Raupen und Schmetterlingen, die sie allemal erst durch den Schnabel ziehen und tödten, füttern, alsdann aber auch an das gewöhnliche Nachtigallenfutter, an Rinderherz und anderes Fleisch gewöhnen.

Nicht leicht nach der ersten Mauser, die in südlichen Gegenden geschieht, erhalten die Jungen ihre eigentliche feste Farbe, sondern erst nach der zweiten; doch kann man schon deutlich Männchen und Weibchen unterscheiden, denn das Männchen sieht immer auf dem Rücken dunkelaschgrau aus, hat aber allenthalben noch weiß eingefaßte Federn.

### Der rothbraune Kukuk. (Cuc. rufus.)

Dieser Kukuk, der in Deutschland, und besonders in

Thüringen nicht selten ist, indem man ihn bei seinem Durchzuge zu Ende des Aprils antrifft, unterscheidet sich von dem vorhergehenden gar sehr, denn er ist merklich kleiner, hat einen stärkeren, fast viereckigen Kopf, schlankeren Leib, kürzere Beine, die fast ganz mit Federn bedeckt sind, einen kürzeren, und an der Wurzel stärkeren Schnabel, und besonders eine auffallend verschiedene schöne Farbe.

Kopf, Hals und Rücken sind schön braunroth, mit schwarzen, auf jedem Theil gleich weit entfernten Queerbinden gezeichnet. Kehle und Hals sind gelblich, und von hier verläuft sich diese gemischte Farbe in die einfache schneeweiße, bis zu den unteren Deckfedern des Schwanzes, die langen Schenkelfedern (Hosen) mit eingeschlossen. Der ganze Unterleib ist mit schmalen schwarzgrauen Wellen gezeichnet.

### Der Honigkukuk. (Cuc. Indicator.)

Er lebt im südlichen Afrika, vom Kap landeinwärts, und hat seinen Namen von der Fertigkeit, mit welcher er, gleich dem Honig-Dachs, seine liebste Nahrung aus den Nestern der wilden Bienen zu holen weiß. Er wird hiedurch gleichsam der Angeber dieser Bienen, und weist dem Menschen ihre Nester an.

## V. Passeres.

### Die Lerche. (Alauda.)

Ein allbekannter Vogel, der fast überall zu Hause ist. Er hat eine gespaltene Zunge, und einen Hintersporn, der länger ist, als die Zehe. Die bekannte Feld- oder Ackerlerche baut ihre Nester in kleinen Vertiefungen auf der Erde, begiebt sich aber auch da, wo freie Wald- und Wiesenplätze sich finden, in's Holz, und setzt sich auf Sträucher. Gegen den Oktober zieht sie, in Schaa-

ren, wärmeren Gegenden zu. Auf diesen Zügen wird sie, ihres Fleisches wegen, in Garnen und Netzen gefangen. Sind viel Nebeltage, wo die Lerchen nicht ziehen, sondern stille sitzen, so sind sie fetter, um so mehr, da sie den Samen des Wegekrauts, oder Vogelknötrichs (polygonum aviculare) fressen.

Die etwas kleinere Wald- und Baumlerche hat einen kurzen Schwanz, und einen kleinen Federbusch. Sie singt vorzüglich schön, nistet unter Heidekraut, zieht ebenfalls fort, und wird auch gegessen.

Die Wiesenlerche, heller und kleiner, als die Feldlerche, die man auf Feldrainen, Wiesen und Fahrwegen trifft, singt nicht, schreit aber, wenn sie in der Luft wirbelt, Zirhü und Dazida.

Die Piplerche (Heidelerche) pipt, wenn man sich ihrem Neste nähert, und hat übrigens einen artigen Gesang, wenn sie sich von den Büschen in die Höhe erhebt. Sie ist nur etwas größer, als das Rothkehlchen, und nährt sich mehr von Gewürm und Insekten, als vom Gesäme.

Die Hauben- oder Federbuschlerche ist durch ihren Namen bezeichnet, und bewohnt die Gebüsche, die an Felder grenzen, nistet unter Erdschollen, auf Lehmwänden, und selbst auf Strohdächern; wandert nicht fort, sondern streicht nur von einem Orte zum andern, und rettet sich im schlechtesten Winterwetter in Stadt und Dorf, auf Straßen und Höfe. Ihr Gesang ist schön, aber ihr Fleisch weniger schmackhaft, als das von den übrigen Lerchen. Sie ist, nebst der Alpen- Berg- oder Schneelerche, die aus höherem Norden nur im Winter nach Deutschland kommt, und deren Fleisch als das schmackhafteste gilt, größer, als die Feldlerche.

Wenn diese, und so viele andere Vögel so gern im Sande und Staube baden, so geschieht es vielleicht, um beschwerliche kleine Insekten los zu werden. Es ist merk-

würdig, daß einige Lerchen bei uns überwintern. Wenn es nicht die Berglerche ist, sind es vielleicht die Lerchen der letzten Brut.

Eine weiße und eine schwarze Lerche sind Spielarten. Die tartarische oder schwarze Steppenlerche hat die Größe eines Staars.

### Der Staar. Die Sprehe. (Sturnus vulgaris.)

Auch diese lustigen, plauderhaften, ewig beweglichen und unruhigen Vögel, die man in Stuben so häufig hält, sind eben dadurch bekannter, als sie durch eine Beschreibung werden könnten. — Die spitze Zunge ist am Rande eingekerbt. Die Nahrung besteht aus Insekten; das Nest mit 4 bis 6 Eiern wird in Hölen gemacht; der Arten rechnet man 16. — Im Winter zieht der Staar davon, und nährt sich, während des Sommers, von Raupen, Maden, Maulwurfsgrillen u. s. w., die er zum Theil hinter den Furchen des Pflügers aufsucht. Im Zimmer frißt er alles, auch Fleisch, recht gern. Daß er namentlich den Schafen auf den Rücken fliegt, und ihnen die Schafläuse absucht, weiß Jedermann. Wenn diese Vögel im Herbste fortziehen, fängt man sie in Netzen, besonders in den Schilfteichen, wo sie sich in Schaaren niederlassen, und ißt sie.

Der Wasserstaar bleibt bei uns, lebt von kleinen Schnecken, von Wasserinsekten, und selbst, nach Art und Weise des Eisvogels, von kleinen, unter dem Eise hervorgeholten Fischen. Bei Wasserfällen und Wehren macht er am Ufer sein Nest.

### Die Drosseln — Krammetsvögel (Turdus.)

deren man schon gegen 130 Arten zählt, mit faserig ausgeschnittener Zunge, und mit kurzen steifen Haaren an der Kehle besetzt, nähren sich von Insekten und Beeren,

haben ein wohlschmeckendes Fleisch, und die heimischen sind meistentheils Zugvögel.

Die Misteldrossel. Ziemer, Schnarre, (Viscivorus.),

ist bei uns die größte, etwa von der Größe einer Turteltaube, wohnt am liebsten in Schwarzwäldern, und nistet, im Neste von Moos und Heidekraut, auf Sträuchern oder niedrigen Bäumen. Des Sommers frißt sie Insekten und Würmer, im Herbst Vogel- und Wachholderbeeren, und im Frühjahr, wo sie sehr zeitig wiederkehrt, sind die Beeren der Mistel ihr liebster Fraß. — Zweimal des Jahrs legt das Weibchen 5 bis 6 Eier in das auf mäßig hohen Bäumen gebaute Nest — Man fängt sie im Herbst in Schneißen. — Es ist wenigstens möglich, ja sogar nicht unwahrscheinlich, daß die Drossel den Samen der Mistel durch den After wieder von sich giebt, der dann auf dem Baume sitzen bleibt, und aufkeimt, oder aber, daß sie den Mistelsamen mit dem Schnabel an einen Baumast abstreicht. Auf eine oder die andere Weise sollen nicht nur die Muskatnußbäume auf den Molukken durch einige Arten Tauben, sondern auch andere Baumarten durch andere Vögel fortgepflanzt werden. Etwas Gewisses ist aber hierüber nicht bekannt.

Die kleinere Wachholderdrossel. Ziemer, Krammetsvogel. (Pilaris.),

kommt aus nördlichern Gegenden im Winter nach Deutschland, und läßt sich, wo es Wachholderbeeren giebt, schaarenweise nieder. Ihr Fleisch wird als ein Leckerbissen sehr geschätzt.

Die Sing- oder Zipdrossel. (Iliacus.),

ist auch kleiner, als die Schnarre, der sie doch übrigens im Aeußern und in der Lebensart so gleich ist, wiewohl die

die Farben etwas dunkler sind, namentlich ist der Oberleib dunkler Das Nest klebt sie mit Lehm und Kuhmist aus, und legt 4 bis 6 grünliche Eier hinein, die in 14 Tagen ausgebrütet sind. Ihr vortrefflicher Gesang ertönt in der Morgen- und Abenddämmerung in den Wäldern, verstummt aber auch im Käfig nicht.

### Die kleinere Weindrossel,

die auch erst im Herbst von nördlichern Gegenden herkommt, und die Weinberge plündert, heißt, wegen ihrer Farbe unter den Flügeln, auch Rothdrossel.

### Die Schwarzdrossel oder Amsel. (Merula.),

deren Schnabel und Augenkreise goldgelb sind, hat eine schwarze, des Weibchen aber eine braune Farbe. Fast in allen Erdtheilen ist sie heimisch. Ihr Gesang ist lieblich, und leicht lernt sie allerlei Lieder pfeifen. Ihr Moosnest wird inwendig mit Lehm ausgeklebt.

Die Schildamsel, mit grauweißem Schilde auf der Brust, ist bei uns selten, und wird nur zuweilen in den Schneissen gefangen, und zwar, wie alle übrige erwähnte, im Herbste. Am ersten wird die aus sehr kalten Gegenden kommende Ringdrossel gefangen, die über der Brust eine weißliche, in's Röthliche schielende Binde hat. Sie zieht nur durch.

Die Steinamsel (blaue Drossel) wohnt auf den Alpen und Pyrenäen. Das Weibchen hat man, der Verschiedenheit der Farben wegen, oft für einen Neuntödter gehalten.

### Die Rohrdrossel,

nicht größer, als eine Lerche, hält sich in Schilf- und Sumpfgegenden auf, und singt mit der Singdrossel zu gleicher Zeit; und die rosenfarbige oder Ackerdrossel, von der Größe eines Staares, mit einem Federbusch,

die nur im südlichern Deutschland angetroffen wird, baut ihr Nest zwischen Felsen, und hat ein sehr beliebtes Fleisch. —

Der Seidenschwanz. (Ampelis.),

mit kurzem, an der längern obern Kinnlade gekrümmtem Schnabel, spitzer Knorpelzunge, die gespalten ist. Man kennt gegen 12 Arten.

Der gemeine Seidenschwanz. (Garrulus.),

von der Größe einer Rothdrossel, hat am Hinterkopf einen beweglichen Federbusch, schwarze Kehle, graulichen Rücken, und ziegelrothe Brust und Bauch. Er kommt im Herbst und Winter als Zugvogel in Schaaren zu uns, und hält sich da auf, wo Wachholderbeeren sind, wo er dann leicht geschossen und gefangen wird. Er ist sehr träge, und nimmt mehr zu sich, als er verdauen kann.

## VI. Loxia.

Der Kreuzschnabel. Krinitz, Grünitz. (Curvirostris.),

ist durch seinen papageyartigen, an den Spitzen über's Kreuz gehenden Schnabel sehr kenntlich, und ein schöner Vogel. In der Jugend ist er hellroth, mit schwarzen Schwung- un Schwanzfedern, nachher gelblich grün. Er wohnt in Tannenwäldern, wo er sich fast nur von Fichtensamen nährt, welchen er mit dem seltsamen Schnabel aus den Zapfen herausholt, und mit welchem er auch an diesen Zapfen herumklettert. Sein Nest baut er hoch auf den Bäumen von Fichtenreisern, und füttert es erst mit gröberm, dann mit feinerm Moose aus. Höchst merkwürdig ist, daß er dieses Nest in den ersten Wintermonaten des Jahrs (Januar bis März) baut, und seine Eier darin ausbrütet, also zwar in der kältesten,

aber gerade zu der Zeit, wo der Fichtensame noch in Menge in den Zapfen enthalten ist, indem derselbe erst späterhin ausfällt. — Er wird leicht gefangen, und man ißt sein wohlschmeckendes Fleisch. An einigen Orten werden sie, in kleine Fässer geschichtet, wie die Lerchen versandt. — In der Gefangenschaft lernt er Lieder pfeifen, und verliert sein Gefieder nicht.

### Der gemeine Kernbeißer. (L. coccothraustes.)

Dieser Vogel, der auch Kirschfink und Dickschnabel heißt, wohnt in einigen Gegenden Europa's, und brütet auch in Deutschland. Die kleinen Deckfedern der Flügel sind schwarz, die größern, vorn nach den Flügeln hin, weiß, nach hinten umbrafarben, die Schwungfedern schwarz, an der Spitze stahlblau glänzend. Die Hauptfarbe des Oberleibes ist umbrafarben. Er hat die Größe eines Krammetsvogels. In seinem dicken Schnabel hat er eine außerordentliche Stärke, denn er beißt nicht nur Kirschkerne mit einer großen Leichtigkeit auf, sondern wehrt sich auch in der Gefangenschaft damit gegen Hunde und Katzen, wenn er von ihnen geneckt wird. Er wohnt in Buchwäldern, wo er im April auf den Gipfeln der höchsten Bäume nistet, und 4 bis 5 Junge ausbrütet. Wenn die Kirschen reifen, so plündert er die Kirschbäume. Das Fleisch läßt er fallen, und zerbeißt die Kerne in der Fuge. Nachher lebt er von dem Samen der Roth- und Weißbuchen, von Eicheln, Schlehen u. s. w. Gegen den Winter nähern sie sich den Wohnungen der Menschen, und suchen ihr Futter kümmerlich zusammen. Man mästet sie auch in Vogelhäusern, weil ihr Fleisch sehr wohlschmeckend ist. Selten läßt dieser Vogel seine Stimme hören.

Der Kernfresser oder Fichtenhacker. (L. enucleator.), wird für den größten unter allen Kernbeißern gehalten,

denn er hat die Größe eines Seidenschwanzes, wohnt aber nur im höhern Norden, und sogar bis Lappland hin. Man hält ihn seines schönen Gesanges, und fängt ihn seines angenehmen Fleisches wegen. Seine kleineren Flügeldeckfedern fallen in's Orangegelbe, die übrigen sind dunkelbraun, mit 2 weißen Querlinien. Im nördlichen Europa verkauft man sie auf den Märkten in Menge.

### Der Dompfaff. (L. Pyrrhula.)

Er gehört zu der Gattung der Kernbeißer, welche man an dem dicken, kegelförmigen, erhabenen, und am Seitenrande des Unterkiefers eingebogenen Schnabel erkennt. Seine Artkennzeichen sind: Schnabel und Beine schwarz; die Deckfedern des Schwanzes und die hintern Schwungfedern weiß. Die sonderbare Benennung Dompfaff hat vermuthlich ihren Grund in der Zeichnung des Oberleibes; denn der Kopf ist gleichsam mit einer schwarzen Kappe bedeckt, und Flügel und Schwanz sind mit einem schwarzen Mantel umhüllt, welchen einige weiße Streifen, wie Säume zieren. Das Wort Gimpel (ebenfalls eine Benennung dieses Vogels) bedeutete ehemals einen Schleier der Weiber, und kann also eine ähnliche Beziehung haben, wie das erste. Da indeß der Vogel wirklich ein etwas einfältiges Ansehen hat, so nannte man nachher einen einfältigen Menschen Gimpel. — Die Brust und der vordere Theil des Bauchs sehen bei dem Männchen roth, bei dem Weibchen röthlich grau aus; jenes ist etwas größer, als eine Feldlerche, dieses kleiner. Man findet diese Vögel in ganz Europa, in Deutschland, vornemlich in gebirgigen Waldungen. Sie bauen ihr Nest auf niedrigen Gebüschen und jungen Schlägen, die so dick stehen, daß man kaum durchkommen kann. Vier bis sechs Eier brüten sie in 14 Tagen aus, und füttern die Jungen aus dem Kropfe, wie die Hänflinge.

Ihre Nahrung besteht in allerlei Samen und Beeren; doch sollen sie von den Beeren auch nur den Samen heraussuchen, und das Fleisch liegen lassen. Sie ziehen im Winter nicht weg.

Der Dompfaff ist ein stiller, melancholischer Vogel, der auch selbst in der Freiheit wenig Lebhaftigkeit zeigt. Seine Stimme gleicht einem sanften Flötentone; er wechselt aber mit einem nicht ganz angenehm abgebrochenen Geschrei ab. Durch Unterricht läßt sich die Stimme noch sehr verbessern; auch lernt er fremde Melodien pfeifen, und Worte aussprechen. Das Weibchen pfeift beinahe eben so schön, wie das Männchen; ein seltener Fall! Sie werden in der Gefangenschaft ungemein vertraulich, und leben bei Hanf und andern Sämereien einige Jahre im Käfig. Man kann sie sicherer und länger erhalten, wenn man Weibchen und Männchen beisammen läßt, denn Freundschaft und Liebe äußern auf diese gutmüthigen Geschöpfe einen wohlthätigen Einfluß.

### Der rothschnäbliche Kernbeißer. (L. sanguinirostris.)

Fig. 11.

Der Schnabel und die Füße sind roth, Stirn Wangen und Kehle schwarz, der Oberleib ockerbraun, dunkler gefleckt, der Unterleib hellockerfarben.

Die Länge ist 4 Zoll 1 Linie. — Der Schnabel ist gerade, kegelförmig, dick, und sehr stark, weit nach der Wurzel hin kahl, die obere Kinnlade reicht eine Linie über die untere hinaus, und ist an beiden Seiten etwas ausgeschweift, die Farbe ist roth.

Die Stirn, die Stelle um die Augen, die Wangen und die Kehle sind schwarz; der Hinterkopf, und ein Saum um das Schwarze ist hellockerbraungelb; Bauch, Schnabel und After etwas heller; der Rücken, die Flügel und der Schwanz ockerbraun, mit dunkelbraunen Schaftflecken.

Das Vaterland dieses Vogels ist Afrika und Asien. Er frißt allerlei Samen. Er ist ein munterer Vogel, sein Gesang ist aber nicht angenehm, und gleicht beinahe dem des Kreuzschnabels.

Die Loxia gregaria am Kap ist merkwürdig wegen der Art, wie sie ihre Nester anlegt. Heerden von mehreren Hunderten bauen nemlich ihre Nester nur auf Einem Baume dicht zusammen, und bedecken das wunderbare Gebäude mit einem gemeinschaftlichen überhangenden Dache.

Auch Loxia pensilis findet sich am Kap, und bauet eines der wundersamsten Nester am Wasser, fast retortenförmig, mit einer abwärts hangenden Nebenröhre zum Ein- und Ausflug, deren Mündung nahe über der Wasserfläche zu hängen kommt.

Die Loxia cardinalis, der Indianische Haubenfink, auch die Virginische Nachtigall genannt, lebt in Nordamerika, und wird wegen seines rothen Gefieders und hübschen Gesanges häufig nach Europa gebracht.

### Der Grünfink, der Grünling. (L. chloris.)

Ein ganz gemeiner Vogel (mit dem vorigen zu Einer Gattung gehörig) der sich durch nichts besonderes in seiner Lebensart auszeichnet. Die Hauptfarbe ist gelblich grün; die Schwungfedern der ersten Ordnung vorn grau; die vier äußern Schwanzfedern, von der Mitte an, hochgelb. Er nistet in dichten Gesträuchen, und legt 6 blaßgrüne, etwas rothgefleckte Eier. Seine Nahrung besteht größtentheils in Körnern und Gesäme. Im Winter hält er sich an den Zäunen und Landstraßen auf, kömmt auch wohl mit den Goldammern in die Höfe. Man fängt sie häufig, und ißt sie. Zur Frühlingszeit singen sie doch auch, wie wohl nur schwach.

## Die Ammer. Der Ortolan, und andere Arten seiner Gattung. (Emberiza.)

Auch dieser Vogel ist als ein Leckerbissen auf den Tafeln der Reichen bekannt. Die Kennzeichen dieser Art sind: Ein fast kegelförmiger Schnabel, die obere Kinnlade an der Spitze ungleich, und ein wenig zusammengedrückt; die untere an den Seiten eingezogen oder verengert; jene ist auch schmaler, als diese, und beide stehen von einander ab.

Der Ortolan (E. hortulana), auch Gartenammer und Fettammer genannt, hat schwärzliche Schwung- und Schwanzfedern; von jenen sind die drei ersten am Rande weißlich, von diesen die beiden Seitenfedern nur nach außen schwarz. Das übrige Gefieder ändert in der Farbe ab; doch sind Brust und Bauch mehrentheils weißgelblich oder gelbbraun. Der Vogel hält sich in den wärmern Gegenden von Europa und Asien auf, und gehört zu den Zugvögeln. Man trifft ihn häufig in Gärten (daher sein Name hortulana) in Weinbergen und auf besäeten Feldern an. Er liebt vorzüglich Hirse und Heidekorn, und wird davon außerordentlich fett. Gewöhnlich kommen diese Vögel mit, oder kurz nach den Schwalben an. Sie bauen ihr Nest auf Zäunen und Gesträuchen, auch wohl auf der Erde ganz nachlässig, und legen 4 bis 5 Eier. Mehrentheils brüten sie zweimal im Jahre, in Deutschland aber nicht, wo sie überhaupt seltener, als in den mehr südlichen Ländern Europens sind. Ihr Fang geschieht am besten durch einen Lockvogel auf dem Vogelheerde, im Julius und im Anfange des Augusts, späterhin ziehen sie fort. Man mästet sie an verschiedenen Orten mit Hafer und Hirse, und setzt sie zu dem Ende in ein völlig dunkles Zimmer, welches bei Tage und bei Nacht durch einen schwachen Lampenschein nur so viel Licht erhält, als sie brauchen, um das Futter finden zu können. Hier legen

sie bald so viel Fett an, daß sie zuweilen ersticken. Ein so gemästeter Ortolan wird in Deutschland mit 4 bis 8 Groschen, und in Schweden gar manchmal mit einem Dukaten bezahlt. Auf der Insel Cypern werden unstreitig die meisten gefangen, und da sind auch diese Vögel ein wirklicher Handelszweig geworden. Um sie aufbewahren zu können, schneidet man ihnen dort Kopf und Beine ab, läßt den aufgeweideten Leib in heißem Wasser leicht aufwallen, und legt ihn dann mit Gewürz in Essig. So sollen sie sich ein ganzes Jahr halten. Man packt sie auf die Weise in Fäßchen, und versendet sie nach England, Holland und Frankreich. Es hat Jahre gegeben, wo 400 solche Fäßchen, jedes mit 3= bis 400 Stück angefüllt, von dieser Insel ausgeführt werden konnten. Man pflegt aber auch die Ortolane des Gesanges wegen im Käfig zu halten. Sie singen beinahe Tag und Nacht. — Noch andere Arten dieser Gattung sind:

Der Schneeammer, (E. niualis). Von den Schwungfedern ist die erste Ordnung zur Hälfte weiß, nach der Spitze hin schwarz, die folgenden sind weiß, mit einem kleinen schwarzen Striche an den Spitzen, und die drei letzten schwarz, mit röthlich brauner Einfassung; die Federn des gabelförmigen Schwanzes theils schwarz, theils weiß. Er wohnt im äußersten Norden, und kommt auf seinen Zügen oft nach Deutschland. An Größe ist er ungefähr einem Sperlinge gleich.

Der Goldammer (E. citrinella) hat schwärzliche Schwanzfedern; die beiden äußersten sind auf der innern Seite mit einem keilförmigen weißen Flecken bezeichnet. Bauch und Kopf sind hochgelb; der Rücken graugelblich; die Brust braun, grün und gelb gemischt. Er nistet auf Wiesen unter einer Erdscholle, und brütet im März oder April, und zum zweitenmale im September. Den Sommer über frißt er Raupen und anderes

Ungeziefer; im Winter kommt er mit den Sperlingen auf die Höfe und in die Scheunen.

Der Rohrammer (choeniclus, der Rohrsperling), macht ein künstliches Nest, zwischen Schilfhalmen, und hält sich auch mehrentheils im Schilf auf. Die Schwungfedern sind dunkelbraun; der Schwanz ist schwärzlich, mit keilförmigen großen weißen Flecken an den beiden äußersten Federn. Sonst ist schwarz und grau die herrschende Farbe des Leibes. Er schlägt den Schwanz immer auf und nieder, noch lebhafter, als die Bachstelze. Im Winter verbergen sich diese Vögel unten im Rohr, und nähren sich vom Samen desselben, von Insekten, deren Puppen und Eiern. Sie singen im Sommer, besonders des Abends, sehr angenehm; wenn sich aber ein Mensch oder ein Thier ihrem Aufenthalte nähert, so lärmen und schreien sie gewaltig, mit einem Ton, der dem Geschrei der Sperlinge ähnlich ist, daher das Sprichwort: Er schimpft, wie ein Rohrsperling.

Der graue Ammer (miliaria) hat diesen Namen von der Grundfarbe seines Gefieders; der Unterleib ist schwarz gefleckt; der Rand der Federn hat eine röthliche Einfassung. Er ist dabei über den ganzen Leib mit kleinen schwarzen Punkten, wie mit Hirsekörnern, bestreut, und heißt deshalb auch Hirsenammer. — Alle diese Arten sind eßbar.

Ein ausländischer, hieher gehöriger Vogel, wird die Wittwe (paradisea) genannt, weil die Zeichnung desselben einige Aehnlichkeit mit der Trauerkleidung einer Frauensperson hat. Der Kopf ist schwarz und weiß gestreift, der Oberleib schwarz, die Brust braun; zwei Schwanzfedern sind 13 Zoll lang, und krümmen sich wie Hahnenfedern. Der Vogel wird der Seltenheit wegen zuweilen aus Afrika zu uns gebracht. Man hat ihm auch den Namen Paradiesammer gegeben.

Die Paradies-Merle. (Tanagra Tatao.) Fig. 12.

Ihr Oberleib ist schwarz, der Kopf grün oder gelb, die Kehle blau, der Hinterrücken und Steiß beim Mann feuerfarben, beim Weib und jungen Mann orangefarben.

Die Länge ist 4 Zoll 1 Linie. Die Flügel bedecken zusammengelegt kaum den fünften Theil des Schwanzes.

Der Schnabel ist stark, gestreckt, beinahe kegelförmig, die obere Kinnlade sanft gebogen, sehr spitzig, und reicht mehr als eine Linie über die untere hinaus. Die Farbe ist schwarz. Die Naselöcher sind am Schnabelgrunde klein, rund und frei. Die Füße sind schwarzbraun. Der feuerfarbene untere Theil des Rückens und des Steißes, die schönglänzende blaue Kehle, und das Meergrün des Vorderhalses, der Brust, des Bauches, des Schnabels und des Afters geben dem Vogel ein schönes Ansehen. Der Scheitel mit seinen goldgelben Federn ist auch keine geringe Zierde dieser Merle.

Sie ist in Guiana ziemlich gemein, und zwar in bewohnten Gegenden. Sie erscheint in großen Zügen in den Gegenden der Insel Cayenne, zuerst im September, und hält sich auf einer, bisher noch unbekannten Art großer Bäume auf, die um diese Zeit gerade in der Blüthe stehen. Dort bleibt sie gewöhnlich 6 Wochen, und zieht dann wahrscheinlich tiefer in's Land hinein, kommt aber im April und Mai wieder, um welche Zeit die Früchte dieser Bäume reifen, welche ihre Nahrung ausmachen. Sie verläßt diese Art Bäume nie, und man trifft sie niemals auf anderen Bäumen an. Sie soll keinen Gesang, sondern nur ein kurzes, scharfes Geschrei haben. Nach Alter und Geschlecht ändert sie in ihren Farben.

Der Fink. (Fringilla caelebs et montifringilla.) Buchfink und Bergfink.

Der Name Fink soll aus dem einfachen Tone Pink,

Fink, welchen dieser Vogel oft hören läßt, entstanden seyn. Von den Arten, welche den Namen Fink führen, bemerken wir nur den Bergfinken (fr. montifringilla), und den Buchfinken (fr. caelebs). Bei dem ersten sind die großen Flügeldeckfedern und die hintern Schwanzfedern schwarz; die vordern Schwungfedern schwärzlich mit einem kleinen weißen Flecken, wenn sie zusammengelegt sind. Er ist überhaupt schöner gezeichnet, als der Buchfink, hat aber eine schlechte einförmige Stimme, daher ihn einige Quäker nennen. Im Sommer hält er sich in gebirgigen nördlichen Gegenden auf, und brütet auch da; im Herbst kömmt er zu uns, weil ihn vermuthlich die allzuheftige Kälte und der Schnee aus seiner Heimath vertreibt. Sie nähren sich von allerlei Gesämen in Wäldern, und auf dem Felde, streichen, wenn tiefer Schnee fällt, aus einer Provinz in die andere, und kehren gleich wieder zurück, sobald der Schnee geschmolzen ist. Weil sie keine Wärme vertragen können, so verlassen sie im Frühjahr unser Land, um im kältern Norden zu nisten.

Der Buchfink (Gartenfink, Rothfink), ist unter uns bekannter, als der vorhergehende, und wird in ganz Europa angetroffen. Die geschilderten Beine sind schwarzbraun; Flügel und Schwanz schwarz, mit weißen Flecken. Seinen muntern Gesang fängt er noch zeitiger an, als die Nachtigall. Das Weibchen macht zwischen den Aesten und an den äußersten Zweigen der Bäume ein sehr festes künstliches Nest, und legt im Mai fünf bis sechs Eier. Die Jungen werden mit Raupen und andern Insekten gefüttert, welche die Alten nebst Körnern und Sämereien ebenfalls fressen. Einige bringen den ganzen Winter bei uns zu, die meisten aber ziehen im September und Oktober nach Italien, und in andere mildere Gegenden. Die Muthmaßung, daß nur die Weibchen fortzögen, und die Männchen zurückblieben, hat sich noch nicht bestätigt. Im Frühlinge, wenn die Männchen anfangen zu singen,

werden alle Farben an ihnen lebhafter, und der Schnabel färbt sich himmelblau. In ihrem Gesange herrscht ungemein viel Mannichfaltigkeit und Abwechselung, daher man eine Menge Namen erfunden hat, um das Charakteristische jeder Singart damit zu bezeichnen; dergleichen sind z. B. Reitzu, Mitsoviel, Zitzigall, Malvasier, Disderet u. s. w. Fast in jedem Bezirke von etlichen Meilen hört man einen andern Finkenschlag, ja zuweilen hat ein Fink drei bis vier Abänderungen seines Gesangs. Außerdem drücken sie Traurigkeit, Zorn und Freude mit verschiedenen Tönen aus, und kündigen Veränderung des Wetters mit einer zirkenden Stimme an. Künstliche Melodien lernen sie nicht. Man hält sie aber ihres natürlichen Gesanges wegen im Käfig, und da sie weit stärker schlagen, wenn sie blind sind, so begeht man zuweilen die Grausamkeit, und blendet sie auf eine sehr schmerzhafte Weise. Man berührt nemlich die Augen etlichemal mit einem glühenden Drath, doch ohne den Augenapfel zu beschädigen, worauf sie sich zusammenziehen, und sich ganz verschließen. Besonders bedient man sich solcher geblendeten Finken als Lockvögel auf Vogelheerden, weil sie unermüdet singen, und vor nichts erschrecken. Sie werden in großer Menge gefangen. Ihr Fleisch schmeckt zwar bitter, soll aber doch gesund seyn.

In der Gefangenschaft füttert man sie mit Lein- oder Rübsamen; denn ob sie gleich den Hanf gern fressen, so bekömmt er ihnen doch nicht wohl. Im dunklen Käfich schlagen sie so stark, als wenn sie geblendet sind.

### Der Stieglitz. (Fringilla carduelis.)

Von Farbe einer der schönsten inländischen Vögel. Stirn und Kehle sind scharlachroth; die Schwungfedern vorn gelb; die zwei äußersten Schwanzfedern in der Mitte, die übrigen an der Spitze weiß. Er hat mit den Finken gleiches Vaterland, und heißt auch Distelfink,

weil er den Distelsamen liebt. Den Namen Stieglitz leitet man ebenfalls von diesem Gewächse her, daher sollte man ihn, dieser Ableitung gemäß, eigentlich Stichlitz oder Stechlitz (von Stechen) schreiben. Doch ist wohl die Ableitung des Namens von dem Locktone, der wie Stieglieds klingt, richtiger. — Sein Nest gleicht dem Finkennester, und er befestigt dasselbe auch an den äußersten Zweigen. Das Weibchen brütet im Jahre zweimal, und bringt jedes Mal 3 bis 4 Junge aus.

Ihr Gesang ist nicht so anmuthig, wie der Gesang der Hänflinge; sie lernen aber allerlei Künste, und sind deshalb beliebt. Man richtet sie z. B. ab, sich zu stellen, als ob sie todt wären, eine kleine Kanone abzufeuern, ihr Futter in einem Eimer in die Höhe zu ziehen, u. s. w. Da sie nicht Sämereien allein, sondern auch Insekten fressen, und die Bäume von Blattläusen reinigen, so sollte man diese nützlichen Vögelchen nicht schießen, und unnöthig fangen, denn zum Essen sind sie zu klein.

### Der Zeisig. (Fringilla spinus.)

Ein kleiner niedlicher Vogel, der bei uns meistens nur im Herbste bemerkt wird. Die Schwungfedern sind in der Mitte erdfarben, die vier ersten ohne Flecken; die Schwanzfedern nach der Wurzel zu gelb, an der Spitze schwarz. Die Hauptfarbe des Oberleibes ist gelblich grün; der Unterleib fällt ins Weißgelbliche. Seine liebste Nahrung besteht in dem Samen der Erlen, daher heißt er auch Erlenfink. Er hängt sich, wie die Meise, an Baumzweige und Samenkapseln und Gewächse, und streuet durch das Aufhacken den Samen umher. Im Hopfengarten thut er viel Schaden, wenn er etwas zeitig ankömmt. Von seinem Sommeraufenthalte hat man widersprechende Nachrichten. Einige wollen ihn mitten in Deutschland das ganze Jahr hindurch, und also auch im Sommer gesehen haben. Andere meinen, er ziehe.

im Frühjahre von uns in nördliche Länder, und brüte daselbst. Vermuthlich ist beides richtig, denn man weiß auch von andern Zugvögeln, daß nicht alle jedesmal die gewöhnliche Reise mitmachen. Von den zurückbleibenden Zeisigen behauptet man, daß sie zwar hier nisten und brüten, aber daß ihr Nest noch nie, oder doch höchst selten entdeckt worden sey. Der gemeine Aberglaube träumt daher von einem Steine, vermöge dessen sie das Nest unsichtbar machen könnten. Im Thüringer Walde pflanzen sie sich häufig fort. Sie nisten in Schwarzwäldern, auf den Spitzen der höchsten Baumzweige, selten auf Erlenbäumen am Bache. Das Nest ist halb kugelförmig, und von außen mit Spinngewebe, Puppenhülsen u. dergl. bekleidet. Man findet zur Brütezeit darin vier bis sechs grauweiße Eier mit purpurbraunen Flecken.

Die Zeisige lassen sich ebenfalls zu verschiedenen Künsten abrichten, lernen Lieder nachpfeifen, Worte sprechen, und werden außerordentlich kirre. In der Gefangenschaft zeigt einer für den andern viel Zärtlichkeit und Freundschaft. —

## Der Bergfink. (Montifringilla.)

Die innern Deckfedern der Flügel sind hochgelb, die Brust und Schultern orangegelb. Der Bergfink kommt zwar an Größe und Gestalt dem gemeinen Finken gleich, ist aber noch weit schöner gezeichnet. Der Schnabel ist einen halben Zoll lang, stark, gelb, im Sommer an der Spitze schwarzblau, im Winter braun; der Augenstern braun; die geschilderten Beine sind mit den Zehen dunkelfleischfarbig, die Krallen dunkelbraun, die mittlere Zehe neun Linien, und die hintere acht Linien lang.

Der Bergfink verbreitet sich über ganz Europa, wenigstens auf seinen Zügen, lebt aber eigentlich des Sommers in den nördlichen Gegenden, doch bleibt er auch zu dieser Jahreszeit einzeln auf dem Thüringer Walde und

auf dem Harze. Auch ist er gemein in den Fichtenwäldern von Rußland und Sibirien.

Wir sehen diese Vögel vorzüglich vom Anfange des Oktobers bis zu Ende des Märzes in unsern Gegenden. Zu Anfange des Oktobers kommen sie einzeln in Gesellschaft der gemeinen Finken, und fliegen mit denselben in die Haferstoppeln; in der Mitte dieses Monats aber sieht man ganze Schaaren, welche die Buchwälder aufsuchen, und so lange in denselben bleiben, bis der hohe Schnee ihnen dieses Nahrungsmittel entzieht, wo sie alsdann unsere Gegenden verlassen, und in südlichere ziehen, sobald sich aber der Schnee verliert, wieder bei uns eintreffen. Ob sie aber gleich ihre Nahrung im Winter in Buchwäldern suchen, so übernachten sie doch nicht in denselben, sondern fliegen allezeit in die Schwarzwälder, und wenn sie alle Tage einen Weg von vier Meilen machen sollten, schlafen hier dicht zusammen gedrängt in den dichtesten Zweigen der Fichten und Tannen, kommen alle Abend mit der Nacht an, und fliegen des Morgens mit der Dämmerung wieder weg. Man findet den Boden an solchen Orten, wo sie ihr Nachtquartier halten, von ihrem Unrathe so weiß, wie mit Schnee bedeckt. Einzeln sind sie unter den gemeinen Finken, Goldammern und Sperlingen den ganzen Winter auf den Höfen vor den Scheunen und Ställen anzutreffen. Im März ziehen sie wieder in die nördlicheren Gegenden zurück, und nur einzelne Paare bleiben, wiewohl selten, bei uns auf dem Thüringer Walde, und in andern gebirgigen und waldigen Gegenden Deutschlands. —

### Der Haussperling. (Fringilla domestica.)

Der Scheitel ist aschgrau, die Flügel und der Schwanz sind dunkelblau, der Rücken schwarz, und rothblau gefleckt, und über die Flügel läuft eine weiße Binde. Seine Länge ist $6\frac{1}{2}$ Zoll, der Schwanz ist etwas gespal-

ten, und mißt 2¼ Zoll, und die Flügel reichen bis auf die Mitte desselben.

Ungeachtet der Haussperling so nahe um die Menschen lebt, so scheut er sie doch so sehr, daß er ihnen schon zu entfliehen sucht, wenn nur ihre Augen auf ihn gerichtet sind, und er wird durch wiederholte Verfolgungen so schlau und listig, daß er den meisten Fallstricken glücklich zu entgehen weiß. Nur lange anhaltender Genuß der Ruhe kann ihn etwas vertrauter mit den Menschen machen, und er scheint es bald zu bemerken, wo er sicher ist, und zieht sich besonders im Winter in Heerden nach solchen stillen Wohnungen. Weder seine Gestalt, noch Stellung, noch sein Gesang, machen ihn als Haus- oder Stubenvogel sonderlich angenehm. Er hat ein niedriges trauriges Ansehen, trägt die Beine so flach, daß der Bauch fast auf der Erde zu ruhen scheint, und hüpft ungeschickt. Sein Flug ist schneller. Der Gesang besteht aus einigen abgebrochenen lauten Tönen, die er in Gesellschaft von mehrern, in den ersten warmen Frühlingstagen, bei hellem Sonnenschein hören läßt, und es sind die Töne Dieb, dack, zack! die oft, aber ohne alle Melodie wiederholt werden. Auch im Kämpfen um ein Weibchen oder Nest stößt er sie aus. Sein vorzüglicher Lockton unter noch einigen andern, die man zur Paarungszeit hört, ist Dieb! daher er auch bei uns von den Kindern den Namen Dieb erhält. Er hat ein zähes Leben, läßt sich daher leicht zähmen. Im Freien sowohl, als im Zimmer hält er sich acht und mehrere Jahre, und der Kopf wird im Alter mehr blau, und die Brust mehr schwarz.

In Deutschland ist der Haussperling gemein. Ueberhaupt bewohnt er ganz Europa bis Drontheim hinauf, Asien von Persien bis Sibirien, so weit es mit Getreide bebaut ist, Syrien, Aegypten, und die Gegenden des Flusses Senegal.

Allent-

Allenthalben, wo Wohnungen der Menschen, und bebaute Felder sind, trifft man auch Sperlinge an. Ja, so wie sich die Cultur des Erdbodens durch Menschenhände erweitert, so verfolgen sie dieselbe, und man weiß gewiß, daß sie in dem größten Theil Sibiriens noch unbekannt waren, ehe sie die Russen durch Anbau des Getreides herbei lockten. Die einzelnen Oerter mitten in Wäldern, die keinen Feldbau haben, fliehen sie, desto lieber und häufiger aber sind sie in Städten und Dörfern, die in Ebenen und flurreichen Gegenden liegen. Im Sommer und Winter sind sie immer in Städten, Dörfern und Gärten, im Herbste aber schlagen sie sich in größere Schaaren zusammen, und beziehen die nahen Hecken und Gebüsche an den Erntefeldern. Nur während der Zeit ihrer Fortpflanzung leben sie einzeln, sonst immer familien- und heerdenweise.

Durch ihre Nahrungsmittel werden sie zugleich wohlthätig und schädlich. Sie fressen Insekten und Getreide. Im Frühjahr durchstreifen sie alle Obstbäume, lesen die Raupen von den Blüthen und Blättern ab, und tödten eine außerordentliche Menge Maikäfer, womit sie besonders ihre Jungen füttern, wenn sie ihnen vorher die harten Flügeldecken abgelöst haben. Im Sommer gehen sie nach dem Salat-, Kohl-, Spinat- u. dergl. Samen, nach den unreifen Zuckererbsen, nach den Kirschen, Wein- und anderen Beeren u. s. f. Sobald aber das Getreide zu reifen anfängt, so ziehen sie in's Feld, lagern sich in Feldbäumen und Büschen, und fressen eine große Menge reifenden und reifen Getreides, als Weizen, Hirsen und Gersten, suchen zum Hafer auf die Böden, und in die Scheunen zu kommen, lesen die unverdauten Haferkörner aus dem Pferdemiste, suchen den ausgeflogenen Erlensamen auf, und fressen überhaupt dann alles, was nur Sämerei heißt. Sie baden sich im Wasser und Sande. Die alten Haussperlinge nisten dreimal des Jahres, und machen

schon im März ihr Nest zurecht; die jungen aber nur zweimal, bleiben daher bis in der Mitte des Aprils in Heerden, ehe sie sich zur Paarung trennen. Sein Nest legt er unter den Dachsparren, in den Löchern der Mauern, und in den Dachrinnen, unter den Ziegeln, und in jeder Höhlung, die er an einem Gebäude findet, an, auch in den Taubenhölen und in den Nestern der Hausschwalben. Man entdeckt es sehr leicht, denn er trägt zur Unterlage eine Menge Stroh und Heu zusammen, davon lange Halmen vor dem Eingange hängen, das Innere füttert er alsdann mit einer tiefen Lage Federn und Haaren aus. Er kann sein Nest in einem Tage fertig bringen, wenn es ihm zerstört worden, und das Weibchen die Eier nicht länger mehr zurückhalten kann. Die Schwalben beißt er zuweilen aus ihren Nestern, um sie für sich zuzurichten; es ist aber wohl eine Fabel, daß die Schwalben sich bemüheten, ihn mit Koth einzumauern. Sie wehren sich vielmehr etliche Tage, rufen auch andere Schwalben zu Hülfe, und suchen ihn zu vertreiben, verlieren aber mehrentheils, und sehen sich genöthigt, ein neues Nest zu bauen. Er liebt diese Schwalbenwohnung so sehr, daß er sie allen andern vorzieht. Aber nicht nur in Hölen an den Häusern sucht er seine Wohnung aufzuschlagen, sondern auch oft auf den Bäumen, in den Hölen der Linden- und Obstbäume, und zwischen ihren dichten Aesten. Sie legen gewöhnlich 5 bis 6, manchmal auch 7, ja wohl gar 8 Eier. Beide Gatten bebrüten sie wechselsweise 14 Tage, und füttern die Jungen mehrentheils mit Raupen, Heuschrecken und Maikäfern auf, die sie ihnen im Schnabel zutragen. Diese schreien dabei sehr, fliegen bald aus, lassen sich aber alsdann noch 8 bis 14 Tage lang von den Alten füttern, und verfolgen sie daher beständig. Bei uns fliegt gewöhnlich die erste Brut in der Mitte des Mais aus; die zweite in der Mitte des Julius, und die dritte zu Ende des Augusts. Wenn

eins von den Nestern zerstört wird, so legt das Weibchen auch wohl viermal des Jahres, und es ist sonderbar, daß der, sonst so schlaue Sperling, fast allemal sein Nest wieder an die nemliche Stelle setzt, wo es ihm kurz vorher zerstört worden war.

Den größten Nutzen leisten sie durch die Vertilgung unzähliger schädlicher Insekten, der Maikäfer, Erbsenwürmer, Raupen, besonders der grünen Wickelraupe und Heuschrecken, womit sie sich und ihre Jungen das ganze Jahr hindurch ernähren; sie sind gewiß nicht die schädlichen Thiere, wofür man sie ausschreit, leisten im Ganzen gewiß mehr Nutzen, als Schaden; ob es gleich gewiß ist, daß sie oft auf solchen Aeckern, die nahe an den Dörfern und Städten liegen, große Verwüstungen anrichten. Es giebt aber abgesonderte Landgüter, wo man sie ihrer Schädlichkeit halber gänzlich austilgte; die Folge war, daß die Eigenthümer niemals Obst bekamen, und wenn die Bäume in ihrer Nachbarschaft noch so reichlich trugen, weil nun die Raupen nicht von den Sperlingen ausgerottet wurden. Durch Schaden wurde man klug, und setzte sogar die Sperlinge wieder an.

### Der Feldsperling. (Fringilla montana.)

Der Kopf ist schön rothbraun, Flügel und Schwanz sind dunkelbraun, der Rücken schwarz und rosifarben gefleckt, und über die Flügel laufen 2 weiße Linien. Der Feldsperling ist kleiner, als der Haussperling, $6\frac{1}{4}$ Zoll lang. Der Schwanz mißt $2\frac{1}{2}$ Zoll, und die Flügel bedecken nur ein Drittheil desselben.

Der Feldsperling ist nicht so scheu, als der Haussperling, aber weit muthiger, munterer, und unruhiger. Er läßt seinen Körper keinen Augenblick ohne Bewegung, und schwenkt ihn bald auf diese, bald auf jene Seite; auch der Schwanz wackelt beständig. Sein Flug ist

schnell und niedrig; sein Gang aber wegen seiner niedrigen Beine schlecht und hüpfend. Er ruft fast wie der Haussperling, doch heller: Tzieb, tzieb, tzieb! und singt auch, wie dieser, einige unangenehme Sylben, wie tzieb, zarr, zarr, zwohr! Mit diesem Geschrei kündigt er den Frühling an, und unterhält sein Weibchen. Er wird so leicht, wie der Haussperling, zahm, sucht sich unter dem Ofen einen Winkel aus, in demselben liegt er den ganzen Tag, unterhält seinen Besitzer mit seinem unangenehmen Gesang, und bewegt sich dabei so schwerfällig, daß man deutlich sieht, wie sauer es ihm wird, sich hören zu lassen. Er lebt 8 und mehrere Jahre, und scheint von dauerhafterer Natur, als der Haussperling zu seyn.

Der Feldsperling bewohnt Europa bis Schweden hinauf, das östliche Sibirien und nördliche Amerika. In Deutschland ist er in einigen Gegenden, z. B. in Thüringen, fast so häufig, wie der Haussperling.

Diese Sperlinge lieben die Gesellschaft ihres Gleichen so sehr, daß sie, ihre Fortpflanzungszeit ausgenommen, in Heerden beisammen leben. Sie halten sich gewöhnlich im Felde, wo Hecken, Bäume, und Gärten in der Nähe sind, oder in gebirgigen und waldigen Gegenden, die mit Aeckern abwechseln, auf, nur in denjenigen Dörfern, die mit Bäumen bepflanzt sind, trifft man sie auch im Sommer an; im Winter aber mischen sie sich gern unter die Haussperlinge, und besuchen die Miststätten und Bauerhöfe. In Städten aber sieht man sie fast gar nicht. Sie schlafen in den dichtesten Hecken oder Weidenbäumen. — Die Amerikanischen Feldsperlinge sollen Zugvögel seyn, welche in Norden wohnen, im Herbst aber nach Süden gehen.

Die Sommernahrung dieses Vogels besteht aus schädlichen Insekten, Raupen, Heuschrecken, Maikäfern u. dergl., im Herbste aber geht er in Menge auf die reifenden Weizen-, Gersten- und Hirsenfelder, und verzehrt

auch sonst allerhand Getreide und Sämereien, als: Hafer, Hanf und Rübsamen.

Im Winter findet er im Pferdemist seine Nahrung, oder er geht auf die Bauerhöfe vor die Scheunen. Im Frühjahr begiebt er sich unter die Erlenbäume, und liest den ausgeflogenen Erlensamen in Gesellschaft der Zeisige auf. Es muß dies ein sehr angenehmes Futter für ihn seyn, da er diese Ernte nie versäumt. Sein Bad ist Wasser und Sand. —

### Der Schneefink. (Fringilla nivalis.)

Der Kopf ist aschgrau; der Rücken graubraun; die hintern Schwungfedern, die Deckfedern der Flügel und die äußeren Schwanzfedern sind weiß. — Der Name dieses Finken kann theils von seiner weißen Farbe, theils von seinem Aufenthalte auf den höchsten Gebirgen, theils von der Aehnlichkeit herkommen, die er mit dem Schneeammer hat.

Der Schneefink bewohnt in Europa die hohen südlichen Gebirge der Schweiz und Frankreichs, und kommt auch zuweilen nach Deutschland. Weiter findet man ihn auf den schneeigen Spitzen des Gebirges Kaukasus, und auf den Persischen hohen Gebirgen. Nur im Winter geht er in die Ebenen herab. Er ist von der Größe einer Feldlerche.

Seine Farben gewähren einen angenehmen Anblick. Scheitel, Wangen und Schläfe, Genick, Nacken und Seiten des Halses sind dunkelaschgrau; die Halfter des Oberkiefers schwarzbraun; die Zügel grau und weiß gefleckt; der Rücken und die Schultern graubraun, dunkel und hell gewässert; die mittelmäßigen Steißfedern schwarz mit untermischten weißen Federn, die ihn weißbunt machen; die Kehle schön schwarz und weiß gefleckt; die Gurgel und Oberbrust weißgrau; der übrige Unterleib weiß.

## Der gemeine und Blut-Hänfling.
(Fringilla Cannabina et Linota)

Die vordern Schwungfedern und die Schwanzfedern sind schwarz; an beiden Rändern weiß. Seine Länge ist 6 Zoll. Die Stirn ist blutroth; der übrige Kopf röthlichaschgrau, auf dem Scheitel mit einigen schwärzlichen Flecken, an den Wangen, an den Seiten des Halses, und um die Augen herum ein röthlich weißer Flecken; der Oberrücken rostbraun, die Schulterfedern mit helleren Federrändern; der Unterrücken weiß und grau gemischt; die obern Deckfedern des Schwanzes schwarz und röthlichweiß eingefaßt, bei sehr alten auch wohl blutroth bespritzt; die Kehle und der Unterhals gelblichweiß.

Der Hänfling hat einen sehr angenehmen lauten und flötenartigen Gesang, der aus vielen aneinanderhängenden Strophen besteht, und desto schöner ist, je öfter einige hellrauschende Töne, die man sein Krähen *nennt*, vorkommen, weil sie mit dem Hähngeschrei Aehnlichkeit haben. Er singt Sommer und Winter, — die Mauserzeit allein ausgenommen — im Fluge, und auf den Bäumen sitzend. Diese vorzügliche Eigenschaft hat ihn auch zu einem Stubenvogel gemacht, und er befindet sich in Gesellschaft der Menschen sehr wohl, ob er gleich, wenn man ihn erwachsen gezähmt hat, nicht so kirre, wie andere Vögel wird. Wenn man ihn aus dem Neste nimmt, und mit eingeweichtem Rübsamen und Semmeln auffüttert, so lernt er nicht nur den Gesang aller Vögel, die er im Zimmer hört, z. B. der Nachtigallen, Lerchen, Finken ꝛc., sondern auch, wenn er allein hängt, Melodien von Arien und Tänzen, die man ihm vorpfeift, nachahmen, ja er lernt sogar Worte nachsprechen. Unter allen Vögeln pfeift er, wegen seiner natürlichen Flötenstimme, die Melodien am reinsten und schönsten nach, und steht deshalb in vorzüglichem Werth. — Die Weib-

chen singen nicht, lernen es auch gewöhnlich nicht, und können nur die verschiedenen gemeinschaftlichen Locktöne hervorbringen.

Ihr Gang ist hüpfend; ihr Flug sehr schnell, und in einer Linie gerade fort, ohne sich wechselsweise zu heben, oder zu senken. Im Zimmer kann man sie 8, und sogar 16 Jahre am Leben erhalten.

Man findet sie in ganz Europa bis Drontheim hinauf, im südlichen und westlichen Rußland, in den nördlichen Theilen von Nordamerika, in Deutschland, und in den vordern Gebirgen des Thüringerwaldes in Menge.

Sie sind nur Strichvögel; denn so lange kein hoher Schnee liegt, findet man sie allenthalben auf den Stoppel- und Brachäckern; sobald aber ein solcher Schnee fällt, daß die Erde völlig bedeckt ist, so verschwinden sie, wie in einem Augenblicke; sind aber auch eben so geschwind wieder da, wenn der Schnee schmilzt. Wahrscheinlich begeben sich diese schnellfliegenden Vögel, welche leicht 12 — 24 Meilen in kurzer Zeit zurücklegen, unterdessen in Gegenden, wo sie die Erde noch entblößt finden. Sie lieben die Gesellschaft ihres Gleichen so sehr, daß man sie alsdann nie allein antrifft; sie setzen sich alle auf einmal nieder, und fliegen alle auf einmal wieder auf, singen, wenn sie sitzen, gemeinschaftlich, und locken, wenn sie fliegen, ebenfalls alle zusammen. Im Winter schlafen sie des Nachts in Feldhölzern, in den dicken, noch mit trockenem Laube versehenen Eichen- und Buchenbüschen. —

### Der Flachsfink. (Fringilla Linaria.)

Die Schwung- und Schwanzfedern sind dunkelbraun, über die Flügel laufen 2 weiße Querstreifen, und die Kehle ist schwarz. — An Farbe gleicht er fast dem Hänfling, an Größe und Lebensart aber mehr dem Zeisig; doch ist er, zum Unterschied von beiden, schlanker und

schöner gebaut. Er ist 6 Zoll lang, und 9 Zoll breit. Der Schwanz ist merklich gespalten, und $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, und die Flügelspitzen reichen bis auf die Mitte desselben.

Im Zimmer verliert sich an diesem Vogel die rothe Farbe an der Brust gleich beim ersten Mausern, und beim zweiten auch gewöhnlich die rothe Scheitelfarbe, welche grünlich wird. Er ist leicht zu zähmen, wird sehr kirre, daher ihn die Vogelsteller im Frühjahr und Herbst in großer Menge fangen. Er ist so einfältig, daß er oft auf die Leimruthen und Netze fällt, wenn man dabei steht, und seine gefangenen Kameraden ausnimmt, wird durch seines Gleichen herbeigelockt, fängt sich aber auch auf den Ruf der Zeisige. Auf seinem Zuge und im Fliegen schreit er immer Pivit, seine Lockstimme aber ist Kreck, kreck, hoid! und sein Gesang kein sonderlich angenehmes leises Gekirre. Er läßt sich noch leichter, als der Stieglitz, zum Futterziehen an einem Kettchen gewöhnen, und lernt noch allerhand ähnliche Künste. Wenn man Weibchen und Männchen zusammen im Zimmer hält, so sind sie so zärtlich gegen einander, daß sie sich unaufhörlich schnäbeln, auch thun sie dies mit dem Hänfling, Stieglitz, Kanarienvogel und Zeisig. Ihr Flug ist schnell, ihr Gang aber lahm und hüpfend; desto besser aber können sie an den Zweigen der Bäume mittelst ihrer scharfen und großen Klauen herumklettern. Im Zimmer leben sie 8 und mehrere Jahre, im Freien müssen sie also noch älter werden können.

Der Flachsfink bewohnt Europa von Italien an bis zu dem nördlichsten Rußland, das nördliche Asien, bis Kamtschatka, und in Amerika Grönland, die Hudsonsbai und andere Gegenden. In den mehresten Gegenden Deutschlands ist er auf seinen Zügen, in Thüringen aber auch sonst bekannt genug.

Seine eigentliche Heimath sind die nördlichen Länder, z. B. Schweden, Lappland, Grönland. Hier hält er

sich des Sommers über in sumpfigen Gegenden im Gesträuche auf. Bei uns bleibt er aber auch, wiewohl nur einzeln, hält sich in Fichtenwäldern auf, und zwar auch da, wo Sümpfe, Bäche und Teiche sind. Als Zugvogel kommt er in der letzten Hälfte des Oktobers und Novembers in großen Schaaren zu uns, hält sich vorzüglich alsdann an denjenigen Orten auf, wo es vielen Erlensamen giebt, fliegt mit lautem Geschrei bald da bald dorthin, entweder für sich allein, oder in Gesellschaft der Zeisige, und der größte Theil verläßt uns im März wieder.

Er nährt sich von Fichten-, Hanf-, Flachs- und Kanariensamen, Leindotter, Distelsamen, Rübsamen, und im Winter fast einzig und allein vom Samen der Erlen, und ihren Blüthenknospen, an welche er auch wie eine Meise herumklettert. Er ißt, wie sein Kamerad, der Zeisig, fast unersättlich, daher er auch den ganzen Tag an den Erlen herumfliegt und frißt.

### Der Kanarienvogel. (Fringilla Canaria.)

Das eigentliche Vaterland dieser Vögel, die jetzt fast in ganz Europa, selbst in Rußland und Sibirien wegen ihrer schönen Farbe, niedlichen Bildung, ausgezeichneten Gelehrigkeit, und besonders wegen ihres vortrefflichen Gesanges in Häusern gehalten und erzogen werden, sind die Kanarischen Inseln, wo sie sich an den Ufern kleiner Flüsse und Gräben fortpflanzen. Schon seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts kennt man sie in Europa, und ihre ursprüngliche graue Farbe, die am Unterleibe in's Grüne fällt, und der Hänflingsfarbe fast gleich kömmt, hat sich durch Zähmung, Klima und Vermischung mit andern Vögeln, die durch Gestalt und Lebensart mit ihnen verwandt sind, auf so mannichfaltige Weise, wie bei allem zahmen Geflügel, abgeändert, daß

man jetzt Kanarienvögel fast von allen Farben hat. Doch bleiben Grau, Gelb, Weiß, Schwärzlich und Rothbraun immer die Hauptfarben, welche aber einzeln in verschiedenen Graden der Schattirung, oder zusammengesetzt unzählige Verschiedenheiten geben.

Diejenigen, welche am Oberleibe schwarz, grau oder graubraun, wie ein Hänfling, und am Unterleibe grüngelb, wie ein Grünling, aussehen, sind die gewöhnlichsten und dauerhaftesten, kommen der ursprünglichen Farbe ihrer Stammeltern am nächsten, und haben dunkelbraune Augen. Die Gelben und Weißen haben mehrentheils rothe Augen, und sind schwächlicher. Die Rothbraunen sind die seltensten, haben graubraune Augen, und stehen in Absicht der Dauerhaftigkeit und Stärke zwischen jenen beiden mitten inne. Da aber die Zeichnung der meisten Kanarienvögel aus einer Mischung dieser Hauptfarbe besteht; so ist ein Kanarienvogel um desto kostbarer, je regelmäßiger die Zusammensetzung dieser verschiedenen Farben ist, die er aufzuweisen hat. Derjenige, der gelb oder weiß am Körper ist, und isabellfarbne Flügel, Kopf, (besonders wenn dieser gekrönt ist) und Schwanz hat, wird jetzt für den Allerschönsten gehalten. Nächst diesem folgt der Goldgelbe mit schwarzem oder schwarzgrauem Kopfe (mit oder ohne Holle) Flügeln und Schwanz; alsdann giebts noch schwärzliche oder graue mit gelbem Kopfe, oder Halsband, gelbe mit schwarzen oder grüngelb gehaubten Kopfe, welche im vorzüglichen Werthe sind.

Die übrigen unregelmäßig gefleckten, bunten oder geschäckten, werden weniger geachtet, und ihr Werth hält mit den einfarbigen schwarzgrauen oder graubraunen fast das Gleichgewicht. Die Bastarde, die aus der Vermischung verwandter Vögel entstehen, haben eine gemischte Zeichnung von den Farben ihrer Eltern. So findet man welche, die den ganzen Kopf, Flügel und Schwanz

des Stieglitzes, und den übrigen gelben Leib des Kanarienvogels haben.

Das Weibchen ist vom Männchen kaum zu unterscheiden; doch sind die Farben des letztern immer lebhafter, als bei ersterm; der Kopf ist etwas dicker, gestreckter und heller, der Körper schlanker gebaut; der Hals länger; die Beine sind höher und gerade.

An diesen Vögeln kann man besonders die Verschiedenheit im Karakter und Temperament, die sich bei den Vögeln eben so, wie bei den vierfüßigen Thieren findet, sehr genau bemerken. Es giebt traurige und lustige, zänkische und friedfertige, gelehrige und ungelehrige Kanarienvögel.

Vorzüglich haben sie sich durch ihren anmuthigen, starken und abwechselnden Gesang (Schlag), der fast das ganze Jahr hindurch (bei manchen selbst die Mauserzeit nicht ausgenommen) fortdauert, beliebt gemacht, und man schätzt diejenigen vorzüglich, die des Nachts bei Licht singen, welches aber die wenigsten thun.

Diejenigen werden für die besten Sänger gehalten, die mehrere Strophen des Nachtigallschlages in ihre Melodien mischen; man nennt sie Tyrolersänger, weil sie aus Tyrol, wo viele Vögel dieser Art gezogen werden, abstammen sollen; nach ihnen kommen die Englischen, die den Gesang der Baumlerche (Alauda arborea) nachahmen.

In Thüringen singen diejenigen am anmuthigsten, die wenig schmetternde Strophen hören lassen, aber dafür die einzelnen Töne einer Oktave hell silbertönend herablullen, und dazwischen zuweilen trompetenmäßig: Terteng! rufen. In der Heckzeit schreien sie zuweilen so anhaltend und stark, daß sie sich die zarten Adern der Lunge zersprengen, und plötzlich mitten im Gesange vom Springholze herabfallen, und todt sind.

Diese Vögel zeichnen sich auch noch besonders durch ihr gutes Gehör, durch die vorzügliche Geschicklichkeit, die Töne aller Art nachzuahmen, und durch ihr treffliches Gedächtniß aus. Sie ahmen nicht nur alle Vogelgesänge, die sie in ihrer Jugend hören, nach, und vermischen sie mit dem ihrigen, woher eben die außerordentliche Mannichfaltigkeit ihres Gesanges, der sich familienweise fortpflanzet, sondern lernen auch 2 bis 3 mit dem Munde vorgepfiffene, oder durch eine Flöte oder kleine Orgel in ihrer Jugend vorgespielte Lieder und Arien im natürlichen Tone und taktmäßig nachsingen, sogar kurze Wörter deutlich aussprechen. Selbst die Weibchen können zuweilen abgerichtet werden, vorgespielte Arien nachzupfeifen. — Ihr Alter erstreckt sich, wenn sie in der Hecke gebraucht werden, selten über 7 bis 10 Jahre, sonst aber, bei guter Wartung, wohl bis 20 Jahre.

Die Reinlichkeit verhindert bei diesen zärtlichen Vögeln die meisten Krankheiten, daher versieht man die Böden ihrer Wohnungen mit Schiebern, die man wenigstens alle Woche einmal herausnehmen und reinigen, und mit groben Wassersand bestreuen kann. Da es Vögel aus einem wärmern Himmelsstriche sind, und der beständige Aufenthalt im Zimmer sie nicht abhärten kann, so darf man sie im Winter nie in ungeheitzten Zimmern lassen, oder der kalten Luft aussetzen, (so zuträglich ihnen auch im Sommer die frische Luft ist), denn sie würden sonst leicht krank werden, ja wohl gar erfrieren. Sie müssen, auch im Käfig hängend, wenn sie gut singen sollen, immer helles Tageslicht haben, und wo möglich der Sonnenwärme ausgesetzt seyn, welche ihnen besonders beim Baden gar sehr ersprießlich ist.

Das vorzüglichste Futter ist Sommerrübsamen (Brassica Napus). Bei diesem Futter allein befinden sie sich schon, wie die Hänflinge, sehr wohl; man ver-

miſcht es ihnen aber des Wohlgeſchmacks halber mit etwas zerquetſchtem Hanfſamen, Kanarienſamen (Phalaris canariensis) und Mohn, beſonders im Frühjahr, wenn man ſie zur Fortpflanzung brauchen will. Will man ſie beſtändig etwas beſſer füttern, ſo giebt man ihnen ein Gemiſch von Sommerrübſamen, ganzen Hanfkörnern mit Hirſen oder etwas Kanarienſamen vermengt.

Außerdem giebt man Weibchen und Männchen noch im Sommer zuweilen etwas grünen Kohl, Salat, Rübſat, gemeine Kreuzwurz, Brunnenkreſſe, wenn man dieſe Kräuter vorher durch Waſchen von ſchädlichen Thauen gereinigt hat, und im Winter Stückchen von ſüßen Aepfeln und Kopfkraut.

Zu Zuchtvögeln erwählt man Männchen vom zweiten bis zum ſechsten, und Weibchen vom erſten bis zum fünften Jahre, und wenn man ältern Weibchen junge Männchen zugeſellet, ſo entſcheidet die Erfahrung, daß man auch mehr junge Männchen, als Weibchen erhält. Die Alten kennt man an den hervorſtehenden ſchwärzlichen Schuppen der Beine, und an den ſtarken langen Klauen. — Gute Heck-Vögel ſind ſelten und koſtbar; denn es giebt phlegmatiſche Männchen, die immer traurig ſind, wenig ſingen, dem Weibchen nicht gefallen, und alſo für die Hecke untauglich ſind; Andere beißen und jagen die Weibchen beſtändig, ja tödten ſie, und ihre Jungen oft; wieder andere verfolgen das Weibchen, wenn es brütet, zerreißen das Neſt, und werfen die Eier heraus.

Auch die Weibchen haben ihre Fehler. Einige legen bloß, und verlaſſen ſogleich die Eier, wenn ſie ſie gelegt haben, um ſich auf's neue zu begatten; andere füttern die Jungen ſchlecht, beißen ſie, oder rupfen ihnen alle Federn nach und nach aus, daß ſie oft elend ſterben müſſen; noch andere legen mit vieler Anſtrengung und Mühe, und ſind alsdann, wenn ſie brüten ſollen, krank, oder legen zu ſpät hinter einander weg.

Am beſten iſt es, man entfernt ſogleich ſolche fehlerhafte Vögel, und läßt nur diejenigen zur Begattung, die keine von dieſen nachtheiligen Eigenſchaften haben.

Um in Rückſicht der Farbe ſchöne junge Vögel zu bekommen, ſo paart man gern rein und gleichgezeichnete zuſammen. Dies geht vorzüglich in Käfichhecken an; bunte und ſchäckige fallen in großen Hecken, wo ſich die dunklen und hellen Vögel von ſelbſt zuſammenpaaren, ohnehin von ſelbſt aus. Grünliche und Bräunliche mit Hochgelben gepaart, erzeugen gern ſchöne Sammt- Agath- oder Kameelfarbige. — Eine beſondere Verrichtigkeitsregel beſteht noch darin, daß man nur hollige und glattköpfige zuſammenſteckt; denn paaret man 2 kuppige Vögel zuſammen, ſo bekommt man gewöhnlich kahlköpfige, oder gar ſolche, die einen Fehler am Scheitel, z. B. ein Geſchwür haben.

Nur zu nahe Schüſſe, ſtarkes Zuſchlagen der Thüren, Pochen, und anderes ſchreckendes Geräuſch können zuweilen äußere Urſachen ſeyn, warum die Jungen in den Eiern ſterben; ſonſt iſt es nur eine ſchlechte Mutter. — Sobald die Jungen ausgekrochen ſind, ſetzt man den Alten neben ihr gewöhnliches Futter noch ein irdenes Gefäßchen mit einem Viertheil von einem hartgekochten Ei, ſowohl Gelbes als Weißes, klein gehackt, und mit einem Stück Semmel, das in Waſſer geweicht, und wieder ausgepreßt iſt, hin, und in einem andern etwas Rübſamen, welcher 2 Stunden vorher einmal aufgekocht, und im friſchen Waſſer wieder abgewaſchen iſt, um ihm alle Schärfe zu benehmen. Statt der Semmeln nehmen auch einige Zwieback, allein es iſt nicht nöthig. Hierbei iſt nun vorzüglich zu beobachten, daß dieſe weichen Speiſen nicht ſauer werden, denn ſonſt ſterben die Jungen, und man weiß oft nicht warum.

Jetzt tritt das Hauptgeſchäft des Männchens bei der Erziehung der Jungen ein, und es verſieht auch wirklich

das Geschäft der Fütterung fast ganz allein, um sich das Weibchen vom Brüten erholen zu lassen.

Bis zum 12ten Tage sind die Jungen noch fast ganz nackt, und müssen von dem Weibchen bedeckt werden; nach dem 30sten aber fressen sie schon völlig allein, und wenn sie 4 Wochen alt sind, kann man sie schon aus der Hecke nehmen, in eigene Käfiche, die aber noch weit seyn müssen, thun, und ihnen neben dem Futter der Alten noch etliche Wochen, auf die oben beschriebene Art, eingeweichten Rübsamen geben; denn wenn man ihnen zu plötzlich das weiche Futter entzieht, so sterben sie mehrentheils im Mausern.

Wenn die Jungen 12 bis 14 Tage alt sind, so macht die Mutter schon zum zweiten Gehecke Anstalt, baut sich ein neues Nest, und hat gewöhnlich, ehe jene Junge ausgeflogen sind, schon wiederum Eier.

Man kann auch die Kanarienvögel mit andern Vögeln, die ihrer Natur nach mit ihnen verwandt sind, paaren, und fruchtbare Bastarde erzeugen. Hierzu sind vorzüglich die Gierlitze, Zitronenfinken, Hänflinge, Flachsfinken, Stieglitze und Zeisige, wie wir schon oben gesehen haben, am tauglichsten. Doch hat man auch mit den Grünlingen und Gimpeln glückliche Versuche gemacht.

Auch diese Bastarde (vom Stieglitz und Zeisig ist es gewiß) zeugen wieder untereinander Junge. Doch bemerkt man den Unterschied, daß sie im ersten Jahre ganz kleine Eier legen, und schwächliche Junge bekommen.

## Der Fliegenfänger. (Muscicapa.)

Es sind Zugvögel, die spät bei uns ankommen, und bald wieder wegziehen, nur einmal nisten, sich hauptsächlich von Fliegen nähren, und diese sehr geschickt im Fluge zu fangen wissen. In Deutschland giebt es 5 Arten.

Der gefleckte Fliegenfänger. (Muscicapa grisola.)

Er ist oben graubraun, unten weißlich, am Halse, der Länge nach, gefleckt. — Er ist der größte unter den inländischen Arten. Seine Länge ist 6½ Zoll.

Der Vorderkopf ist grau und aschgrau gesprenkelt, indem jede Feder am Rande etwas heller ist; der übrige Oberleib, grau nach den Deckfedern des Schwanzes zu in's röthlichgraue fallend; der Unterleib weißlich; Kehle, Hals, Brust und Seiten röthlichgrau gestreift; die Flügel graubraun.

Er ist, wie fast alle Vögel seiner Gattung, ein trauriger, stiller, mit wenig Fähigkeit begabter Vogel. Er singt nicht, sondern ruft, wenn er auffliegt, ein heiseres St! St! In Wäldern liebt er die höchsten Baumgipfel, und fliegt schnell, aber nicht weit, seiner Nahrung halber, in der Luft, und setzt sich dann wieder auf seinen alten Platz, oder einen andern nahen Gipfel.

Dieser Europäische Vogel, der bis Schweden hinauf geht, ist in Thüringen sehr gemein, und im südlichen Rußland häufig. Er kömmt in der ersten Hälfte des Mais, seltner noch im April, von seiner Winterreise, die er allemal in der Mitte des Septembers antritt, und liebt bei seinen Zügen die Gesellschaft. Er hat seinen Aufenthalt gern in den vordern Schwarzwäldern, doch trifft man ihn auch nahe an Städten und Dörfern in den Gärten an.

Seine Nahrungsmittel sind Fliegen, Bienen, Wespen, Bremsen, Mücken, Schnaken, Viehbremen u. dergl. Insekten. Sie zu fangen, sitzt er in Wäldern auf den höchsten Baumgipfeln, in Gärten auf freien Aesten, oder dergleichen Orten, und sieht sich um. Sobald er eins in der Luft gewahr wird, fliegt er darnach, fängt es, und setzt sich gewöhnlich wieder an seine vorige Stelle. Im August zieht er, besonders wenn kalte Witterung einfällt, familienweise nach den Teichen, und paßt daselbst

selbst den Mücken auf. Er geht auch nach den Kirschen, und muß im Nothfall auch Beeren fressen, denn man fängt sie in Schneußen, wo Ebereschen vorhängen.

Er nistet, weil er so spät ankömmt, und so bald wieder weggeht, nur einmal des Jahres, und baut in Fichtenwäldern sein kunstloses Nest auf dicke Aeste am Stamme an, sonst auf hervorstehende Balkenenden unter die Dächer, auf ausgehöhlte dicke Aeste der Obstbäume, in Mauerlöcher ꝛc.

Er scheut die Menschen so wenig, daß er es gewöhnlich da hinstellt, wo sie immer vorbeigehen; daher es in Wäldern immer am Wege steht. Es ist auswendig mit Erdmoos, Korallenmoos, Heide, oder anderm Geniste schlecht zusammengewebt, und inwendig mit einigen Klümpchen Wolle weich gemacht.

Sie müssen auch zuweilen einen jungen Kukuk erziehen. Die Jungen sehen bis zum Mausern am ganzen Oberleibe und der Brust gelblichweiß, und gelblichgrau gesprengt, am Bauche schmutzigweiß, und am Schnabel und Beine hellblau aus.

## Der Fliegenfänger mit dem Halsbande.

(Muscicapa collaris.)

Ein schönes Schwarz und Weiß sind seine Hauptfarben, doch sind diese so vortheilhaft vertheilt, daß er besonders im Fluge ein vortreffliches geschäcktes Ansehen erhält. An der Stirn ist ein großer weißer Fleck; Kopf und Backen sind schwarz; hinter dem Genicke ist ein breiter weißer Halskragen; der Rücken ist schwarz; die Schultern, die kurzen Steißfedern und der Unterrücken oder Bürzel weiß überlaufen, so daß hier ein verloren gezeichnetes weißes Querband queer über den Rücken zu gehen scheint; der ganze Unterleib weiß; die Flügel dunkelbraun.

Man findet ihn nur einzeln in Europa und Deutsch-

land; in den tiefen Gebirgen des Thüringerwaldes noch am häufigsten. Seine Heimath muß südlich seyn, da man ihn mehrentheils auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung antrifft, und unter den Chinesischen Gemälden bemerkt. Nordwärts geht er bis Schweden, und in Rußland hat man ihn zwischen den Flüssen Kaira und Savare bemerkt.

Sein Nest legt er einmal des Jahres in hohlen Eichen und Buchen an, oder, wenn keine Löcher da sind, auf niederen Buchenästen, und die Materialien dazu sind bloß Moos, mit einigen Thierhaaren vermischt. Aus 4 bis 6 bläulichgrünen, braungefleckten Eiern, schlüpfen in 14 Tagen die anfangs schmutzig schwarz und weißen Jungen aus, an deren Stirne man, statt der weißen Farbe, nur eine schmutzig bräunliche bemerkt. Die Jungen sehen im Neste etwas blässer aus, wie die junga Schwalben, werden aber noch vor dem Mausern schwarz, wie die Alten. — Verschiedene Raubvögel, auch die Wiesel und Haselmäuse, vermindern seine ohnehin schwache Vermehrung.

Nur im Frühjahr und Sommer kann man diesen scheuen Vogel mit Schießgewehren in seiner Heimath erlegen; im Herbste verliert er sich unversehens. — Er scheint zur Vertilgung mancher schädlichen Insekten da zu seyn. —

### Der schwarzrückige Fliegenfänger.
(Muscicapa atricapilla.)

Obgleich dieser Fliegenfänger in Schweden angetroffen wird, so ist er doch in den südlichen Gegenden mehr einheimisch. — In Thüringen kömmt er in der letzten Hälfte des Aprils, oder der ersten Hälfte des Mais, etliche Tage nach der vorhergehenden Art, in Gesellschaft von 12 bis 20 an, und hält sich 6 bis 10 Tage in den Feldhölzern auf, alsdann vertheilt er sich paarweise in

die dicksten Gegenden des Thüringerwaldes, die mit lebendigem Holze bewachsen sind, und am Wasser liegen. Im Anfang des Septembers verschwindet er unvermerkt. Seine Nahrung besteht aus ähnlichen Insekten, wie die vorige Art genießt, und sein Nest macht er in hohlen Eichen, Rothbuchen, Hornbäumen, und besonders in Zitterpappeln. Doch trifft man es auch auf den dichtesten und verworrensten Aesten auf hohen Bäumen frei an. Es besteht nur aus einer Unterlage von Moos und Haaren, und die 4 bis 6 Eier, welche darin liegen, sind bräunlich gewässert.

### Der schwarzgraue Fliegenfänger.
(Muscicapa muscipeta.)

Er ist der scheueste und flüchtigste Fliegenfänger, hat Flügel und Schwanz immer in Bewegung, und schlägt sie bei dem jedesmaligen Niedersetzen so schnell auf und nieder, wie wenn er sich im höchsten Grade freute. Er schwatzt bloß Tzack! tzack! — Da er die Gesellschaft seines Gleichen gar nicht liebt, so sieht man ihn immer einzeln herum fliegen.

Er ist in gebirgigen Gegenden von Deutschland, besonders in Hessen, nicht selten. Er kommt als Zugvogel in der ersten Hälfte des Maies, etliche Tage nach der vorhergehenden Art, an. Man trifft ihn dann einzeln auf den Feldbäumen, in Alleen und Gärten, und in gebirgigen Gegenden, wo Hölzer, Bäume und Hecken sind. Er setzt sich nicht so frei, wie die mit ihm verwandten Arten, sondern versteckt sich gern in den belaubten Aesten, und hüpft schnell von einem Zweige zum andern. In der Mitte des Oktobers verläßt er uns wieder, dahingegen die andern schon weit früher wegziehen. Auf seinem Wegzuge kömmt er auch den Häusern, da, wo Gärten liegen, nahe, und fängt auf den Häusern die Fliegen und andern Insekten weg.

Alle Insekten, die unter dem Schatten der Bäume Zuflucht suchen, werden ihm zur Beute. Er fängt sie nicht nur, wie die andern Fliegenfänger, in der Luft weg, sondern liest sie auch von den Blättern und Zweigen der Bäume ab, indem er mit der größten Schnelligkeit auf sie zufliegt. Fliegen und Schnaken machen seine Hauptnahrung aus.

Er nistet in den Hölen der Rothbuchen, des Hornbaums, der Eichen, Linden ꝛc., und verklebt sein Nest nach Art der gemeinen Spechtmeise mit Erde, so daß nur eine so kleine Oeffnung bleibt, daß er mit Noth aus- und einkriechen kann. Er ist außerordentlich zärtlich gegen Weibchen, und man sieht der Paarung mit Vergnügen zu.

### Der Sänger. (Motacilla.)

Der Schnabel ist gerade, pfriemenförmig, dünn zugespitzt, mit fast gleichen Kinnladen, wovon die obere mehrentheils einen Ausschnitt hat. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Insekten. Sie halten sich theils im Walde, theils in Hecken und Gebüschen, theils in steinigen Gegenden auf. Sie sind fast alle Zugvögel, da ihnen im Winter die Nahrungsmittel bei uns fehlen, und sie die Kälte scheuen. Man zählt in Deutschland 30 Arten, die man in folgende Familien eintheilen kann:

#### Erste Familie.

Sänger mit einem runden, fast gleich starken Schnabel und starken Füßen. Sie genießen Insekten und Beeren, und nisten im Gebüsche. Grasmücken.

#### Die Nachtigall. (Motacilla Luscinia.)

Sie ist oben röthlichgrau, unten hellgrau, und der Schwanz braunröthlich. — An Größe gleicht sie dem Haussperling, ist 6 Zoll 10 Linien lang, und 10 Zoll

6 Linien breit. Der Schwanz mißt 2 Zoll 9 Linien, und die zusammengelegten Flügel reichen bis auf die Mitte desselben. Das Gewicht ist eine halbe Unze. — Der Schnabel ist 8 Linien lang, gerade, hinten etwas breit, vorn spitzig, der Oberkiefer etwas vorstehend, oben dunkelbraun, unten hell graubraun, und an der Wurzel fleischfarben, inwendig gelb; der Augenstern nußbraun; die geschilderten Füße braunfleischfarben, die Klauen dunkelbraun, die Beine 9 Linien hoch, die Mittelzehe 8 Linien, und die hintere 6 Linien lang.

Der Oberleib ist graubraun rostfarben überlaufen, bei den Alten röthlich aschgrau; der Steiß braunroth; die Kehle, der Bauch und die langen Afterfedern weiß; die Brust und Seiten weißlich aschgrau; die Kniebänder grau; die größten Deckfedern der Flügel mit kleinen weißlichen Spitzen; die Schwungfedern graubraun rostgelb eingefaßt; die breiten geraden Schwungfedern schmutzig braunröthlich. Das Weibchen ist nur dem Kenner kenntlich; denn äußerlich hat es kein deutliches Merkmal, außer daß die Kehle nicht so schön weiß ist. Wer aber auf Gang, Stellung und äußeres Betragen der Vögel zu merken gewohnt ist, der wird es gar bald vom Männchen unterscheiden können.

Die größte Aehnlichkeit haben die Nachtigallen mit dem Weibchen des gemeinen Rothschwänzchens (Motacilla Erithacus), welche auch oft für Nachtigallen verkauft werden; man muß daher die Unterscheidungsmerkmale beider gehörig kennen, um nicht hintergangen zu werden. Das Rothschwanzweibchen ist nemlich immer kleiner; seine Farbe dunkler; die dünnen Füße und der Schnabel schwärzlich; die Farbe des Schwanzes heller, und die 2 mittlern Federn desselben schwärzlich. Es zittert auch in einem weg mit dem dünnen und längern Schwanze, da ihn hingegen die Nachtigall nur zuweilen, z. B. wenn sie einige Schritte gehüpft ist, in die Höhe

ſchlägt, und ihn faſt immer über die Flügelſpitzen erhaben trägt. Sie zeigt auch in ihren Geberden und Stellungen mehr Stolz, und in ihren Handlungen mehr Ueberlegung, als das Rothſchwänzchen, denn ſie trägt ſich immer hoch und aufgerichtet, hat einen hüpfenden Gang, und beobachtet in demſelben ein gewiſſes Maaß und Ordnung. Wenn ſie eine Anzahl Sprünge gethan hat, ſo bleibt ſie ſtehen, ſieht ſich bedeutend um, bewegt die Flügel, ſchlägt den Schwanz mit einem gewiſſen Anſtande in die Höhe, und breitet ihn ein wenig aus, beugt ſich etlichemal mit dem Kopfe, erhebt den Schwanz, und hüpft nun erſt wieder weiter. Die Gegenſtände, welche ihre Aufmerkſamkeit an ſich ziehen, ſieht ſie meiſt nur mit Einem Auge, den Kopf auf die Seite haltend, an. Nach den Inſekten, die ihr zur Nahrung dienen, hüpft ſie zwar geſchwind hin, ergreift ſie aber nicht gleich gierig, wie andere Vögel, ſondern bleibt mehrentheils erſt ein Weilchen vor ihnen ſtehen, betrachtet ſie, als wenn ſie überlegte, ob es auch rathſam ſei, ſie zu verzehren. Ueberhaupt iſt ihr ganzes Betragen bedächtig, ernſthaft, und freilich zuweilen etwas unvorſichtig, weil ſie faſt unter allen Vögeln am leichteſten in die Schlinge geht, die ihr gelegt wird. Man nennt ſie deshalb neugierig; allein dies iſt ſie in der That nicht, denn man kann ihr allerhand ungewohnte Dinge hinſetzen, und ſie wird ſie nie des Anſehns würdigen; wenn man aber freilich die Erde entblößt oder aufgräbt, ſo eilt ſie ſogleich herbei; aber aus gar gegründeten Urſachen, weil ſie aus natürlichem Triebe und langer Erfahrung weiß, daß ſie an ſolchen Orten Inſekten antrifft, die ihr ein beſonderer Leckerbiſſen ſind. Dies thun aber auch andere Sänger, z. B. der Mönch, das Rothkehlchen, der Rothſchwanz, Braunelle u. dergl. Ihre verſchiedenen Leidenſchaften giebt ſie durch mancherlei Töne zu erkennen. Der unbedeutendſte Ruf ſcheint ein pfeifender Ton Witt

zu seyn, wenn sie ihn einzeln hören läßt. Wird aber noch die schnarrende Sylbe Krr! daran gehängt, so ist das Witt=Krr der Laut, durch welchen Weibchen und Männchen sich einander anzulocken pflegen. Wenn sie ihren Unwillen oder ihre Furcht zu erkennen geben, so rufen sie das Witt vielmal hurtig und laut hinter einander aus, ehe sie einmal Krr dazu schnarren. Wenn sie vergnügt und zufrieden sind, z. B. über eine gute Mahlzeit, oder über die Freundlichkeit des Gatten, so lassen sie ein leises Fied oder Tack hören, welches letztere man nachahmen kann, wenn man die Zunge gegen den Gaumen drückt oder schmatzt. Das Männchen zeichnet sich noch besonders durch seinen schönen Gesang, den man seiner Stärke und der abgesetzten Strophen halber einen Schlag nennt, vor andern Sangvögeln aus, und heißt mit Recht der König derselben. Es ist erstaunend, wie viel Kraft er in den Werkzeugen seiner Stimme besitzt, da er in der Nähe dem Zuhörer ein Schmettern und Gellen in den Ohren verursachen kann. Wirklich sind auch bei ihm die Muskeln der Kehle stärker, als bei jedem andern Sangvogel. — Aber nicht nur die Stärke der Stimme, sondern vorzüglich die vielen und anmuthigen Abwechselungen, und die schöne Harmonie in dem Gesange machen die Nachtigallen für jeden Menschen, der nicht ganz unempfindlich ist, schätzbar. Bald ziehen sie Minuten lang eine Strophe einzelner melancholischer Töne hin, die leise anfangen, nach und nach immer stärker wachsen, und sterbend sich endigen; bald schmettern sie eine Reihe gerader, scharfer Noten hastig aus, und schließen dann diese, und viele andere Strophen, woraus ihr Lied besteht, mit den einzelnen Tönen eines aufsteigenden Akkords. Vier und zwanzig und mehr verschiedene Strophen hat ihr Gesang, die kleinen Varietäten nicht mitgerechnet.

Alle schlagen in ihrer Art vortrefflich; jede findet

ihren Liebhaber, und es ist schwer, einer unter ihnen den Vorzug zu geben. Freilich giebt es zuweilen Virtuosen unter denselben, die alle Vollkommenheiten der Melodie und der Stimme in sich vereinigen. Dies sind gewöhnlich Vögel aus dem ersten Gehecke, die, bei ihren guten natürlichen Anlagen der Stimme und des Gedächtnisses, in einer Gegend erzogen sind, wo es viele Nachtigallen giebt, so daß sie aus dem Gesange der einen diese, aus dem der andern jene angenehm klingende Töne sich zueignen, und dadurch dem ihrigen diejenige Vollkommenheit geben können, die wir an demselben so sehr bewundern.

Wenn die Männchen von ihren Wanderungen zurückkommen, welches allezeit 6 bis 8 Tage vor der Ankunft des Weibchens geschieht, so singen sie Alle des Nachts vor und nach Mitternacht, um bei hellen Nächten die vorbeistreichenden Weibchen zu sich zu locken. Sind sie ihres Wunsches gewährt, so hört man sie nicht alle mehr des Nachts schlagen, sondern viele begrüßen nur den herannahenden Morgen mit ihren Liedern, und setzen solche den Tag über abwechselnd fort. — Es giebt aber auch Nachtigallen, die dabei bleiben, wie sie angefangen haben, immer vor und nach Mitternacht singen, und Nachtvögel genannt werden. Man kann daher nur in der Folge erst, wenn eine Nachtigall sich schon etliche Tage an einem bestimmten Orte aufgehalten hat, sagen, ob sie ein Tag- oder Nachtvogel sei.

Schade ist es, daß ihre Singzeit nicht lange dauert, denn sie schlägt in ihrer Freiheit nicht volle 3 Monate, und diese kurze Zeit über nicht mit gleich viel Eifer. Wenn sie ankömmt, ist sie am fleißigsten, und dies währet, bis die Jungen aus den Eiern geschlüpft sind. Alsdann muß sie die meiste Zeit auf die Versorgung derselben verwenden; man hört sie also schon seltener. Erhebt sie zuweilen ihre Stimme wieder, so geschieht es doch nicht mit dem Feuer, welches ihren Gesang bei ih-

rer Ankunft belebt. Kommt endlich Johannistag herbei, so hört sie gar auf, und man hört, von dieser Zeit an, bloß das Zwitschern der Jungen, die den Gesang ihres Vaters zu lernen anfangen, welches man ihr Dichten nennt.

Im Zimmer singen sie länger, fangen zuweilen im November an, und hören nach Ostern auf. Dies thun diejenigen, die man erwachsen gefangen hat; die jungen aufgezogenen aber schlagen wohl 7 ganze Monate, müssen aber allein hängen, und von einer Alten unterrichtet seyn, sonst werden sie Stümper, schlagen nicht nur ihren natürlichen Gesang nicht gut, sondern nehmen auch etwas von den Gesängen anderer Vögel an, die sie hören; haben sie aber einen guten Vorsänger und ein gutes Gedächtniß, so singen sie diesen nicht nur nach, sondern vervollkommnen auch, wie alle aufgezogne Stubenvögel, noch ihr Lied.

Im Zimmer erreichen sie höchstens ein Alter von 8 Jahren; im Freien bemerkt man sie kaum so lange an einem Orte, doch schließt dies nicht in sich, daß sie nicht älter werden können.

Die Nachtigallen sind in Europa bis in die Mitte von Schweden, und in ganz Asien bis zu dem gemäßigten Theile von Sibirien, und selbst an den Ufern des Nils verbreitet. In Deutschland, wo sie fast allenthalben gehegt werden, findet man sie in manchen Gegenden in großer Anzahl. — Sie wählen zu ihrem Aufenthalte dicht bewachsene schattige, und nicht zu kalte Gegenden aus, es mögen dies nun Wälder, Feldhölzer, Gärten, oder auch nur Feldhecken seyn. In den Wäldern ziehen sie das Laubholz dem Nadelholze vor, bewohnen in Kettengebirgen nur die Vorwälder, und vermeiden die hohen rauhen Gebirge. Am liebsten sind ihnen die Feldhölzer, und andere ebene buschreiche Oerter, die mit Wiesen und Aeckern vermischt sind. Daß sie sumpfige und wasser-

reiche Gegenden allen andern vorzögen, ist wohl ungegründet; denn sie wählen solche Gegenden nicht des Wassers halber, sondern deswegen, weil sie mit vielen dichten Gebüschen bewachsen sind. Wenn sich eine Nachtigall einmal einen Standort gewählt hat, so besucht sie ihn, wie der Fink, alle Jahre wieder, sie müßte denn unterdessen gefangen worden seyn, oder die Gegend müßte ihre gehörige Beschaffenheit verloren haben.

Sie wandern nicht in ganzen Flügen, und in einem Strich fort, sondern gehen einzeln, und zwar von Strecke zu Strecke, daher sie auch unter diejenigen Zugvögel gehören, die nicht leicht von der schlechten Witterung leiden, wie andere, denen diese Vorsicht nicht eingepflanzt ist. In der Mitte des Augusts streichen sie wieder familienweise von einem Gebüsche zum andern, und zwar in aller Stille fort. Man fängt sie alsdann in Sprenkeln, vor welchen Johannisbeeren oder Hollunderbeeren als Lockspeise hängen. Höchstens bis in die Mitte des Septembers sind sie noch in unserer Gegend; alsdann aber entwischen sie uns ganz unversehens, und ohne Gesellschaft, und man kann eigentlich nicht mit völliger Gewißheit sagen, wie lange ihr Herbststrich daure. Krankheit, spätes Ausbrüten, Verirrung, wenn es junge Vögel sind, die noch keine Reise mitgemacht haben, und andere Umstände machen zuweilen, daß man wohl noch eine Nachtigall im September und Oktober bemerkt. Doch geschieht dies äußerst selten, und es ist bei allen Zugvögeln gewöhnlich, daß einige früher wiederkommen, andere später wegziehen. Andere Vögel, die in großen Gesellschaften reisen, wie z. B. die Schwalben, können dem Auge des aufmerksamen Naturforschers nicht so leicht entgehen.

Ihre Nahrung besteht in Insekten, vorzüglich in kleinen grünen Räupchen, die sich auf den Eichen, dem Weißdorn, und andern Gesträuchen befinden, in kleinen

Nachtschmetterlingen, in Fliegen und Insektenlarven, die unter dem Moose, und unter der Oberfläche der Erde verborgen sind, und, wenn diese aufgegraben wird, bloß da liegen. Auf ihrer Reise genießen sie auch Johannisbeeren, schwarze Hollunderbeeren und Berghollunderbeeren (rothe Hollunderbeeren).

Im Zimmer muß man, so bald man eine neugefangene erhält, sie etliche Tage mit frischen Ameiseneiern und Mehlwürmern füttern, oder wenn man erstere noch nicht hat, so muß man ihnen ein Gemengsel von Rinderherz, harten Eiern und Semmeln, des Tages etlichemal einstopfen, und auf dies Futter, das im Troge liegt, etliche Mehlwürmer legen. Alsdann nehmen sie auch mit abgekochtem Rinderherz, magern Rind- oder Schöpsenfleisch, gelben Möhren, beides klar gemacht, und mit Ameiseneiern vermischt, vorlieb. Wenn sie aber gut und fleißig singen sollen, verlangen sie täglich einige Mehlwürmer.

Nach dem Mausern bäckt man ihnen einige kleine Brötchen aus Erbsenmehl, das mit Eiern angemacht ist, zerreibt sie auf dem Reibeisen, und feuchtet sie mit Wasser an. Sie nehmen aber auch, wenn man sie frei herum laufen läßt, mit Gerstenschrot, das mit Semmel und Milch vermischt ist, vorlieb, und befinden sich wohl dabei. Nur muß dies, wie alles Futter, alle Tage frisch gegeben werden, weil es sonst leicht sauer und schädlich wird, und die Krippe täglich gereinigt werden.

Jede Nachtigall behauptet ihr Gebiet, und wo ihrer zur Begattungszeit mehrere zusammen kommen, führen sie die hitzigsten Kriege, verfolgen und verjagen sich unter einander, und die Schwächere muß allemal weichen. Gewöhnlich erfolgen diese Kriege zwischen Eltern und Kindern, da letztere, in der Gegend erzogen, sich auch daselbst häuslich niederlassen wollen. Aber alsdann ist diese so nahe Blutsverwandtschaft aufgehoben, und sie

kennen ſich einander nicht mehr. Die Nachtigall bauet ihr Neſt in Laubhölzern oder Hecken in einen zuſammengelegten Reiſighaufen, in einen Dornenbuſch, auf einen mit dichtem Gebüſch umwachſenen niedern Baumſtrunk, oder auch auf die bloße Erde, wenn der Ort mit hohem Gras oder dichtem Buſchwerk umwachſen iſt. Es iſt ohne Kunſt verfertigt, beſteht äußerlich aus vielem dürren Laube, nach innen zu aus Graswurzeln und Grashalmen, und hat zuweilen inwendig noch einige Thierhaare zur Ausfütterung. Sie legt 4 bis 6 grünliche, braun angelaufene Eier, und brütet ſie in 14 Tagen aus. Männchen und Weibchen füttern nicht nur ihre Jungen gemeinſchaftlich, vorzüglich mit grünen Raupen, auf, ſondern brüten auch wechſelsweiſe.

Die Jungen verlaſſen das Neſt, ehe ſie fliegen können, und das eine ſetzt ſich in dieſen, das andre in jenen Buſch, und laſſen ſich von den Eltern füttern, die ſie mit einem zwitſchernden Ton herbei locken. Dies geſchieht vermuthlich deswegen, damit die Jungen, da das Neſt ſehr nahe an der Erde ſteht, vor den Raubthieren mehr geſichert ſind. Vor den Augen der Menſchen iſt es faſt immer verborgen genug, aber dem feinen Geſicht und Geruch der Raubthiere mag es wohl nicht ſo leicht entgehen.

### Der Mönch, oder die ſchwarzköpfige Grasmücke.
(Motacilla Atricapilla.)

Sie iſt oben dunkler, unten heller grau. Der Oberkopf des Männchens iſt ſchwarz, und der des Weibchens roſtbraun. — Dieſer Vogel wird wegen ſeiner rundlichen, beim Männchen ſchwarzen, und beim Weibchen roſtbraun gefärbten Kappe Mönch genannt; und man hat ihn von jeher als 2 verſchiedene Arten getrennt, den Mönch, oder die Grasmücke mit der ſchwarzen oder mit der rothen Kappe, beſonders da das Weibchen etwas größer,

als das Männchen ist, welches unter den Motacillen, und überhaupt unter den Singvögeln sehr selten vorkömmt. Sorgfältige Beobachtungen beweisen unwiderleglich, daß es (wenigstens in Thüringen und Deutschland) nicht mehr, als Eine Art der Mönche gebe, und folglich nur dem Geschlecht nach eine Verschiedenheit statt finde.

An Größe gleicht der Mönch der weißen Bachstelze. Seine Länge ist $6\frac{1}{2}$ Zoll, und die Breite der ausgespannten Flügel $10\frac{1}{2}$ Zoll.

Alle kleine Federn sind an diesem Vogel geschlissen, und daher seidenartig anzufühlen.

Er ist munter, weiß sehr geschickt durch alle Büsche zu kriechen, fliegt schnell, bewegt den Hintertheil des Körpers, zieht die Kopffedern zu einer Haube, hüpft aber auf dem Boden lahm, und da seine Schienbeine mit dem Körper einen sehr spitzigen Winkel machen, und er also flach läuft, so stößt er den aufstoßenden Schwanz leicht stumpf.

Er hält sich daher auch im Zimmer gern auf einem Tannenbäumchen, das man ihm in einen Winkel gesetzt hat, verborgen, und kömmt nicht viel zum Vorschein. Besser befindet er sich aber im Käfig, der die Gestalt des Nachtigallskäfig haben muß; und er ist es auch werth, daß man ihm einen solchen guten Platz anweist; denn ob er gleich nicht eine so starke und sprechende Melodie, wie die Nachtigall hat, so ist doch seine Stimme weit reiner, sanfter, und flötenartiger, sein Gesang mannichfaltiger, aneinanderhängender und abgestufter, und er wird daher als Stubenvogel in vielen Gegenden jener vorgezogen. Doch giebt es auch gute und schlechte Sänger unter diesen Vögeln; sogar die Weibchen singen, wie bei dem Rothkehlchen, ein wenig, daher es wohl hauptsächlich gekommen seyn mag, daß man die rothköpfigen Männchen für eine besondere Art gehalten hat. Im

Zimmer singt er das ganze Jahr hindurch, und fast den ganzen Tag; im Freien singt er auch spät in den Abend hinein, wie die Nachtigall, und erhebt auch des Morgens, vor Tages Anbruch, seine Stimme schon wieder.

In der Gefangenschaft zeigt er eine große Abneigung gegen die Nachtigall, besonders ist er jung aufgezogen sehr futterneidisch; behält auch allezeit das Feld, wenn es zum Streit kommt.

Der Mönch ist in ganz Europa von Italien bis nach Schweden zu Hause.

Er bewohnt die Laubhölzer in bergigen und ebenen Gegenden, und die Gärten, die an solche Waldungen stoßen; vorzüglich findet man ihn in den einzelnen Feldhölzern, die dichtes Gebüsch haben; denn dies verlangt er, wie die Nachtigallen, allenthalben.

Seine Wanderungen tritt er in der letzten Hälfte des Septembers an, er streicht aber schon vor der Mitte des Septembers bis im Oktober herum. In der Mitte des Aprils, einige Tage vor der Ankunft der Nachtigall, ist er wieder bei uns, und belebt das Gebüsch mit seinem angenehmen Gesange.

Seine Nahrung besteht aus kleinen Spinnen und Wickelraupen, aus Fliegen, Mücken, kleinen Nachtschmetterlingen und andern Insekten, Insektenlarven und Puppen, aus Kirschen, Hollunder- und Johannisbeeren.

### Die graue Grasmücke. (Motacilla hortensis.)

Der Oberleib ist röthlichgrau; der Unterleib weißlich; die Füße sind bleifarben.

Diesen vortrefflichen Sänger hört man in Deutschland nicht selten. Sonst wird er als ein Bewohner Frankreichs und Italiens angegeben.

In seinem ganzen Betragen ist er der vorhergehenden Art sehr ähnlich, doch in seinem Gesange noch vorzüglicher, da seine Stimme reiner und flötenartiger, ob-

gleich nicht so stark und abgebrochen ist. Seine Lockstimme ist ein oft wiederholtes schmatzendes Tza! tza! und wenn er böse ist, oder etwas fürchtet, ein stark kreischendes Geschrei. Es ist übrigens ein stürmischer, wilder Vogel, der sich in der Gefangenschaft bald den Kopf einstößt, und nur bei stark verschnittenen Flügeln seine Wildheit ablegt. Er ist etwas kleiner, als die vorhergehende Art, 6 Zoll lang.

Der Oberleib ist röthlichgrau, kaum merklich olivenbraun überlaufen.

Seine Heimath ist das mittlere und südliche Europa. — Er kömmt etliche Tage vor der Nachtigall an, zieht in der letzten Hälfte des Septembers wieder weg, und wohnt bei uns in Feldhölzern, in den lebendigen Vorhölzern des Thüringerwaldes, und in den Gärten, die in der Nähe liegen.

Seine Nahrung sind Räupchen und andere Insekten, die er von Bäumen und Sträuchern abliest, wobei er das ganze Frühjahr hindurch, bis zum Johannistage singt. Wenn die Kirschen reif sind, so sucht er die Kirschbäume auf, nagt das Fleisch von den Kirschen ab, und sein Schnabel wird davon roth gefärbt. Er frißt auch Johannisbeeren und rothe und schwarze Hollunderbeeren. Er ist überhaupt ein großer Fresser, denn wenn man ihn im Zimmer hält, an welches er sich leicht bei Nachtigallenfutter, oder auch dem gewöhnlichen Stubenfutter gewöhnen läßt, so sitzt er beständig beim Troge. Obgleich er aber leichter, als der Mönch, zahm wird, so dauert er doch nicht so lange, selten länger, als etliche Jahre.

In Hecken und Gebüschen setzt er sein Nest in einem Weiß- oder Schwarzdornenstrauch (daher sein Name Dornreich). Es ist gut gebaut, besteht äußerlich aus groben Grashalmen und Würzelchen, und inwendig aus den zartesten weißen Grashälmchen, seltner aus Moos.

Das obere Ende ist mit Spinngewebe, fliegendem Sommer und Puppenhülsen umwirkt.

### Die gemeine Grasmücke oder der Waldsänger.
(Motacilla Sylvia.)

Der Oberleib ist aschgrau; die Deckfedern der Flügel rostfarben gerändert; der Unterleib weißlich, die äußersten Schwanzfedern mit einem großen keilförmigen weißen Flecken.

Den Namen Grasmücke, der so vielen hier beschriebenen Vögeln beigelegt wird, führt nur dieser Vogel mit Recht, da er unter allen, wo nicht ganz allein, doch am meisten, im Grase und niedrigen Gebüschen herumkriecht.

Seine Länge beträgt 6½ Zoll; der Schwanz 3 Zoll. Der Kopf ist aschgrau, die Wangen, der Hals, Rücken, Bürzel, die Schultern, die obern Deckfedern des Schwanzes und die kleinern der Flügel aschgrau, bräunlich überlaufen, am Rücken am stärksten; die Kehle, der Bauch, der Augenkreis, und die inwendigen Achselfedern schön weiß; die Brust, die Seiten und die Afterfedern weiß, röthlichfleischfarben überzogen; die Flügel dunkelbraun.

Die Grasmücke gehört unter die lebhaftesten und fröhlichsten Vögel, sitzt immer oben auf einem Zweige, und singt bis in den späten Abend ihren angenehmen, aus vielen, hurtig auf einander folgenden Strophen bestehenden Gesang, wobei sie sich, gleichsam als wenn es jedermann hören sollte, eine kleine Strecke in die Luft erhebt, sich in einen kleinen Bogen dreht, und dann setzt. Sie läßt sich so leicht, als die Nachtigall, zähmen, verlangt aber auch eben die Wartung und Fütterung.

Diese Vögel werden in ganz Europa, selbst in Schweden und Rußland angetroffen. Sie durchkriechen die Gebüsche und das Gras mit der äußersten Geschwindigkeit. In der letzten Hälfte des Septembers, oder

wenn

wenn die Witterung beständig schön ist, auch wohl erst im Anfang des Oktobers ziehen sie zerstreut wieder weg, und durchfliegen dabei die Hecken und Feldhölzer ihrer Nahrung halber.

Diese besteht in Fliegen, Käfern, und besonders in kleinen Insektenlarven, die sie im Grase und niedrigen Gebüsche finden, und in grünen Räupchen, die an dem Weiß- und Schwarzdorn sitzen; daher sie auch so spät ankommen, und so früh wieder wegeilen. In Gärten sind sie nützlich, da sie viel Raupen ablesen. Nur wenn kalte Witterung ihnen diese Nahrungsmittel versagt, fliegen sie auch nach den Hollunderbeeren, und in Gärten nach den Johannisbeeren.

### Das Rothkehlchen. (Motacilla Rubecula.)

Die Kehle und Brust sind orangeroth. Seine Länge ist 6½ Zoll, und die Breite 9 Zoll. Der Schwanz ist 2 Zoll 8 Linien lang.

Der Schnabel ist rund, der Oberkiefer etwas übergehend, hornbraun, die Wurzel der untern Kinnlade, so wie der Rachen, hellgelb.

Die Stirn, Wangen und Unterleib bis zum Bauch sind tief orangeroth; der Oberleib und die Deckfedern der Flügel schmutzig olivengrün; die kurzen Steißfedern und die Seiten heller; die Seiten der Brust und des Halses, vom hintern Augenwinkel an, schön aschgrau.

Die Lockstimme des Rothkehlchens Sisi! sisi sri! so wie sein feierlicher, melancholischer, abgebrochener Gesang, womit es dem Menschen im Zimmer das ganze Jahr hindurch, im Freien an den schönen Frühlings- und Sommerabenden und Morgen erfreut, ist allenthalben bekannt. Es hat ein sehr munteres Naturel, ist beständig in Bewegung, hüpft und fliegt bald hier, bald dorthin, auf den Bäumen, Sträuchern, und auf der Erde, schlägt den Schwanz in die Höhe, macht beständig Verbeugungen,

fast bei jedem Sprunge, und ruft dazu sein Sisri! In der Stube ist es sogleich zahm, wenn man es hineinbringt, wird oft so dreist, daß es aus der Schüssel frißt, und hält 8 und mehrere Jahre aus. Wenn man es in den Käfig steckt, will es besseres Futter haben, und singt, wenn es mit der Nachtigall gleich gefüttert wird, sehr angenehm und stark, dauert aber nicht so lange, als wenn es frei herumlaufen darf. Jung aufgezogen lernt es leicht den Nachtigallengesang. Es ist außerordentlich zänkisch, leidet seines Gleichen nicht neben sich, und sowohl in der Gefangenschaft, als in der Freiheit, beißt eines das andere gar todt, und auch diejenigen Vögel, die mit ihm aus einerlei Gefäß fressen, werden von ihm beständig verfolgt, wenn nicht immer großer Ueberfluß da ist. Zum Aus- und Einfliegen läßt es sich im Winter von allen Vögeln am leichtesten gewöhnen.

Es bewohnt ganz Europa bis Dronthelm hinauf, und Madera hinab. Auf seinem Zuge trifft man es in Menge in allen Hecken und Gebüschen an, im Sommer aber nur in großen Waldungen, besonders in den Kettengebirgen, sie mögen mit Nadel- oder Laubholz bewachsen seyn. Im Oktober durchstreichen sie alle Gebüsche, und gehen wieder langsam weg, doch bleiben einige bis zum November, und einzelne gar den ganzen Winter bei uns; letztere aber müssen ihre Saumseligkeit gewöhnlich mit dem Tode bezahlen.

Merkwürdig ist noch, daß man keinen Flug von ihnen durch die Luft streichen sieht, ob sie gleich in ziemlicher Anzahl beisammen ziehen müssen; da man in einer Nacht viele Hecken voll sieht, und des andern Tags fast nicht Eins mehr. Entweder müssen sie also des Nachts sehr hoch in der Luft, oder sehr tief von einer Hecke zur andern ziehen.

Seine Nahrung sind Insekten, Fliegen, Mücken, Hafte u. dergl., Regenwürmer und allerhand Beeren,

Heidelbeeren, Johannisbeeren, Bergholderbeeren, und im Nothfall, und besonders im Winter, Pfaffenhutsbeeren.

Im Zimmer nimmt es mit allem, was man ihm hinwirft, vorlieb, und frißt besonders den frischen Käse sehr gern. Auf den Dörfern läßt man es in der Stube herum fliegen, und die beschwerlichen Fliegen wegfangen, und in den Kammern herumlaufen, um sie von Flöhen zu reinigen. Es verlangt nicht allein täglich frisches Wasser zum Trinken, sondern auch zum Baden; wo es sich zuweilen so naß macht, daß man gar keine Farbe mehr an den Federn erkennen kann.

Man zieht sie gern jung auf, und hängt sie neben Nachtigallen, von deren Gesange sie einige Strophen lernen, und aus diesen, verbunden mit ihrem eigenthümlichen Gesange, ein schönes Lied zusammensetzen. Sie hüpfen bald aus dem Neste, vermuthlich der Gefahr zu entgehen, der sie in Wäldern auf der bloßen Erde von den vielen Raubthieren ausgesetzt sind.

### Der Feigenfresser. (Motacilla Ficedula.)

Der Oberleib ist bräunlich, der Unterleib weiß, mit einem braunen Anstriche auf der Brust, und auf den Flügeln ist ein weißer Fleck. — Der Feigenfresser, der eigentlich die südlichen Provinzen von Europa bewohnt, kommt doch im Sommer einzeln bis Schweden hinauf. In Deutschland muß er selten seyn. Seine Länge beträgt $5\frac{1}{4}$ Zoll, und die Breite 8 Zoll. Sein Flug geschieht stoßweise, und sein Gang ist hürtig. Er bewohnt die Gärten und bebauten Plätze, zieht zu Ende des Augusts in großer Menge weg, und kommt im April wieder an.

Seine Nahrung sind Insekten und Gewürme, Weintrauben, und in den südlichen Gegenden von Europa Feigen, wodurch eben das Fleisch die vorzügliche Zartheit erhalten soll. Auch soll er den Samen vom Vingelkraut

(Mercurialis) freſſen. Er ſoll im Holze, und in Schweden im Hanf niſten. Man findet keine Beſchreibung von ſeinem Neſte, weil er ſo ſchwer zu finden ſeyn ſoll.

Er iſt in dem ſüdlichen Deutſchland als ein ſehr ſchmackhafter Vogel berühmt, der ſonſt von der Inſel Cypern, da ſie noch den Venetianern gehörte, in Töpfen, mit Weineſſig und wohlriechenden Kräutern eingemacht, nach Venedig zu 1000 bis 1200 Töpfen alle Jahre verſendet wurde. Noch jetzt ſollen die Italiener dieſen Vogel außnehmend gern verſpeiſen.

In manchen Gegenden ſoll er auch von den Landleuten häufig in der Stube gehalten werden, um die Fliegen, Spinnen, und andere Inſekten wegzufangen. Er heißt noch: der braune Fliegenſchnepper; die braun gefleckte Grasmücke.

### Die geſchwätzige Grasmücke. (Motacilla Curruca.)

Sie führt auch den Namen Müllerchen von ihrem Geſange, in welchem einige Töne vorkommen, die dem Klappern der Mühle ähnlich ſind. Sie wohnt in Europa und in dem nördlichen Aſien. Als Zugvogel kommt ſie in der Mitte des Aprils an, und verläßt uns in der Mitte des Septembers wieder. Sie hält ſich gern in den Hecken der Gärten, in der Nähe der Städte und Dörfer auf. Ihre Nahrung beſteht beſonders in kleinen Raupen, ſie frißt aber auch Johannis- und Hollunderbeeren. — Ihr Oberleib iſt grau, und roth überlaufen, der ganze Unterleib weiß, die Kehle am weißeſten.

Im Vogelbauer flattert ſie ſich leicht zu Tode. Ihr Inſtinkt lehrt ſie, das kunſtloſe Neſt, welches inwendig entweder mit Schweinsborſten, oder auch mit feinen Wurzeln ausgelegt iſt, in Stachelbeerbüſchen anzulegen, oder auch in jungen Fichtenſträuchen, um es vor Feinden, beſonders vor Katzen ſicher zu ſtellen. Wenn die

Alten einen Menschen in der Nähe ihres Nestes gewahr werden, so verlassen sie Bau, Eier und Junge.

### Die Braunelle. (M. modularis.)

Ein 6 Zoll langes Vögelchen, welches zwischen der Lerchen- und Sängergattung mitten inne steht, mit hellrostfarbenem, schwarzbraun geflecktem Rücken, und schmutzig weißem Bauch. Die Braunelle hat in ihrer Lebensart viel Aehnlichkeit mit dem Zaunkönig, ist lebhaft, lustig und scheu, und nützt, indem sie Insekten und Gewürme verzehrt, im Herbste aber auch Mohn und Rübsamen. Im Winter, den sie auch zum Theil bei uns zubringen, suchen sie die Spinnen- und Raupennester, und Insekten, die in Winkeln und Ritzen verborgen sind, auch faule Graswurzeln auf. Ihr unordentlich in einander gewirrtes Nest von Erdmoos, kleinen Reisern und Wurzeln, ist inwendig sehr nett mit Hirsch- Reh- und Hasenhaaren ausgefüttert. Man findet darin 5 bis 6 schön gerundete, ovale, grünblaue Eier, welche von beiden Gatten ausgebrütet werden.

### Die weiße oder graue Bachstelze. (M. alba.)

Die Bachstelzen, deren es drei Arten giebt, haben schlanke Beine, einen spitzigen Schnabel, und einen langen Schwanz.

Die weiße ist 8 Zoll lang, der Schwanz mißt 4 Zoll. Ihr spitzig zulaufender Kopf ist vom Scheitel bis zum Nacken schwarz, der übrige Oberleib bläulich aschgrau, der Unterleib weiß. — Dieser muntere und unruhige Vogel bewegt seinen langen Schwanz unaufhörlich, und bringt durch sein Geschrei, das er beim Anblick eines Raubvogels erhebt, alle benachbarte Vögel in Aufruhr, verfolgt und neckt den großen Falken, wird aber auch, wiewohl selten, dessen Beute. Er geht bis Island und Kamtschatka hinauf. Bei ihrem Abzuge im Herbst ver-

ſammeln ſich die Bachſtelzen, gleich den Schwalben, ſchon im September auf den Dächern, oder auf hohen Gebäuden, und ſind dann ſo muthwillig, daß ſie faſt keinen Vogel vorbeifliegen laſſen, ohne ihm nachzujagen. Bei ihrem Zuge beſuchen ſie Schilfteiche, wo ſie auch die Nächte zubringen. Ihre Nahrung beſteht in Mücken und Fliegen. Sie niſten im Jahre zweimal, ziehen in zahlloſen Schaaren weg, und kommen in kleinen Schaaren wieder. Die Sperber ſind ihre gefährlichſten Feinde. Ihr Fleiſch iſt geſund und wohlſchmeckend, und ſie könnten daher im Herbſte mehr benutzt werden.

### Das Goldhähnchen. (M. regulus.)

Dieſer kleinſte unter allen Europäiſchen Vögeln, ein wahrer Kolibri, nicht länger als 3 Zoll und 10 Linien, und nicht ſchwerer, als 1 Quentchen, unterſcheidet ſich durch ſeinen gelben, ſchwarz eingefaßten Scheitel, und ſeine vierfach geſpaltene hornartige Zunge. Sein Rükken, ſeine Schultern und Steißfedern ſind zeiſiggrün. Er iſt ein munteres, lebhaftes Vögelchen, das beſtändig in Bewegung iſt, und ſich an den Spitzen der Zweige mit ſeinen ſcharfen Krallen verkehrt anhängen kann, ſo wenig ſcheu, daß er ſich mit dem Stocke nahe kommen, und erſchlagen läßt, und in der ganzen bekannten Welt zu Hauſe. Dieſe Vögel, von welchen im März alle Hecken wimmeln, ſuchen im Winter die Inſekteneier aus den Knospen der Bäume hervor, und reinigen beſonders die untere Seite der Aeſte von Inſekten, weshalb ſie in der Luft ſchweben. Den Tannen- Kiefern- und Fichtenſamen verſchlucken ſie ganz. Man darf ſie nur mit Sand, oder dem Blaſerohr ſchießen, wenn man ſie nicht ganz zerſchmettern will.

### Der Zaunkönig. (M. troglodytes.)

Dieſer kleine, muntere, kecke und bewegliche Vogel

ist 4 Zoll lang, und hat einen anderthalb Zoll langen, keilförmigen Schwanz, der, wie die Flügel, schwarz bandirt ist. Seine kurzen Flügel und sein kurzer Schwanz nöthigen ihn, kurz und abgebrochen zu fliegen, und er kann daher seine Nahrung, welche in allerlei Insekten besteht, nicht im Fluge fangen, sondern durchschlüpft schnellhüpfend, und in steter Flügelbewegung alle Löcher, Winkel und Ritzen, wie eine Maus. Für seine Kleinheit hat er eine starke, und zum Theil angenehme Stimme. Er zieht nicht weg, hält sich im Sommer gern in gebirgigen Waldungen, und verliert sich im Herbst in Städte, Dörfer und Gärten, wo er überwintert, indem ihn seine vielen Flaumfedern gegen die Kälte schützen, wobei er immer lustig ist, wie groß auch die Kälte seyn mag. Sein Nest findet man in Erdklüften, Baumhölen, in den Wurzeln umgestürzter Bäume, in Bergwerksstellen, Strohdächern, unter den Dachsparren, und vorzüglich in den aus Rasen zusammengesetzten Köhlerhütten. Der Kukuk wirft des Zaunkönigs Eier aus dem Neste, um sein großes Ei hineinzulegen. Der ganze Vogel wiegt nur 3 Drachmen.

### Die Alpengrasmücke. (M. alpina.)

Dieser aschgraue, dunkelbraun gefleckte Vogel, mit weißer Kehle, bewohnt die Schweizerischen, Kärnthischen und Krain'schen Alpen, auch die Pyrenäen, und ist $7\frac{1}{2}$ Zoll lang.

Er nistet auf der Erde, oder auch in den Ritzen und Löchern der Felsen, daher er auch Flüelerche genannt wird. In schneereichen Wintern nimmt er seine Zuflucht in die Thäler, und sucht die warmen Quellen und Ströme auf. Sein Fleisch ist schmackhaft, und wird dem der Ortolane gleich geschätzt.

### (Motacilla Calliope.) Fig. 13.

Diese Grasmücke ist im östlichen Sibirien zu Hause,

hat ungefähr die Größe des Schwarzkehlchens, und zeichnet sich besonders durch das schöne Zinnoberroth des Halsschildes aus. Sie hält sich in den Gipfeln der Weiden auf, und hat einen überaus anmuthigen Schlag, dem der Nachtigall ähnlich.

### Der Schneidervogel. (M. Sartoria.)

Er ist kleiner, als der Zaunkönig, und hat seinen Namen von der kunstvollen und merkwürdigen Zusammensetzung seines Nestes aus Baumblättern. Er heftet gleichsam einige dürre Blätter an ein grünes Blatt, welches am äußersten Ende eines Zweiges sitzt, so daß dadurch eine dütenförmige Hölung gebildet wird, die er mit Flaumfedern ausfüttert. Er bedient sich zu dieser Arbeit sehr feiner Fasern von Gewächsen, und seines spitzigen Schnabels als Nähnadel, indem er damit die Löcher bohrt, und die Fasern durchzieht. Der Stiel eines einzigen Blattes trägt also nicht nur das Nest und die Eier, sondern auch die brütende Mutter, und die Jungen.

### Der rothbrüstige Schneidervogel. Manakie. (Pipra aureola.) Fig. 14.

Dieser Vogel hat nur eine Länge von 3 Zoll 9 Linien. Sein schwarzer Schnabel ist etwas kegelförmig, am Grunde rund, sehr spitzig, die obere Kinnlade etwas länger, als die untere, und vom Grunde aus sanft gebogen. Die Füße sind nicht stark, vierzehig, drei stehen nach vorn, und einer nach hinten, die Klauen sind scharf, von Farbe roth. Stirne, Wangen und Kehle sind orangefarben; am Mundwinkel stehen mehrere schwarze Borstenhaare. Kopf, Vorder- und Hinterhals, Brust und Oberbauch sind karmoisinroth; Rücken, Steiß, obere Flügeldeckfedern, und der Schwanz schwarz mit Stahlglanze; Unterbauch und After tiefschwarz; etliche der großen und kleinen Schwungfedern haben weiße Flecken;

die unteren Flügeldeckfedern und der obere Flügelrand, nebst den Kinnbändern sind schwefelgelb.

Sein Vaterland ist Guiana, wo er sehr gemein ist. Seine Nahrung sind Insekten. Er nistet in Baumhölen. Das Weibchen soll 12 bis 15 Eier legen. Er ist ein munterer und rastloser Vogel. — Auch eine andere Art dieser Gattung, Pipra rupicola, wohnt in Guiana.

## Die Meise. (Parus.)

Die Meisen machen ein eben nicht zahlreiches Vogelgeschlecht aus; denn man kennt überhaupt nicht mehr, als 32 Gattungen, wovon wenigstens 7 in Deutschland einheimisch sind. Der gerade, etwas zusammengedrückte, starke, harte und scharf zugespitzte, an der Wurzel mit Borsten bedeckte Schnabel unterscheidet sie. In der Lebensart haben sie viel Auszeichnendes. Es sind muthige, thätige, lebhafte, und verhältnißmäßig starke Vögel; den ganzen Tag in Bewegung, sehr geschickt im Klettern an den Aesten und Zweigen der Bäume, und zwar nach allen Richtungen, aufwärts und abwärts. Sie lieben die Geselligkeit, nähren sich theils von Insekten und deren Larven und Puppen, theils von allerlei Saamen, besonders solchen, die, wie Nüsse, Mandeln, Sonnenblumenkörner, Hanf ꝛc. ein süßes öhlichtes Mark haben. Sie lieben die Freiheit so sehr, daß sie in der Gefangenschaft meistens nach wenigen Stunden vor Gram sterben. Scheu sind sie übrigens nicht; auch läßt sich kein Vogel leichter fangen, als die Meise. Unter den kleinen Vögeln legen sie die meisten Eier; denn 10, 16, bis 20 Junge ist bei diesen Vögeln nichts Seltenes. Sie bleiben alle im Winter hier.

### Die Kohlmeise. (P. major.),

ist unter den einheimischen die größte, nemlich ungefähr von der Größe des Rothkehlchens; ihr Kopf glänzend

schwarz, mit weißen Schläfen und gelbem Genick; der übrige Oberleib olivengrün, die Kehle schwarz; der übrige Unterleib gelb mit einem breiten schwarzen Streifen in der Mitte. Die Kohlmeise, die auch Spiegel- und Brandmeise heißt, ist die gemeinste Gattung. Sie bewohnt Wälder und Gärten, nistet in hohlen Bäumen, und vermehrt sich, da sie jährlich zweimal 8 bis 14 Junge ausbrütet, sehr stark. Ihre Eier sind weißlich, mit röthlichen und rostfarbenen Strichen und Punkten. Sie ist blutgierig und gefräßig, denn nicht nur todten Vögeln hackt sie das Gehirn aus, und frißt es, sondern sogar lebendige Lerchen, Ammern, Stieglitze ꝛc. tödtet sie, um sich diesen Fraß zu verschaffen, wenn man sie mit diesen Vögeln im Zimmer frei umher fliegen läßt. Sie soll sogar schlafenden Kindern schon die Augen ausgehackt haben. Die Knaben fangen sie im Herbst in Meisenkasten.

Die Blaumeise oder Pimpelmeise. (P. caeruleus.),

ist kleiner, als jene, und einer der schönsten einheimischen Vögel. Scheitel, Flügel und Schwanz sind sehr schön hoch himmelblau; Stirn und Wangen weiß, der Rücken zeisiggrün, der Unterleib rein schwefelgelb. Sie zeigt sich lange so häufig nicht, als die übrigen, ist zärtlicher, als die Kohlmeise, aber sonst ihr in der Lebensart gleich. Im Herbst kommt sie nach den Gärten. Ihr Nest findet sie in kleinen Baumlöchern in Laubwäldern. Die Eier sind röthlich weiß und braungefleckt.

Die Tannenmeise oder kleine Kohlmeise. (P. ater.),

noch etwas kleiner, als die Blaumeise, sehr gemein in Nadelwäldern, wo sie sich insonderheit auch von den Fichten- und Tannensamen nährt. Ihr Kopf ist schwarz; der Rücken aschgrau; die Kehle schwarz, der übrige Unterleib schmutzig, oder grauweiß. Sie nistet sowohl in

Baum- als in Erdhölen. Ihre Eier sind weiß, mit lederfarbenen Punkten.

### Die Hauben- oder Schopfmeise. (cristatus.),

nicht so häufig, als jene, und in Nadelwäldern anzutreffen. Es ist ein niedliches Geschöpf, dem der zierliche, weiß und schwarzbunte Federbusch ein schönes Ansehen giebt. Der Oberleib ist röthlich grau, der Unterleib weißlich; und um den Hals geht ein schwarzer Ring.

### Die Schwanzmeise. (caudatus.),

ist die kleinste unter den einheimischen. Wenn man ihr den langen Schwanz, der länger ist, als der Leib, und den sie leicht verliert, ausrupft, so bleibt ein kleiner Federball übrig; denn einem solchen gleicht der Leib. Der weiße Kopf steckt ganz im Gefieder; der Rücken ist schwarz und braunroth, der Unterleib weiß, am Bauche röthlich überlaufen. Diese kleine Meise hat den sonderbaren Namen Teufelsbolzen, auch nennt man sie des langen Schwanzes wegen Pflaumenstiel. Sie ist nicht selten; unter den Meisen am wenigsten scheu, aber so zärtlich, daß sie sich bei aller Mühe höchst selten einmal in der Gefangenschaft erhalten läßt. Ihr Nest ist sehr künstlich gebaut, entweder am Stamm eines Baumes, oder an der Gabel eines Zweiges angeheftet; ziemlich groß, rund, auswendig mit Baumflechten umkleidet, und inwendig mit Federn weich ausgefüttert; an der einen Seite hat es einen Eingang. Man findet darin 13 bis 15 weiße, röthlich gefleckte Eier.

### Die Beutelmeise oder der Pendulin,

auch Remiz (pendulina) genannt, wohnt insonderheit im südlichen Europa und in Polen und Rußland. Kopf, Flügel und Schwanz sind roth- und schwarzbraun; der Unterleib bis zum After, welcher schwarz ist, aschgrau.

Das ungemein künſtliche Neſt macht dieſe Meiſe merkwürdig. Sie baut es in Geſtalt eines Beutels aus Pappelwolle, zarten Grasſtengeln, Hanffäden u. dergl. in ovaler Form. Es hängt, in der Nähe eines Gewäſſers, entweder an einem Rohrſtengel, oder an einem Weidenzweig, iſt 6 Zoll lang, und hat am untern Ende einen engen Eingang. Inwendig iſt es mit Thierhaaren und weicher Pflanzenwolle ausgefüttert. Man findet darin 5 ſchneeweiße, röthlichgrau gewölkte Eier. In Italien, Polen und Rußland ſchreiben Abergläubige dieſen Neſtern geheime Wirkungen zu, und bewahren ſie in den Häuſern auf.

### Die Schwalbe. (Hirundo.)

Die Schwalben machen gleichfalls ein beſonderes Vogelgeſchlecht aus, welches aber nur aus 38 Gattungen beſteht. Ein kleiner, umgebogener, pfriemförmiger, und an der Wurzel plattgedrückter Schnabel unterſcheidet ſie. Dieſe Vögel haben für ihre Größe einen weiten Rachen, ſehr große Flügel, und zugleich einen großen breiten Schwanz; eine Einrichtung, welche ſie in den Stand ſetzt, bei einem kleinen, ungemein leichten Körper vortrefflich zu fliegen, und, ihrer Beſtimmung gemäß, im Fluge ihre Nahrung, lauter Inſenkten, namentlich allerlei Fliegen, Mücken, Bremen u. ſ. w. wegzufangen. Kein bekannter Vogel, wenigſtens kein einheimiſcher, kommt den Schwalben im Fluge gleich. Sie durchſchneiden pfeilſchnell die Luft, verlieren ſich in den Wolken, ſtreifen dicht über der Erde, und ſo nahe an der Waſſerfläche hin, daß ſie dieſelbe berühren, und machen die bewundernswürdigſten Schwenkungen mit einer Leichtigkeit und Geſchwindigkeit, die in Erſtaunen ſetzt. Dabei beſitzen ſie eine ſolche Ausdauer, daß ſie den bei weitem größten Theil des Tages in der Luft umher ſchwärmen, und nur ſelten ausruhen. Zum Gehen taugen daher ihre Füße nicht.

Alle einheimische Schwalben sind Zugvögel, und müssen es vermöge ihrer Nahrung seyn. Eine ungereimte Sage ist es, daß sie sich im Herbst in den Schlamm der Seen und Teiche versenkten, und hier in Erstarrung zubrächten. Es gehört wenig Nachdenken dazu, das Grundlose dieser Meinung zu begreifen. Welche Kraft müßte wohl ein so leichter Vogel besitzen, wenn er sich in den dicken Schlamm senken wollte. Was würde aus seinem Gefieder werden, und wie würde er sich im Frühlinge wieder reinigen können? Es ist wahr, man hat bisweilen im Herbst oder Frühlinge Schwalben an Teichen und Seen gefunden; allein man weiß, daß diese Vögel sogleich bei rauher Herbst- oder Frühlings-Witterung hieher gehen, um sich von allerlei am Rohr und Schilf sitzenden Insekten und Larven zu ernähren. Hier mögen wohl einige bisweilen erstarren, und todt, oder halbtodt gefunden werden; auch hat man solche Erstarrte wirklich bisweilen wieder aufleben sehen. In diesem Fall aber waren sie gewiß nur erst verklommen. Daß die Schwalben bis nach Afrika ziehen, und dort überwintern, ist jetzt ausgemacht; denn Seefahrer treffen sie auf ihren Wanderungen hin und her öfters an, und in Afrika sieht man sie im Herbste einziehen, und im Frühjahre sich entfernen.

Sie gehören zu den nützlichsten Vögeln; denn obgleich hie und da Bienen ihre Beute werden, so sind doch im Ganzen nur schädliche Insekten ihr Fraß. Ihre Nützlichkeit wird auch, in Deutschland wenigstens, allgemein anerkannt. Niemand beunruhigt und verfolgt die unschuldige Schwalbe, und daher nistet sie so nahe um den Menschen, an Ställen, wo man leicht ihre Jungen, und sie selbst ergreifen kann. Sie scheut den Menschen auch so wenig, daß sie selbst durch offene Fenster in sein Zimmer kommt. In Europa giebt es 7 bis 8, in Deutschland aber nur 4, höchstens nur 5 Gattungen.

### Die Hausschwalbe. (urbica.),

auch Mehl- und Fensterschwalbe genannt, nistet nebst der folgenden in den Häusern, Dörfern und Städten. Ihre Größe, Farbe und Lebensart sind bekannt. Das Hauptmerkmal, wodurch sie sich von den übrigen Gattungen unterscheidet, besteht darin, daß ihr Oberleib bläulich schwarz, der Unterleib aber weiß ist. Ihr Nest baut sie aus weichem Lehm und Gassenkoth, unter den Dächern, an Gesimsen und hervorstehenden Balken der Häuser. Es ist ganz zugewölbt, und hat nur zur Seite einen Eingang. Die Eier sind weiß, mit braunen Punkten. Diese Schwalbe ist es, von welcher erzählt wird, daß sie einst, als ein Sperling ihr Nest mit Gewalt in Besitz genommen, eine ganze Gesellschaft ihrer Schwestern eiligst herbeigerufen, und mit ihrer Hülfe den Eingang verbauet habe, so daß der Sperling seine Gewaltthätigkeit mit dem Leben bezahlen mußte.

### Die Rauchschwalbe. (rustica.),

sonst auch Feuer- und Stachelschwalbe genannt, ist etwas größer, und unterscheidet sich deutlich durch die kaffee- und kastanienbraune Farbe an der Stirne und Kehle, und durch den langen und gabelförmigen weißgefleckten Schwanz. Ihr Nest besteht aus denselben Materialien, wie das der vorigen, ist aber viel kleiner. Es findet sich in Hausfluren, in Ställen u. s. w., und ist oben ganz offen. Die Eier haben auf der weißen Grundfarbe braune und violette Punkte.

### Die Uferschwalbe. (riparia),

ist so groß, wie die Hausschwalbe, oberhalb grau, unterhalb weiß, und nistet in den Uferhöhlen der Flüsse und Seen, unter ausgewachsenen Baumwurzeln. Ihre Nahrung besteht in den kleinen Insekten, welche den Sommer hindurch über der Wasserfläche schwärmen. Ihre

Eier sind weiß, mit röthlich aschgrauen wolkenartigen Flecken.

### Die Thurm- oder Mauer- und Steinschwalbe. (H. apus.),

ist unter den einheimischen die größte; überall gräulich schwarz, wie beräuchert, und nur an der Stirn und Kehle etwas weißlich. Sie bewohnt die höchsten Gebäude in Städten, nemlich Thürme, Kirchen und Schlösser, und nistet in den Mauerlöchern. Um sich an den rauhen Flächen der Mauern desto fester anhängen zu können, richtete die Natur nicht nur alle vier Zehen ihrer Füße vorwärts, sondern versah dieselben auch mit ausnehmend spitzigen und hakenförmigen Nägeln. Zur Erde herab kömmt diese Schwalbe nie; sie schwebt sehr hoch in der Luft, und findet auch dort noch Insekten. Ihre Eier sind milchweiß, und etwas grau gesprengt. Sie zieht nach der Uferschwalbe, aber früher, als die übrigen, nemlich schon am Ende des Augusts fort.

### Die eßbare Schwalbe oder Salangane. (esculenta.),

ist ihres berühmten Nestes wegen die merkwürdigste unter den ausländischen Schwalben. Von ihr kommen die berühmten Indianischen Vogelnester, welche im südöstlichen Asien für eine der größten Leckereien gehalten, und theuer bezahlt werden. Der Vogel, der sie baut, ist unsern Schwalben in der äußern Bildung und Lebensart gleich, so groß wie ein Zaunkönig; am Oberleibe braun; am Unterleibe weißlich; und jede Feder des gabelförmigen Schwanzes mit einer weißen Spitze versehen. Mehrere ostindische Inseln in der Nähe des Aequators, besonders zwischen Java und Sumatra, und zwischen Java und Cochinchina, sind die Heimath dieses Vogels. Die Nester findet man in den Felsenhölen am Meere. Die Materie, woraus sie bestehen, ist gelblich-

weiß helldurchsichtig, und gleicht vollkommen einer eingetrockneten thierischen Gallerte. Sie erweicht sich, wenn man sie im Munde hält, schmeckt anfangs ein wenig salzig, dann aber verliert sich der Geschmack. Was nun aber diese Materie sei, ob Fischrogen, oder eine Art im Meere lebender Schleimwürmer, das ist noch nicht völlig ausgemacht.

Im südlichen Asien, besonders in China, schreibt man diesen Nestern große Kräfte zu, kauft sie theuer ein, und verspeist sie in Suppen und Ragouts, welche einem Europäer sehr fade schmecken, und erst durch das Gewürz einen angenehmen Geschmack erhalten. —

### Die Europäische Nachtschwalbe.
(Caprimulgus europaeus.) Fig. 15.

Von dieser Gattung zählt man 18 Arten, von welchen aber nur die einzige Nachtschwalbe in Europa lebt. Die Kennzeichen der Gattung Caprimulgus (Ziegen- oder Geismelker) sind: ein sehr kurzer, an der Spitze mäßig gekrümmter Schnabel, ein weiter Rachen, steife Borsten an den Rändern des Oberkiefers, 4 Zehen, wovon die drei vordern bis zum ersten Gelenk mit einer Haut verbunden sind, die Klauen der mittlern breit gerändet.

Sie ist größer, als eine Mauerschwalbe, denn sie mißt fast 1 Fuß, und mit ausgespannten Flügeln noch einmal so viel. Der unförmlich dicke Kopf mit dem borstigen Rachen geben ihr ein abentheuerliches Ansehen. Dieser Rachen zeichnet die Nachtschwalbe von allen Vögeln dieser Größe aus. Die Farbe des Gefieders erhöht die Häßlichkeit des Vogels, denn Flügel und Schwanz haben ein dunkles Aschgrau mit dunkelbraunen Queerstreifen und schwarzen Flecken.

Die Laub- und Nadelhölzer sind sein Aufenthalt. Hier sucht er sich die freien, mit hohem trocknem Grase und Heidekraut bewachsenen, der Sonne stark ausgesetzten

ten Plätze. Da er viel Wärme bedarf, so verweilt er nur 4 Monate bei uns, vom Mai bis Ende des Auguſt. Er iſt übrigens ein nächtlicher Vogel (animal nocturnum), denn am Tage hält er ſich ſtill auf der Erde in ſeinem Neſte, und fliegt erſt in der Dämmerung aus, um Nahrung zu ſuchen, die er in der Finſterniß der Nacht zu finden weiß. Sein leiſes Gehör, und ſein ſchneller, geſchickter und anhaltender Flug ſind ſeine Waffen. Dabei erhebt er ſich wenig über die Erde. Seine Stimme iſt ſeiner ſchauerlichen Geſtalt angemeſſen. Seine Nahrung ſind Nachtſchmetterlinge, Käfer, und andere Inſekten, die er im Fluge fängt. Daß er den Ziegen die Milch ausſauge, iſt eine ungegründete Sage.

## VI. Gallinae.

Die Vögel dieſer Ordnung haben kurze Füße, einen konvexen Schnabel, der an der Wurzel mit einer fleiſchigen Haut überzogen iſt, und deſſen obere Hälfte zu beiden Seiten über die untere tritt. Sie nähren ſich meiſt von Pflanzenſamen, die ſie im Kropfe einweichen, leben in Polygamie, legen zahlreiche Eier, und geben das mehreſte Hausgeflügel.

### Die Taube. (Columba.)

Die Holztaube iſt meiſt in der ganzen alten Welt zu Hauſe. Die im Norden ziehen im Herbſt nach etwas ſüdlicheren Gegenden. Die in milderen Erdſtrichen hingegen überwintern ſchaarenweiſe in Felſen-Klüften, hohlen Bäumen ꝛc. Das wilde Weibchen brütet zweimal im Jahre; die Haustaube hingegen 9 bis 10mal, ſo daß man von einem einzigen Paar binnen 4 Jahren 14762 Tauben ziehen könnte. Die vorzüglichſten Abarten (wovon doch manche für beſondere Gattungen angeſehen werden) ſind folgende:

Die Trommeltaube (dasypus), mit lang befiederten Füßen.

Die Kropftaube, der Kröpfer (gutturosa), mit theils ungeheurem Kropfe.

Das Möchen (turbita), mit krausen Brustfedern und ganz kurzem Schnabel.

Der Tümmler (gyratrix), mit glattem Kopfe und einem kahlen rothen Augenring; überschlägt sich im steigenden Fluge.

Die Schleiertaube, Zopftaube (cucullata), mit vorwärts gerichtetem Kopf-Busche.

Die Pfauentaube, der Hühnerschwanz (laticauda), mit aufrechtem, ausgebreitetem Schwanze.

Die Posttaube, Brieftaube, Türkische Taube (tabellaria), mit rothen Fleischwarzen um den Schnabel und die Augen herum. Diese Taubenart hat ihren Namen daher, weil man sich ihrer vorzüglich ehedem in der Levante bediente, um Briefe zu überschicken.

Der Kronvogel (Coronata). Zumal auf Neu-Guinea und den Molukken ꝛc. Fast von der Größe des welschen Hahns.

Die Ringtaube, große Holztaube, Schlagtaube, Plochtaube, Kohltaube, Holztaube (Palumbus). Meist in ganz Europa.

Die Turteltaube (Turtur). In den warmen und mildern Gegenden der alten Welt. In ihrer gepriesenen Keuschheit und ehelichen Treue, die fabelhaften Uebertreibungen abgerechnet, haben sie nichts vor andern Vögeln ähnlicher Lebensart voraus.

Die Lachtaube (Risoria). Im milderen Europa und in Ostindien.

Die Zugtaube (Migratoria). Im nordöstlichen Amerika. Macht zur Zeit ihrer unermeßlichen Züge eine Hauptnahrung der dasigen Indianer aus, die auch Tausende derselben räuchern und dörren.

Das Taubengeschlecht gehört zu derjenigen Ordnung der Vögel, welche man **hühnerartige** nennt, weil sie mit den gemeinen Haushühnern große Aehnlichkeit haben. Es werden auch dazu die nächstfolgenden Geschlechter gerechnet. — Die Tauben haben einen weichen, dünnen, an der Wurzel geraden, und mit einer weichen aufgeschwollenen Haut versehenen Schnabel. Es sind schon 70 Gattungen bekannt. Sie leben von Körnern, und andern vegetabilischen Produkten, halten sich, wider die Gewohnheit anderer hühnerartigen Vögel, paarweise zusammen, und das Weibchen legt nur 2 Eier auf einmal. Das sanfte, stille Naturel der Tauben ist zum Sprichwort geworden. Ihr wohlschmeckendes Fleisch hat ihnen einen Platz unter den Hausthieren verschafft. Die merkwürdigsten Gattungen sind folgende:

### Die gemeine wilde Taube. (oenas.)

Sie ist unter dem Namen Holz- und Blautaube in waldigen Gegenden bekannt genug, und verbreitet sich über die ganze alte Welt. Der Größe nach gleicht sie der Feldtaube. Ihr ganzes Gefieder ist dunkelaschgrau, unterhalb heller, als oben; die Flügel zieren 2 schwarze Flecke, und am Halse schimmert das Gefieder herrlich aus einem goldglänzenden Purpurroth ins Goldgrüne. Schnabel und Beine sehen hochrosenroth aus. Baumhölen und Felsenklüfte sind diejenigen Oerter, in welchen die wilde Taube nistet. Sie brütet zweimal jährlich, legt ganz weiße Eier, und sucht ihre Nahrung insonderheit auf den benachbarten Feldern. In den Ländern, welche, wie Deutschland, einen kalten Winter haben, zieht sie in Schaaren im Oktober fort, und kommt gegen Ende des Februars wieder zurück. Ihr zartes Fleisch ist sehr gesucht.

Durch Zähmung stammt von dieser wilden oder Holztaube die **zahme Taube** her, die durch die ver-

änderte Lebensart eben so sehr ausgeartet ist, wie andere zahme Thiere. Die vornehmsten Abarten sind folgende vorhin schon angeführte: Die Feldtaube (Feldflüchter), welche der wilden Taube am meisten gleicht, und auch leicht wieder in den Zustand der Wildheit übergeht; die Trommeltaube, durch ihre trommelnde Stimme, und befiederten Füße sich auszeichnend; die Kropftaube mit dem ungeheuren Kropfe; die Schleiertaube; das Mövchen; der Tümmler, der sich im Fluge überschlägt; die Pfauentaube mit dem Pfauenschwanze; die Türkische oder Brieftaube, die man wegen ihres pfeilschnellen Fluges im Orient zum Verschicken von Briefen abrichtet, und mehrere andere.

Die Haustauben sind nicht so ganz Hausthiere, wie Hühner, Gänse und Enten; denn sie behalten ihre Freiheit mehr. Man weist ihnen bloß einen Schlag, d. i. ein schickliches Behältniß auf einem Boden, oder sonst irgend wo an, steckt ihnen hier Nester auf, und läßt sie aus- und einfliegen, wie sie wollen. Da, wo sie sich einmal eingenistet haben, verlassen sie eine solche Wohnung selten, wenn nicht Marder, Iltisse, oder andere Raubthiere sie verjagen; sie brüten hier des Jahres wohl 6 bis 10mal, und vermehren sich stark, suchen sich im Sommer ihr Futter selbst auf den Feldern in der Nachbarschaft, und verlangen nur im Winter, wenn die Erde allenthalben zugefroren, oder mit Schnee bedeckt ist, Futter von ihrem Hauswirth. Wo aber erst ein Taubenflug angelegt werden soll, da muß man viel Vorsicht anwenden, damit sie nicht fortgehen, und sich zu andern Gesellschaften begeben. Ein Teig von altem Lehm aus einem Backofen, mit Anis, Heringslake und Honig gemischt, in den Schlag gesetzt, lockt sie vorzüglich stark an, und verhindert ihre Entfernung aus einem neu angelegten Schlage. Im Winter wirft man ihnen Gerste, Erbsen, oder Wicken hin, welches nebst dem Weizen ihr

liebstes Futter ist. Sie fressen auch gekochte Kartoffeln gern; doch will man bemerkt haben, daß sie darnach weniger Eier legen.

Die jungen Tauben sind bekanntermaßen ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen allenthalben sehr beliebt, und dies ist auch der Zweck, warum man Tauben unterhält; doch dieser Vortheil wiegt, wenn man nicht zugleich auf das Vergnügen sieht, welches diese reinlichen, sanften, zierlichen und verträglichen Thiere gewähren, den Schaden nicht auf, den sie den Getreidefeldern zur Saat- und Erntezeit zuziehen.

### Die Ringeltaube. (palumbus.)

ist eine zweite einheimische Gattung, die sich wild in den Wäldern aufhält. Sie übertrifft die Haustaube an Größe, ist oberhalb dunkelblau, mit grünem, grauem und purpurnem Schimmer; hat unterwärts an den Seiten des Halses einen weißen halbmondförmigen Fleck, ringsum mit goldgrünglänzenden Federn umgeben, der den Ring vorstellt; am Unterhalse und an der Brust ein hochrothes, am übrigen Unterleibe ein weißliches Gefieder. Sie bewohnt lieber Nadelhölzer, und nährt sich vorzüglich von dem Samen der Fichten und Tannen; aber zur Erntezeit auch von Getreide. Sie zieht im Oktober fort.

### Die Turteltaube.

Sie ist kleiner, als die Feldtaube, auf dem Oberleibe zum Theil hell- vorzüglich aber graublau mit einem schwarzen Flecke und 3 bis 4 weißen Queerstrichen zu beiden Seiten des Halses; an der Brust hellfleischfarben; übrigens am Unterleibe weiß; die Schwanzfedern, welche, wie die Schwingen, schwärzlich sind, haben weiße Spitzen. Dieser schöne liebenswürdige Vogel verbreitet sich über das gemäßigte und wärmere Europa und Asien, und wurde sogar von den Seefahrern auf einigen Südseein-

seln angetroffen. In Deutschland lebt er in den Wäldern und Feldhölzern, nährt sich von Fichten- und Tannensamen, geht auch auf die Getreidefelder, und zieht im Herbste fort. Die ehemals gerühmte eheliche Treue der Turteltaube, deren Sinnbild sie bei allen Dichtern ist, darf nicht im strengsten Sinne genommen werden, denn auch hier, wie bei den übrigen Tauben, werden die Gatten bisweilen einander untreu.

### Die Lachtaube.

Sie stammt ursprünglich aus Ostindien, wird aber jetzt in Deutschland und andern Europäischen Ländern häufig, zumal von Landleuten in Städten, unterhalten, wo sie sich fortpflanzt. Den Namen hat sie von dem sonderbaren lachenden Laute, den sie hören läßt. An Größe gleicht sie der Turteltaube. Ihr ganzes Gefieder sieht oberhalb grauröthlich weiß, am Unterleibe mehr weißlich aus, und an jeder Seite des Halses befindet sich ein halbmondförmiger schwarzer Streifen, der den Hals fast wie ein unterbrochener Ring umgiebt. Ein sehr sanftes, niedliches und reinliches Geschöpf, welches wenig Kälte verträgt, und überhaupt zärtlich ist. —

---

Einige Arten der, sich besonders durch einen etwas längeren Hals und rothe Beine auszeichnenden Gattung der Turteltauben, von der es aber, wie von der gemeinen, noch sehr viele giebt, sind folgende:

### Die grüne Turteltaube.
(Columba Turtur viridis.) Fig 16.

Ihre Länge ist $7\frac{3}{4}$ Zoll. Der Schnabel roth, und 8 Linien lang. Vorderkopf und Kehle aschfarben, der Hinterkopf und Hals, der Rücken, der Steiß, die obern Deckfedern des Schwanzes und der Flügel, die Brust, der Bauch, die Seiten und die Schenkel goldgrün, mit

Kupferglanze. Der Vorderhals prächtig violet-purpurroth. Die größern obern Deckfedern der Flügel haben an der Spitze schwefelgelbe, äußere Ränder, die untern Deckfedern der Flügel aber aschfarbene, die Schwungfedern sind schwärzlich, und ihre äußern Ränder und Spitzen haben einerlei Farbe mit dem Körper. Der Schwanz ist blaugrün mit Kupferglanze, seine zwei mittlern Federn einfarbig, und spielen an den innern Fahnen ins Schwärzliche, die andern haben alle schwefelgelbe Spitzen. Unten erscheinen sie schwärzlich, mit schmutzig weißen Spitzen, und die untern Deckfedern des Schwanzes sind grünlichweiß; die Füße roth, und zur Hälfte mit Federn bedeckt; die Klauen graubraun. — Sie ist auf der Insel Amboina zu Hause.

Die Erd-Turteltaube. (Columba Turtur passerina.)

Sie ist nicht viel größer, als eine Haubenlerche, nemlich $6\frac{1}{4}$ Zoll lang. Ihr Schnabel ist hellroth, mit einer schwärzlichen Spitze, und 7 Linien lang; der Augenstern pommeranzengelb; die obern Theile des Kopfes und des Halses aschgrau, der Rücken, Steiß und die obern Deckfedern des Schwanzes eben so, aber dunkler; die Stirn, die Kehle, der Vorderhals, die Brust, die Seiten, der Bauch, und die unteren Deckfedern des Schwanzes weinfarbig mit braunen Flecken am Vorderhalse und Brust, indem nemlich die Mitte jeder Feder diese letzte Farbe hat; einige Deckfedern der Flügel sind dunkelaschfarbig, einige weinfarbig mit glänzend grünen Flecken; unten sind sie gelbroth; die Schwungfedern sind ebenfalls gelbroth, an den äußern Rändern und an den Spitzen aber schwärzlich, die zwei mittlern Schwungfedern dunkelaschfarbig, die andern schwärzlich; die Füße roth, die Krallen schwärzlich.

Beim Weibchen sind alle diese Farben etwas blässer, und minder scharf. — Sie sind in den wärmern Ländern

von Amerika, und auf den angrenzenden Inseln zu Hause. In Mexiko sind sie sehr gemein, und halten sich in gebirgigen Gegenden auf; sie sind daselbst eine sehr delikate Speise. Auch in Carolina, Guiana und Jamaika findet man sie oft. Auf Karthagena giebt es einige Spielarten, welche größer sind, als die gewöhnlichen, und einige braune Flecken, und keinen geschuppt aussehenden Bauch haben. Ihr Girren ist kläglich, wie das der gemeinen Turteltaube. Sie pflanzen sich auch in Europa fort.

### Die Javanische Turteltaube. (Columba Javanica.)

Sie ist 9½ Zoll lang, ihr Schnabel hellroth, mit einer weißen Wachshaut bedeckt; Kopf, Hals und Brust weinroth, die Stirn und die Seiten des Kopfs am hellsten. Rücken und Flügel dunkelgrün, die großen Schwungfedern braun, der Bauch von dunkler Farbe, die gegen den Schwanz hin, der unten auch dunkelfarbig ist, sehr blaß wird. Die Füße roth. In Java zu Hause.

### Die Senegal'sche Turteltaube.
(Columba Senegalensis.) Fig. 17.

An Größe gleicht sie der Schwarzdrossel. Ihre Länge ist 9¼ Zoll. Der Schnabel ist 8 Linien lang und schwärzlich. Kopf, Hals und Brust weinfarbig, der Vorderhals schwarz gefleckt. Der Oberrücken braun, und das Ende jeder Feder ins Gelbrothe spielend. Die zunächst am Körper stehenden Deckfedern der Flügel eben so, die andern, wie der Unterrücken und Steiß, aschfarbig. Der Bauch, die Seiten, die Schenkel und die untern Deckfedern des Schwanzes sind weiß; die Schwungfedern außen aschfarben, inwendig und unten braun; die sechs mittleren Schwanzfedern aschbraun; die drei andern zu beiden Seiten, von der Wurzel bis in die Mitte aschfarbig; von da bis zu den Enden weiß. Die untere Fläche

des Schwanzes halb aschfarben, an der andern weiß. — Am Senegal zu Hause.

### Die Carolinische Turteltaube.
(Columba Carolinensis.)

Sie hat ungefähr die Größe der gemeinen Taube, d. h. 14 Zoll, und 18 Loth Gewicht. Sie ist, nebst der folgenden, langschwänzig. Ihr Schnabel ist 8 Linien lang, und schwärzlich. Die Augen sind mit einer kahlen blauen Haube umgeben; der Augenstern schwarz; Stirn, Vorderhals und Brust spielen ins Röthliche, und die Letzte hat einen gelbgrünen und violetten Glanz. Hinterkopf und Hals sind bräunlich aschfarben, der Rücken, der Steiß und die obern Deckfedern des Schwanzes und der Flügel, die zunächst am Körper stehen, eben so, aber unregelmäßig mit Gelbroth gemischt, die übrigen Deckfedern der Flügel aschbraun. Der Bauch, die Seiten, die Schenkel und untern Deckfedern des Schwanzes spielen ins Gelbrothe; an jedem Flügel, und an den Spitzen der großen Deckfedern sind einige schwarze Flecken; die Schwungfedern sind schwärzlichaschfarben, mit weißlichen Rändern. Die Schwanzfedern sind ungleich, die zwei mittleren $4\frac{1}{2}$ Zoll lang, die äußeren sehr kurz, die zwei mittlern gänzlich aschbraun, die zwei nächsten auf jeder Seite aschgrau, am Ende weißlich, mit einem schwarzen Fleck zwischen diesen beiden Farben, auf der untern Fläche sind die zwei mittlern eben so, wie auf der obern, die zwei nächsten auf jeder Seite an der hintern Hälfte schwarz, und an der Endhälfte aschgrau, die übrigen eben so, die Endhälfte aber weiß. Die Füße roth, die Krallen schwarz.

Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch den Mangel der violetglänzenden Farbe an der Brust. — Sie sind in Carolina, St. Domingo, Brasi-

lien, und andern Orten zu Hause. In Carolina brüten sie, da man sie das ganze Jahr daselbst antrifft.

### Die Canadische Turteltaube.
(Columba Canadensis.)

Sie ist etwas größer, als die gemeine Turteltaube, und hat 13 Zoll. Ihr Schnabel ist 1 Zoll lang. Der obere Theil des Kopfes, Halses, Rückens und der Flügel sind graubraun. Der Unterrücken, Steiß und die obern Deckfedern des Schwanzes aschgrau. Kehle, Vorderhals und Brust graubraun, mit einem gelblichen Anstrich. Die Seiten grünlich, Bauch und Schenkel schmutzigweiß. Die untern Deckfedern des Schwanzes reinweiß. Die Deckfedern der Flügel mit schwärzlichbraunen Flecken bezeichnet. Die Schwungfedern braun, und die großen haben gelbliche äußere Ränder. Der Schwanz 5½ Zoll lang, und am Ende gleich. Alle seine Federn sind aschgrau, mit weißen Spitzen, die Füße roth, die Krallen schwarz. Nach Andern ist der Schwanz keilförmig, an den Seiten weiß, und auf der innern Seite mit einem rothen, und unter diesem einem großen schwarzen Fleck versehen.

Beim Weibchen haben die Federn des Kopfs, des Halses, der Brust, des Oberrückens und die Deckfedern der Flügel schmutzigweiße Spitzen, was diesen Theilen ein gestreiftes Ansehen giebt. — Sie ist in Canada zu Hause.

### Die Amerikanische Zugtaube.
(Columba migratoria.)

Die Zugtaube verdient eine besondere Stelle in der Naturgeschichte der Vögel, weil keine andere bekannte Vögelart in so ungeheurer, man kann sagen unbegreiflicher Menge sich für ihre Züge, so wie hinwieder zum Brüten versammelt. Auch scheint ihren Wanderungen

vielmehr das Bedürfniß der Nahrung, als die veränderte Temperatur und der Eintritt der kältern Jahreszeit zum Grunde zu liegen, zumal man sogar im Christmonat einzelne dieser Vögel in nördlichen Gegenden um die Hudsonsbai wahrnimmt. Ihre Ankunft hat ebenfalls keine bestimmte Zeit, und manches scheint dabei vom Zufall abzuhängen, da sie mitunter in unermeßlichen Schaaren an Orten eintreffen, wo man seit mehreren Jahren nur wenige zu Gesichte bekommen hatte, z. B. in Pensylvanien und in mehrern Gegenden von Virginien. Und diese Schaaren gleichen doch nur kleinen Nachzüglercorps, in Verhältniß zu denen, welche man in den nördlichen Waldungen der Staaten von Ohio, Kentucky und Indiana beobachtet. Diese ausgedehnten und fruchtbaren Landschaften liefern die Buchekern im Ueberfluß, welche die Hauptnahrung der Zugtaube ausmachen. In der Jahreszeit, wo diese Nüsse reifen, kann man am sichersten auf die Ankunft einer verhältnißmäßigen Menge Tauben rechnen. Bisweilen geschieht es, daß, nachdem der ganze Ertrag ausgedehnter Buchwälder aufgezehrt ist, in der Entfernung von 60 bis 80 Meilen andere Waldungen von dem Taubenheer entdeckt werden, wohin sie sodann des Morgens fliegen, und den Tag über, und gegen Abend regelmäßig auf den allgemeinen Sammelplatz zurückkehren. Für diesen letztern werden jederzeit Wälder gewählt, deren Ausdehnung oft sehr ansehnlich ist; wenn die Tauben sich einige Zeit an einem solchen Orte aufgehalten haben, so wird er völlig unkennbar. Die Erde ist mit einer, etliche Zoll hohen, Schicht Taubenmist dicht überzogen. Von Gräsern, Pflanzen und Sträuchern ist keine Spur mehr vorhanden; der Boden ist mit großen Baumästen bedeckt, die vom Gewicht der dicht aneinander sitzenden Tauben gebrochen wurden, und die Bäume selbst sind im Umfang von mehrern tausend Morgen so zugerichtet, als ob sie mit Beilen umgehauen wären.

Eine solche Zerstörung erfordert Jahre, ehe neuer Pflanzenwuchs ihre Spuren vertilgt hat.

Wenn die Einwohner von der Nähe eines solchen Raubnestes Kunde erhalten, so ziehen sie, mit Flinten, Keulen, langen Stangen, Schwefeltöpfen, und andern Mordwerkzeugen bewaffnet, zur Nachtzeit dagegen aus; in wenigen Stunden füllen sie ihre Säcke mit Tauben, und beladen ihre Pferde damit. Den Indianern ist ein solches Raubnest sehr erwünscht, und sein Ertrag öffnet ihnen eine wichtige Nahrungsquelle. Noch ausgedehnter und wichtiger sind die Brütungslager. In den westlichen Landschaften werden sie gewöhnlich in Buchwaldungen, und in langen geraden Strecken angelegt. Vor etlichen Jahren ward ein solches nahe bei Shellbywille im Staat von Kentucky beobachtet, das sich, in der Richtung von Norden nach Süden, in einer Länge von mehr denn 40 Miglien, auf etliche Miglien Breite ausdehnte. In diesem weiten Waldraum standen alle Bäume voll Nester.

So wie die Jungen sich zum Ausfluge rüsten, treffen die Bewohner der Nachbarschaft von allen Seiten her ein, mit Wägen, Beilen, Betten und Küchengeräthschaften versehen. Die meisten führen ihre Haushaltungen mit, und Alle lagern sich um den ungeheuren Taubenschlag. Der Lärm in diesen Wäldern soll so ungeheuer seyn, daß sogar die Pferde darüber erschrecken, und daß man dem, der zunächst steht, um verstanden zu werden, in's Ohr schreien muß. Der Boden liegt voll abgebrochener Aeste, von den Bäumen herabgefallener Eier, und junger Vögel. Schweineheerden mästen sich mit diesen Abgängen. Sperber, Geyer und Adler schweben überall in Menge über den Bäumen, und raubten junge Tauben aus ihren Nestern, während man unten, in einer Höhe von 20 Fuß über der Erde, bis hinauf an die Gipfel der Bäume, den wunderbaren Anblick eines beständigen Wirbels unzähliger Tauben hat, die sich

durcheinander drängen, und deren Flügelschlag ein donnerartiges Getöse macht. Zwischenein hört man das Niederfallen der Bäume, denn die vorzüglich mit Nestern beladenen Bäume werden auf diese Art gefällt, daß einer zugleich mehrere niederreißt, so daß man gleichsam mit Einem Wurf einige hundert Tauben, die den Alten an Größe wenig nachstehen, in seine Gewalt bringt.

Ich durchwanderte, erzählt ein Reisender, mehrere Miglien dieses großen Sammelplatzes, auf dessen Bäumen noch die alten Nester stunden; an verschiedenen einzelnen Bäumen habe ich mehr, denn 90 Nester gezählt. Die Tauben hatten aber in diesem Augenblick die Gegend verlassen, und hielten sich nunmehr 20 bis 30 Stunden fern, in gleicher Menge beisammen auf. Wirklich sah ich sehr viele dieser Vögel über meinem Haupte, in jener Richtung hin und her fliegen. Die Nahrung war in Kentuky gänzlich aufgezehrt, und die Tauben zogen sich jeden Morgen nach dem, wenigstens 20 Stunden entfernten Gebiet von Indiana. Schon um 10 Uhr kamen einzelne zurück, die große Heermasse hingegen traf Nachmittags ein.

Gegen 1 Uhr sahe ich die Tauben, welche am Morgen nordwärts gezogen waren, in entgegengesetzter Richtung und in einer solchen Menge, wie ich sie noch nirgends wo gesehen hatte, zurückkehren. Als ich bei einer lichten Stelle im Walde eintraf, wo die Aussicht völlig frei war, bot sich mir ein außerordentlicher Anblick dar. Die Tauben flogen sehr schnell, höher, als Schußweite, zugweise, in mehrfacher Reihe übereinander, und dermaßen zusammengedrängt, daß wenn sie das Blei erreicht hätte, unfehlbar jeder Schuß mehrere würde getroffen haben. Von der Rechten zur Linken, so weit das Auge reichte, breitete sich der Zug aus, und überall schien er gleich dicht zu seyn. Um die Dauer der wunderbaren Wanderung inne zu werden, zog ich die Uhr hervor, und

setzte mich hin, sein Ende abzuwarten. Dies erschien um 1½ Uhr. Ich verweilte über eine Stunde, allein statt abzunehmen, schien der Zug vielmehr immer noch sich zu vergrößern, und sein Flug hinwieder auch schneller zu werden. Bis nach 6 Uhr Abends sah ich einzelne Abtheilungen 5 bis 6 Minuten lang in südlicher Richtung dem Hauptzuge folgen.

Die Buchnüsse machen nicht die einzige Nahrung der Zugtauben aus; sie fressen auch Eicheln, Mais, Buchweizen, Hanfkörner, und mancherlei wilde Beeren. Die ungeheure Menge Bucheckern, welche die Tauben verzehren, ist ein Jammer für die Bären, Schweine, Eichhörnchen, und andere von Waldfrüchten lebende Thiere. Aus dem Kropf einer einzigen Taube erhielt ich eine große Hand voll vermischter Buchnüsse, Eicheln und Maronen. Um eine annähernde Berechnung des täglichen Bedarfs dieser ungeheuren Schaaren zu erhalten, will ich damit anfangen, die Vögelzahl derjenigen zu berechnen, die ich zwischen Frankfurth und dem Gebiet von Indiana fliegen sah. Nimmt man an, dieser Zug sei eine Miglie breit gewesen, (ich glaube aber, er war bedeutend breiter) und habe in einer Minute eine Miglie zurückgelegt; so müßte, da er 4 Stunden ununterbrochen fortdauerte, seine ganze Länge 240 Miglien betragen. Nimmt man weiter an, daß jede Geviert-Elle dieses beweglichen Körpers 3 Tauben enthielt, und multiplizirt man die Summe der Geviert-Ellen des Gesammtraums mit 3, so macht dies mehr, als 2230 Millionen Tauben aus! Eine fast unbegreifliche Menge, welche doch wahrscheinlich die wirkliche Zahl noch nicht erreicht. Rechnet man nun für die tägliche Nahrung jeder Taube eine halbe Pinte Bucheckern, so würde der Gesammtverbrauch siebzehn Millionen vier und zwanzig tausend Scheffel täglich betragen. Wohl bedurften sie demnach des schnellen Fluges und des Instinkts zur Wander-

schaft durch weite Strecken unbebauter Gegenden, wenn sie nicht bald selbst aus Mangel der Nahrung zu Grunde gehen, oder hinwieder alle Pflanzenerzeugnisse, auch außer den Wäldern, aufzehren sollten.

---

Bei uns geschieht die Taubenjagd entweder durch das Beschleichen, oder durch das Herbeilocken, oder durch den Ansitz, und insbesondere durch die Anlage einer Taubenhütte, oder durch den Fang auf dem Heerde.

### Das Rebhuhn. (Tetrao perdix.)

Das Rebhuhn, die Wachtel, der Auerhahn, das Schnee- und Haselhuhn machen, nebst mehrern ausländischen Vögeln, zusammen ein Geschlecht aus, dessen Gattungen sich durch den kahlen, warzigen Fleck über den Augen unterscheiden. Daß es hühnerartige Vögel sind, lehrt ihr ganzes Ansehn und ihre Lebensart. Sie werden von den Naturforschern unter dem gemeinschaftlichen Namen Waldhühner begriffen, nähren sich von allerlei Beeren in den Wäldern, aber auch von Getreide und andern Sämereien, und lieben selbst Insekten. Diese Vögel sind im Fliegen nicht sehr geschickt, halten auch nicht lange aus, aber laufen ungemein schnell. Wenn sie auffliegen, machen sie ein starkes Geräusch.

Was das Rebhuhn insbesondere betrifft, so ist die gemeinste Gattung dieses Geschlechts allenthalben im gemäßigten Europa und Asien, wo es nur Felder giebt, bekannt genug. Es erreicht kaum die Größe eines Haushuhns von der kleinsten Art, hat ein einfaches, aus Aschgrau, schwärzlich und röthlich gemischtes Gefieder; auf der Brust einen kastanienbraunen Fleck, und einen rostrothen Schwanz. Es ist ein flinkes, im Laufen ungemein geschicktes Geschöpf, welches sich leicht zähmen, und sogar so gewöhnen läßt, daß es im Herbst zurückkehrt. Die Rebhühner leben paarweise, und beide Gat-

ten ſind einander ſehr ergeben. Sie locken ſich, wenn ſie ſich entfernt haben, und hegen auch zu ihren Jungen eine zärtliche Liebe. Das Weibchen legt 16 bis 20 ſchmutzig grünlichweiße Eier in ein Neſt aus Stroh, Heu und einigen Federn, welches alles, leicht hingeworfen, in einer Vertiefung des Ackers gefunden wird. Füchſe, Iltiſſe, Hunde, Katzen, Raubvögel, ſogar Elſtern und Krähen, beſonders aber die Menſchen ſtellen den Rebhühnern unaufhörlich nach. Durch ihr delikates Fleiſch werden ſie nützlich für den, der ſie fangen oder ſchießen darf; dem Landmann aber freſſen ſie, zumal im Winter, den Braunkohl und die Saat. Sie ziehen nie weg.

### Die Wachtel. (Tetrao coturnix.)

Daß die Wachtel nahe verwandt ſei mit dem Rebhuhn, wird keiner bezweifeln, der beide nur einmal geſehen hat. Die Wachtel iſt viel kleiner, als das Rebhuhn, hat aber ein ähnliches Gefieder, nemlich gelblichgrau mit ſchwärzlichen Flecken; über den Augen bemerkt man einen gelblichweißen Strich. Die Stimme der Wachtel, die ſie beſonders des Abends auf den Feldern im Getreide hören läßt, und die das Schlagen heißt, hat etwas ſehr angenehmes, und ihretwegen iſt die Wachtel auch als Stubenvogel beliebt. Sie kommt in der Lebensart ſehr mit den Rebhühnern überein, niſtet eben ſo in Vertiefungen der Felder, und legt 10 bis 14 grünlichweiße, braungefleckte Eier, welche wie mit einem Firniß überzogen ſind. Merkwürdig iſt der Umſtand, daß die Wachteln ſich zweimal, nemlich im Herbſt und im Frühlinge, mauſern.

Sie zieht, ungeachtet ſie nicht ſehr lange fliegen kann, dennoch im Herbſt, und zwar ſpätſtens zu Anfange des Oktobers von uns weg, über das mittelländiſche Meer nach Afrika zum Ueberwintern, und kehrt

erſt

erst zu Ende des Aprils oder zu Anfange des Mais zurück.

Im Herbst versammeln sich an den Küsten des südlichsten Europa's gemeiniglich so viel Wachteln, daß sie die Erde bedecken, und gehen dann über das Meer. Im Frühjahr kommen sie äußerst ermüdet zurück, und fallen gleich auf die Europäischen Küsten nieder, um auszuruhen. Auf den südlichen Küsten von Italien und Frankreich fängt man um jene Zeit viele tausend Wachteln, welche theils lebendig, theils todt verschickt werden. Ihr Fleisch ist delikat.

### Das Auerhuhn. (Tetrao urogallus.)

Ein merkwürdiger Vogel! Unter seinen Geschlechtsgenossen ist das Auerhuhn die größte Gattung, nemlich fast einem Truthahn gleich. Das Männchen oder der Auerhahn sieht am obern Theile des Leibes schwarz aus, auf dem Rücken etwas weiß besprengt. Die Federn des Hinterkopfs sind lang, und an der Kehle hängt ein großer Federbüschel herab. Brust, Bauch, Flügel und Schwanz sind schwarz; die Schultern weiß. Das nördliche Asien und Europa sind das Vaterland dieses Vogels. Er bewohnt die gebirgigen Schwarzwälder, und hält sich gern in der Nähe von Quellen und Bächen auf. Zur Paarungszeit, oder, nach der Jägersprache, in der Zeit des Falzens, im März, verursacht der Auerhahn ganz eigene Auftritte. Um 2 Uhr des Morgens spaziert er auf seinem Standplatz auf einem Baum mit fächerartig ausgebreitetem Schwanze, vorgestrecktem Halse, aufgeblasenem Kropfe und hängenden Flügeln herum, macht allerhand lächerliche Grimassen, und erhebt ein weittönendes Geschrei, welches klingt, wie wenn man eine Sense wetzt. Dieses Verfahren nennt man eigentlich das Falzen des Auerhahns. Durch sein Geschrei lockt er seine 6 bis 8 Weibchen herbei, und paart sich mit ihnen.

Hernach ſtreift er einſam, wie immer, umher, und ſucht ſeine Nahrung, die in Baumknospen, Wachholderbeeren, allerlei Körnern, und im Herbſt beſonders in Brombeeren, Preußelbeeren, Heidelbeeren ꝛc. beſteht, und geht am Abend wieder nach ſeinem Stand, um am Morgen zu falzen.

Die Hennen legen ihre 6 bis 16 ſchmutzigweiße, ſchmutziggelbgefleckte Eier, in's hohe Gras und auf trocknes Laub, und brüten, ohne daß ſich der Vater um ſie bekümmert. Das Fleiſch des Auerhuhns iſt wohlſchmeckend.

Ein ähnlicher Vogel, aber nur von der Größe des Haushuhns, iſt das Birkhuhn (Tetrao tetrix), welches in denſelben Ländern in Birkwaldungen angetroffen wird. Das Haſelhuhn (bonasia), dem Rebhuhn gleich, aber größer, liebt die gebirgigen Gegenden, wo es viel Haſelſträucher giebt, deren Kätzchen ihm zur Nahrung dienen. Das Schneehuhn (T. lagopus), ſo groß als eine Taube, bewohnt diejenigen Gebirge in Europa, welche auch im Sommer mit Schnee bedeckt ſind. So ſehr die vorigen den Menſchen ſcheuen und fliehen, ſo zahm iſt dieſes. Man kann es bisweilen ſelbſt mit der Hand erhaſchen, wenn man ihm Brot vorhält. Von allen ſchmeckt das Fleiſch vortrefflich.

### Das Perlhuhn. (Numida meleagris.)

Es ſind nur drei Vögel bekannt, welche das Geſchlecht des Perlhuhns ausmachen. Ein kurzer, ſtarker, erhabener Schnabel, mit einer lappenartigen Wachshaut an der Wurzel und ein kahler Kopf und Hals, nebſt einem zurückgebogenem Horn machen die Geſchlechtskennzeichen der Perlhühner aus, und ſind auch dem gemeinen eigen, welches übrigens größer iſt, als ein Haushahn. Der Haupt- oder Grundfarbe nach ſieht es ſchwärzlich aſch-

grau oder bläulich grau aus, mit regelmäßigen Reihen runder, weißer, perlenartiger Flecke.

Das Perlhuhn ist fast durch ganz Afrika einheimisch, und wohnt auch in einem Theile Arabiens. Jetzt findet man es in Europa, als ein Hausthier, gezähmt, auf Höfen, und in Amerika hat es sich ungemein vermehrt. In den Sitten gleicht es dem Rebhuhn sehr. Es ist zänkisch und herrschsüchtig, und lehnt sich sogar gegen den Truthahn auf. Die durchdringende eintönige Stimme, welche diese Vögel fast den ganzen Tag hören lassen, wird fast unerträglich. Sie fressen, was den Haushühnern zur Nahrung dient, und pflanzen sich in der Gefangenschaft auf gleiche Art fort. Zahme Hennen legen bei reichlichem Futter 18 bis 24 hartschalige, gelblichweiße rothbraungefleckte Eier, die man zum Ausbrüten auch einer Haushenne oder einer Truthenne unterlegen kann. Die Jungen erfordern viel Sorgfalt. Das Fleisch der letztern wird sehr gelobt.

### Das Huhn. (Phasianus gallus.)

Unser gemeines Huhn stammt aus Ostindien, wo es noch jetzt wild gefunden wird; es hat sich aber fast über die ganze Erde verbreitet. Nach Amerika ist es erst durch die Spanier gebracht, auf vielen Inseln der Südsee scheint es heimisch zu seyn. Man erkennt die zu diesem Geschlecht gehörigen Vögel an dem fleischernen Kamm auf der Stirn, an den nackten Ohren, an den doppelten Kehllappen, und an dem in die Höhe gebogenen, zusammengedrückten Schwanz. Es giebt viele Spielarten (Varietäten) derselben, die zum Theil auch unter uns bekannt sind. Das Paduanische Huhn ist fast zweimal so groß, als das gemeine, und ein Hahn von dieser Rasse wiegt wohl 8 bis 10 Pfund. Bei der Straubhenne stehen die Federn verkehrt und aufwärts gesträubt. Der Kluthenne fehlt der Schwanz.

Das Haubenhuhn hat einen Federbusch auf dem Kopfe. Die Federn des Wollhuhns in Japan und China sind schlicht, fast wie Haare, und liegen glatt an, wie feine Wolle. An dem Mohren- oder Negerhuhn in Afrika, vorzüglich auf St. Jago am grünen Vorgebirge, sieht man nicht nur eine schwarze Haut, wie bei den Negern oder Mohren, sondern auch der Kamm und die Kehllappen haben diese Farbe, ja sogar die Knochen.

Der Hahn ist durch seine Größe, den höheren Kamm, die langen gekrümmten Schwanzfedern und die Sporen sehr leicht von der Henne zu unterscheiden. Das Krähen zeichnet ihn ebenfalls aus; wiewohl man auch zuweilen krähende, und mit Sporen bewaffnete Hühner findet. Gemeiniglich schläft er, auf einem Fuße ruhend, daher der eine Schenkel desselben stärker und fleischiger ist, als der andere. Er ist sehr wachsam, und pflegt des Morgens durch sein Geschrei ziemlich sicher die Zeit anzugeben. Seiner Streitsucht wegen dient er einigen Nationen zu einem öffentlichen Schauspiele des Vergnügens. Besonders sind die Englischen Hahnengefechte berühmt, wobei große Summen verwettet werden. Man verschrieb sonst die großen Hamburger Hähne dazu, welche wegen ihrer dickbefiederten Schenkel Sammethosen heißen. Sie werden zu einem solchen Kampf vorher abgerichtet und geübt, und mit 3 bis 4 Zoll langen stählernen Sporen bewaffnet.

Das Huhn ist wegen seiner Fruchtbarkeit das nützlichste unter dem zahmen Geflügel. Wenn es 10 bis 12 Monate alt ist, fängt es an zu legen. Läßt man ihm die Eier, so legt es nur etwa eine Mandel, und brütet dann. Wenn man sie wegnimmt, so fährt es fort, zu legen, und man erhält zuweilen in Einem Jahre gegen 100 Eier. Eine gute Henne legt mehrere Tage hinter einander, ohne zu ruhen. Sie fangen im Februar

an, und hören im Herbſte, wenn ſie mauſern, wieder auf. Doch ruhen ſie auch im Sommer etliche Tage, wenn ſie erſchöpft ſind. Wärme und gutes Futter befördert die Fruchtbarkeit ungemein. Außer Gerſte und Hafer dienen hiezu vorzüglich Buchweizen, gehackte Neſſeln, Hanf und Heuſamen, in lauem Waſſer eingeweicht. Man findet zuweilen Eier ohne Dotter, auch mit doppeltem Dotter, ja, man hat Beiſpiele, daß ein vollkommenes kleines Ei in dem andern gelegen hat. Mit dieſen treibt der Aberglaube ſein Spiel, der auch wohl von Hahneneiern ſpricht, aus welchen Baſilisken gebrütet würden. Wenn die Hühner zu fett werden, legen ſie Windeier, die keine hartkalkichte Schale, ſondern nur eine dünne Haut haben. Aus dem natürlichen Triebe zum Brüten ſuchen manche Hühner abgelegene Oerter, wo ſie ihre Eier heimlich hinlegen. Will man ſie beobachten, ſo halten ſie das Ei mehrere Stunden zurück. Man darf aber den Legedarm nur mit Salz reiben, dann eilen ſie gleich dahin, und verrathen alſo das verborgene Neſt. Hühner, die zu krähen anfangen, haben einen Fehler am Eierſtocke; man muß ſie ſchlachten, ſo wie auch diejenigen, welche die Eier aufhacken und freſſen.

Ob man gleich durch das Wegnehmen der Eier ſie eine Zeitlang zum Fortlegen nöthigen kann, ſo ſiegt doch endlich die Natur. Sie empfinden einen unwiderſtehlichen Trieb zum Brüten, den ſie durch eine auffallende Veränderung ihres Betragens zu erkennen geben. Sie fangen an zu glucksen, gehen mit aufgeſtreiftem Gefieder, in langſamen, gleichſam abgemeſſenen Schritten einher, freſſen weniger, als ſonſt, und ſitzen ſtundenlang auf dem Neſte. Alsdann bebrüten ſie alles, was nur einem Ei ähnlich ſieht, um die brennende Hitze an ihrem Bauche abzukühlen. Wenn man ſie einigemal mit dem Hinterleibe in eiskaltes Waſſer taucht, ſo verliert ſich dieſe Hitze, und nach kurzer Zeit legen ſie wieder. Man kann

sie aber auch wider ihren Willen zum Brüten zwingen, z. B. durch Branntwein und andere erhitzende Mittel. Hievon ist im Winter Vortheil zu ziehen, weil da die jungen Hühner rar und theuer sind; nur müssen sie in warmen Zimmern gehalten werden.

Will man eine Bruthenne wirklich sitzen lassen, so legt man ihr frische befruchtete Eier unter. Eine Henne, die von einem Hahn auch nur einmal getreten ist, legt 14 Tage lang fruchtbare Eier. Ueberhaupt müssen aber die Eier nicht über 20 Tage alt seyn, und an keinem feuchten Orte gelegen haben. Großen Hennen giebt man 15, den kleinen nur 13. Die ungerade Zahl, worin der Aberglaube ebenfalls Geheimnisse sucht, hat ihren guten, sehr natürlichen Grund. Die Eier liegen nemlich fester beisammen, und werden weniger gerüttelt, und aus ihrer Lage verschoben, welches zum glücklichen Auskommen der Küchlein nothwendig ist. Aus den zugespitzten Eiern kommen Hähnchen, aus den runden Hühner, wonach man sich beim Unterlegen zu richten pflegt. Bekanntlich legt man Hühnern auch Enten- und andere Eier unter, so wie man Hühnereier von Kapaunen, Truthühnern ꝛc. ausbrüten lassen kann.

Nach 12 Stunden bemerkt man schon die Wirkung des Brütens, wenn man ein Ei aufmacht, und aufmerksam betrachtet, und so entwickelt sich der Keim von einem Tage zum andern immer weiter, bis nach 20 Tagen, — zuweilen einige Tage früher, zuweilen auch 5, 6 Tage später — das Küchlein die Schale aufpickt, und zum Vorschein kömmt. Erst nach 36 Stunden giebt man ihnen zu fressen, anfangs feine Grütze oder Semmel, in Milch eingeweicht, darauf hartgekochte zerhackte Eier mit Brotkrumen. Reines Wasser und Sand darf den Hühnern nie fehlen; der letztere dient ihnen zur bessern Verdauung. Da sie sehr begierig auf Würmer und Ungeziefer sind, so legt man auf dem Hofe einen

Wurmhaufen für sie an, indem man Sägespäne oder Mist mit Blut, mit Gedärmen von Fischen, Hühnern, und mit andern thierischen Theilen vermengt, wodurch die Erzeugung des Gewürms befördert wird. Gekochte und kleingestampfte Kartoffeln sind ebenfalls ein gutes Futter für Hühner.

Theils um der leichten Mastung, theils um des Wohlgeschmacks willen, werden junge Hühner und Hähne von etlichen Monaten verschnitten. Eine Anstalt, wo dergleichen verschnittenes Geflügel im Großen gemästet wird, heißt in Frankreich eine Poularderie, von dem Worte Poularden, welches verschnittene Hühner bedeutet; die verschnittenen Hähne werden Kapaunen genannt. Man läßt diese Thiere 24 Stunden fasten, schneidet dann queer über den Bauch ein Loch, nimmt die zur Fortpflanzung nothwendigen Theile heraus, nähet den Schnitt wieder zu, und bestreicht die Wunde mit ungesalzener Butter. Auch schneidet man gewöhnlich den Kamm ab, weil er sonst in kurzem zu einer solchen Größe wächst, daß er an der Seite ihnen beschwerlich wird. Zum Spaß nimmt man auch wohl den Hähnchen die Sporen von den Füßen, und pfropft sie an die Stelle des Kammes. Sie wachsen bald an, und werden größer, als am Fuße, zuweilen über 2 Zoll lang, wodurch sie das Ansehen kleiner Hörner erhalten. Das Pfropfen findet also im Thierreiche eben so wohl, als im Gewächsreiche Statt. — Für reiche Leute mästet man das verschnittene Geflügel mit kleinen, aus Hirsenmehl und Butter gemachten Kügelchen, und tränkt es mit süßer Milch. Nach 20 Tagen kann es geschlachtet werden. Man kann denken, daß von solcher Nahrung das Fleisch einen herrlichen Geschmack bekömmt. Sonst wird es auch von Brot und Bier recht gut. Während der Mast muß es in einem dunklen, engen Behältnisse eingesperrt seyn. So wie verschnittene Hirsche das Ge-

weihe nicht abwerfen, ſo mauſern ſich auch verſchnittene Vögel nicht.

Weil die Bruthennen etliche Monate keine Eier legen, ſo nimmt man zum Brüten gern Kapaunen und Truthühner. Noch vortheilhafter iſt die Methode der Aegypter und Chineſen, welche durch künſtliche Wärme in einer beſondern Art von Backofen mehrere Tauſende auf einmal ausbrüten. Einige Dörfer bei Kairo beſitzen dies Kunſtſtück als ein Geheimniß, und nähren ſich größtentheils bloß von dem Verkaufe der jungen Hühner, die jährlich in ihren Oefen zu Millionen auskommen. Die Bauern in der umliegenden Gegend bringen täglich Eier in Menge zu den Eigenthümern dieſer Brutöfen, und empfangen für jeden Korb voll Eier einen Korb voll junger Hühner. Beide Theile gewinnen bei dieſem Tauſche; der Bauer bekömmt ohne Mühe und Zeitverluſt Hühner; und der Andere erhält weit mehr Eier, als er Hühner gab, weil von dieſen nicht ſo viel in einen Korb gehen, als von jenen.

Bei uns hat man dieſe Methode mit glücklichem Erfolge nachgeahmt. Alles kömmt dabei auf den rechten Grad und die gleichmäßige Vertheilung der Wärme, und auf die Abhaltung der Feuchtigkeit an. Der 32ſte Grad des Reaumür'ſchen Thermometers iſt die Wärme der Bruthenne, und dieſen muß man zu erhalten ſuchen; doch eher etliche Grade zu wenig, als zu viel. Die Art der Wärme iſt völlig einerlei. Man kann durch die Wärme des Lampenfeuers, der Elektrizität, des Miſts, u. dergl. eben ſowohl ſeinen Zweck erreichen, als durch Ofenwärme. Auch haben ſchon Säugethiere, z. B. Hunde, und ſelbſt Menſchen, durch die natürliche Wärme ihres Körpers Küchlein ausgebrütet. Da ein junges Huhn, auch nur von etlichen Wochen, 8 bis 10 Mal ſo viel werth iſt, als ein Ei: ſo könnte freilich durch das künſtliche Ausbrüten im Großen viel gewonnen werden; allein

bis jetzt hat sich bei uns eine unüberwindliche Schwierigkeit dabei vorgefunden: das Erwärmen und Aufbringen der zarten Jungen. Unser kaltes und feuchtes Klima macht ihnen, besonders in den ersten 8 Tagen, die mütterliche Bedeckung noch nothwendiger, als vor ihrer Geburt. Die zur Abhelfung dieser Schwierigkeit eben so glücklich, als witzig ersonnenen Mittel sind im Großen nicht anwendbar.

Unterdessen, bis uns neue, und völlig ausführbare Vorschläge in den Stand setzen werden, solche Hühnerfabriken mit Vortheil zu errichten, müssen wir uns begnügen, dies Geschäft fernerhin der Natur zu überlassen. Ein Kapaun oder eine Truthenne kann in Einem Jahre bequem zweimal brüten, und beide zusammen bringen also leicht ein Schock junge Hühner aus. Wenn man diese verkauft, und jene dann mästet und schlachtet, so haben sie die Kosten der Fütterung reichlich bezahlt. Doch muß man die Körner selbst ernten, einen geräumigen Hof, und in der Nähe guten Absatz haben.

Zur Hühnerzucht ist überhaupt ein guter Hahn nothwendig, den man aber nicht über 3, so wie die Hühner nicht über 4 Jahr alt werden läßt, ob sie gleich wohl 20 Jahre leben können. Hähne mit einfachen Kämmen sollen besser seyn, als die mit doppelten. Auf 15 bis 18 Hühner rechnet man einen Hahn. Der gegen Kälte und Raubthiere wohlverwahrte Stall wird öfters gereinigt, mit Sand bestreut, und mit Thymian und Lavendel geräuchert. Die Stangen, worauf sie sitzen sollen, müssen eckig seyn, weil sie sich dann besser anklammern können, und die Klauen nicht verletzen, wie auf den runden. In die Nester legt man lieber Heu, als Stroh.

## Der Argusfasan. (Argus.)

Der Fasan hat seinen Namen vom Flusse Phasis in Mingrelien, von wo ihn die Argonauten zuerst nach

Europa gebracht haben ſollen. Er hat nackte Wangen und eine nackte Haut.

Der Argusfaſan hat ſeinen Namen von den vielen Augenflecken, und gleicht dem Truthahn an Größe. Ein hellgelber Schnabel, und ein gabelförmiger Federbuſch am Hinterkopfe machen ihn ſchon kenntlich, aber auch die gelbe Grundfarbe ſeines Körpers, und die ſchwarzen Flecken und Punkte der Flügel. Er iſt auf Sumatra heimiſch, und wird dem Kaiſer von China als Tribut entrichtet. Nur an ſehr dunklen Orten iſt er munter, und läßt dann eine Pfauenſtimme hören.

### Der gemeine Faſan. (Phasianus Colchicus.)

Die Wangen ſind mit Wärzchen und einzelnen Federn beſetzt, und der Schwanz iſt keilförmig. Dieſer ſchöne Vogel hat ungefähr die Größe eines Haushahns, und die Dicke eines Kapauns, und trägt ſich faſt wie ein Pfau. Seine Länge iſt vom Kopf bis zur Schwanzſpitze 3 Fuß, 6 Zoll; der Schwanz iſt 2 Fuß lang, und die Flügelklaftern 2 Fuß, 10 Zoll, reichen aber zuſammengelegt nur auf den Anfang des Schwanzes.

Der Kopf und obere Theil des Halſes iſt dunkelblau auf dem Scheitel, an der Kehle und im Nacken grüng länzend, vorn und an den Seiten des Halſes purpurglänzend, auf dem Scheitel noch überdies mit Roſtfarbe beſpritzt; der untere Theil des Halſes, die Bruſt, der Bauch und die Seiten ſind bräunlich gelbroth; der Hinterhals mit ſchwarzen grünglänzenden Flecken am Ende der Federn; der Unterleib aber purpurglänzend überlaufen, mit ſchwarzer violetglänzender Einfaſſung, und alle Federn in der Mitte mit einem großen ſchwarzen, äußerlich aber unſichtbaren Flecken; der untere Theil des Bauchs und die Afterfedern ſchwarzbraun, die letztern hochrothbraun geränbet; der Rücken und die kleinen Deckfedern der Flügel rothbraun mit einem Purpur-

glanze, in der Mitte der Federn ein schwarzer stumpfherzförmiger Fleck, der durch ein röthlichweißes stumpfherzförmiges Band getrennt, und grünglänzend ist; die größern Deckfedern der Flügel olivengrau, rothbraunglänzend gerändet, und in der Mitte schwarz, röthlichweiß gefleckt; der Bürzel rothbraun, am Rande grünglänzend; die Schwungfedern graubraun mit gelblichweißen ungleichen Flecken; der Schwanz olivengrün, braunroth gerändet, die 12 mittlern Federn mit schwarzen Queerstrichen ungleich durchschnitten, und alle, die 2 mittelsten ausgenommen, schwarz bespritzt.

Die Fasanenhenne ist kleiner und unansehnlicher, als der Fasanenhahn; ihre Federn sind einfarbig, und weniger glänzend; der kahle Ring um die Augen enger, und mit kleinen fleischigen hellrothen Warzen bedeckt; der Kopf und Hals schwarzbraun, rothgrau eingefaßt; der übrige Oberleib schwarzbraun, jede Feder mit einem rothgrauen und weißgrauen Rande, daher er schwarz und graugefleckt erscheint; der Vorder- und Seitenhals weißgrau und schwarz bandirt, die Brust und der übrige Unterleib röthlich aschfarben gewässert; die Flügel dunkelbraun, rostgelb gestreift, gewellt und gefleckt; der Schwanz kürzer, rothgrau, auf der Mitte der Fahne mit breiten schwarzbraunen Queerbändern, an den Seiten aber mit feingezackten dunkelbraunen Wellenlinien gezeichnet.

Auch im äußerlichen Anstande unterscheidet sich der Hahn von der Henne. Er trägt den Körper mehr aufrecht, den Schwanz gerade ausgestreckt, und hebt den Hals stolz in die Höhe, wie ein Pfau. Sie hingegen zieht den Hals ein, und beugt den Schwanz niedriger.

So wild der Fasan ist, und so sehr er Menschen und Thiere scheut, so einfältig bezeigt er sich, wenn ihm Netze, Schlingen oder andere Fallen gestellt werden, und geht blindlings in dieselben. Er läuft viel hurtiger, als

ein Hahn, und fliegt wegen seiner kürzern Flügel und seines langen Schwanzes nicht leicht auf. Wenn er fliegen soll, so muß er entweder plötzlich aufgejagt werden, oder es muß das Gras feucht, oder eine andere dringende Ursache da seyn, daß er seinen Stand geschwind verwechseln will, und dann geschieht es allemal mit einem großen Geräusch.

Das Geschrei des Hahnes klingt unangenehm, und hält ungefähr den Mittelton zwischen dem Geschrei des Pfauen und des Perlhuhns. Das Weibchen schreit aber viel weniger und schwächer. Er bringt ungefähr sein Leben, wie das Haushuhn, auf 6 bis 10 Jahre, und man behauptet ohne Grund, daß sein Alter an der Anzahl der schwarzen Queerstreifen des Schwanzes zu erkennen sei.

Jetzt trifft man den Fasan fast in ganz Europa an, entweder wild in den Wäldern, oder gehegt in den Menagerien, auch in Asien bis an die äußersten Grenzen von China, Japan, und sogar in der Tartarei, und in Afrika bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. In Deutschland wird er in manchen Provinzen in großer Anzahl gefunden, und auch in Thüringen findet man verschiedene Gegenden, wo er theils wild lebt, theils in Menagerien gehalten wird.

Die gemeinen Fasanen lieben das Buschholz, die Wiesen, Auen, Feldsträucher, altes Schilfgras, um sich darin verbergen zu können, Gegenden, wo sich Weizen, Gerste, Wicken, Welschkorn und allerhand kleine Sämereien, Kohlgärten und Weinberge, Wachholdersträucher, dorniges Pfriemkraut und Brombeersträucher befinden, wovon sie ihre Nahrung nehmen. Sie fressen gern Mispeln, allerhand Beeren, Johannisbeeren, Hollunderbeeren, vorzüglich Kellerhalsbeeren, Schnecken, Würmer, Ameisen, Käfer und andere Insekten, junge Kröten, rühren aber die Frösche und Eidechsen nicht an. Auch saure Kräuter,

als Pimpinelle, Kresse, Löffelkraut, Savoyerkohl lieben sie. Sie sind das ganze Jahr über so ungesellschaftlich, daß sie nicht nur Menschen und andere Thiere, sondern auch sich selbst unter einander fliehen, und nur in den Monaten März und April (zur Paarungszeit) zusammenkommen, wo sich die Hähne nach ihren Hennen umsehen. Alsdann sind sie leicht in Wäldern anzutreffen, und verrathen sich durch ihr weittönendes Flügelklatschen, das sie im Fluge und sitzend von sich hören lassen.

Ob sie gleich keine Zugvögel sind, so hat man doch, um sie zusammen zu halten (da sie wenigstens in Deutschland noch nicht so allgemein eingeführt sind, daß man sie allenthalben wild anträfe), nöthig gefunden, sie in eigenen Gärten zu erziehen. Denn die Hähne leben beständig im Streit, sind besonders zur Paarungszeit (Falzzeit) sehr eifersüchtig, ziehen daher gern weg, und nehmen ihre Hennen mit. Es sind also solche Pflanzschulen noch nöthig, worin wenigstens der Stamm erhalten, und in Menge Junge erzogen werden können, von welchen alsdann wilde werden, und wodurch man ihre Verbreitung größer und allgemeiner machen kann.

Ein Ort oder ein Bezirk, wo Fasanen gehalten und genährt werden, und die Kenntniß und Geschicklichkeit, die Fasanen gehörig zu warten, wird die Fasanerie (Fasanerey) genannt. Insbesondere heißt ein eingeschlossener Platz, wo Fasanen gehalten werden (eine zahme Fasanerie) ein Fasanengarten; der Jäger, welcher die Aufsicht über eine Fasanerie hat, der Fasanenwärter oder Fasanenmeister, (Franz. Faisandier; Garde de la Faisanderie; Fasanenjäger); die Wohnung des Fasanenwärters, und das Haus, worin die Fasanen brüten, das Fasanenhaus; der Ort, wo der Jäger die Fasanen mit der Fütterung aufkirret, der Fasanenstand (die Kirrung); ein verschlagener oder eingeschlossener Platz in einer Fasanerie, wo die Fasanenhennen oder die Pflegemutter mit den Jungen allein

seyn können, der Fasanenzwinger, und ein Platz in einer wilden Fasanerie, wo die Fasanen gehegt werden, das Fasanengehege.

Wenn eine Fasanerie in gutem Flor erhalten werden soll, so ist's nöthig, daß eine kleine Gegend mit einer Wand zu einem Fasanengarten umgeben werde. Dieser kann nun groß oder klein seyn. Einer von mittelmäßiger Größe hält 1000 Schritt Länge und 500 Schritt Breite. Die Wand, welche 8 bis 9 Fuß hoch, und nach Gelegenheit von Steinen, Brettern oder Lehm ist, muß wenigstens alle 130 Schritte unten Löcher von verschiedener Größe, zum Fang der Raubthiere haben. Vor denselben sind inwendig hölzerne aufgestellte Fallen eingepaßt, in welchen diejenigen Raubthiere, als: Marder, Iltisse, Katzen, Wiesel, auch wohl Füchse, die sich stark nach den Fasanerien ziehen, gefangen werden können. Eben so sind einige Raubvögelfänge in der Gegend herum nöthig.

Die Paarung (Falzen) geschieht im März, und das erste Ei wird gewöhnlich zu Ende des Aprils gelegt. Wenn man jeden Abend das gelegte Ei wegnimmt, so legt eine einzige Henne, die sonst gewöhnlich nur 12 bis 24 legen würde, oft 30 Eier. Sie bereitet sich ein eigenes Nest, aus Stroh, Blättern und anderm Geniste auf der Erde, in dem dunkelsten und verborgensten Winkel ihres Aufenthalts. Obgleich sie dem Scheine nach nicht viel Mühe darauf verwendet, so pflegt sie es doch allemal dem schönsten und künstlichsten, vielleicht bloß deswegen, vorzuziehen, weil sie dieses nicht selbst verfertigt hat; ja sie zerreißt wohl dieses, und legt sich die hieraus genommenen Materialien nach ihrer Art unordentlich zusammen.

Sie legt (wenigstens bei uns) nur einmal des Jahres, und zwar, wie die gemeine Henne, entweder zwei Tage hinter einander 1 Ei, und hält dann den dritten

Tag inne, oder einen Tag um den andern eins. Diese Eier sind fast so groß als die Hühnereier, und haben eine zarte weiße, in's Gelbe fallende Schale.

### Der Goldfasan. (Phasianus pictus.)

Mit gelbem Federbusch, scharlachrother Brust und keilförmigem Schwanze. — Ein wahres Meisterstück der Natur; im eigentlichen Verstande unbeschreiblich schön. Man findet jetzt diesen Chinesischen Vogel in allen Menagerien Deutschlands, und in den Gärten vieler reicher Privatpersonen, und man würde ihn, da er gar nicht so zärtlich ist, als man glaubt, gewiß noch mehr verbreiten, und ganz allgemein machen können, wenn man ihm nur mehr Freiheit ließe, daß er die zu seiner Nahrung so nöthigen Insekten aufsuchen, und dadurch seine Stärke und Gesundheit mehr unterhalten könnte.

Er ist um ein merkliches kleiner, als der gemeine Fasan, hat aber einen längern Schwanz; seine Länge von der Schnabelspitze bis zum Anfang des Schwanzes ist 1 Fuß und 2 Zoll lang. Die Flügel reichen bis an den Anfang des Schwanzes.

Der Schnabel ist 13 Linien lang, und gelb, wie ein Hühnerschnabel gestaltet; der Augenstern ist hochgelb; die geschuppten Beine lehmfarbig; die Mittelzehe $2\frac{1}{4}$ Zoll lang, und die hintere 9 Linien, und beim Hahne steht noch über dieser ein kegelförmiger 4 Linien langer Sporn.

Die Wangen sind fleischfarbig, auch fuchsroth, und mit einzelnen zarten Federn, wie mit Haaren bedeckt, die nach dem Barte zu immer länger und dichter werden. Der Federbusch auf dem Kopfe besteht aus schönen goldgelben, glänzenden, schmalen Federn, wovon die längsten $3\frac{1}{4}$ Zoll lang sind, und nach den Spitzen zu röthlich auslaufen. Er richtet diesen Federbusch manchmal auf, läßt ihn aber gewöhnlich auf den Hals herabfallen. Der obere Theil des Halses ist mit orangegelben Federn be-

deckt, die dunkelblau, fein in die Queere gestreift, und eben so gerändet sind. Diese Federn sind alle wie nach einer Linie abgestumpft, und liegen mit ihrer Einfassung so übereinander, daß sie 9 bis 13 dunkelblaue parallellaufende, und gegen den Kopf zu immer kleiner werdende Zirkel bilden, wenn sie der Hahn in der Hitze, wie einen zirkelförmigen Kragen aufbläst, der unten am Halse höchstens noch 2 Zoll von einander steht. Der untere Theil des Halses, und der Anfang des Rückens sind mit schönen dunkelgrünen Federn besetzt, die einen Goldglanz, und an der Spitze schwarze Queerstreifen haben, welche sich gleichfalls in einen Goldglanz endigen. Wenn der Vogel diese Federn bewegt, so geschieht dies nicht, wie bei den übrigen, sondern sie fallen etwas über den Rükken her, und von den Seiten glitschen sie über einander hin, wie bei den Hühnern. Der übrige Oberleib ist bis zum Schwanze glänzend-goldgelb, und von der Hälfte des Rückens fallen über den Bürzel und die Wurzel des Schwanzes weg die schönsten schmalen langen Federn.

Der Goldfasan ist außerordentlich schüchtern und wild, und wenn nur eine Maus in sein Behältniß kömmt, so ist er schon vor Furcht und Angst ganz außer sich.

Der Hahn schreit allemal, wenn er des Abends und des Morgens abfliegt, erst Pick, pick, pick; worauf ein langes Pfeifen folgt, und läßt auch in Angst und Gefahr, bei Erblickung eines Raubvogels, eine starke heisere und kurze Stimme hören. Die Henne aber giebt weiter keinen Ton von sich, als wenn sie etwas ganz ungewöhnliches, einen Maulwurf, einen Raubvogel u. dergl. sieht. — Sie bringen, da gewöhnlich ihre Freiheit zu sehr eingeschränkt wird, ihr Alter nicht höher, als auf 10 Jahre, selten auf 15.

Seiner Schönheit und Kostbarkeit halber versagt man diesem Vogel gewöhnlich bei uns alle Freiheit,

läßt

läßt ihn im Garten nur an einem kleinen Plätzchen, das noch überdies mit einem Netze überzogen ist, im Sommer herumlaufen, und treibt ihn im Winter, auch wohl im Sommer, alle Abend in eine, bei der Kälte erwärmte Stube ein. Daher kömmt es denn, daß die Goldfasanen gewöhnlich so zärtlich, und immer kränklich sind. Vergönnte man ihnen mehr Freiheit, und setzte sie mehr der abwechselnden Witterung, auch des Winters aus, so würde nach und nach ihre Brut stärker werden, und unser Klima so gut vertragen lernen, wie die gemeinen Fasanen.

Man hat auch wirklich schon die Versuche gemacht, und sie ohne Nachtheil des Winters über im Schnee im Freien gelassen. Man dürfte ihnen ja nur in einem Garten, so wie den Fasanen, Schutzhütten bauen, wo sie bei dem schlechtesten Wetter und der größten Kälte unterkommen könnten.

Man füttert sie mit Reiß, Hanfsamen, Weizen, Welschem Korn, (geschälter) Gerste, blauem Kohl, Salat; sie fressen auch Gras, Laub von den Hecken, Obst, besonders grüne Pflaumen und Birnen, und verschiedene Arten von Insekten. Diese letzten sind ihnen so nothwendig, daß der Mangel derselben fast allein die Ursache von vielen Krankheiten ist, denen sie ausgesetzt sind.

Die Paarung (Falzen) geschieht im April. Die Hähne lassen dabei eine zischende Lockstimme hören, und sind so eifersüchtig, daß oft in einem Kampfe, in welchem sie gleiche Posituren mit dem Haushahne machen, einer das Leben lassen muß.

Sie sind außerordentlich hitzig, so daß, wenn einer nur Ein Weibchen hat, er es in der ersten Hitze oft umbringt. Er macht ihm allerhand, eher lauter für dasselbe ermüdende Liebkosungen, und das dauert wohl eine Stunde, ehe er zu seinem Zwecke kömmt, welcher aber auch in einem Augenblick, mit einem blitzschnellen Sprunge, erreicht ist.

Man giebt ihm gern 4 bis 6 Hennen. Jede legt gewöhnlich zu Ende des Aprils, wenn die Witterung schön ist, aber auch früher im Freien in einen Busch oder Stock in ein rund gescharrtes Loch 10, 12, 14 auch 15 Eier, und bedeckt sie, wenn sie sie verläßt, mit Laub oder Gras. Manchmal legt sie 12 Eier, hört eine kurze Zeit auf, und fängt dann von neuem an, legt aber selten mehr noch, als 4 oder 5. Eingesperrt legen sie ihre Eier, wie die gemeinen Haushühner, dahin, wo sie die andern auch hinlegen. — Sie brüten 23 Tage, und wenn sie eingesperrt sind nicht gern; daher man ihre Eier auch gewöhnlich den Zwerghühnern unterzulegen pflegt. Wen sie aber ihre Freiheit haben, so brüten sie nicht nur gern, sondern sorgen auch treulich für ihre Brut. Auch im Herbst, wenn die Mauserzeit vorbei ist, fangen die Hähne noch einmal an, doch ohne Erfolg, hitzig zu werden. Gleich, nachdem die Hennen brüten, mausern sie sich, und federn sich also einen Monat früher, als die andern Vögel. Die Jungen sehen ganz anders aus, als die Alten. Sie sind ganz grau, etwas gelblicher, als ein gemeiner Fasan, und bleiben in dieser Kleidung ein ganzes Jahr.

### Der Silberfasan. (Phasianus nycthemerus.)

Gleichfalls in China einheimisch, nun aber in vielen Menagerien und Fasanerien in Europa vorhanden. An Größe übertrifft er den gemeinen Fasan. Sein Gefieder ist zwar dem des Goldfasans an Pracht nicht gleich; aber dennoch schön. Den Kopf ziert ein langer indigofarbener Federbusch, der hinten herabhängt; der obere Theil des Leibes ist weiß, mit schwarzen Queerlinien; der Unterleib schwarz, purpurn überlaufen, der Schwanz weiß und schwarz gestreift.

Der Silberfasan ist nicht so zärtlich, als der Goldfasan, und hält sich daher besser.

### Die prächtige Mänura. (Maenura superba.)

Dieser überaus prachtvolle Vogel wurde erst vor wenigen Jahren in Neu-Holland entdeckt. Er gleicht in vieler Hinsicht sehr den Vögeln des Fasanengeschlechts; in manchem Betracht aber den Paradiesvögeln. Die sehr langen Zehen hat er mit mehrern Sumpfvögeln gemein. Die englischen Naturforscher haben ihn in ein eigenes Geschlecht gestellt. Einige nennen ihn den Fasan aus Neu-Holland. An Größe gleicht er einer mittelmäßigen Haushenne, der Schnabel ist schwärzlich; das Gefieder des ganzen Leibes schwarz, mit röthlichem Schimmer. Der Schwanz hat eine überaus merkwürdige Bildung, ist an 2 Fuß lang, und in die Höhe steigend. Zwei breite schlangenförmig gebogene Federn, mit schöner Zeichnung in verschiedenen Farbenschattirungen, machen den Hauptttheil aus. Neben demselben erheben sich eben so viel schmälere, schwärzliche Federn. Alle vier sind von mehrern sehr langen, schlanken, ungemein zarten und schwärzlichen Federn von ganz sonderbarem Baue gleichsam umpflanzt. Sie haben keine eigentliche Fahnen, sondern, wie die Schwanzfedern der Paradiesvögel, an den Seiten bloß haarähnliche Fäserchen, weshalb sie gewissermaßen skeletirten Pflanzenblättern gleichen. — Von der Lebensart dieses merkwürdigen Vogels ist bisher noch nichts Näheres bekannt worden.

### Das Truthuhn. (Meleagris gallopavo.)

Nunmehr ein durch ganz Deutschland bekannter Vogel, der aber eigentlich aus Amerika stammt, obgleich der Name Kalekutischer Hahn zu verrathen scheint, daß er in Ostindien einheimisch sei. Man nennt ihn auch Puter. An Größe gleicht er der Gans; die Farbe ist durch die Zähmung und veränderte Lebensart sehr ausgeartet und verschieden; doch bemerkt man nicht die Menge Abarten, wie bei den Haushühnern. Das Truthuhn macht ein

eigenes Geschlecht aus, wovon keine Gattung weiter bekannt ist. Der schwammige Fleischlappen, der den Kopf bedeckt; ein häutiger Lappen der von der Kehle herabhängt, und ein Fleischzapfen auf der Wurzel des Oberkiefers sind auszeichnende Merkmale des Truthuhns. Im gewöhnlichen Zustande sehen diese sonderbaren Theile blauröthlich aus, und hängen schlaff an; allein im Affekt — und schon der Anblick eines rothen Lappens setzt den Truthahn in Affekt, besonders aber das Erwachen des Geschlechtstriebes und der Eifersucht — strömt das Blut hieher, färbt sie brennend scharlachroth, und schwellt sie an. In diesem Zustande sträubt der Vogel zugleich das Gefieder, schlägt die Schwanzfedern radförmig ausgebreitet in die Höhe, nimmt allerlei sonderbare und lächerliche Posituren an, schreitet gravitätisch einher, bald links, bald rechts, und stößt ein kullerndes Geschrei aus.

In den wärmern Ländern von Amerika trifft man die Truthühner noch jetzt in Heerden wild in den Wäldern. Sie ruhen des Nachts auf Bäumen, und wollen daher auch zahm beständig erhöht sitzen. Ihre Nahrung sind Beeren, Knospen von mancherlei Bäumen, Getreide und andere Samen, auch grüne Blätter von verschiedenen Pflanzen, Insekten und Würmer. Sie erfordern dieselbe Behandlung, wie die Haushühner, nur sind die Jungen zärtlicher. Der Hahn lebt mit 10 und mehrern Hühnern in Verbindung. Die Eier, deren eine Henne oft 18 bis 20, und oft viel mehr legt, sind fast so groß, wie Gänseeier, und weiß, mit röthlichgelben Flecken. Das Fleisch giebt zwar ein treffliches Gericht; allein der Schade, den sie den Gärten und Saatfeldern durch ihre Gefräßigkeit in kultivirten Ländern zufügen, wird doch bei weitem durch jene Benutzung nicht ersetzt.

### Der Pfau. (Pavo cristatus.)

Es sind bis jetzt nur 4 Vögel bekannt, welche das

Geschlecht der Pfauen ausmachen. Sie zeichnen sich dadurch von allen hühnerartigen Vögeln aus, daß ihr Scheitel mit vorwärtsgerichteten Federn, und die sehr verlängerten Deckfedern des Schwanzes an ihren Enden mit den prächtigen Pfauenspiegeln geziert sind. Der gemeine Pfau ist eins der prächtigsten Geschöpfe in der ganzen Natur. An Größe kömmt er fast dem Truthahn bei. Der herrliche Federbusch auf dem Scheitel ist beweglich; das Gefieder am obern Theile des Leibes prächtig goldgrün mit purpurnem Schimmer; Kopf, Hals, und ein Theil der Brust sind lasurblau; der übrige Unterleib schwarz mit grünem Glanze; die Flügel hellrostbraun mit schwarzen Queerlinien, gelbroth, schwärzlich, röthlich, und grün gefleckt. Die Hauptzierde machen die erwähnten Deckfedern des Schwanzes aus, welche der Vogel aufrichten, und in ein Rad schlagen kann. Sie haben eine ganz eigene Bildung, und Farben von einem Schimmer und Glanze, der sich nicht beschreiben läßt. Der majestätische Gang, der edle Anstand, und das ganze Betragen des Vogels ist ganz der Pracht seines Gefieders angemessen. Der Pfau scheint es selbst zu wissen, wie schön er sei; zeigt sich daher gern dem Menschen, und giebt gleichsam durch seine Stellungen und Gebehrden zu erkennen, daß er es gern habe, wenn er bewundert wird.

Der prächtige Pfau, den jetzt große Herren in Höfen und Gärten unterhalten, stammt aus Ostindien, wo er wild in Wäldern lebt. Er fliegt schlecht, und stößt ein widriges Geschrei aus. In der Lebensart kommt er mit andern hühnerartigen Vögeln überein, und ernährt sich auf dieselbe Art von Beeren, andern Früchten, Getreide, Insekten, Würmern ꝛc. Im Winter muß er gegen die Kälte verwahrt werden. Die Ernährung der Jungen erfordert viel Sorgfalt, und dennoch ist die Vermehrung nicht stark. Es verdient bemerkt zu werden,

daß der Pfau nicht, so wie andere Vögel, sein Gefieder verändert, doch giebt es ein paar Spielarten, wovon die eine ziemlich bunt, die andre ganz weiß ist.

### Der Trappe. (Otis tarda.)

Der Trappe ist unter allen Europäischen Vögeln der größte; wenigstens gewiß der schwerste. Seine Länge, von der Schnabelspitze bis zum Ende des Schwanzes, beträgt 4, und die Breite der ausgespannten Flügel 7 Fuß. Von dem Geschlecht, wozu er gehört, sind noch 10 Gattungen bekannt. Diese haben, wie er, einen Schnabel, dessen obere Kinnlade gewölbt ist, und Lauffüße. Zum Unterschiede von einem andern im südlichen Europa einheimischen Trappen, der kaum etwas größer ist, als der Haushahn, und der kleine Trappe (Otis tetrax) heißt, nennt man jenen den großen Trappen. Sein Kopf und Hals sind blaßaschgrau; lange weiße Federn zu beiden Seiten des Unterkiefers bilden einen Schnurrbart, und auf dem Kopfe erheben sich einige längere Federn zu einem Busch. Der obere Theil des Leibes ist rostrothlich, mit schwarzen Queerstreifen; der Unterleib ist weiß.

Der große Trappe ist in den mehresten Gegenden Deutschlands und im übrigen Europa heerdenweise auf ebenen Feldern anzutreffen. Er gehört zu den scheuesten Vögeln, die allenthalben Gefahr fürchten, und selbst im Winter, wo sich sonst wegen Futtermangel die Scheuheit vieler Vögel größtentheils verliert, fliegt er schon in großer Entfernung auf, wenn er einen Menschen auf dem Felde erblickt. Besonders groß ist seine Furcht vor Hunden, weil man Jagdhunde abrichtet, ihn im Laufen zu ergreifen.

Der Trappe läuft nemlich sehr schnell, und kann nicht auffliegen, wenn er nicht vorher einen starken Ansatz durch Laufen genommen hat. Er nährt sich von

Getreide und andern Körnern, frißt aber auch grüne Saat, Kohlblätter, Rübsaat, Insekten und Würmer. Im Winter scharrt er auf den Feldern den Schnee weg, um die Saat zu erreichen. Bei der Paarung nimmt der Hahn allerlei possierliche Stellungen an, schlägt ein Rad mit dem Schwanze, und geht stolz und aufgeblasen um die Henne herum. Diese legt ihre 2 bis 3 große bräunlichgrüne Eier in Gebrüchen in ein Erdloch, und brütet sie in 4 Wochen aus. Fast überall gehört der Trappe zur hohen Jagd. Er ist schwer zu schießen, läßt sich aber, jung aus dem Neste genommen, so zahm machen, daß er unter dem übrigen Hausgeflügel auf den Höfen umherläuft.

## VII. Struthiones.

### Der Strauß. (Struthio camelus.) Fig. 18.

Da es vier verschiedene Gattungen von Vögeln giebt, welchen, die Naturforscher den Namen Strauß beilegen, so pflegt man diesen den gemeinen Strauß zu nennen. Ein fast kegelförmiger Schnabel und Laufsüße machen die Kennzeichen des Straußgeschlechts aus. Man rechnet diese Vögel nicht mehr zu den hühnerartigen, sondern, nebst dem Dronten, zu einer eigenen Ordnung. — Der gemeine Strauß übertrifft alle bekannte Vögel bei weitem an Größe. Sein langer Hals und der gewölbte Rücken, nebst einer Schwiele an der Brust, geben ihm viel Aehnlichkeit mit dem Kameel; daher man ihn auch Kameelstrauß nennt. Seine ganze Länge beträgt 8 Fuß, und die Höhe ist so beträchtlich, daß ein neben ihm stehender Mann nicht über den Rücken hinwegsehen kann. Man hat schon Strauße gesehen, welche von der Erde bis zum Scheitel 10 Fuß messen, und nicht weniger, als 300 Pfund wogen. Kopf und Schnabel ähneln diesen Theilen bei der Gans. Die Schenkel

ſind Mannsſchenkeln an Dicke gleich; am Fuße befinden ſich nur 2 Zeben, welche vorwärts gerichtet ſind. Faſt der ganze Kopf, und der größte Theil des Halſes ſind nackt und fleiſchroth; der untere Theil des Halſes und der Unterleib mit lockern wollähnlichen Federn bedeckt, und der übrige Körper trägt weiße und ſchwarze Federn. Die Flügel verdienen kaum dieſen Namen, denn ſie ſind kurz, ohne Schwungfedern, und nicht zum Fliegen zu gebrauchen. Jeder Flügel endigt ſich mit 2 hornartigen 2 Zoll langen Stacheln. Die Farbe der Flügel und des Schwanzes iſt weiß. Die Federn, welche beide Theile führen, und die hier wie Büſchel aufgepflanzt ſtehen, ſind von eigener Bildung, ganz einfach, kraus und wie Seidenfäden. Bekanntlich werden ſie in ihrer natürlichen weißen Farbe, aber auch ſchwarz gefärbt, in Europa von Frauenzimmern auf Hüthen getragen.

Der Strauß lebt in den unermeßlichen Sandwüſten von Afrika, in Arabien, und einigen andern Ländern Aſiens. Er iſt ein einſamer, menſchenſcheuer Vogel, dem ſein ſchneller Lauf den Mangel des Fluges reichlich erſetzt. Man ſagt, daß er das beſte Jagdpferd weit hinter ſich zurück laſſe. In Afrika zähmt man Strauße, und hält ſie wie Hausvögel. Kinder und Erwachſene können ſich auf ſolche Thiere ſetzen, und dieſe eilen eben ſo ſchnell mit ihnen davon, als ob ſie keine Bürde trügen.

In den Füßen beſitzt dieſer Vogel eine ſo große Stärke, daß er mit der Klaue des einen Zehes, — der andere iſt ohne Klaue — einen Menſchen mit einem Schlage den Bauch aufreißen kann. Dieſe Klaue iſt die einzige Waffe des Straußes. Ungeachtet ſeiner unglaublichen Stärke iſt er dennoch ſehr furchtſam, und flieht den Menſchen, außer zur Brütezeit. Seine Nahrung ſind nur Produkte des Gewächsreichs, als Früchte von Bäumen, Körner, Gras und Kräuter. Er weidet wie der Trappe und die Gänſe. Bisweilen verſchluckt er kleine

Steine und Metallstückchen; daß er aber glühende Kohlen verschlinge, ist eine lächerliche Fabel. Das Straußenei ist das größte Vogelei, einem kleinen Kindeskopfe am Umfange gleich; 2 bis 3 Pfund schwer, sehr hartschalig, weißlich und gelblich marmorirt. Sonst glaubte man, daß das Straußenweibchen gar nicht brüte, sondern seine Eier bloß in den heißen Sand lege, und der Sonnenhitze des Afrikanischen Klima's überlasse, allein dies ist ungegründet. Das Nest ist nichts weiter, als eine Vertiefung im Sande, mit einem etwas erhöheten Rande. Ein Weibchen scheint gegen 10 bis 12 Eier zu legen. Um das Straußennest, in einer Entfernung von etwa 3 bis 4 Fuß, findet man noch einige Eier, die nicht mit bebrütet werden. Bisweilen findet man aber 30 bis 40 in einem Neste, in welchem Falle mehrere Weibchen in ein gemeinschaftliches Nest legen. — Jene dienen den Jungen zur ersten Nahrung. Uebrigens scheint die Brütezeit 6 Wochen zu dauern, und nicht nur das Weibchen, sondern auch das Männchen brütet.

Die Straußeneier sind von vortrefflichem Geschmack; allein das Fleisch, zumal von Alten, ist hart. Das Beste sind die vortrefflichen Federn aus den Flügeln und vom Schwanze. Hiermit wird von Afrika aus ein beträchtlicher Handel nach Europa getrieben. Auch die Haut, welche ein gutes Leder giebt, ist in Afrika ein Gegenstand des Handels. Die Art, sich dieses Vogels zu bemächtigen, ist sehr verschieden. Viele Afrikaner bekommen ihn dadurch in ihre Gewalt, daß sie ihn gemeinschaftlich mehrere Tage allenthalben verfolgen, wodurch er, ermüdet, endlich unter den Schlägen mit bloßen Stöcken erliegt. Andere hüllen sich in eine Straußenhaut, täuschen dadurch den Vogel, und fangen ihn; auch verfolgt man ihn mit mehreren Pferden und Hunden.

In den südlichen Gegenden von Amerika giebt es einen Strauß, welchen man den Amerikanischen

nennt. Er ist etwas kleiner, auch in der Farbe und dadurch verschieden, daß die Füße vorn 3 Zehen haben. Er kommt in den mehresten Stücken mit jenem überein.

### Der Casuar. (Struthio casuarius.) Fig. 19.

Auch eine Gattung aus dem Straußengeschlecht, und nach jenen beiden der größte Vogel. Er führt eine Art von Helm auf dem Scheitel, der 3 Zoll hoch, und von hornartigem Soffe ist. Die Seiten des Kopfs und des Halses sind kahl, und unten an der Kehle hängen 2 rothblaue häutige Lappen. Ein bräunlichschwarzes, wollenartiges Gefieder deckt den ganzen Körper. Einen eigentlichen Schwanz hat der Casuar nicht; aber die Steißfedern verlängern sich ansehnlich, und bilden eine Art von Schwanz. Die Flügel sind beim Casuar noch kleiner, als bei den beiden Straußen, und an Fliegen ist daher auch hier nicht zu denken. Dieser Casuar lebt auf verschiedenen Ostindischen Inseln. Eine andere Gattung, der Neu-Holländische Casuar, ist größer, als der Ostindische, und wurde von den Engländern auf Port Jackson entdeckt. In der Nahrung und Lebensart kommen beide mit dem Strauß überein.

### Der Dronte. (Didus ineptus.) Fig. 20.

Der Dronte, Dudu oder Tölpel ist größer, als ein Schwan; diesem fast an Gestalt ähnlich, aber so ungeschickt und plump gebildet, als man sich's nur denken mag. Schon der Schnabel ist unförmlich, und hat eine Oeffnung, die über die Augen hinausreicht. Oberhalb sieht der dicke plumpe Körper aschgrau, unterhalb weißlich aus. Die kurzen mißgestalteten Beine scheinen den Rumpf kaum tragen zu können. Man kann leicht denken, wie ungeschickt dieser Vogel in allen seinen Bewegungen seyn muß. Sein Gang ist tölpisch, und von der Erde sich zu erheben, vermag der Dronte nicht. Es

kostet ihm große Anstrengung, von einem Orte zum andern zu kommen. Kurz, er ist das Faulthier unter den Vögeln. Dennoch muß dieser sonderbare Körperbau ganz der Lebensart des Vogels angemessen seyn.

Die beiden Maskarenischen Inseln, Isle de france und Bourbon, sind die einzigen Oerter der Erde, wo man den Dronten gefunden hat. Alle Nachforschungen, ihn noch anderswo zu entdecken, sind vergeblich gewesen. Aber auch auf jenen Inseln ist er jetzt nicht mehr; folglich gehört er zu den ausgestorbenen Thieren.

## B. Wasservögel.

### VIII. Grallae. (Sumpfvögel).

Diese haben einen walzenförmigen Schnabel von ungleicher Länge, lange Füße, und auch mehrentheils einen langen Hals, aber kurzen Schwanz. Sie halten sich in sumpfigem, moorigem Boden auf, und leben meistens von Amphibien, Fischen, Eidechsen, Insekten und Wasserpflanzen. Die meisten nisten auf der Erde, oder im Schilf, und werden großentheils durch ihr vorzüglich schmackhaftes Fleisch und durch ihre Eier nutzbar. Die nackten Füße, die auch über den Knien nicht ganz befiedert sind, haben meistens 4, mit einer halben oder ganzen Schwimmhaut verbundene Zehen, von welchen einer nach hinten zu steht. Die wolligen Jungen führt die Mutter sehr lange, und brütet daher nur Einmal im Jahre. Die Weibchen sind kleiner, als die Männchen. Man zählt gegen drittehalbhundert Arten.

#### Der Flamingo oder Flamant.
(Phoenicopterus ruber.) Fig. 21.

Der rothe Flamant, den die Griechen und Römer als Prachtvogel und Leckerbissen sehr hoch schätzten, ja den der Kaiser Caligula den Fasanen, Pfauen und Perl-

hühnern gleichsetzte, und mit ihnen zum Opferthier erkohr, als er sich selbst zur Würde einer Gottheit erhob, hat einen ganz unregelmäßigen Schnabel, der länger, als der Kopf, dick, mehr hoch als breit, in der Mitte scharfwinklig niederwärts gebogen, hochzellig, von der Biegung bis zur Spitze schwarz, gegen den Kopf zu aber fleischfarben oder roth ist. Der Unterkiefer an diesem Organe zeichnet sich durch seine bedeutende Höhe von dem Oberkiefer aus, der jenen wie ein Deckel mit einem genau in den Unterkiefer einpassenden Haken verschließt, und diese sonderbare Schnabelbildung gab den ältern Naturforschern zu der Behauptung Anlaß, daß nicht der Unter- sondern der Oberkiefer beweglich sei. Der Oberkiefer ist vor der Wurzel mit 2 länglichen, durchsichtigen, mit einer Haut bedeckten Nasenlöchern, und die beiden Kinnladenränder sind mit Zähnen besetzt.

Nicht bloß dieses Organ, sondern auch der überaus lange Hals, die rothen, sehr hohen, bis zum Leibe hin unbefiederten Stelzfüße, an welchen die drei Vorderzehen mit einer halbmondförmigen Schwimmhaut verbunden sind, geben dem Vogel ein sonderbares Ansehen.

In einem dreifachen Farbenkleide zeigt sich dieser Sumpfvogel, dessen ganzer Gattung der öftere Farbenwechsel in einem hohen Grade eigen ist. Erst im zweiten und dritten Jahre erhalten viele Sumpf- und Schwimmvögel ein bleibendes Gefieder, und selbst alsdann hat noch die Jahreszeit bei vielen, die sich im Jahre zweimal mausern, auf ihr Aeußeres einen sehr bedeutenden Einfluß, welches die Bestimmung der Arten den Ornithologen ungemein schwierig machte, und zu vielen Irrungen Anlaß gab. In einem hellgrauen Gewande verläßt der junge Flamingo das Nest seiner Eltern. Schon im zweiten Jahre legt er dieses Kleid ab, und vertauscht es mit einem weißen, das mit Rosenfarbe schwach überlaufen ist. Mit diesem war die jugendliche Schaar bekleidet, welche

im Sommer 1811 Deutschland besuchte, und von welcher sich ein ausgestopftes Exemplar im Darmstädter Naturalienkabinet befindet

Prächtig, und mit beinahe jährlicher Steigerung der Schönheit treten endlich die Alten in ihrem Prachtkleide hervor. Die Schwungfedern sind schwarz, aber mit einigen Reihen rosenrother Federn überdeckt. Es ist ein lebhaftes brennendes Roseuroth. Dieses rothe Colorit, welches durch die schwarzen Schwungfedern sehr gehoben wird, soll übrigens, wie Büffon glaubt, nach den Elementen abgestuft seyn. Mit den Federn färben sich auch stufenweise die Füße, und der Schnabel höher, so wie der Vogel im Alter steigt.

Nicht bloß unter den Sumpfvögeln, sondern auch in der ganzen Vögelkasse ist der rothe Flamant ein wahrer Riese. Er übertrifft alle Reiher an Höhe, auch den hochbeinigen Kranich, kommt hierin dem Casuar gleich, und nimmt zwischen diesem, und dem über alle hinwegragenden Strauß seine Stufe ein. Seine Länge von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze beträgt 4 Fuß 6 Zoll, von der Schnabel- bis an die Fußspitzen aber 6 Fuß, und drüber. Bei dieser beträchtlichen Höhe würden ihm seine Flügel eben so, wie bei den andern großen Vögeln, den Dienst versagen, wenn sein Körper nicht klein, und überaus leicht wäre.

Das unermeßliche Afrika und der Continent von Südamerika mit seinen vielen Inselgruppen sind die Heimath des rothen Flamants. Hier lebt er an manchen Orten, hauptsächlich an salzigen Gewässern, so häufig und in so großen Schaaren, wie in Europa die Kraniche und Gänse. Als Strichvogel des Südlands besucht er von hieraus Spanien, und die Italienischen und südfranzösischen Meeresküsten, streicht zu den Inseln des Mittelländischen Meeres über, und verweilt vorzüglich gern in Sardinien, jedoch bloß in dem südlichen Theile der Insel.

In der Nähe der Hauptstadt Cagliari kommt er alljährig im September in großer Menge an, so daß zuweilen gegen 1000 Stück, an einem großen Teiche gesehen werden können. Im März kehren viele Vögel zurück; es bringen aber auch manche den Sommer hier zu. Selten wagen sie sich über den 40sten Breitegrad, und man sahe es immer als eine außerordentliche Erscheinung an, wenn sie sich an den Flüssen des mittäglichen Frankreichs blicken ließen.

Der heiße Sommer des Jahres 1811 brachte sie an den Rhein, und bis zum 49sten und 50sten Breitegrad.

Ein Zug von 11 Stücken, die ein starkes Kranichgeschrei hören ließen, in kreisförmiger Richtung, wie die Störche, wenn sie im Spätjahre von den Rheinauen abziehen, sich in die Höhe schwangen, und bald Rheinabwärts dem Auge entschwanden, erschien zuerst. Noch am nemlichen Tage ließ sich der ganze Flug von 27 Stücken, der sich früher getrennt hatte, auf einer Rheininsel nieder. Zu Ende desselben Monats bemerkte man einen Flug dieser Vögel bei Bamberg.

Der Flamingo versteht sich, wie der Reiher, meisterlich auf den Fischfang, und soll auf seinen Kapereien in geschlossener Schlachtordnung die Fische angreifen. Bei schlechter Beute begnügt er sich mit Fischrogen, mit Amphibien, Wasserinsekten, mit Gewürmen, hauptsächlich aber Wasserconchylien, und es scheint, daß ihm auch vegetabilische Nahrung behage, da einige in der Gefangenschaft mit Gänse- und Entenfutter lange unterhalten wurden.

Er nistet in einsamen Sümpfen und seichten Morästen. Seine langen Beine erlauben ihm nicht, sich in einem Neste niederzukauern, daher erbaut er sich einen oben mit einer Vertiefung versehenen Hügel von 2 Fuß Höhe über dem Wasser, in welchen sodann das Weib-

chen drei, selten mehr weiße, längliche Eier legt. Diese bebrütet dasselbe wie auf einem Stuhle sitzend, während die beiden Füße auf den Seiten des Nestes herunterhängen. Die Jungen können erst spät fliegen, aber schon nach ihrem Hervorkommen aus dem Ei ungemein geschwind laufen.

Von der Jagd und dem Fang dieser seltenen Vögel läßt sich wenig mit Zuverlässigkeit sagen. An vielen Orten ihres Aufenthalts ist das Tödten derselben eine Sünde, wie bei uns das Erlegen eines Storches, und in den Europäischen Ländern hat sich auch die Lüsternheit nach ihnen längst verloren.

Die Römer mögen mehr Jagd auf dieses Federwild gemacht haben, da das Gehirn, und besonders die Zunge des Vogels zu den ausgesuchtesten Leckerbissen gerechnet wurde, und diese auf den Tafeln der Kaiser Vitellius und Heliogabalus in ungeheuern Schüsseln aufgetragen wurden. Auf den Tafeln der Reichen durfte dieses Gericht nicht fehlen, über seine Zubereitung besitzen wir daher noch ein Rezept von dem Schlemmer Apicius, der für einen einzigen Fisch 600 Thaler bezahlte, und bei einem einzigen Gastmahle 600,000 Thaler zu verprassen wußte.

Außer dem Wildpret können die dunenartigen Federn gebraucht, und zu Betten verwandt werden, und die langen rothen Federn werden von den Indianern und Negern als Putz gesucht. Aus den Schienbeinen und Schenkelknochen verfertigen die Sarden kleine Flöten, (Lionedden), die einen sehr angenehmen weichen Ton von sich geben.

### Die Löffelgans. (Platalea leucordia.) Fig. 22.

Man kennt drei Arten dieses Geschlechts, und unter diesen ist der weiße Löffelreiher die merkwürdigste. Der 8 Zoll lange, am Ende plattgedrückte, löffelartige

Schnabel ist das Kennzeichen dieser Gattung. Der Rumpf hat die Größe des gemeinen Reihers; das Gefieder ist größtentheils weiß; die Kehle kahl und schwarz, der Hinterkopf mit einem kleinen Federbusch geziert. Der Vogel bewohnt die südlichen und östlichen Länder Europens, aber auch in Asien und Afrika findet er sich. Nach Deutschland kommt er nur selten. Seine Lebensart stimmt mit der des Reihers völlig überein. Fische, Frösche, Schlangen und Eidechsen, auch Schaalwürmer, Insekten und Pflanzen sind seine Nahrung. Er soll durch das Zusammenschlagen seiner beiden Kinnladen andern Vögeln, welche auch Fischfänger sind, einen Schreck einjagen, und ihnen auf die Art ihre Beute entreißen. Er nistet auf den Gipfeln der Bäume.

## A r d e a.

### Der gemeine Kranich. (Grus communis.)

Er hat die Größe eines Truthahns; seine Zunge ist fleischiger, als die des Reihers, und der Zunge der Hühner gleich. Der Kopf ist mehr mit Federn bewachsen, als bei den Reihern, und oft mit allerhand Zierrathen versehen. Die Füße sind lang, mit mittelmäßigen Zehen; die Hinterzehe ist kurz, und steht nicht auf der Erde auf; zwischen der äußern und mittlern Vorderzehe ist eine Falte, wie bei den Reihern; die Nägel sind mittelmäßig groß und spitzig. Die Kraniche machen gleichsam die Mittelgattung zwischen den Reihern und Trappen aus, und unterscheiden sich auch in dem innern Körperbau von jenen, denen sie sonst zugesellet werden; denn ihr Magen ist muskulöser, das Gedärme hat 2 Anhängsel, da es bei den Reihern nur eins hat, und die Luftröhre hat verschiedene Beugungen.

Der Kranich ist 3 Fuß 11 $\frac{1}{4}$ Zoll lang, und 6 Fuß 5 $\frac{1}{2}$ Zoll breit, also größer, als ein gemeiner Reiher, aber

schlan-

schlanker von Gliederbau. Der Schwanz mißt 8 Zoll, und die gefalteten Flügel reichen bis an die Spitze desselben. Die Schwere ist 10 bis 12 Pfund. Sein Körper hat ziemlich den Umfang des Puterhahns, ist aber länger gebaut.

Merkwürdig ist auch ihr Flug. Ihre breiten Flügel und Flügelbeine machen, daß sie nicht nur sehr hoch, z. B. weit über den Brocken, der doch 3000 Fuß hoch ist, ja oft so hoch fliegen, daß man sie wohl hören, aber nicht sehen kann, sondern auch in einem fort sehr lange Reisen thun können. Ihr Flug geschieht allezeit in zwei Reihen, die vorn in einen spitzigen Winkel zusammenstoßen. Einer muß daher die Spitze des Winkels machen, und man will beobachtet haben, daß wenn dieser die Luft zu durchschneiden müde sei, ein anderer, oder der nachfolgende seine Stelle einnehme u. s. f. Man bemerkt auch, daß vor dem großen Haufen in einiger Entfernung ein kleiner zur Aufführung oder Recognoscirung voran fliegt, und verschiedene an den Seiten und hinten nach, die nur aus wenigen Vögeln bestehen, zur Begleitung, und vielleicht zur Wache. Die letztern können aber auch wohl Kränkliche und Müde seyn, die den regelmäßigen Zug nicht mitzumachen im Stande sind. Der große Zug besteht oft aus etlichen Hunderten.

Man rühmt die Wachsamkeit des Kranichs, weil man bemerkt, daß einige, wenn der große Haufe auf einer Wiese oder im Felde weidet, oder schläft, in einiger Entfernung mit aufgerichtetem Halse und auf einem Beine stehen, und allemal zuerst, und mit einem heisern Geschrei auffliegen, wenn sie etwas ihnen Verdächtiges oder Gefährliches bemerken.

Die Fabel dichtet hinzu, daß diese Schildwachen einen Stein zwischen die Zehen faßten, damit, wenn sie ja einschliefen, der Stein ihnen entfalle, und sie dadurch aufgeweckt, und wieder munter würden. Ihr ganzes We-

sen und ihr Gang ist wie beim Storch, ernsthaft und bedächtig, doch werden im Frühjahr die Alten, und im Herbst die Jungen zuweilen so lustig, daß sie tanzend herumspringen, Steine und Späne in die Luft werfen, und sich stellen, als ob sie sie mit dem Schnabel auffangen wollten. Auf ihren Reisen sind sie auch gesellig und freundschaftlich, sonst aber streiten sie sich, besonders die Männchen, zur Paarungszeit so heftig, daß sie leicht hinterschlichen und gefangen werden können.

Gegen Adler und Falken vertheidigen sie sich mit aufgerichtetem Schnabel, auf welchem sich jene, wenn sie unvorsichtig stoßen, zu spießen pflegen. Ungeachtet ihrer Wildheit lassen sie sich doch zähmen, und so, wie der Storch, gewöhnen, auf den Höfen und in Gärten herum zu gehen. Man will einen Kranich 40 Jahre erhalten haben; daher man sie zu den Vögeln rechnet, die ein hohes Alter erreichen.

Im Sommer bewohnt der Kranich vorzüglich das nördliche Europa und Asien, und geht selbst bis zum Arktischen Kreis hinauf, im Winter aber findet man ihn auch im wärmern Asien und in Afrika. In Deutschland ist er in denjenigen Gegenden gemein, die eben und sumpfig sind, z. B. in einigen Brandenburgischen und Pommerschen; in Thüringen sieht man ihn nur auf seinen Zügen, und zuweilen im Winter.

Obgleich einige von ihnen im Winter in Deutschland, und selbst in Thüringen in sumpfigen offenen Gegenden bleiben, so muß man sie doch unter die Zugvögel rechnen, die im Herbst, vorzüglich in der Mitte des Oktobers, sich in großen Schaaren versammeln, ihre Anführer wählen, sich mit großem Geschrei hoch in die Luft schwingen, und in wärmere Gegenden, nach Italien, und weiter nach Afrika ziehen. Im letztern sollen sie in einigen Gegenden die Felder in unermeßlichen Schaaren so verwüsten, daß die Einwohner mit ihren Kindern bestän-

dig gegen sie zu Felde liegen müssen. Dies hat auch wahrscheinlich zu der alten Fabel von dem Kriege der Pygmäen gegen die Kraniche Anlaß gegeben. Im März, oder höchstens zu Anfange des Aprils, kommen sie wieder zurück. Sie reisen gern des Nachts, und zwar oft in der größten Dunkelheit. Zuweilen machen sie einen ganzen Tag in einem einsamen Sumpfe Halt, und spazieren schreiend in demselben herum, als wenn sie sich über etwas berathschlagten. — Ihren Aufenthalt wählen sie in weiten, sumpfigen, brüchigen Gegenden, und lieben besonders diejenigen, die mit einzelnen Erlenbüschen bewachsen sind.

Ihre Nahrungsmittel sind ausgestreute und grüne Saat, allerhand Sämereien, Insekten, Eidechsen, Schnekken, Frösche, verschiedene Würmer, Muscheln, verschiedene Kräuter, als: Löwenzahn, Klee, und ihre Wurzeln. Auf den Saatfeldern, die sie oft unvermuthet, und des Nachts überfallen, thun sie im Herbst und Frühjahr dem Landmann großen Schaden, auch im Sommer in den Erbsen und Bohnen. Kleine Kieseln verschlucken sie in Menge, um das Reiben der Nahrungsmittel zu befördern. Sie trinken sehr oft und viel.

Das Weibchen legt zwischen große Binsenbüsche, auch in Erlenbüsche auf einige Kräuter und Stengel, im Mai 2 schmutzig grünlich aschfarbene, mit hellbraunen Flecken gewölkte Eier, von der Größe der Schwaneneier. Die Jungen kommen in 4 Wochen aus, und die Alten verlassen sie, sobald sie gehen können; aber ehe sie sich von ihnen trennen, weisen sie ihnen erst Stellen an, wo sie leicht und überflüssig Nahrung finden. Und ob die Jungen gleich noch keine Schwingen haben, so laufen sie doch so schnell, daß ein Mensch sie kaum einholen kann. Man pflegte sonst junge Kraniche zur Falkenbaize aufzuziehen, weil sie gelehrig, und leicht zu zähmen sind.

In Polen und der Tartarei werden die jungen Kra-

niche (Vipiones) zahm gemacht, gemästet und genossen, und sie sollen alsdann den Geschmack der jungen Gänse und Enten haben. Aus den Federn macht man Federbüsche, und die starken Flügelfedern werden zum Schreiben gebraucht. Die Federn werden auch von den Tatarn in Gold oder Silber eingefaßt, und als ein vorzüglicher Putz auf ihre Mützen gesteckt. — Der Kranich wird auch noch dadurch nützlich, daß er viel sogenanntes Ungeziefer, als: Schnecken ꝛc. ausrottet. —

### Der Storch. (Ciconia)

Der Schnabel ist glatt, ungefurcht, und weit größer, als bei den Reihern. Die Zunge ist ein kleiner, im Schlunde liegender Knorpel. Der Hals ist kürzer, und gegen die Brust allmählig dicker, als an den Reihern. Die Füße sind lang, die Zehen kurz, und die vordern sämmtlich auf einerlei Weise durch eine kleine Hautfalte mit einander verbunden; alle mit stumpfen Nägeln versehen. Man kennt nur 2 Arten.

### Der weiße Storch. (Ciconia alba.)

Die Augenkreise sind kahl, und, so wie die Schwungfedern, schwarz; Schnabel, Füße und Haut sind blutroth. Die Länge des weißen Storchs beträgt fast 4 Fuß, und die Flügelklaftern über 7 Fuß. Der Schwanz ist 9 Zoll lang, rund, gerade zugespitzt und roth, der Unterkiefer an der Spitze in die Höhe steigend, so daß der Schnabel an der Spitze aufwärts zu stehen scheint; die weite Haut der untern Kinnlade schwarz; die Nasenlöcher längliche Ritzen, durch welche man zur Seite durchsehen kann; die Augen sind braun; um die Augen geht ein kahler schwarzer Flecken; die dünnen Beine sind einen Fuß hoch.

Der ganze Leib ist weiß, außer daß die Schwung- und langen Schulterfedern schwarz sind, wodurch, wenn

die Flügel zusammengelegt sind und den Schwanz bedekken, die ganze Unterhälfte des Oberleibes schwarz erscheint. An dem schönen langen Halse sind besonders die Federn vorn nach der Brust zu lang, und sehr beweglich. Das Weibchen ist in der Farbe gar nicht vom Männchen unterschieden, hat aber einen etwas dünnern Schnabel, und ist ein wenig kleiner.

Die Störche zeigen in ihrem ganzen Betragen eine Art von Anstand. Gehen sie, so geschieht es mit Gravität, und man sieht ihnen gern zu, wenn sie auf einer Wiese herum spazieren. Ihr Flug ist aber noch weit schöner. Sie schwimmen gleichsam in der Luft, bewegen die Flügel selten, und langsam, und besonders machen Männchen und Weibchen zur Begattungszeit sehr artige Schwenkungen, beschreiben bald in der höchsten Luft, bald nahe über der Erde kleine und große Kreise gegen einander, lassen sich zuweilen sanft herabglitschend in schiefer Linie von der größten Höhe herab auf die Erde, und erheben sich dann schneckenförmig wieder so hoch, daß sie sich in den Wolken zu verlieren scheinen. Wenn sie stille sitzen, oder schlafen, so ziehen sie mehrentheils ein Bein an sich, wie die Gänse. Sie lieben die Reinlichkeit, putzen sich immer, sträuben die Federn oft, und schütteln sie aus. Durch ein gewisses starkes Zusammenschlagen der beiden Kiefern klappern sie, und geben besonders diese Töne des Nachts, im Zorn, und zur Zeit der Begattung von sich; vielleicht daß das Männchen, von welchem man es vorzüglich hört, auch hiedurch sein Weibchen an sich zu locken pflegt. Sie lassen sich leicht zähmen, und gehen, wie die Gänse, in den Höfen und Gärten herum, wenn man ihnen die Flügel verschnitten oder zerknickt hat; auch schadet ihnen alsdann unser harter Winter nicht.

Sie sind ohnehin halbe Hausthiere; denn sie halten sich vorzüglich in Städten, Flecken und Dörfern auf, ge-

hen daselbst sorglos herum, und werden an vielen Orten gehegt. Sie sind fast in der ganzen alten Welt zu Hause. In Europa findet man sie in den Ländern zwischen Italien und Schweden; doch nicht in England. In den Niederlanden, in Deutschland, wo sumpfige Gegenden und große Wiesen zwischen Bergen in Gründen liegen, und in andern Gegenden, die an die See gränzen, sind sie sehr häufig. In Deutschland ziehen sie im September fort, und kommen zu Anfang des Aprils wieder. Da, wo sie häufig sind, versammeln sie sich, wie die Schwalben, in großen Schaaren, sind eine Zeitlang unter sich in Bewegung, fliegen eine kurze Strecke, als ob sie ihre Flügel versuchten, kehren wieder zurück, erheben sich aber bald unversehens in der größten Stille, und steigen so ungemein schnell in die höchsten Luftgegenden, daß man sie in wenig Augenblicken aus den Augen verliert. Sie scheinen auch ihre große Wanderung in einem ununterbrochenen Fluge zu vollenden, denn man sieht niemals andere aus nördlichen Gegenden, weder auf der Her- noch Hinreise bei uns ausruhen, oder sich, ihrer Nahrung halber, niederlassen, als die in unserer Gegend gezogen und geboren sind. Sie bringen einen zweiten Sommer in Aegypten und in den Morästen der Barbarei zu, sollen sich auch im ersten wiederum paaren, Eier legen, und eine zweite Brut erziehn.

Ihre vorzüglichste Nahrung sind Wasser- und Heckenfrösche, Wasser- und Erd-Eidechsen, Blindschleichen und Ringelnattern. Sie fressen aber auch Wieseln, Maulwürfe, Feldmäuse, Fische, kleine Aaale, Krebse und andere Wasserinsekten, Heuschrecken, Regenwürmer, Schnekken, lesen die Bienen, Hummeln und Wespen in unzähliger Menge von den Wiesenkräutern ab, und rauben junge Wachteln und Lerchen. Auch Aas verschmähen sie nicht, die Kröten aber verabscheuen sie. Sie spießen erst alles mit ihrem spitzigen Schnabel todt, und können

den größten Frosch und die längste Schlange auf einmal verschlucken. Nach den fliegenden Insekten schnappen sie in der Luft, und hüpfen zuweilen dazu hoch in die Höhe.

Die Gezähmten bekommen abgestandene Fische, Frösche, das Eingeweide von jungen Hühnern, Tauben und anderm Geflügel, gekochtes und rohes Fleisch. Sie saufen außerordentlich viel, und spritzen ihren Unrath vor sich hin, zwischen den Beinen weg, indem sie den Hinterleib vorwärts beugen.

Sie leben paarweise, und bauen ihre großen Nester aus dürren Reisern und Dornen auf die Dachforste, Schornsteine und abgestumpfte Bäume, flechten die Materialien, obgleich nicht künstlich, doch fest in einander, und da sie die einmal gemachten Nester alle Jahre wieder beziehen, so bessern sie sie immer aus, und vergrößern sie so, daß sie oft 4 und mehrere Fuß hoch werden. Ja man zeigt Nester, von welchen man versichert, daß sie seit 100 Jahren bewohnt wären, und an welchen an den Seiten herum zahlreiche Schwalben- und Sperlingsnester sich befinden. Abergläubische Landleute, welche es für ein gutes Zeichen halten, wenn die Störche auf ihren Dächern nisten, wenigstens dadurch gegen Feuersgefahr geschützt zu seyn glauben, legen für sie, damit sie desto bequemer bauen können, einen Pflug oder Kutschenrad auf die Dächer.

Sobald sie im Frühjahr ankommen, fangen sie den neuen Bau, oder die Ausbesserung des alten an, schlafen und sitzen beständig in und neben dem Neste, und jagen allen fremden Besuch, und sogar ihre eigenen vorjährigen Jungen durch Klappern, Verfolgen und grimmigen Bisse weg. Das Weibchen legt 2 bis 5 ockergelbe längliche Eier, und brütet sie mit dem Männchen gemeinschaftlich in 3 Wochen und etlichen Tagen aus. Beide Eltern sorgen treulich für die Jungen, die 14 Tage wollig sind,

und vertheidigen sie mit ihren scharfen Schnäbeln gegen ihre Feinde. Anfangs legen sie ihnen halbzerrissene Frösche, Eidechsen und Schlangen vor, wenn sie aber stark genug sind, selbst etwas zu zerreißen, so tragen sie ihnen auch die ganzen Thiere lebendig zu. Wenn ihrer 4 oder 5 in einem Neste liegen, so wird gewöhnlich der kleinere und ohnmächtige von den übrigen herausgeworfen. Einen jungen aufgezogenen Storch kann man gewöhnen, daß er des Tages über auf die Wiesen nach seinem Futter geht, und des Abends wieder nach Hause kommt. Allein er muß von den Wilden sehr viel Verfolgung ausstehen, die allenthalben, wenn sie ihn antreffen, auf ihn beißen. Er sieht vor dem ersten Mausern graulichweiß aus, und hat einen grauen Schnabel und graue Füße; nach diesen aber ändern sich, wenn die Federn ausfallen, Schnabel und Füße, und werden orangegelb, und die Federfarbe, wie bei den Alten, weiß und schwarz.

### Der schwarze Storch. (Ciconia niger.)

Er bewohnt viele Theile von Europa, und ist in Polen, Litthauen, Preußen, der Schweiz, den gemäßigten Theilen von Rußland und Sibirien bis zur Lena, wo nur Seen und Moräste sind, auch in Deutschland an dergleichen Orten, z. B. im Brandenburgischen, nicht selten. Längs dem Don hin soll er sehr häufig seyn, und auch bei Aleppo will man ihn angetroffen haben. Im Frühjahr zieht er in großen Heerden über Schweden nach dem äußersten Norden, und ruht zuweilen daselbst in den Mooren aus, es ist aber ein Wunder, wenn er in diesem Lande sein Nest baut. Er lebt in Deutschland einzeln, und man trifft in einer weitläuftigen Gegend selten mehr, als ein Paar an. Als Zugvogel zieht er im September in wärmere Länder, kehrt im April wieder zurück, und steigt dabei so hoch in die Luft, daß er fast so klein, wie ein Sperling erscheint.

Seine Nahrung sind Frösche, Käfer ꝛc., besonders Wasserinsekten, auch Gewürme und Fische, daher man ihn über dem Wasser herumflattern, und plötzlich untertauchen sieht. Auch die Wald- und Wassermäuse haben einen großen Feind an ihm, da er sie sehr geschickt hinterschleicht, durch seinen spitzigen Schnabel tödtet, und ganz verschluckt. Er baut sein Nest tief in den Wäldern, die an sumpfige Gegenden grenzen, oder große Brüche haben, auf die Bäume. Bäume sind auch diejenigen Oerter, auf welchen er sich niederläßt, und ausruht.

## Der Reiher. (Ardea major.)

Der Name Reiher bezeichnet ein Geschlecht von wenigstens hundert Gattungen Sumpfvögel, welche alle einen langen, geraden, spitzigen, etwas eingedrückten Schnabel, und 4zehige Füße haben. Sitten und Lebensart dieser Vögel sind, wie bei andern Sumpfvögeln. Mit ihren langen Beinen waten sie in seichte stehende und fließende Gewässer, in Teiche und Moräste, und suchen hier ihre Nahrung, welche vorzüglich in Thieren der dritten Klasse, in Amphibien, aber auch in Fischen, Wasser- und andern Insekten und Würmern besteht. Viele spazieren auch auf den Wiesen umher, und lesen die Bienen von den Blumen in Menge ab. Der lange Schnabel, den diese Vögel haben, thut ihnen treffliche Dienste, um ihre Nahrung aus dem Schlamm und Wasser hervor zu holen. Derjenige Vogel, welcher unter dem Namen grauer oder gemeiner Reiher (A. cinerea) bekannt ist, wohnt in Deutschland, und fast in allen Ländern der alten und neuen Welt, im Norden und Süden, fern von menschlichen Wohnungen, an Seen und Sümpfen, in deren Nähe es große und einsame Wälder giebt. Er ist sehr scheu, flieht den Menschen schon von weitem, und erhebt sich hoch in die Luft, obgleich sein

Flug nicht leicht ist. An Größe kommt er dem Storch nicht ganz bei. Vom Nacken hängt ihm ein langer schwärzlicher Federbusch herab; sein Rücken ist bläulich-aschgrau; der Unterleib weiß. Am Vordertheile des Halses sitzen lange schwärzliche Federn, welche fliegend über der Brust herabhängen. Wenn dieser Vogel fischen will, so geht er knietief in's Wasser, steht fast ganz still, oder schreitet doch nur sehr langsam fort, und fängt mit seinem Schnabel um sich her eine Menge Fische. Man sollte glauben, daß diese ihren Feind fliehen würden; allein sie kommen vielmehr herbei, und werden seine Beute. Höchst wahrscheinlich kommen sie, um die Exkremente des Reihers wegzuschnappen, die für sie ein Köder sind.

Der Reiher legt sein Nest aus Reisern und Schilf auf hohen Bäumen an. In demselben findet man 3 bis 4 grünlichblaue Eier. Des Schadens wegen, den dieser Vogel den Fischereien zufügt, stellt man ihm sehr nach.

In Persien, so wie überhaupt im wärmern Asien, aber auch in Afrika und dem südlichen Europa, wohnt ein Reiher, welcher Aigrette oder der kleine Silberreiher (A. garzetta) genannt wird. Er zeichnet sich durch 2 Büschel silberweißer, seidenartiger, sehr schöner Federn aus, die auf den Achseln sitzen, und über dem Rücken herabhängen. Dies sind die Reiherfedern, welche man in den Morgenländern und in Europa als Kopfputz auf Turbanen und Hüthen trägt, und theuer bezahlt. — Dieser Reiher wird denn auch in den Morgenländern noch jetzt sehr häufig durch dazu abgerichtete Falken gebaizt. —

### Die Rohrdommel. (Ardea stellaris.)

Sie ist oberhalb rostgelb mit braungefleckten Queerstreifen, und am Bauche heller, mit länglich braunen Flecken. Dieser träge Vogel kann, wie der Storch, ganze

Tage lang auf einem Flecke stehen bleiben. Bei Gefahr streckt er den Hals, den er sonst sehr einzieht, mit dem Schnabel und dem ganzen Körper gerade in die Höhe, und steht unbeweglich da, lehnt ihn auch wohl an einen Schilfstengel an, und der Jäger geht daher oft vor ihm, als vor einem zugespitzten Pfahl oder alten Strunk vorbei. Er sieht in dieser Stellung wie am Schnabel aufgehangen aus, und gewährt einen sonderbaren Anblick. Er steigt hoch in die Luft, und nimmt besonders gegen Abend seine Wanderungen vor. Wenn er auffliegen will, so hüpft er erst, wie der Storch, einige Schritte auf der Erde hin, um die Flügel in Bewegung zu setzen, beschreibt dann einige Kreise, und gewinnt so die Höhe. Er fliegt, wie der gemeine Reiher, mit zusammengelegtem Halse.

Merkwürdig ist sein Geschrei, das er zur Zeit der Paarung, und bei Veränderungen des Wetters oft ganze Nächte durch hören läßt. Es ist sehr stark, da er seine Kehle außerordentlich aufblasen kann. Bei stiller Nacht hört man das dumpfe Gebrüll: J prumb hu hu! das er mit kleinen Pausen drei bis viermal ausstößt, auf eine halbe Meile weit, und er hat damit schon manchem Wanderer Schrecken eingejagt. Eine ungegründete alte Sage aber ist es, daß er dabei den Schnabel in's Wasser oder in den Morast stecke. Noch eine andere Stimme läßt er zuweilen hören, die fast wie das Geschrei des Raben klingt.

Hat man ihn in Furcht gesetzt, oder zum Zorn gereizt, so stellt er sich in Positur, sträubt die Federn fürchterlich, zieht den Hals ein, sperrt den Schnabel weit auf, und zwar mit der Miene, als wenn er nach den Augen ziele. Er wehrt sich alsdann, wenn er Widerstand findet, mit seinem Schnabel gegen alles, was ihn angreift, heftig, und macht daher den Falken, die auf ihn abgerichtet werden, viel zu schaffen, indem er ihnen nicht

nur in lauter Schneckenlinien, die er im Fluge beschreibt, aus dem Gesicht zu kommen sucht, sondern sie auch in der Noth mit seinem spitzigen Schnabel stark, ja oft tödtlich verwundet.

Dieser Sumpfvogel bewohnt mehr die südlichen, als nördlichen Gegenden von Europa, und kömmt in demselben nur bis Schweden hinauf. In Asien geht er in Sibirien bis an die Lena, und in Amerika von Carolina bis zur Hudsonsbai. In Deutschland trifft man ihn allenthalben einzeln an. Er lebt an großen Flüssen, die ausgetretene sumpfige und schilfreiche Stellen haben, an Seen und großen Teichen. Sobald im Frühjahr das Eis aufbricht, ist er da, im September zieht er aber schon in Gesellschaft seiner Jungen weg. — Seine Nahrung besteht in Fischen, Fröschen, Muscheln, Wassermäusen, und allerhand Wasserinsekten. Er sitzt daher beständig in Sümpfen und seichten Wassern mit eingezogenem Halse, und schnellt diesen blitzschnell, wie aus einer Scheide, nach dem Thiere, das ihm in die Nähe kömmt, tödtet es mit einigen Stichen, die er ihm mit seinem spitzigen Schnabel giebt, und verschluckt es ganz.

Er legt nicht, wie der gemeine Reiher, sein Nest auf Bäumen an, sondern in schilfigen und rohrigen Seen, Sümpfen und Teichen, auf trocknen Rasen und Hügeln, baut es aus Rohr, Schilf und andern Reisern zusammen, und legt 3 bis 5 schmutzig blaßgrüne Eier in dasselbe. In 25 Tagen kommen die Jungen zum Vorschein, und laufen sogleich mit den Alten davon. Einige Jäger behaupten sogar, daß sie oft, wenn es nöthig wäre, ein schwimmendes Nest machten, welches sie an das Rohr oder Schilf, wie die Taucher befestigten. — Die Jungen lassen sich mit Fröschen sehr gut aufziehen, und reinigen alsdann die Gärten von Kröten, Eidechsen, Schlangen und Insekten.

### Der Ibis. (Tantalus Ibis.)

Die alten Aegyptier, welche dem Thierdienst ergeben waren, pflegten viele von den bei ihnen heilig gehaltenen Thieren zu mumisiren oder einzubalsamiren. Dies geschah auch mit einem reiherartigen Vogel, den sie Ibis nannten. Noch jetzt findet man Ibismumien in Aegypten; indeß ist es schwer, aus diesen halbvermoderten Wesen zu bestimmen, welcher von den noch jetzt vorhandenen Vögeln der Ibis eigentlich war. Mit Wahrscheinlichkeit nimmt man einen Vogel aus dem Geschlecht der Brachvögel oder Nimmersatte wenigstens für den weißen Ibis der Alten an. Sie unterscheiden auch einen schwarzen; allein dazu hat sich noch kein passender Vogel in der jetzigen Schöpfung gefunden. Der weiße Ibis ist ungefähr unserm Storch an Größe gleich, hat einen schwarzen Schnabel, einen schwarzen, fast nackten Kopf und Hals, schwarze Beine, und auf dem Unterrücken lange schmale Federn von gleicher Farbe, die über die Flügel herabfallen. Das übrige Gefieder ist weiß. — Man nennt diesen Vogel auch Nilreiher. Er soll ehemals in ganz Aegypten häufig gewesen, jetzt aber wenigstens in Niederägypten selten seyn. Die ganze Sache liegt noch sehr im Dunkel.

### Der scharlachrothe Ibis. (Tantalus ruber.)

Er wohnt in den meisten Ländern von Amerika innerhalb der Wendezirkel; am häufigsten in Ost-Florida, doch sieht man auch einige in Süd-Carolina. In großer Menge wird er auch auf den Westindischen Inseln, besonders den Bahama-Inseln angetroffen.

Seine Länge beträgt 21 Zoll. Der Schnabel ist 6 bis 7 Zoll lang, und hellroth; die Augen schwarz, die Wurzel des Schnabels läuft ein wenig an der Stirn herunter. Die beiden Seiten des Kopfs, bis an die Augen, sind kahl und hellroth. Das ganze Gefieder dieses präch-

tigen Vogels ist glühend scharlachroth; 4 der äußern großen Schwungfedern abgerechnet, welche an den Enden glänzend schwarzblau sind. Die Schäfte der Schwungfedern und des Schwanzes sind weiß, die Füße hellroth.

Das Weibchen unterscheidet sich durch ein minder lebhaftes Kolorit. Die Jungen sehen, wenn sie ausgekrochen sind, schwarz aus, kurze Zeit darauf beinahe grau, und, ehe sie flügge sind, fast weiß. Von dieser Zeit an, werden sie allmählich roth, der obere Theil der Flügel und die Brust zuletzt. Vor dem dritten Jahre ist dieses Roth aber nicht vollkommen, und bei vielen Vögeln findet man um diese Zeit mehrere Federn des Halses mit Braun untermengt. In England hatte Herr Latham einen gezähmten, dem aber die Gefangenschaft nicht wohl bekam, so daß er schwächlich wurde, die Pracht seines Gefieders verlor, und, ehe er starb, matt rosenroth aussah.

Gewöhnlich hält er sich an den Ufern der See und der benachbarten Flüsse auf, und lebt von kleiner Fischbrut und Insekten. Er sitzt in großer Anzahl auf Bäumen, und in seinen Flügen unterscheidet sich Alt und Jung.

Die Eier legt er nach Einigen auf den Boden, auf eine Lage von Blättern, nach Andern auf die Firste der Häuser und in Mauerlöcher.

### Der Ibis mit schwarzem Gesicht.
(Tantalus melanopis.)

Er spannt mit ausgespreitzten Flügeln an 50 Zoll, und ist 28 Zoll lang. Sein Schnabel hat 6 Zoll Länge, und ist schwarz. Die Zunge dreieckig und hinten gefranzt. Der Augenstern röthlich. Das ganze Gesicht, bis über die Augen, unbefiedert, schwarz, und mit Warzen besetzt, besonders um die Augen herum. Unter dem Kinn hängt eine freie, runzliche kahle Haut, die einen

Sack bildet. Der Scheitel ist dunkel rothgelb, und die Federn am Hintertheile desselben sind etwas lang. Der übrige Hals und die Brust sind gelblich, Rücken und Schulterfedern aschgrau, mit braunen Rändern. Ueber die Brust läuft ein Band von eben dieser Farbe; die Mitte der Rückenfedern ist braun; die Deckfedern der Flügel bläulich aschgrau mit braunen Säumen, die Schwungfedern, die Seiten, die Schenkel, der After und der Schwanz grünlichschwarz; letzterer besteht aus 12 Federn, und ist abgerundet. Die Füße sind 7 Zoll lang, rauh, etwas über die Kniee hinauf nackt und roth, die Krallen schwarz.

Forster hat diese Gattung auf den Neujahrs-Inseln bei Staatenland entdeckt. Sie macht ihr Nest an unzugänglichen Orten, auf Felsen.

### Der Cayennische Ibis. (Tantalus Cayennensis.)

Er ist etwas kleiner, als der scharlachrothe, und 22 Zoll lang. Der gebogene Schnabel etwa $5\frac{1}{2}$ Zoll lang und dunkelbraun, seine Wurzel nebst den Augenkreisen kahl und dunkelroth. Die Hauptfarbe des Gefieders schwarz, bei gewissem Lichte mit grünlichem Glanze, Schwungfedern und Schwanz am dunkelsten. Die Füße bräunlichgelb.

Bei einigen dieser Vögel ist die Mitte der Feder auf dem Scheitel und am Rücken dunkelschwarz gestreift, ohne irgend einen grünen Widerschein, und die Füße sind fast schwarz. Diese könnte man auf den ersten Anblick für junge Vögel vom scharlachrothen Ibis halten; allein bei den hier beschriebenen sind die Füße nur 8 Zoll lang, da sie bei jenen wenigstens 12 Zoll messen, bei ersterem reichen sie auch nicht an's Schwanz-Ende; bei letzterm hingegen weit darüber hinaus. Er wird, jedoch nicht in großer Menge, in Cayenne angetroffen. Man sieht ihn immer paarweise. Er sitzt, um Fische zu fangen, auf

abgehauenen Bäumen, die den Strom hinabschwimmen, gewöhnlich in einiger Entfernung von der See, und das Volk in Cayenne nennt ihn den Waldflamant.

### Der sichelschnäbliche Ibis.
(Tantalus falcinellus.)

Er hat 1 Fuß und 9 Zoll Länge. Sein Schnabel ist fast 4 Zoll lang, und braun; von da an, und ganz um die Augen herum, ist er kahl und dunkelgrün. Kopf und Hals sind kastanienbraun, am Kopf in's Braune ziehend, wo die Federn blasse Ränder haben. Die obern Theile des Körpers sind glänzendgrün, und scheinen beim Lichte wie bronzirt; Brust, Bauch und die untersten Theile sind braun, mit goldgrünem Glanze an der Brust. Schwungfedern und Schwanz dunkler, als der Rücken, und mit sehr geringem Glanze; die Füße dunkelblau, zwischen jeder Zehe an der Wurzel eine kleine Haut.

Das Weibchen soll etwas kleiner seyn, als das Männchen, mit kahlem, grünschwarzem Gesichte; Scheitel, Wange, Kehle und Vorderhals schwärzlichgrün schillernd, und dunkel geschuppt, d. h. jede Feder ist stahlgrün mit hellerem Rande; Rücken, Flügel und Schwanz fast schwarzgrün. Brust, Bauch und After braunaschgrau, und von rußigem Ansehen; die Schenkelfedern bräunlich aschgrau, die Füße schwarz.

Er ist in Italien zu Hause, auch in einigen Gegenden von Deutschland, und sehr gemein um das Caspische und schwarze Meer, wo er am Ufer hinaufgeht, um zu brüten. — Man sieht oft ganze Flüge um den See, aber keinen in Sibirien, obschon man sie in Dänemark antrifft, wo sie Ryle Domsneppe genannt werden.

### Der Waldpelikan. (Tantalus loculator.)

Dieser, in Guiana, Brasilien, und in einigen Gegenden von Nordamerika, die er aber bloß auf Wanderungen be-

besucht, wohnende Vogel erreicht die Größe eines Storchs, hat aber einen etwas schlankeren Körper, als dieser. Der Schnabel ist an der Spitze etwas gekrümmt, sehr stark, sehr dick, ohne Furchen, rundlich, und nimmt nach dem Kopfe hin immer mehr an Dicke zu, so, daß seine größte Dicke einen Umfang von 6 bis 7 Zollen, zu einer Länge von 8 Zollen zeigt. Dieser dicke und lange Schnabel besteht aus einer sehr harten Substanz, und ist an den Rändern schneidend; das Hinterhaupt und der Oberhals sind mit kleinen, braunen, schmalen Federn bedeckt. Die Federn der Flügel und des Schwanzes sind schwarz, mit einem bläulichen und röthlichen Schimmer. Das übrige Gefieder ist weiß. Die Stirn ist, so wie die Gegend des Auges, mit einer dunkelbläulichen Haut bedeckt. Die Kehle ist ebenfalls nackt, und mit einer Haut bekleidet, die sich aufblähen und ausdehnen kann; daher dieser Vogel den Namen Waldpelikan erhalten hat, der übrigens in so fern sehr unpassend ist, da diese Organisation mit der des Storchs eine viel größere Aehnlichkeit hat, der ebenfalls die Haut seiner Kehle zu erweitern vermag, während der Pelikan einen großen Sack unter dem Schnabel, und nebenher vollkommene Schwimmfüße hat.

Sie kommen alljährlich in beträchtlichen Zügen am Ende des Sommers nach Carolina, zu der Zeit, wo die großen Regengüsse in diesem Lande beginnen. Sie besuchen dann häufig die überschwemmten Felder, und setzen sich in großen Schaaren auf die höchsten Amerikanischen Cypressen, in einer geraden Stellung, mit zurückgebogenem Halse. Sie sollen sehr dumm seyn, und ganz bequem geschossen werden können. Ihr Fleisch wird gerühmt, ungeachtet sie sich nur von Fischen und Wasserthieren nähren.

## Die Schnepfe. (Scolopax.)

Schnepfen sind bekannte, und von den Leckermäu-

lern sehr gesuchte Vögel. Sie machen ein Geschlecht von nahe an 50 Arten aus, wovon in Deutschland eine beträchtliche Anzahl wohnt. Man rechnet sie zu den Sumpfvögeln, denen sie allerdings, sowohl im Aeußern, als in der Lebensart sehr gleichen. Ein fast walzenförmiger, stumpfer Schnabel, so lang, als der Kopf, und länger; ein befiedertes Gesicht, und vierzehige Füße, deren Hinterzehe aus mehrern Gelenken besteht, sind die Gattungsmerkmale. Sie haben lange Beine, um in seichten Gewässern, Morästen, und an andern feuchten Orten ihrer Nahrung nachgehen zu können, welche in Regen- und andern Würmern, Schnecken, und einigen Pflanzen besteht. Es sind sehr scheue Vögel, die man selten zu Gesicht bekommt. Ihr Fleisch wird für eins der wohlschmeckendsten gehalten. Die Jäger theilen sie in Wald- Sumpf- und Wasserschnepfen ein.

### Die Doppelschnepfe. (torquata.)

Sie ist einem mittelmäßigen Haushuhn an Größe gleich, hat einen langen, dünnen, gebogenen Schnabel, bläuliche Füße, und ist auf dem Oberleibe schmutzig weiß, mit dunkelbraunen und rostgelben Flecken; am Unterleibe aber weiß, mit einzelnen dunkelbraunen Längsstrichen am Halse und an der Brust. Die Flügel sind schwarz, mit weißen Flecken. Sie ist über die ganze Erde verbreitet, wohnt an den Ufern der Landseen, Flüsse und Teiche, ist äußerst scheu, und läßt sich nur zur Zeit des Wegziehens im Herbste mittelst einer messingenen Pfeife, womit der Jäger ihren Lockton nachahmt, zum Schuß herbei kirren. Die Jäger nennen sie Keilhacken.

### Die Regenschnepfe oder der Regenvogel. (S. phoeopus.)

Sie ist nur halb so groß, mit sehr gebogenem schwarzen Schnabel, blaugrünlichen Füßen, blaßbraunem

schwarzgeflecktem Oberleib, weißem Unterrücken und Bauch, nebst einer gleichfarbigen Linie auf dem Kopf. Auf Brach- und Saatäckern im August in kleinen Heerden, und nicht so scheu, wie die vorige.

### Die Wald- oder Holzschnepfe. (rusticola.)

Sie ist so groß wie ein Rebhuhn, mit geradem, an der Wurzel röthlichem Schnabel: einigen schwarzbraunen Queerbinden am Hinterkopf; rostfarbigem, schwarz und grau gestreiftem Oberleibe, und schmutzig weißem, dunkelbraun lineirtem Unterleibe. Sie ist in Deutschland allenthalben, wo es Waldungen giebt, gemein, zieht im Oktober fort, und kommt im März wieder. Man fängt sie zur Streichzeit im Herbst in Netzen, Schlingen, und auf andere Art.

### Die Pfuhlschnepfe oder der Geiskopf. (S. aegocephala.)

Sie ist nicht größer, als eine Haustaube, hat einen aufwärtsgebogenen Schnabel, und sieht oberhalb hellbraun und dunkler gefleckt, am Unterleibe weiß aus. Ueber die Augen läuft ein röthlichweißer Strich, und der Schwanz ist schwarz und weiß gestreift. Sie bewohnt die Ufer der Seen, Flüsse und des Meeres, und ist in ganz Europa gemein.

### Der gemeine Brachvogel. (S. arquata.)

Dieser Vogel hat den speciellen Namen arquata von der sichelförmigen Biegung seines Schnabels, der überdieß, im Verhältnisse zum übrigen Körper, sehr lang, außerdem ziemlich schlank, nach seiner ganzen Länge gleich gekrümmt, und mit Furchen durchzogen ist, und in eine stumpfe Spitze ausgeht; dabei ist er so schwach, und von einer so zarten Substanz, daß der Vogel nur aus einer weichen Erde Würmer damit ausziehen kann.

Der Hals und die Füße sind lang; die Unterschenkel zum Theil nackt, und die Zehen an ihrer Wurzel durch eine Haut verbunden. Der Vogel erreicht ungefähr die Größe eines Kapauns, die ganze Länge beträgt etwa 2 Fuß; die des Schnabels 5 bis 6 Zoll, und die ganze Ausbreitung der Flügel 3 Fuß. Das ganze Gefieder zeigt eine weißlichgraue Mischung, mit Ausnahme des Bauches und des Steißes, die ganz weiß sind; über den ganzen Obertheil des Körpers sind braune Striche, wie mit dem Pinsel, aufgetragen, und jede Feder hat eine grünlichweiße oder röthliche Randbesetzung. Die großen Schwungfedern sind schwärzlichbraun; die Rückenfedern haben einen seidenartigen Glanz; die Halsfedern sind flaumartig, und die Schwanzfedern, die kaum über die zusammengelegten Flügel hervorragen, haben braune und weiße abgesetzte Zeichnungen. Männchen und Weibchen unterscheiden sich nur wenig, außer daß letzteres etwas kleiner ist.

Obschon das Fleisch dieses Vogels einen sumpfartigen Beigeschmack hat, so wird es doch als eins der köstlichsten geschätzt. Er nährt sich von Erdwürmern, Insekten, und kleinen Muscheln, die am Seeufer, in Sümpfen und auf feuchten Wiesen vorkommen. Seine Zunge ist sehr kurz, und im Grunde des Schnabels verborgen; in seinem Magen findet man zuweilen kleine Steinchen und Sandkörner, und er ist eben so muskulös, wie der Magen der körnerfressenden Vögel. Die beträchtliche kropfartige Ausdehnung der Speiseröhre über demselben, ist mit drüsenartigen Wärzchen besetzt. An den Därmen finden sich 2, Blinddarm ähnliche Ansätze, von der Länge von mehreren Zollen.

Diese Vögel laufen sehr schnell, und fliegen in Haufen. Im Innern des festen Landes halten sie sich nicht lange auf, sondern verweilen lieber in Seegegenden. In England sollen sie die Seeküste nur den Winter über

bewohnen, im Sommer aber sich gegen die Gebirge im Innern des Landes ziehen, und dort nisten. In Deutschland zeigen sie sich nur zur Regenzeit, und beim Eintritt bestimmter Winde, was schon durch die Benennung derselben „Windvogel, Regenvogel, Wettervogel," angedeutet wird. In Schlesien trifft man sie im Herbste an, von wo aus sie nach dem Baltischen Meere und dem Bothnischen Meerbusen wandern. Man sieht sie auch in Italien und Griechenland, und ihre Wanderungen scheinen sich noch über das Mittelländische Meer hinaus zu erstrecken, indem man sie auf Malta im Frühjahr und im Herbste vorbeikommen sieht. Es scheint sogar, daß diese Gattung, nach dem Zeugnisse mehrerer Naturforscher, sich selbst am Senegal und auf Madagaskar vorfindet, und bloß durch eine etwas größere Länge des Schnabels, und stärker ausgedrückte Farben abweicht. Man findet zuweilen von dieser Gattung, wie bei vielen andern Vögeln, weiße Individuen, die nichts anderes, als bloße Abänderungen zu seyn scheinen, und durchaus nichts Beständiges zeigen.

## Der Kiebitz. (Tringa vanellus.)

Den Namen hat dieser sonderbare Vogel von seinem Geschrei, welches Kiebith lautet. Da noch mehrere verwandte Gattungen diesen Namen führen, so wird dieser der gemeine genannt. Er hat die Größe einer Taube, und unterscheidet sich durch einen im Nacken niederhangenden Federbusch, durch grünlich-schwarzes goldglänzendes Gefieder am Oberleibe, schwarze Brust, und weißen Unterleib. Man trifft ihn in Deutschland und ganz Europa auf feuchten, sumpfigen Wiesen und Triften, wo er sich durch sein Geschrei kenntlich genug macht. Er ist zwar ein scheuer Vogel, aber dabei so unvorsichtig und sorglos, daß er, wenn man seinem Neste nahe kommt, schreiend über den Kopf seines Feindes schwebt, so daß

man ihn leicht schießen kann. Er fliegt übrigens sehr geschickt, und man muß seine leichten und schönen Schwenkungen bewundern. Er hat mit den Schnepfen gleiche Nahrung, zieht auch im Herbst fort, und kommt, wie sie, im März zurück. Das Weibchen legt jährlich zweimal 3 oder 4 grüngelbe, schwarzblau gefleckte Eier, ohne sonderliche Vorbereitung, auf eine kleine Anhöhe in's Gras. Man sucht sie eifrig auf, weil sie sehr wohlschmeckend sind, und zu den Leckereien gehören.

### Der Kampfhahn. (T. pugnax.) Fig. 23.

Der Kampf- oder Brausehahn und Hausteufel, wie man diesen sonderbaren Vogel nennt, ist ein Strandläufer, wie der Kiebitz, aber etwas kleiner. Unter den einheimischen Vögeln mag er wohl der einzige seyn, welcher in der Freiheit keine beständige Farbe hat; denn man trifft weiße, schwarze, schwärzliche, aschgraue, rostbraune, und zwar in allerlei Schattirungen und Zeichnungen. Nur das ist ein bleibendes Merkmal Aller, daß verlängerte Federn am Halse und Hinterkopfe einen Kragen bilden, den der Vogel im Zorn emporsträubt. Auch das rothe warzige Gesicht findet bei allen Statt. Die Weibchen haben fast immer eine beständige Farbe.

Der Kampfhahn bewohnt die nördlichen Länder von Europa und Asien. In Deutschland findet er sich insonderheit in Westphalen, in Niedersachsen, gegen die Nordsee hin, an stehenden Gewässern. Er nährt sich, wie der Kiebitz, und nistet auf Wiesen im hohen Grase oder in Binsensträuchen. Die Eier sind weiß, mit schmutzig rothbraunen Flecken. Der Kampfhahn liebt sehr die Gesellschaft seines Gleichen, und dennoch dürfen zwei Männchen nicht zu gleicher Zeit auf einem Fleck sich niederlassen, so gerathen sie in einen heftigen Kampf, hüpfen gegen einander, schlagen sich mit den Klauen, und lassen nicht eher nach, bis der eine gänzlich unterliegt. Zur

Zeit der Paarung, und wenn man sie einsperrt, tödten sie einander nicht selten. Sie lassen sich dennoch zähmen. Im Herbst ziehen sie nach südlichen Ländern. Ihr Fleisch gehört zu den Leckereien, besonders wenn sie mit Milch und Semmel gemästet sind.

### Der Steindreher. (T. interpres.)

Der Strandläufer schüchterne und leichtbeflügelte Cohorte hat eine solche Mannichfaltigkeit in den Arten und Abänderungen der Arten aufzuweisen, daß es den Ornithologen noch nicht gelungen ist, die Arten derselben, welche Deutschland durchziehen oder bewohnen, genau auszukundschaften. Ihre allzunahe Verwandtschaft und Aehnlichkeit mit andern Sumpfvögelgeschlechtern, ihr mehrmaliger Wechsel des Federkleides, das nach dem Alter des Vogels und nach der Jahreszeit so sehr verschieden ist, zum Theil auch ihre Seltenheit und Schüchternheit, und die Schwierigkeit, sie erhalten und beobachten zu können, legte Hindernisse in den Weg, und verursachte, daß man oft variirende Individuen einer ganz gemeinen Art mit verschiedenen Namen benannte, oder bald dieser, bald jener Art zuschied.

Der Steindreher, Halsbandstrandläufer, bei uns gerade einer der seltensten, ist lange verkannt, und unter verschiedenen Namen vorgestellt worden. Er unterscheidet sich durch einen auffallend kurzen, pfriemförmigen, schwarzen, harten, und in der Mitte eingebogenen Schnabel, der bei andern Strandläufern, von der Länge des Kopfes, oder um Einiges länger, bei dem Steindreher aber bedeutend kürzer ist; durch kurze, stämmige, orangenrothe Füße, die mit einer auf der Erde ruhenden Hinterzehe, und mit Vorderzehen versehen sind, von welchen die äußern eine kaum merkliche Spannhaut haben: Eigenheiten, die bei den andern Strandläufern, welche verhältnißmäßig hochbeinig sind, und eine sehr merkliche Spann-

haut haben, nicht angetroffen werden. Auch hat er einen kürzeren Hals, und größere Augen, als andere seines Geschlechts, und nach allen diesen Merkmalen scheint er den Uebergang von den Strandläufern zu den Kiebitzen, mit welchen er vieles gemein hat, und zu den Brachvögeln oder Regenpfeifern (Charadrius), von welchen er sich nur durch die, jenen mangelnde, Hinterzehe, unterscheidet, zu bilden.

Diese Strandläuferart hält sich am Strande der Meere, Seen und Flüsse des nördlichen Amerika's, Asiens und Europa's auf. In Deutschland bewohnt sie vorzüglich die Inseln des Baltischen Meeres, hauptsächlich Rügen, die daran befindliche Halbinsel Witto oder Wittau, und die Insel Femern; bei ihren Streifzügen landeinwärts wird sie am Rhein, Main, der Elbe, und nicht selten am Bodensee und den nahe befindlichen Rieden angetroffen.

Auf den gedachten Inseln der Ostsee nistet auch der Steindreher, und zwar in den Sand, wohin er 3 bis 4 aschgraugrüne, dunkelbraungefleckte Eier, von der Größe der Turteltaubeneier, legt, die in 14 Tagen ausgebrütet werden. Das Nest kündigt der Vogel, wie der Kiebitz, den Vorübergehenden durch sein helles Geschrei und sein heftiges Verfolgen oder Stoßen auf Menschen und Thiere an.

Seine Nahrung besteht in Insekten und Gewürme. Zur Erhaltung der letztern wendet er die, bis zu 4 Pfd. schweren Steine am Strande um, woher er seinen Namen erhalten hat. Nach neueren Beobachtungen sind aber alle Strandläufer auch wirkliche Steindreher, und dieser mag sich wohl nur besonders hierin auszeichnen.

### Der Regenpfeifer. (Charadrius.)

Die Regenpfeifer machen ein eigenes, mit den Strandläufern nahe verwandtes Geschlecht von mehr als 30 Sumpfvögelarten aus. Sieben davon leben in

Deutschland. Ihr Schnabel hat eben die Bildung, wie bei den Strandläufern; aber ihre Nasenlöcher sind linienförmig, und die Lauffüße dreizehig. Mit den Schnepfen und Strandläufern kommen sie in der Lebensart sehr überein. Sie wohnen an Flüssen, und lieben besonders Wasserfälle, oder wo sonst das Wasser stark rauscht, auch halten sie sich gern im Regen auf, und lassen während desselben ein lautes Geschrei hören; daher ihr Name. Eine Art heißt Steinwälzer (Ch. oedicnemus). Diese ist nicht größer, als eine Nebelkrähe, und besitzt dennoch das Vermögen, nicht kleine Steine umzuwälzen, um die darunter verborgenen Regenwürmer und Schnekken zu finden. Noch andere Arten sind: der Gold-Regenpfeifer, von der Größe einer Feldtaube; der Mornell, Strandreiter. Alle ziehen im Herbst von uns weg, und überwintern in wärmern Ländern. Von allen schmeckt das Fleisch vortrefflich. Einige werden von den Leckermäulern, wie die Schnepfen, mit den Eingeweiden und deren Inhalt gegessen.

### Der Austernfischer. (Haematopus ostralegus.)

Es giebt nur eine einzige Art dieser Gattung der Austernfischer, und diese bewohnt die Seeküsten von Europa, Asien und Amerika, findet sich aber in Deutschland auch an Landseen. Er ist etwas größer, als die Nebelkrähe, hat einen langen, zusammengedrückten, an der Spitze keilförmigen Schnabel; ist am Oberleibe schwarz, bis auf den Unterrücken, welcher, wie der Unterleib, weiß aussieht. Wenn die Fluth abgelaufen ist, läuft dieser Vogel frohlockend auf dem Strande herum, und liest die zurückgebliebenen Austern auf, deren Schalen er mit seinem Schnabel sehr geschickt aufzumachen versteht.

### Das Wasserhuhn. (Fulica.)

Die Wasserhühner sind bekannte einheimische Vögel,

welche in Seen und Teichen wohnen, und an Gestalt den Haushühnern sehr ähneln. Sie machen ein eignes Geschlecht von ungefähr 26 Arten aus, haben einen erhabenen runden Schnabel, dessen Oberkiefer am Rande über den Unterkiefer herüber gewölbt ist; eine kahle Stirn und vierzehige Füße, die bei vielen mit einer rundgelappten Haut besetzt sind. Die Nahrung dieser Vögel besteht in allerlei Insekten und Würmern, vorzüglich in Wasserpflanzen und deren Samen. Sie sind sehr scheu, tauchen, wenn sie den Menschen erblicken, schon in großer Entfernung unter, und gehen weite Strecken unter dem Wasser fort. Ihre Geschicklichkeit im Schwimmen und Untertauchen ist bewundernswürdig. Sie fliegen auch gut, und laufen ziemlich schnell auf dem Trocknen; daß sie aber auf der Oberfläche des Wassers gehen sollten, ist ungegründet. Ihre Nester legen sie am Ufer der Gewässer im Schilf und Rohr an, und flechten sie aus allerlei Wassergewächsen so fest in einander, daß sie ohne Schaden darin mit Eiern und Jungen auf dem Wasser schwimmen, wenn dieses anschwillt, und über seine Ufer tritt. Im Winter würden die Wasserhühner umkommen müssen; daher pflanzte ihnen die Natur den Trieb ein, bevor die Gewässer zufrieren, in mildere Gegenden zu ziehen. Man kann sie zähmen, und einige sogar gewöhnen, auf dem Hofe unter den Hühnern zu leben. Ihr Fleisch wird nicht gelobt.

Das grünfüßige Wasserhuhn. (F. chloropus.);

oder das Wasserhühnchen, ist fast in allen Teichen zu finden, und ungefähr so groß, wie ein Kluthuhn. Bei dem Männchen sind Schnabel, Stirnlappen und Kniebänder orangenroth; die Füße olivengrün; der Oberleib dunkelolivengrün; der Unterleib aschgrau; Schwung- und Schwanzfedern sind dunkelbraun, die Flügelränder und der After weiß. Die 6 oder 7 Eier, welche man im

Neste dieser Gattung findet, sehen grünlich aus, und führen röthliche Flecke. Die Jungen kann man mit Insekten und Semmel in Milch aufziehen.

### Das gemeine Wasser- oder Blaßhuhn. (F. atra.)

Noch häufiger, als das vorige, und von ähnlicher Größe. Sein Oberleib ist schwarz; der Unterleib schwarzblau; der Schnabel weiß; eben so, oder auch fleischfarben, die Stirn. Da dieses Wasserhuhn, wie das vorige, äußerst scheu ist, und den Menschen nicht nahe kommen läßt, ohne gleich unterzutauchen, so hat man Mühe, es zu erlegen. Auch der geschickteste Jäger verfehlt es oft; denn sobald der Vogel die Flamme beim Abbrennen des Gewehrs sieht, verschwindet er schon, ehe der Schuß ihn erreichen kann.

### Der Wachtelkönig. (Rallus rex.)

Unter den Sumpfvögeln giebt es ein Geschlecht, welches den Namen Ralle führt, und mehr als 30 Arten enthält. Diese Vögel haben einen zusammengedrückten, an der Wurzel dicken, auf dem Rücken, nach der Spitze zu, dünn ablaufenden, spitzigen Schnabel, mit Kinnladen von gleicher Länge. Zu diesen gehört unter andern auch der Wachtelkönig, den man sonst Wiesenknarrer, Schnarcher und Thauschnarrer nennt. Er ist etwas größer, als eine Wachtel, sonst aber ihr sehr ähnlich; auch in der Farbe des Gefieders, und seiner sonderbaren Stimme wegen merkwürdig. Er bewohnt nasse Wiesen, und feuchtliegende Getreidefelder, nährt sich von Insekten und Würmern, und läßt des Abends, und einen Theil der Nacht hindurch, mit seltenen Unterbrechungen, die schnarchenden einförmigen Töne hören, welche wie die Sylben Arp schnarp klingen. Geht man ihm nach, so läuft er vorwärts, setzt das Geschrei immer fort, und nie holt man ihn ein.

Er zieht im Herbst mit der Wachtel fort, und kommt im Frühlinge mit ihr zurück; daher der Name Wachtelkönig. Seine 8 bis 12 grünlichgrauen, hellbraungefleckten Eier findet man an den Orten seines Aufenthalts auf der bloßen Erde. Er ist ein erstaunlicher Läufer.

### Der Trompeten-Vogel.
(Psophia crepitans.) Fig. 24.

Nur 2 Gattungen von Vögeln führen diesen Namen. Beide haben einen erhabnen, runden, spitzigen Schnabel, mit längerm Oberkiefer, und nähern sich am meisten den Strandläufern, fressen auch Fische. Der eigentliche oder gemeine Trompetenvogel, den man auch Agami nennt, ist beträchtlich größer, als ein Huhn, nemlich 1 Fuß 7 Zoll vom Schnabel bis zur Schwanzspitze, die Höhe der Füße ist 8 Zoll. Der Schnabel ist cylindrisch-kegelförmig, die Füße bis über die Knie nackt. Der Hauptfarbe nach ist er schwarz, aber an der Brust glänzend goldgrün, mit blauem Wiederschein, und lebt truppweise in den unermeßlichen Waldungen des wärmern Südamerika von Samen und Früchten. Seine Stimme klingt so sonderbar, daß man glauben möchte, sie komme aus dem After. Die Töne derselben sind dumpf, und dringen aus dem Innern des Körpers hervor; es wird dabei die Brust, aber nicht sonderlich der Schnabel, bewegt. Außer dieser sonderbaren Stimme zeichnet sich der Trompetenvogel noch durch eine andere Eigenschaft aus: er ist nemlich so wenig menschenscheu, daß er kaum aus dem Wege geht, wenn man auf ihn stößt, und dies ist nicht Folge seiner Einfalt, sondern seiner Zutraulichkeit zu den Menschen; denn kein Vogel zeigt eine solche Neigung, in Gesellschaft der Menschen zu leben, als er. Nicht nur jung aufgezogene, sondern alte, erst eingefangene, werden zahm, hegen eine große Vorliebe für das

Haus, dem sie angehören, schmiegen sich dem Menschen an, verlassen ihren Herrn ungern, freuen sich lebhaft, wenn sie ihn wiedersehen, gehorchen seiner Stimme gern, folgen ihm entweder, oder treten vor ihn her, lassen sich gern liebkosen, und erwiedern dies durch eine Art von Freundlichkeit, und scheinen sogar eifersüchtig zu seyn, wenn Menschen von ihrem Herrn viel Aufmerksamkeit erhalten. Kurz, der Trompetenvogel nimmt fast alle Eigenschaften des treusten Dieners der Menschen, des Hundes an. Man hat sogar bemerkt, daß er die Freunde seines Herrn zu unterscheiden weiß; dagegen aber gegen manche Personen Abneigung empfindet, und ihnen in die Beine hackt. In manchen Gegenden von Amerika soll man ihn sogar zum Führer des Hausgeflügels gebrauchen. Er ist sehr kampflustig, und verjagt selbst Hunde und Katzen. Die Schulterfedern sind seidenartig, sehr lang, und hängen über den Schwanz hinab. Der obere Theil der Brust ist schön goldgrün glänzend. Er legt 16 bis 18 blaugrüne Eier.

## IX. Anseres. (Schwimm- oder Wasservögel.)

Das Hauptkennzeichen dieser, für's Wasser bestimmten Vögel, ist, außer dem, für das Schwimmen überhaupt eigenthümlich eingerichteten Bau, insonderheit die ganze oder halbe Schwimmhaut der Füße, die oft nur einige, oft alle Zehen verbindet. Der mit dünner oder zäher Haut bedeckte, entweder stumpfe oder spitzige Schnabel, ist bei vielen inwendig gezähnt. Einige halten sich nur auf dem Wasser auf, und gehen und fliegen gleich mangelhaft, andere sind auch für's Land gemacht. Nur wenige leben paarweise, die meisten in Vielweiberei. Der Nutzen, der von ihrem Fleische, Federn und Fette gezogen wird, ist beträchtlich. Man hat über 300 Arten.

### Der Verkehrtschnabel. (Rhinchops nigra)

Der Verkehrtschnabel gehört, wie alle folgende Geschlechter, zu den Schwimm- oder Wasservögeln. Es ist außer ihm nur noch Eine Gattung bekannt, welche mit ihm ein besonderes Geschlecht bildet. Der gerade Schnabel, dessen Unterkiefer viel länger ist, als der obere, macht das Unterscheidungsmerkmal aus. Diese sonderbare Bildung des Schnabels giebt dem Vogel ein besonderes Ansehen, und hat ihm seinen Namen verschafft. Sie ist ganz seiner Lebensart angemessen; denn er fliegt bei ruhiger Witterung fast immer dicht über der Oberfläche des Wassers hin, so daß er mit dem Unterkiefer seines Schnabels dieselbe durchschneidet; dabei taucht er alle Augenblicke unter, und fängt auf diese Weise kleine Fische, und allerlei andere Wasserthiere. Er ist so groß, wie eine Ente, an der Stirn und am Unterleibe weiß, am Oberleibe dunkelschwarz, mit einem weißen Querstreifen auf den Flügeln. Die wärmern Theile von Amerika sind die Heimath des Verkehrtschnabels, woselbst er das Meer besucht.

### Die Meerschwalbe. (Sterna.)

Meerschwalben sind Wasservögel mit einem zahnlosen, pfriemenförmigen, ziemlich geraden, spitzigen, etwas zusammengedrückten Schnabel, und linienförmigen Nasenlöchern an der Wurzel desselben. Sie haben für ihre geringe Größe ziemlich große Flügel, wie die Schwalben, einen gabelförmigen Schwanz, wie diese, und gleichen ihnen auch in der Art zu fliegen. Da sie nun immer über den Gewässern schweben, so hat man sie Meerschwalben genannt. Die merkwürdigste ist die gemeine Meerschwalbe (St. hirundo). Sie ist beinahe den Feldflüchtern, wenigstens den Lachtauben an Größe gleich; mit karmoisinrothem Schnabel, gleichfarbigen Beinen, schwarzem Scheitel und Nacken, blaßaschgrauem Ober-

leibe und reinweißem Unterleibe, weswegen dieser Vogel im Fluge ganz weiß erscheint. Man sieht ihn in Deutschland und andern Ländern, bis hoch in den Norden hinauf, den Sommer hindurch einzeln und in Gesellschaft über Seen, Teichen, Flüssen und Seeküsten sanft hin- und herschweben, bisweilen ausruhen, und sehr oft mit dem Schnabel in's Wasser tauchen, um einen Fisch zu erhaschen. Kleine Fische, aber auch mancherlei Insekten, sind die Nahrung dieser Meerschwalben. In ihrem, aus Schilf und Halmen zusammengeflochtenen Neste, an unzugänglichen beschilften Ufern, findet man im Junius 3 bis 4 olivengrüne, schwarzgefleckte Eier, welche, nebst dem Fleische, sehr gut schmecken.

Im Herbst zieht dieser Vogel, wie alle Meerschwalben der nördlichen Länder, nach wärmern Gegenden, wo die Gewässer nie gefrieren.

## Der Taucher. (Colymbus.)

Den Namen Taucher verdienen zwar alle Wasservögel, weil sie gut untertauchen; diesem Geschlecht aber von 23 Arten kommt dieser Name im vorzüglichen Sinne zu, weil sich hier die Taucherkunst im hohen Grade zeigt, und der Bau des Körpers ganz besonders dazu eingerichtet ist. Die Beine stehen nemlich bei den Tauchern weiter hinten nach dem Steiß zu, als bei allen andern Vögeln; folglich außer dem Punkte des Gleichgewichts. Daher kommt es, daß sie sich nur ein wenig mit dem Halse vorwärts zu neigen brauchen, um am Vordertheile des Körpers das Uebergewicht zu bekommen, und unterzutauchen. Zugleich giebt ihnen dieser Stand der Beine eine große Geschicklichkeit im Schwimmen; dagegen kommen die Taucher auf dem Lande nur schlecht fort, und besuchen dasselbe daher auch selten. Wenige haben einen Schwanz; wenn sie daher untertauchen, und weite Strekken unter dem Wasser fortrudern, so sieht man gar nichts

von ihnen, und sie scheinen verschwunden zu seyn. Ein ungezähnter, gerader, pfriemenförmiger, an den Seiten eingedrückter Schnabel macht, nebst dem Stande der Beine, das Kennzeichen aus, woran sich ein Taucher unterscheiden läßt. Die merkwürdigsten Arten sind:

der große Haubentaucher. (cristatus.),

auch Grere und Schlaghahn genannt; ein ziemlich ansehnlicher Vogel, von 2 Fuß Länge, und so groß wie eine Ente. Er trägt auf seinem Kopfe einen großen dunkelbraunen, in 2 Theile getheilten Federbusch, den er nach Belieben aufrichten und niederlegen kann, sieht oberhalb dunkelbraun, am Unterleibe aber glänzend silberweiß aus, und ist an den Wangen und an der Kehle mit einem langen, herabhängenden, glänzend hellbraunen Kragen umgeben. Man trifft diesen Taucher fast auf allen großen Seen in Deutschland, und andern Ländern Europa's und Asiens. Kleine Fische, Insekten und Wasserpflanzen sind seine Nahrung. Er hält sich fast immer nahe an unzugänglichen, beschilften, und mit Rohr bewachsenen Ufern auf, entfernt sich aber nicht weit in's Freie hinaus, und taucht unter, wenn er Gefahr merkt. Er ist so scheu, daß es dem geschicktesten Jäger nur selten glückt, ihn zu erlegen. Sein Nest legt er im Schilf an. Man findet darin 3 bis 4 weiße Eier. Diese, wie die Jungen, werden von den Eltern mit Muth und Zärtlichkeit beschützt und vertheidigt. Die Mutter nimmt ihre Jungen in Gefahren auf den Rücken, und entfernt sich schnell mit ihnen.

Die schön befiederte Haut des Unterleibes von diesem Taucher wurde sonst zu kostbaren Damenmuffen verarbeitet. — Außer diesem giebt es noch mehrere andere Taucher auf den Seen in Deutschland, deren Brusthaut zu gleichem Behuf gebraucht wird.

Der

## Der dumme Taucher, (troïle.)

sonst dummes Taucherhuhn, Lummer und Lumme genannt, bewohnt die Felsenküsten der nördlichen Erde, und ist da, wo es viel Klippen giebt, in unsäglicher Menge vorhanden. Dem vorigen steht er an Größe nach; oberhalb sieht er mausegrau, unterhalb rein weiß aus. Er nährt sich von Fischen, und bleibt nur im Sommer in seiner kalten Heimath; den Winter bringt er in mildern Gegenden, z. B. an den Küsten des südlichen Europa zu, und kommt auf seinen Wanderungen im Herbst und Frühjahr auch nach Deutschland, woselbst er Flüsse und Seen als Gast besucht. Er nistet in seiner Heimath auf unzugänglichen Felsen und Klippen am Meere. Das Weibchen legt jedesmal nur Ein grünliches, unregelmäßig schwarzgeflecktes Ei, von der Größe eines Gänseeies. In allen Nordländern, wo dieser Vogel allein nistet, stellt man ihm nach; insonderheit aber ist sein Fang für die Bewohner der Farder-Inseln sehr wichtig, aber auch mit Lebensgefahr verbunden. Die Vogelmänner — so heißen dort die geschicktesten Jäger dieser Vögel — wagen sich auf die steilsten Klippen, und erklimmen 100 bis 200 Fuß hohe Felsenberge, um zu den Nestern zu gelangen. Es geschieht auf zweierlei Art; entweder fahren sie in einem Boote nach dem vom Meere bespülten Fuß des Felsens, und steigen von unten hinauf; oder sie suchen von der Landseite aus den höchsten Gipfel des Felsenberges zu ersteigen, und lassen sich dann mittelst eines Seils hinab. Diejenigen, welche von unten hinauf steigen, werden von einigen im Boote bleibenden Kameraden mittelst langer, mit Haken versehenen Stangen, bis zu dem nächsten Absatz hinauf geholfen, und suchen sich dann durch Stangen, die sie bei sich führen, und durch einen Strick, welchen sich je zwei und zwei um den Leib binden, immer weiter zu helfen, bis sie zu den Absätzen und Klüften gelangen, wo die Vögel nisten.

Nicht selten thut einer von den kühnen Vogelmännern einen Fehltritt, oder geräth auf einen Absatz, auf welchem er sich nicht halten kann. Ist in diesem Falle sein Kamerad nicht im Stande, ihn durch seine, gegen den Hintern gestemmte Vogelstange, zu unterstützen, so stürzt er herab, zieht seinen, durch das gemeinschaftliche Seil mit ihm verbundenen Kameraden mit hinunter, und so werden beide auf das schrecklichste an den Felsen geschmettert.

Diejenigen, welche sich am Seil von oben herablassen, dürfen sich zwar auf die Festigkeit desselben verlassen; indeß drohen ihnen andere Gefahren. Durch das Hin- und Herbewegen des Seils an der schroffen, rauhen Felsenwand, werden öfters Stücken Steine losgerissen. Der Vogelmann hat es nicht in seiner Gewalt, ihnen auszuweichen. Zwar schützt seinen Kopf ein starker Hut; indeß doch nur gegen kleinere Steine; größere Felsenstücke zerschmettern ihm unfehlbar denselben.

Sind die Jäger einmal nach den Klüften vorgedrungen, in welchen die Vögel brüten — denn zur Brütezeit, oder wenn Junge in den Nestern sind, unternimmt man eigentlich den Fang — so hat es keine Noth mehr. Die Taucher sind so dumm, daß sie sich mit Händen greifen, und von den Nestern wegnehmen lassen. Auf diese Weise fangen die Jäger in kurzer Zeit ganze Bootsladungen voll Vögel, die sogleich getödtet, und nach Hause geführt werden. Das fischicht und thranicht schmeckende Fleisch ist dem armen, mit unsern bessern Speisen unbekannten Nordländer eine sehr angenehme Speise. Er genießt es sowohl frisch gekocht, oder gebraten, als an der Luft gedörrt. Zu seinen Leckerbissen gehören die Eier. Die Haut mit dem herrlichen Federpelz dient zu warmen Winterkleidern.

## Die Möwe. (Larus.)

Der Schnabel ist ungezähnt, gerade, messerförmig, an der Spitze etwas hakenförmig, auch die untere Kinnlade hat hinter der Spitze eine Erhöhung. Die Naselöcher sind schmahl, vorwärts breiter, und liegen in der Mitte des Schnabels. Diese Vögel haben einen leichten Körper, große Flügel, eine etwas gespaltene Zunge, kurze Füße, nackte Knie, schwimmen wenig, und schweben meistens über dem Wasser, um die kleinen Fische und Insekten zu erlauern, die sie, vermöge ihres scharfen Gesichts, leicht bemerken, und durch ihre Geschwindigkeit leicht erhaschen können. Sie schreien laut, fliegen haufenweise über das Wasser, und brechen, wenn sie verjagt oder verfolgt werden, ihre genommene Speise wieder von sich. Man findet sie vorzüglich an den Küsten der nördlichen Meere, doch leben auch einige Arten auf der Südsee, und zwar in so ungeheuren Schaaren, daß sie gleichsam den Tag verdunkeln, wenn sie aufgejagt werden, und dabei ihre Verfolger mit Unrath bespritzen. Die jungen Möwen sind im ersten Jahre, ehe sie sich gemausert haben, alle grau, daher man bei Bestimmung der Arten sehr genau auf das Alter Acht haben muß. Sie werden zur niedern Jagd gerechnet.

### Die Isländische Möwe. (L. Rissa.)

Sie hat nur 3 Zehen, ist weiß, auf dem Rücken grau, die vordern Schwungfedern dunkelbraun. Diese Möwe bewohnt den Norden von Europa, Spitzbergen, Island, Grönland, die Arktische Küste von Asien und Kamtschatka, kömmt an die Deutschen Küsten, und auch nach Schlesien. Ihre Länge ist 1 Fuß $3\frac{1}{4}$ Zoll, und die Breite $6\frac{1}{2}$ Zoll. Der Schnabel ist gelb; die Füße sind dunkelbraun. Die Hinterzehe fehlt, statt deren steht ein kleiner Knoten da. Der Kopf, die Kehle, der Hals, die untere Seite des Körpers und der Schwanz sind weiß;

hinter jedem Ohre steht ein schwarzer Fleck (doch nicht allemal); der Rücken und die Deckfedern der Flügel sind blaßgrau; die vordern Schwungfedern dunkelbraun mit einem weißen Fleck an den Enden. Sie hat viel Aehnlichkeit mit der folgenden Art.

### Die Wintermöwe. (L. tridactylus.)

Sie hat nur drei Zehen, ist auf dem Rücken gräulich, und die vordern Schwungfedern haben schwarze Spitzen. — Diese Möwe wird in Europa, selbst bis Island und Spitzbergen hin, angetroffen, auch auf dem weißen Meere, in Kamtschatka und auf der Ostsee. Sie ist 16 Zoll lang, und 3 Fuß 7 Zoll breit. Der Schwanz mißt 5½ Zoll, und die Flügelspitzen gehen 2 Zoll über den Schwanz hinaus. Das Gewicht ist 10 Unzen. Der Schnabel ist 1½ Zoll lang, stark, dick, und schwarz; die Füße sind olivengelb, die Mittelzehe 2 Zoll lang, die Hinterzehe ist nur ein stumpfer Auswuchs.

Der Kopf, der ganze Unterleib und Schwanz sind schön weiß; auf den Wangen ein dunkelaschgrauer Fleck; der Oberleib mit den Deckfedern der Flügel schön aschgrau; der Nacken heller, die weißen Schwungfedern haben schwarze Spitzen, der Schnabel ist schön gelbgrün, der Rükken und die Zunge pfirsichenroth, die Füße olivenbraun. — Die Wintermöve lebt nicht allein an den Ufern des Meeres, sondern auch auf den Flüssen und Landseen, und soll den strengsten Winter aushalten können. Ihr lauter, heiserer, pfeifender Ton bedeutet Regen und Sturm, wenn sie dazu nahe über dem Wasser wegflattern. Sie läßt sich leicht zähmen, lebt dann auf dem Trocknen eben so gern, als auf dem Wasser, und nimmt mit Brot und andern Speisen vorlieb. Wegen ihrer ungemeinen Gefräßigkeit muß sie in ihrer Freiheit eine große Menge kleiner Fische verzehren. Sie begleitet auch die Seehunde und Wallfische, um ihren Fraß zu finden.

## Die Mantelmöwe. (L. marinus.)

Sie ist weiß, mit schwarzem Rücken. Sie bewohnt das nördliche Europa, das Vorgebirge der guten Hoffnung und Neu-Holland. Am Strande der Nordsee findet man sie sehr häufig, und besonders auf einer flachen Insel, die in Holland an die Insel Texel stößt. Diese ist zuweilen ganz von ihnen überdeckt, und da man auf derselben eine große Menge Eier findet, so wird deshalb die ganze Insel das Eierland genannt. Auch in Schlesien wird sie angetroffen. — Sie ist 2 Fuß 6 Zoll lang, und mit ausgespannten Flügeln über 6 Fuß 6 Zoll breit. Der Schwanz ist über 7 Zoll lang, und die gefalteten Flügel gehen 2 Zoll über die Spitze desselben hinaus. Ihr Gewicht ist 4 bis 5 Pfund. Der Obertheil des Rückens und der Flügel ist glänzend schwarz; die vordern Schwungfedern mit weißen Spitzen; das übrige Gefieder schneeweiß.

Diese Möwe fliegt oft weit auf die Höhe des Meeres. Sie ist dreist, stark, und beschützt sowohl ihre eigene, als die Eier der Eidergans, wo sie mit dieser in einerlei Gegend brütet, gegen die Anfälle der Kolkraben und des Struntjägers; in andern Gegenden aber, z. B. in Grönland hat man bemerkt, daß sie nicht nur die Eier, sondern auch junge und alte Eidergänse angreift.

Bei ihrer Gefräßigkeit kömmt ihr der weite Rachen sehr zu statten. Sie fängt Fische.

Ihre Geschwindigkeit und Stärke ist so groß, daß sie es mit dem größten Lachs, wenn er den Fluß hinauf geht, aufnimmt. An denjenigen Stellen nemlich, wo im Sommer die Flüsse seicht werden, kann der Lachs nicht überschwimmen, sondern muß sich durch Springen, und mit Hülfe seiner Floßfedern hinüber arbeiten. Sie stößt alsdann auf ihn zu, haut das Band, welches den Bauch mit den Floßfedern verbindet, mit dem Schnabel

durch, dadurch verliert er seine Kräfte, kann sich nicht weiter fortbewegen, und muß sterben.

Sie legt 3 bis 4 dunkelolivengrüne Eier auf hohen Klippen, und bringt ihren Jungen das Futter im Kropfe. Es währt 5 Jahre, ehe diese die vollkommene Farbe bekommen. Die Isländer ziehen sie zum Vergnügen auf. Sie werden hart gehalten, und nehmen mit allerhand groben Speisen vorlieb. Man behält sie aber, ohne die Flügel zu beschneiden, nicht leicht länger, als 2 Jahre; doch kommen sie zuweilen noch im dritten Jahre nach den Häusern, und nehmen Speise an.

Obgleich diese Vögel unter allen ihrer Gattung das schmackhafteste Fleisch haben, so ist es doch ungesund und schwer verdaulich. Besser sind die Eier, und am Terel zieht man einen großen Vortheil von denselben.

Die Eskimo's und Grönländer machen aus ihren und den Häuten anderer Wasservögel, Kleidungsstücke. Ihre verschiedene Namen sind: Seemöwe, Fischmöwe, größte bunte Möwe.

### Die Häringsmöwe. (L. fuscus.)

Sie ist weiß mit einem graubraunen Rücken. Sie bewohnt den Meeresstrand von Europa, das nördliche Asien und Amerika, und besucht auch die Seen und Flüsse im Lande. Am schwarzen und Caspischen Meere ist sie sehr häufig, und wird auch in Schlesien angetroffen. Ihre Größe ist ungefähr die einer Haus-Ente. Sie ist 2 Fuß lang und 4½ Fuß breit. Der Kopf, Hals und Schwanz sind weiß; der Rücken und die Deckfedern der Flügel aschgraubraun; die vordern Schwungfedern dunkelbraun, mit einem weißen Fleck an der Spitze. Sie hat einen großen Kopf, und man findet bei der Oeffnung in ihrem Magen eine Menge Fische, besonders Häringe.

Ihre drei Eier, welche sie in den Sand, oder unter zer-

brochene Felsen legt, haben die Größe der Hühnereier. Diese Möwen fliegen sehr viel, und werden in Schlingen, oder mit gekörderten Haken gefangen. In Norden werden ihre Eier und ihr Fleisch gegessen, und die Häute braucht man zu Kleidern.

### Der Struntjäger (Kothjäger),

ist wenig größer, als eine Taube, aber viel länger und gestreckter, und kommt selten an die Deutschen Küsten. Er kann wegen seiner Leichtigkeit und Größe nicht untertauchen, sondern nur bis an die Flügel in's Wasser hineinschießen. Dennoch weiß er sich seinen liebsten Fraß, Fische, zu verschaffen, indem er sie andern Wasservögeln abjagt; daher sein Name.

### Die Tropikvögel.

Von diesen Vögeln kennt man nur wenige Arten. Sie haben, wie der Name schon andeutet, ihre Heimath nur unter den Wendekreisen. Der gerade Schnabel ist spitz und messerförmig, und bis unter die Augen gespalten. Die Füße mit 4 Zehen sind Schwimmfüße.

Der **rothschwänzige**, dessen rothe Schwanzfedern auf einigen Inseln der Südsee, wo er Tawagge heißt, die höchste Pracht und Herrlichkeit sind, und den man daher mit großer Lebensgefahr in seinen Klippenhölen zu fangen sucht, ist 2 Fuß 10 Zoll lang, aber die beiden langen mittlern und dunkelrothen, am Schaft schwarzen und wunderschönen Schwanzfedern, nehmen allein beinahe 2 Fuß hin. Der dunkelrothe Schnabel mißt $3\frac{1}{2}$ Zoll, das weiße Gefieder ist blaß rosenfarben überwallt, und um die Augen läuft eine Art Halbmond. Die Füße sind schwarz. Auf der Insel Mauritius macht diese Art ihr Nest in Erdhölen, unter den Bäumen, und legt 2 gelblichweiße rothgefleckte Eier hinein. Die übrige Geschichte dieser Vögel ist völlig unbekannt.

### Der Schlangenvogel,

oder vielmehr Schlangenhalsvogel, mit geradem, zugespitztem, gezähneltem Schnabel, vierzehig, mit Schwimmhaut, besteht auch nur aus wenigen bekannten Arten, die etwa zwischen Pelikanen und Tauchern ihren rechten Platz haben möchten.

### Der Anhinga. (Plotus anhinga.)

Er ist von der Größe einer Ente, scheint, wenn man nur seinen, 1 Fuß langen, Hals allein betrachtet, nach Gestalt, Bewegung und Farbe, einer Schlange sehr ähnlich; und in allen Lagen sitzend, liegend oder schwimmend, fällt dieser dünne, immer bewegliche Hals am meisten auf. Nur im Fluge ist derselbe so gerade ausgestreckt, daß er mit dem Schwanze in gleicher Linie steht. Der kleine Kopf ist glatt, der Schnabel 3 Zoll lang, das Gesicht befiedert, die schwarzen Augen gelb umringelt, der Rücken bräunlich und schwarz, der Unterleib bloß schwarz, mit gelblichen länglichten Flecken; der breite Schwanz mit 12 Ruderfedern hält 10 Zoll Länge. Das Weibchen hat etwas andere Farben. Man kennt nur drei Arten. Er wohnt fast wohl nur an der östlichen Küste des südlichen Amerika's. Obwohl das Wasser sein Aufenthalt ist, baut er doch sein Nest auf Bäumen und Felsen, jedoch immer an eine solchen Stelle, wo er die Jungen, im Fall der Gefahr, sogleich in's Wasser stürzen kann. — Es scheint ein eben so kluger, als scheuer Vogel zu seyn, und kommt daher selten zum Schuß, am wenigsten, wenn er auf dem Wasser ist, wo er untertaucht, und öfters von der ersten Stelle wieder zum Vorschein kommt. Fische sind seine einzige Nahrung, die er mit dem Vorschnellen des Halses, den er verlängern und verkürzen kann, fast unfehlbar angreift. Die kleinen verschlingt er gleich, die größern nimmt er

mit auf den Baum oder Fels, hält sie mit dem Fuße, und zerlegt sie mit dem Schnabel.

Der Surinamische Schlangenvogel ist kleiner.

## Der Schiffsvogel,

von dem man nur wenige, (schwerlich über vier) Arten kennt, hat einen geraden, an der Spitze der obern Kinnlade hakenförmigen Schnabel. Die untere Kinnlade ist wie abgeschnitten. Die eiförmigen Nasenlöcher stehen an den Seiten weit hervor.

## Der Albatros oder der Kriegsschiffsvogel.

(Diomedea exulans.) Fig. 25.

Er ist völlig so groß wie ein Schwan, scheint sowohl in der südlichen, als nördlichen Halbkugel, aber außerhalb der Wendekreise sich aufzuhalten, indem er bald südlicher, bald nördlicher zieht, je nachdem da oder dort der Winter ihm strenge wird, und wahrscheinlich auch die Lieblingsnahrung fehlt. Er entfernt sich oft mehr, als 500 Meilen vom festen Lande, welches ihm mittelst seiner großen Fittiche leicht wird. Sein Schnabel gleicht dem eines Lämmergeiers, aber noch in einzelne Stücken gesondert, und ebenfalls mit röhrigen Nasenlöchern, also eine wirkliche Nase. Er klaftert 12 Fuß. Die 3 Zehen der Füße haben eine Schwimmhaut.

Gewisse Arten Fische, deren ungeheuer zahlreichen Zügen diese Schwimmvögel nachfolgen, sind ihre Nahrung; vorzüglich auch die fliegenden Fische. Ihre Brüteplätze sind an den Küsten Patagoniens, da man sie aber auch bei Kamtschatka findet, so sieht man, wie groß die Striche sind, die sie durchreisen. — Man fängt sie leicht mit Angeln, woran Fische befestigt sind; ihr Fleisch wird aber nur im Nothfall gegessen.

### Die Sturmvögel. (Procellaria.)

Von diesen Vögeln zählt man 24 Arten, sie haben einen ungezähnten Schnabel, an der obern Kinnlade mit gekrümmter, an der untern zusammengedrückter gefurchten Spitze, Schwimmfüße, an welchen die Hinterzehe nur eine Art Kralle bildet, halten sich nur auf dem großen Weltmeer auf, und haben mit Land und Küsten, außer zur Brütezeit, nicht gern etwas zu schaffen. Vor einem Sturm kommen sie zuweilen in Schaaren auf die Masten und Seegel der Schiffe, besonders Eine Art, die im Atlantischen Meere sich aufhält, und von der Größe einer Lerche ist. Dieser Sturmvogel scheint flatternd auf den Wellen zu laufen, und wird so fett, daß ihm die Bewohner mancher Inseln, z. B. der Farder, einen Docht durch den Leib ziehen, und ihn als Lampe benutzen, die so lange brennt, als der Docht noch Fett aus dem Leibe zieht.

### Der Pelikan. (Pelecanus.)

Der Schnabel ist gerade, mit krummer Spitze und angelförmigem Ansatze. Die Naselöcher öffnen sich mit einer kaum bemerkbaren Spalte. Das Gesicht ist fast unbefiedert. Die Füße stehen im Gleichgewicht, und alle 4 Finger sind durch die Schwimmhaut verbunden. Es giebt Vögel dieser Gattung, welche einen ungezähnelten Schnabel, und andere, welche gezackte Kinnladen haben, daher man sie hiernach in 2 Familien theilt.

### Die Kropfgans. (Pelecanus onocrotalus.) Fig. 26.

Der Schnabel ist ungezähnt, und an dem untern Kiefer hängt die sackförmige Haut. Dieser Vogel verbreitet sich über die meisten Gegenden der heißen und gemäßigten Zonen. In Europa bewohnt er alle Theile des mittelländischen Meeres, Ungarn, Siebenbürgen, die niedern Gegenden der Donau, und kommt auch nach Deutschland, wiewohl selten. In Asien findet man ihn

allenthalben, und in unglaublicher Menge in Kleinasien, an dem schwarzen und Kaspischen Meere, von dort aus geht er in den Flüssen hoch hinauf in's Russische Asien. In Afrika lebt er auch fast überall, ist an den Küsten von Neu-Holland gemein, und erreicht dort eine ungeheure Größe. Er ist auch in Amerika zu Hause. Er ist der größte Schwimmvogel, und noch einmal so groß, als ein Schwan, und an Gestalt einer zahmen Gans ähnlich. Seine Länge beträgt 6½ Fuß und drüber, und die Breite 12½ Fuß und drüber. Der Schwanz hat 20 Federn, ist an 8 Zoll lang, und die gefalteten Flügel reichen bis an seine Spitze. Das Gewicht ist 18 bis 25 Pfund.

Der Schnabel ist 17 Zoll lang, flach, an der Wurzel schmal und bleifarbig, in der Mitte breit und gelblich, und an der Spitze sehr schmal, mit einem röthlichen Haken am Ende, von welchem eine Erhabenheit über die Mitte bis zur Wurzel läuft; überhaupt scheint der Oberkiefer aus drei solchen Erhabenheiten oder langen Leisten zusammengesetzt zu seyn, die in der Mitte Hohlkehlen lassen, bei einigen sind verschiedene kleinere Auswüchse zwischen diesen Leisten und der Spitze, der Unterkiefer besteht aus 2 biegsamen Gräten, welche mit einer gelben pergamentartigen Haut überzogen sind, die sich in einem gelblichen, großen, häutigen, nackten Beutel (Sack, Kropf, Tasche) erweitert, der allmählig größer wird, und am Vordertheil des Halses ausgespannt fast 1 Fuß herunter läuft. Dieser Beutel ist auswendig mit einzelnen feinen kurzen, verschieden gefärbten Härchen besetzt, welche ihn sammetweich machen, und läßt sich ausdehnen und zusammenziehen, und so gegen den Schnabel zusammenrunzeln, daß er äußerlich gar nicht sichtbar wird; er erweitert sich aber im Gegentheil auch wieder so sehr, daß er wohl 30 Pfund Wasser, und einen ganzen Menschenkopf fassen kann. Alsdann sieht man in

der Haut sich die kleinen rothen Adern herumschlängeln. Der Kopf ist um die rothen schönen Augen herum, und an den Seiten kahl, und mit einer fleischfarbigen Haut bedeckt. Die starken Füße sind bleifarbig, oder fleischroth, und stehen sehr einwärts, die Klauen braun, die Beine 4 Zoll hoch.

Am Hintertheil des Kopfs ist ein Busch schmaler zarter Federn, welche, da sie gewöhnlich flach liegen, nicht sehr bemerklich werden. Die übrigen Kopf- und Halsfedern sind dicht mit den ausgesuchtesten, feinen, wolligen Dunen besetzt. Das ganze Gefieder ist, bis auf die schwarzen vordern Schwungfedern und die Afterflügel schwärzlich.

Das Weibchen sähe dem Männchen völlig gleich, wenn nicht die Seiten seines Unterkiefers blau wären. — Den griechischen Namen hat die Kropfgans von der Eselsstimme, welche sie, wenn sie den Schnabel in's Wasser steckt, von sich giebt, den deutschen aber von dem ungeheuren Beutel, der ihr am Unterschnabel hängt. Fast immer grunzt sie, wie eine Sau, tief Rö, Rö! Ungeachtet ihrer großen Masse steigt sie doch zu einer so erstaunlichen Höhe in die Luft, daß sie kaum noch die Größe einer Schwalbe zu haben scheint. Dies kommt von der besonderen Leichtigkeit ihrer Knochen, welche zusammen noch nicht anderthalb Pfund wiegen, und von der Menge Luft, mit welcher sie ihren Körper anfüllen kann. Sie fliegt auch ziemlich schnell, ist aber sonst sehr träge; denn außer der Zeit, wo sie ihrer Nahrung nachgeht, bringt sie den ganzen Tag in Ruhe und schlafend zu, indem sie ihren Kopf mit dem langen und breiten Schnabel auf die Brust stützt. Sie geht langsam, und ist scheu. — Da sie sich leicht zähmen läßt, so findet man sie in allen Menagerien von Deutschland. Sie erreicht ein hohes Alter, und man hat Beispiele, daß Einige 80 Jahre alt geworden sind.

Sie bewohnt die Meeresufer und großen Flüsse, und besucht die Seen. Als Zugvogel geht sie im Winter in Schaaren nach Aegypten und in die südlichern Gegenden von Asien. Sie nimmt auch auf ihren Wanderungen andere Vögel mit in ihre Gesellschaft. Sie ist ungemein gefräßig, und aus ihrem Beutel, in welchen sie ihre Nahrung auffischt, kann man schon schließen, welch eine große Menge Frösche, die ihr Hauptnahrungsmittel sind, sie darin beherbergt. Sie ist daher im Stande, Karpfen von mehrern Pfunden auf einmal zu verschlingen. Sie sammelt immer einen kleinen Vorrath von Nahrungsmitteln in dem Beutel, zur Stillung des nächsten Hungers. Bei ihrer Gefräßigkeit kommt ihr der ungeheure Magen, der in seinem Bau von dem der andern Wasservögel gar sehr abweicht, und eher einem Hundemagen ähnelt, gar gut zu statten. Sie schöpft auch in Gesellschaft Dümpfel und kleine Weiher aus, um desto bequemer fischen zu können, oder eine ganze Heerde vereinigt sich, macht auf großen Strömen einen weiten Kreis, verengt diesen allmählich, und schlägt dabei das Wasser mit den Flügeln und Füßen, um die Fische in die Mitte zu treiben; wenn sie dies bewirkt haben, so öffnet jeder Vogel sein großes Maul, und füllet seinen Beutel mit Beute, beugt dann den Schnabel nieder, und läßt das Wasser hinaus laufen, schwimmt hierauf an's Ufer, und frißt in Ruhe. Sie stoßen auch oft hoch aus der Luft herab auf die Fische.

Wenn im Frühjahr die Paarungszeit eintritt, so schwillt den Kropfgänsen an der Wurzel des Schnabels ein runder, wie ein Borstopferapfel großer Höcker empor, welcher schwammig weich, und fleischfarbig ist, und sich im Sommer wieder verliert.

Ihre 2 bis 5 auf beiden Seiten gleich abgerundeten, großen weißen Eier legen sie entweder auf flache Erde am Wasser, entfernt in's Land hinein, ohne ein or-

deutlich Nest zu bauen, in eine aufgescharrte Höhlung hin, oder auf sumpfige unbebaute Inseln auf ein unordentliches Gewebe von Riedgras, das sie mit etwas weichem Gras ausfüttern, brüten sie daselbst in 30 Tagen aus, bringen ihren Jungen, bis sie fliegen können, in ihren Kröpfen Fische zu, und tragen sie auch der Sicherheit halber, in denselben von einem Orte zum andern. Bei der Fütterung beugen sie den Unterschnabel nach der Brust zu, und lassen sie aus dem großen Beutel, wie aus einer Schüssel, fressen. Da es nun hier nicht ohne Blutvergießen abgehen mag, weil die Alten oder Jungen wohl zuweilen genöthigt sind, große Fische zu zerreißen, so konnte leicht die Fabel entstehen, daß die Alten die Brust aufrissen, und die Jungen mit ihrem Blute tränkten. Wenn sie gesättigt sind, so wird ihnen im Kropfe Wasser herbeigetragen, um ihren Durst zu löschen.

Man erzählt, daß sie, wenn sie ihre Nester in dürre Wüsten bauten, ihren Jungen das Wasser in dem ungeheuren Beutel zutrügen, und daß die Löwen, und andere Raubthiere, um ihren Durst zu stillen, zu ihnen kämen, von ihnen getränkt würden, und deswegen ihre Jungen schonten. Nach dieser Erzählung nennen sie vermuthlich die Aegypter Fluß-Kameele, und die Perser Wasserträger. Sie haben in ihrer Jugend einen ganz gelben Schnabel. — In Menagerien halten sie sich sehr gut, legen aber nach vieljährigen Beobachtungen, die in Kassel gemacht worden sind, nie mehr, als 2 Eier. — Das Fleisch der Alten, mehr noch, das der Jungen wird, ob es gleich thranig schmeckt, gegessen. Ihre Haut wird sammt den Federn gegerbt, und als Pelzwerk getragen.

Der Kropf wird da, wo sie einheimisch sind, zu allerhand Beuteln, Säcken, Mützen, u. dergl. gebraucht. Am Vorgebirge der guten Hoffnung macht man Tabacksbeutel aus denselben, in welche 2 Pfund Taback gehen. — Die Dunen sind so gut, wie Gänsedunen.

## Der Kormoran. Die Scharbe.
(Pelecanus Carbo.) Fig. 27.

Mit ungezähntem Schnabel, schwarzem Körper, kleingeschopftem Kopfe, und zugerundetem Schwanze. Der Kormoran ist über alle Theile der nördlichen Halbkugel verbreitet, und kann sogar im Winter das rauhe Klima von Grönland aushalten. In Deutschland besucht er bloß die Seeküsten, und geht selten auf den Flüssen eine Strecke in's Land hinein, oder auf die See. Er hat ungefähr die Größe einer Gans, doch ist er schlanker. Seine Länge beträgt $3\frac{1}{2}$ Fuß, und die Breite $4\frac{1}{2}$ Fuß. Der Schwanz ist $6\frac{3}{4}$ Zoll lang, fächerförmig, unterwärts hohl, und oben gewölbt, und die zusammengelegten Flügel reichen bis 1 Zoll auf denselben.

Er bewohnt die Meeresufer und die Seeklippen, und streift nur des Winters über als ein Strichvogel von einem Orte zum andern, und kömmt alsdann auch auf die Landseen und Flüsse. Seine Nahrung sind Fische, besonders macht er Jagd auf die Häringe, wenn sie nach den Luchten gehen, wo er auf den in's Wasser gefallenen Stämmen sitzt und fischt. Er ergreift einen Fisch nicht leicht anders, als von hinten, oder von der Seite, und kann ihn nicht mit dem Schwanze zuerst verschlingen, weil ihm Floßfedern und Schuppen entgegenstreben. Er wirft also den Fisch erst in die Luft, und ergreift ihm beim Kopf, worin er eine solche Fertigkeit besitzt, daß er ihn niemals verfehlt.

Merkwürdig ist, daß er und der Wasserrabe als Schwimmvögel auf die höchsten Bäume am Meeresstrande nisten. Vorzüglich wählt er dazu die Weidenbäume in den Sümpfen und an Ufern. Allein man findet auch die Nester zu hunderten zusammen in den Felsenritzen. Sie bestehen aus Rohr und Schilfstengeln. Das Weibchen legt meistens 3 weiße, in's blaßgrüne fallende Eier, wie Gänseeier gestaltet, welche stinken sollen.

Die Norweger legen, wenn sie diese Vögel fangen wollen, des Nachts unten an den Felsen, in deren Ritzen eine Heerde nistet, Feuer an, dessen Rauch sie so taumelnd macht, daß sie herunterfallen. In andern Nordländern wirft man sie entweder mit Wurfspießen auf dem Wasser, oder fängt sie in Schlingen, welche an den steilen Abhängen heruntergelassen, und vor ihre gewöhnlichen Ruheplätze gestellt werden; im Winter erhascht man sie auch auf dem Eise, wenn sie schlafen.

In China werden sie gezähmt und zum Fischfang abgerichtet. Ein Fischer regieret ihrer wohl hundert, die sich bei der Jagd alle auf den Rand des Bootes setzen, auf ein gegebenes Zeichen sogleich untertauchen, und die Beute herauf bringen. Ist der Fisch zu groß, so helfen sie sich einander, einer faßt ihm beim Kopf; der zweite in der Mitte, und der dritte am Schwanze an, und so schleppen sie ihn gemeinschaftlich dem Fischer zum Kahn, und lassen sich ihn abnehmen. Um den Raub nicht zu verschlucken, sind ihnen Ringe oder Riemen um den Hals gelegt. Wenn aber die Fischer bemerken, daß sie müde sind, so nehmen sie ihnen die Ringe ab, und lassen sie für sich selbst fischen.

Auch in England war dieser Fischfang sonst üblich. Man trug sie bis an den Fluß mit verhülltem Kopfe, zog ihnen daselbst die Kappe ab, und legte ihnen einen Ring oder Riemen um den Hals. Hierauf tauchten sie unter, und fingen 4 bis 6 Fische in ihrem Kropf, die sie auf ein Zeichen ihrem Herrn ablieferten und ausspieen. Zuletzt löste man ihnen den Ring oder Riemen ab, und fütterte sie mit einigen kleinen Fischen.

### Die Fregatte. (Pelecanus aquilus.)

Er wird von dem schnellsegelnden Schiffe dieses Namens so benannt, und soll zuweilen an dreihundert Meilen weit übers Meer fliegen, ohne dazwischen auszuruhen.

Sie

Sie ist nur so groß wie ein Huhn, hat aber ungeheure Flügel, die ausgespannt auf 14 Fuß breit sind. Das Gefieder ist bläulich-schwarz; der Schnabel roth; der Schwanz gabelförmig. Wenn Regen und Wind ihnen im Fluge beschwerlich fallen, so erheben sie sich so hoch, daß man sie ganz aus dem Gesichte verliert. Dennoch erblicken sie von einer solchen Höhe die fliegenden Fische, und schießen auf sie herab.

### Der Tölpel. (Dysporus bassanus.)

Ein weißes Gefieder, und schwarze Ruderfüße zeichnen diesen merkwürdigen Vogel aus, der zu Hunderten schlafend auf der See treibt, besonders bei der Insel Boß herum. Er frißt unter dem Wasser. Seine Haut ist sehr fest.

### Die Ente. (Anas.)

Die Vögel dieser Gattung haben einen stumpfen erhabenen Schnabel, der innerlich blättrige Zähne hat, die oben an den Seiten flach gedrückt sind, an der untern Kinnlade aber an den äußersten Seiten, wie Bleche, in die Queere aufgerichtet stehen. Die Zunge ist stumpf und an den Seiten mit Federn (Fränzen) besetzt. — Man hat 4 Familien, die sich durch höckrige und glatte Schnäbel, und rückwärts geschlagene Schwanzfedern unterscheiden.

### Der stumme Schwan. (Anas olor.)

Mit schwarzem halbmondförmigen Schnabel, schwarzer Wachshaut, und weißem Körper.

Dieser Schwan, welcher gewöhnlich der zahme Schwan genannt wird, findet sich wild fast allenthalben in Europa, und sehr häufig in Sibirien. Fast in ganz Deutschland wird er in seinem wilden Zustande auf Seen und großen Teichen angetroffen. Er kommt im Früh-

jahr später aus Süden, und verbreitet sich nicht so weit gegen Norden, als der Singschwan. Diejenigen, welche an der Südküste des Kaspischen Meeres wohnen, erlangen eine ungeheure Größe, mästen sich in den großen Reisfeldern, und werden für einen großen Leckerbissen gehalten. Die Mahomedaner verehren sie außerordentlich. — Die Länge dieses Schwans beträgt über 5 Fuß, und die ausgebreiteten Flügel klaftern über 8 Fuß. Der Schwanz ist $8\frac{1}{4}$ Zoll, und die Flügel bedecken zwei Drittheile desselben. Das Gewicht ist gewöhnlich 20, zuweilen aber auch 25 bis 30 Pfund, wenn sie gut gehegt und gepflegt werden. Der Schnabel ist 4 Zoll lang, dunkelroth, an der Spitze desselben befindet sich ein schwarzer, einwärts gekrümmter Nagel, an der Wurzel der obern Kinnlade ein großer schwarzer, runder Auswuchs; zwischen dem Schnabel und den Augen eine dreieckige, schwarze nackte Haut; die Füße sind zinnoberroth, die Nägel schwarz, die Beine 4 Zoll hoch. Das ganze Gefieder ist rein weiß. Das Weibchen ist etwas kleiner, als das Männchen, hat einen weniger dicken fleischigen Auswuchs, und einen dünnen Hals.

Es ist ein schöner, muthiger und reinlicher Vogel. Er schwimmt auf dem Wasser mit dem schönsten Anstande, biegt den Hals krumm, wie ein lateinisches S und trägt dabei die Flügel etwas erhaben. Besonders schießt das Männchen zur Zeit der Begattung mit der größten Schnelligkeit über das Wasser, legt dabei den Hals auf den Rücken, und schlägt die Flügel in die Höhe. Er fliegt ziemlich schnell und sanft, und gleitet gleichsam in der Luft dahin. Die Natur hat ihn deswegen mit einem langen Halse, der aus 18 Gelenken besteht, versehen, damit er im Stande sei, den Grund des Wassers zu erreichen, um dort seine Nahrung zu suchen, ohne mit seinem Körper ganz unterzutauchen. Er liebt die Gesellschaft seines Gleichen, und thut keinem andern

Wasservogel, der neben ihm wohnt, etwas zu Leide, wenn er immer hinlängliche Nahrung findet, ungeachtet er in seinem Schnabel, und besonders in seinen Fittigen eine außerordentliche Stärke besitzt; denn wenn es ein Adler wagt, ihn oder seine Jungen anzufallen, so weiß er sich so gut zu wehren, daß er oft Herr über seinen Feind wird. Da seine Luftröhre nicht, wie beim Singschwan, verschiedene Beugungen hat, auch nicht durch den Brustknochen dringt, sondern gerade in die Lungen geht, so kann er auch keine so modulirten Töne, wie jener, von sich geben, und diejenigen, die er von sich giebt, sind weiter nichts, als ein dumpfes Zischen, so oft er gereitzt wird, ein unbedeutendes Schnurren und Brummen, und ein leises Gequakele, das die Gatten gegen einander, oder die Alten aus Zärtlichkeit gegen die Jungen hören lassen. Und wenn man von ihm auch mit den Alten behaupten will, daß er vor seinem Tode noch ein Sterbelied anstimme; so können es, nur einige ängstliche, stöhnende und schreiende Töne seyn, die er, wie fast alle andere Vögel, in Todesgefahr, ausstößt.

Er erreicht ein sehr hohes Alter, und soll 30 ja 100 Jahr alt werden.

Gehegt und gezähmt findet man die stummen Schwäne fast über ganz Europa an den Seeküsten, auf den Flüssen, die weit austreten, an den Seeküsten, auf den in den Seestädten, auf fürstlichen und adlichen Schlössern und Gütern, wo es große Teiche und Gräben giebt, worin klares und helles Wasser ist, welches sie vorzüglich lieben. Sie dienen einem Teich gar sehr zur Zierde und sind deswegen in Deutschland durch besondere Privilegien vor allen Nachstellungen der Menschen gesichert. Den gezähmten pflegt man auch in den Schloß- und Stadtgräben und auf den Teichen hölzerne, mit Stiegen versehene, oder auf einen Steinhaufen aufgerichtete Häuschen (Schwanenhäuschen)

zu bauen, in welchen sie, so oft sie wollen, trocken sitzen, sich verbergen, und besonders zur Mauserzeit sich mausern können. Im Winter aber werden sie mit in die Ställe und Häuser getrieben, wo das andere Wassergeflügel, die Enten und Gänse sich aufhalten. Wenn aber viele Schwäne und andere Wassergeflügel auf einem Teiche sind, so holten sie durch die stete Bewegung eine Strecke Wasser so völlig offen, daß es auch bei der strengsten Witterung nicht zufrieren kann. Hier bleiben sie, ohne die Füße zu erfrieren, gesund, und befinden sich weit besser, als wenn sie in Ställen eingesperrt werden.

Die ungezähmten stummen Schwäne ziehen gewöhnlich im Oktober weg, stellen sich aber zu Ende des Märzes wieder auf den Teich, See und Fluß ein, wo sie sich im vorigen Jahre aufgehalten haben. Doch bleiben auch viele da, suchen allenthalben warme Brücher und Quellen auf, gehen unter die Wehre und Schleusen, und finden sich, sobald milde Witterung einfällt, in ihre alten Wohnplätze wieder ein.

Sie nähren sich von allerhand Wasserpflanzen, die sie mit ihrem langen Halse aus dem tiefsten Wasser herausholen können, von Wasserlinsen, allerhand Sämereien der Wasserkräuter, vorzüglich von großen Wasserkäfern, und sollen auch Schnecken fressen. Fische rühren sie nie an; allein Brot und allerhand Getreide, das ihnen vorgeworfen wird, genießen sie sehr gern. Im Winter müssen die gezähmten ohnehin mit Getreide, Brot und Enten- oder Gänsefutter unterhalten werden.

Nicht allein ihrer Schönheit, sondern auch ihres ökonomischen Nutzens halber verdienten sie, daß man sie noch in größerer Menge zähmte, als es geschieht, da sie überdies noch weniger Wartung und Pflege, als anderes Hausgeflügel, z. B. die Gänse, bedürfen. Die Jungen kommen als eine Delikatesse auf die Tafeln großer Herrn, z. B. in Pasteten; der Alten Fleisch aber ist zähe, thra-

nig, und ein ſchlechtes unſchmackhaftes Nahrungsmittel. Das Fett wird in den Apotheken verkauft, um die Runzeln und Schwielen der Haut und die Sommerflecken damit zu vertreiben.

Die Häute, auf denen man nur die Flaumfedern ſitzen läßt, ſind wegen ihrer ungemeinen Wärme gut zu Umſchlägen auf kranke Glieder, und überhaupt ein zartes, warmes und koſtbares Pelzwerk, das zu Palatinen, Unterfutter, Muffen, und Bruſttüchern gebraucht wird. Man macht auch aus derſelben feine Puderquaſten. Die Federkiele aus den Flügeln dienen zum Schreiben, und aus den Flügel- und Schwanzfedern macht man Federhüte und Sultane. Die ganzen Flügel braucht man in Holland gewöhnlich zum Abkehren.

Die übrigen weißen feinen Federn, und vorzüglich die Dunen, werden zu weichen Betten-Kiſſen gebraucht, und ſind die theuerſten. Sie werden entweder allein, oder mit Gänſefedern vermiſcht, gekauft. Der größte Handel damit wird in Polen, Litthauen und Preußen getrieben, und die Polniſchen Juden verkaufen ſie zentnerweiſe auf den Meſſen zu Frankfurth a. d. O. Auf der Spree und Havel, um Berlin, Potsdam und Spandow, und an mehreren Orten werden die gezähmten Schwäne im Sommer, vorzüglich im Mai, von den Fiſchern zuſammengetrieben und gerupft.

Man hält die Schwäne auf fiſchreichen Teichen und Flüſſen nicht allein zur Zierde, ſondern auch, um die Reiher und die Raubvögel, welche die Fiſche angehen, davon abzuhalten, und allerlei, den Fiſchen ſchädliche Gewürme, und beſonders die großen bunten Waſſerfröſche, welche ſogar den Hechten auf den Kopf ſpringen, ihnen die Krallen in die Augen ſchlagen, und ſie alſo tödten ſollen, zu verzehren. Wenn ſie ſich bis über die Hälfte des Leibes in's Waſſer tauchen, ſo hält man dies für ein Zeichen von gutem Wetter, und ſie ſollen den Re-

gen verkündigen, wenn sie das Wasser dergestalt über sich werfen, daß es eine Art von Staubregen um sie macht.

### Der Singschwan. (A. cygnus.)

Sein Schnabel ist schwarz und halbwalzenförmig. Er bewohnt die nördliche Erde bis Island hinauf, und geht bis Griechenland hinab. Er brütet häufig auf den Lappländischen Landseen, und geht im Winter nach dem südlichen Europa. Er ist merklich kleiner, als der stumme Schwan, ungefähr $4\frac{1}{2}$ Fuß lang und 7 Fuß breit; trägt den Hals ganz gerade und aufrecht, und hat eine merkwürdig gebaute Luftröhre, welche gerade in die Brusthöhlung herabfällt, sich wieder zurückbiegt, gleich einer Trompete, durch einen Knorpel verengt wird, und dann eine zweite Biegung macht, wodurch sie sich der Lunge nähert. Diese wunderbare Luftröhre setzt den Singschwan in Stand, einen lauten durchdringenden Ton von sich zu geben, den er besonders im Fluge hören läßt, und einen angenehmen Klang hat, wenn man ihn in der Nacht über seinem Haupte hört, und die Winde ihn moduliren. Dieser Klang ist es, von welcher die Alten die Fabel des Schwanenliedes gedichtet haben.

Wegen seiner köstlichen Federn, die einen besondern Handelsartikel ausmachen, wird er in den nördlichen Ländern in Menge gejagt und gefangen. Man hetzt sie mit Hunden, welche dazu abgerichtet sind, sie beim Halse zu fassen, so daß sie das Gleichgewicht verlieren, und leicht gefangen werden können. In Kamtschatka werden sie in der Mauserzeit mit Hunden gefangen, und mit Keulen erschlagen.

### Der schwarze Schwan. (A. plutonia.)

Er wurde in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Neuholland und auf den Freundschaftsinseln gefunden, und nach seiner Farbe der schwarze Schwan

genannt. Er hat übrigens die Größe und Gestalt des gemeinen, und sein ganzes Gefieder ist schwarz, bis auf die Schwungfedern, welche gelblich weiß sind. Der Schnabel ist hochroth.

### Die Spanische (Türkische, Chinesische) Gans. (A. cygnoides.)

Sie ist durch ihre Größe, und einen Beutel unter der Kehle ausgezeichnet, und findet sich auf Guinea, am Kap, in Sibirien und China, auch, wie es scheint, auf den Inseln des stillen Oceans. Man unterscheidet mehrere Varietäten.

### Die Hudsons-Bay-Gans. (A. canadensis.)

Sie wohnt im kälteren Nordamerika, und ist ein wichtiger Handelsartikel wegen ihrer vortrefflichen Flaumfedern, giebt auch vorzügliche Schwungfedern.

### Die Baumgans, Rotgans, Schottische Gans. (A. bernicla.)

Sie lebt in den kältesten Ländern der nördlichen Erde, und kommt nur zum Ueberwintern nach Schottland, und andern mildern Gegenden, wo sie sich unter andern von dem Thier der Entenmuschel (Barnacle) nährt. Der allgemeine Wahn, daß sie aus dieser Muschel, die man an der Seeküste mit ihren Fasern an Aesten und Zweigen hängen sehe, auf den Bäumen erzeugt würde, hat ihr den Namen Baumgans verschafft. Jetzt weiß man, daß sie 6 bis 8 weiße Eier legt. Sie ist 2 Fuß 3 Zoll lang, und fast 4 Fuß breit. Der Schnabel ist nur 2 Zoll lang, erhaben und schwarz. Der Kopf, Hals und Obertheil der Brust ist schwarz; der Bauch, die Schultern und die Deckfedern der Flügel sind aschgrau, dunkler gewölbt, der Steiß und After weiß, die vordern Schwungfedern und der Schwanz schwarz.

Die Nahrung dieſer Gänſe beſteht in Gras, Waſſerpflanzen, Beeren, Inſekten und Würmern. Man fängt ſie zur Fluthzeit in Netzen, welche queer über die Flüſſe geſpannt werden.

Sie ziehen in Geſtalt eines Keils, und unter großem Geſchrei, welches Rot, Rot, klingt, durch die Luft, daher ſie auch Rotgänſe heißen.

### Die Gans. (A. anser domesticus.)

Ihre Länge iſt 3½ Fuß, die ausgebreiteten Flügel 6½ Fuß. Die Waſſergänſe ſind größer, als die Landgänſe, und 8 bis 18 Pfund, in den Marſchländern bei 30 und 40 Pfund ſchwer. — Keine Gänſe ſind ſchwarz. Den Gänſerich erkennt man an ſeinen hohen Beinen, langem und dickem Halſe, Kopf und Schnabel, ſind größer als die der Gans, welche einen Hängebauch, beſonders im Januar hat, wo er mit Eiern gefüllt iſt.

Vielleicht unter allem zahmen Federvieh erreicht die Gans das höchſte Alter; gewöhnlich 20 bis 24, aber auch 80 Jahr, Füchſe und Marder ſind ihr gefährlich.

Gras, Meerlinſen, Sumpfgräſer, Wurzeln; im Hauſe Körner, Kohl, Rüben, geſtoßene Kartoffeln; — im Winter Strünke von Kraut ſind ihre Nahrung. Hirſebeeren ſind ihnen gefährlich.

Zu Maſtricht wickelt man unter andern die Gans in Leinwand ein, läßt ihr bloß den Hals und Kopf frei, und hängt ſie an einem finſtern Orte, mit einen breiten Gurt, ſo in die Schwebe auf, daß die Füße den Boden nicht berühren. Man verbindet ihr die Augen und verſtopft ihr die Ohren mit Wachs, und da ſie auf ſolche Art weder ſehen noch hören kann, ſo iſt ſie keiner Unruhe ausgeſetzt, und nimmt zuſehends zu. So füttert man ſie dreimal mit Gerſtenſchroot, und ſetzt beſtändig ein mit Waſſer und Salz gefülltes Gefäß neben ſie hin.

In 14 Tagen ist sie so fett, daß die Leber fast 4 Pfund wiegt.

Man nimmt auch ein großes Roggen- oder Gerstenbrot, macht in die Mitte oben ein kleines Loch hinein, so groß, als ein Daumen, schüttet dies voll Hafer, gießt Bier darauf, und setzt es der Gans also vor. Wenn dann die Gans den Hafer herausholet, so macht sie das Loch im Brote immer größer, und auf diese Art gewöhnt sie sich nach und nach daran, in Bier eingeweichtes Brot zu fressen. Man befeuchtet hierauf das Brot immerfort mit Bier, innerhalb 14 Tagen ist es aufgefressen, und die Gans ist fett. — Man läßt Gänse nicht über 4 Jahr alt werden, weil sonst das Fleisch nicht mehr eßbar ist. Eine gute Gans legt dreimal im Jahre Eier, wenn man sie vom Brüten abhält. Sie bringt 12 bis 24 Eier.

Wenn sie brüten will, so rupft sie sich Federn aus, legt sie in ihr Nest, und bleibt den ganzen Tag darauf sitzen. Jetzt muß man ihr Eier unterlegen, 10 bis 15, je nachdem sie groß ist. Sie brütet 26 bis 30 Tage. Wenn nur noch ein Tag an der völligen Brütezeit fehlt, so geht man mit einem geräumigen Gefäß voll lauwarmen Wasser in den Stall, und legt die Eier hinein; die hüpfenden enthalten lebendige Junge, die übrigen sind faul. Die guten legt man wieder in's Nest. Nach 14 Tagen gehen die Jungen schon mit den Alten auf's Wasser, wo sie geschlechtsweise den Alten nachschwimmen; der Gänserich führt sie an. Einen ganzen Monat sehen sie einen gelben Wollklumpen ähnlich. Ein Landmann kann auf diese Art von 4 Gänsen in Einem Jahre 50 Junge bekommen.

Die Krähen und Elstern holen die junge Gänse, und die Falken, Weiher und Sperber, Fuchs, Marder und Iltis sind Verfolger der Jungen und Alten. An

den Läusen sterben sie oft im Sommer. Eingeriebene Tabacks-Asche hilft. Sie haben vielerlei Krankheiten.

Eine junge Gans erkennt man an den spitzigen Nägeln, weichen und kleinen Ballen, weichen Flügeln und weicher Gurgel, und an dem Schnabel, der oft so roth, als bei den Alten ist. —

Das zum Essen untaugliche Fett brennt man in Lampen. Es brennt viel heller und sparsamer, als Baumöhl und Talg, und riecht nicht. Um sich gegen die Kälte und das Erfrieren zu schützen, darf man nur das Gesicht mit Gänseschmalz bestreichen. Es wird auch innerlich in den Arzeneien gebraucht.

Die Spulen werden im März und September ausgerupft, und an die Posenhändler verkauft. Sie werden nicht nur zum Schreiben sondern auch zu Pinselfutteralen, Zahnstochern, Angeln, Härtung des Stahls, Federhällen, Pfeilen, zum Verkleben musikalischer Instrumente u. s. w. gebraucht.

Man kann die Dunen viermal im Jahre berupfen. Man nimmt sie nemlich alle 7 bis 8 Wochen, binnen welcher Zeit sie immer flügge Federn haben, in der Mitte des Aprils zuerst, und Michaelis zuletzt, und zwar am Bauch, Hals und Flügel. Die jungen Gänse haben schon um Johannis reife Federn.

Vier Gänse geben 1 Pfund gemeine, und sechszehn 1 Pfund Flaumfedern. Wenn man auf ein Bette 40 bis 50 Pfund rechnet, so werden die Federn von 200 Gänsen dazu erfordert. Eine Stadt von 200,000 Menschen braucht also 40 Millionen Gänse zu ihren Schlafbetten. Der Koth ist ein ziemlich guter Dünger auf nassen Boden, und die Schaafe fressen ihn, besonders wenn die Gänse Gerstenschroot gefressen haben. — Die Gänse brüten Enteneier aus. In einigen Gegenden Frankreichs richtet man sie ab, das Rad des Bratenwenders umzudrehen. Ihre Wachsamkeit ist sehr groß.

## Die Eidergans. (A. mollissima.)

Der Schnabel ist walzenförmig, die runzliche Wachshaut zertheilt sich an der Wurzel. Dieser nutzbare Schwimmvogel bewohnt die nördlichsten Theile von Europa, Asien und Amerika. Sein südlichster Brüteplatz sind die Ferninseln an der Küste von Northumberland. Im Winter verliert er sich auch an die nördlichen Küsten von Deutschland, selten tiefer in's Land hinein, doch wird er auch da zuweilen angetroffen. Er ist sowohl seiner Größe, als Gestalt nach, ein Mittelding zwischen Ente und Gans.

Seine Länge ist 2 Fuß 3 Zoll, und die ausgespannten Flügel messen 3 Fuß 8 Zoll. Der Schwanz ist 4 Zoll lang, und die gefalteten Flügel reichen bis auf die Mitte desselben. Das Gewicht ist 3½ Pfund. Der Schnabel ist 3 Zoll lang, und etwas erhaben; die Haut schwärzlich und runzlich; die schmalen Nasenlöcher liegen fast vorn am Nagel; die Augen sind braun, und stehen hoch nach dem Scheitel; die Füße sind schwärzlichgrün.

Beide Geschlechter können nicht nur gut schwimmen, sondern auch gut tauchen und fliegen. Das Geschrei des Weibchens klingt wie das Geschrei der Enten und im Zorn karr, karr! das Männchen aber ruft ao! oder hu, hu! und beide lassen sich besonders zur Paarungszeit hören.

Die nördlichen Seeküsten sind der Aufenthalt der Eidergänse. Sie kreuzen mehrentheils auf dem Meere herum, und streichen zu verschiedenen Zeiten, je nachdem es ihre Bedürfnisse erfordern, von den südlichen zu den nördlichen Ufern; — vom Frühjahr bis zum Herbst bleiben sie immer an den Ufern, sodann aber begeben sie sich in die See, und halten sich beinahe den ganzen Winter hindurch, auch sogar in den Arktischen Gegenden daselbst auf; doch müssen einige daselbst herumstreifen, weil man sie auch auf dem festen Lande in Deutschland an-

trifft. Vielleicht gehören sie also, wenn gleich nicht zu den Zugvögeln, doch zu den Strichvögeln. Da sie sehr friedlich sind, so halten sich andere Seevögel mit zu ihrer Gesellschaft.

Wegen ihrer Nahrung, die aus Fischen, Muscheln, Schnecken, Insekten, z. B. Krebsen aus kleinen Wasserwürmern und Seegräsern besteht, tauchen sie 10 bis 12 Klaftern tief unter. Sie holen von dem Boden die Eingeweide der Fische, welche von den Fischern in die See geworfen werden, herauf. Die Möwen halten sich gern in ihrer Nähe auf, um ihnen ihre Beute wegnehmen zu können.

Im Februar und März sammeln sie sich bei den Inseln und Küsten zur Paarung. Die Männchen kämpfen gewaltig um die Weibchen, der Sieger nimmt seine Braut, und hält sich alsdann allein zu ihr. Die übrigen Männchen, die keine Weibchen bekommen, — welches oft der Fall ist, — entfernen sich nach und nach wieder vom Lande, und schwimmen in der tiefen See herum. Das Weibchen wählt zur Anlegung des Nestes wüste und unbebaute Landspitzen, Inseln, ausgehöhlte Klippen, überhängendes Gesträuch, z. B. von Wachholdern und vor dem Winde gesicherte Plätze. Es baut am liebsten in's Gras, unter Wachholderbüsche, oder auf moosige Klippen, macht sein Nest aus Gras, Moos u. dergl., und füttert es mit einer großen Menge Dunen, die es sich aus der Brust rupft, aus. Es macht einen so hohen Rand von Federn um dasselbe, daß es fast ganz bedeckt darinnen sitzt, und wenn es Hungers halber aufsteigt, die Eier unsichtbar machen kann. Die erste Brut geschieht zu Ende des Junius und Anfang des Julius. Es legt selten mehr, als 5 große, blaßgrüne, seltner dunkelgrüne Eier. Oft findet man 10 und mehrere beisammen, alsdann haben aber zwei Vögel gemeinschaftlich ein Nest verfertigt, und sitzen entweder beide beisammen

und brüten, oder wechseln mit einander ab. Es legt dreimal Eier, und in Island werden der Gans die beiden erstenmale die Eier sammt den Federn weggenommen, an andern Orten nur das erstemal, und man läßt ihr die zweite Brut. Raubt man ihr die Eier auch zum drittenmale, wo ohnehin das Männchen schon seine Daunen zur Fütterung des Nestes hat hergeben müssen, welches man an den weißen Federn sieht, die nur das männliche Geschlecht an der Brust hat, so verläßt sie den Ort gänzlich, und nistet das kommende Jahr anderwärts. Sie legt auch ohnehin jedesmal in ein anderes Nest, und zwar wenn sie das erstemal 5 Eier gelegt hat, das zweitemal 3, und das drittemal gar nur 1. Die ganze Lege- oder Eierzeit dauert 6 bis 7 Wochen, da dann gewöhnlich die Woche über einmal die Eier von den Einwohnern aufgesucht werden. Innerhalb 28 Tagen werden die Jungen ausgebrütet, und das Männchen hält unterdessen bei dem Neste Wache, und warnt das brütende Weibchen bei Gefahren durch sein Geschrei, zieht aber, sobald die Jungen ausgekrochen sind, weg, und sucht entlegene Oerter auf. Die Mutter nimmt, wenn sie weit von der See genistet hat, die schwärzlichen wolligen Jungen auf dem Rücken sogleich mit in die See, taucht unter, und schüttelt sie von sich. So lange sie noch schwach sind, bleibt sie mit ihnen am Strande, und sucht ihnen durch trübemachen des Wassers allerhand emporkommende Insekten und kleine Thiere zu verschaffen. Können sie aber erst tief untertauchen, so geht sie mit ihnen tiefer in die See, vertheidigt sie aber noch immer gegen alle feindliche Nachstellungen. Viele Familien begeben sich alsdann zusammen, und bleiben bis zum Winter, da die Jungen fliegen können, bei einander. Man sagt, daß sie sich bis zum fünften Jahre in der Farbe ändern, und alsdann erst beständig blieben. Ehe die Federn ausgewachsen sind, sehen sie mausegrau aus, mit

weißlicher Gurgel und Bruſt, und mit einem aſchgrauen Streif von den Naſelöchern an bis zum Nacken; im zweiten Jahre werden ſie dunkler, und das Weibchen bekommt ſeine natürliche Farbe, und paart ſich, im dritten wird das Männchen ſchwarz, und bekömmt an einigen Stellen weiße Flecken, die hernach im vierten ganz weiß werden. Im dritten Jahre paart ſich das Männchen. Ihr Alter erſtreckt ſich auf 20 bis 35 Jahre, und man hat Beiſpiele, daß ein Pärchen 20 Jahre in ein und daſſelbe Neſt gelegt hat. Die Isländer behaupten ſogar, daß eine Eidergans 100 Jahr alt werden könne.

Füchſe, Seehunde, und andere Raubthiere, Kolkraben, Krähen und Möwen ſtellen den Eiern, und die Seeadler der Eidergans nach.

Die Grönländer, die den Werth der Federn noch nicht zu ſchätzen wiſſen, tödten die Eidergänſe nur des Fleiſches halber mit Wurfſpießen, verfolgen ſie in kleinen Booten, bemerken ihren Weg, wenn ſie untertauchen, an den Waſſerblaſen, und erſchlagen ſie, wenn ſie ermattet wieder heraufkommen. In den Däniſchen Ländern hingegen iſt es, bei Verluſt der Freiheit, verboten, einen dieſer Vögel zu ſchießen, oder zu fangen.

Das Fleiſch des Eidervogels, das beſonders in Grönland gegeſſen wird, ſchmeckt zwar etwas thranig, kann aber dadurch, daß man es in Eſſig legt, verbeſſert werden. In Grönland wird die Haut dieſer Vögel als Pelzwerk zugerichtet, und äußerſt hoch geſchätzt. Den nördlichen Völkern iſt dieſer Vogel in zwiefacher Hinſicht beſonders nützlich, erſtlich ſeiner Eier wegen, die wie Hühnereier in der Haushaltung verbraucht werden; zweitens der Dunen (Daunen, Eiderdaunen) halber. In erſterer Hinſicht nehmen ſelbſt die Grönländer, welche die Federn nicht benutzen, ihre Neſter aus.

Unter allen Schwimmvögeln haben die Eidergänſe, die am meiſten elaſtiſchen und die feinſten Dunen. Sie

sind gemeiniglich grau, und an der Wurzel weiß, welches die Ursache der weißen Flecken ist, womit sie versehen sind, und ob sie gleich so fest an einander hängen, daß man sie schütteln kann, ohne daß sie wegfliegen, so sind sie doch weich, und dehnen sich weit mehr aus, als irgend eine andere Feder, daher man zur Ausstopfung eines ganzen Bettes nur etwa 5 Pfund nöthig hat. Diese Dunen werden aus dem Neste des Eidervogels genommen, aber nicht überall zu einer Zeit, und in einerlei Monat, denn einige, wie die Isländer, berauben das Nest mehreremal, doch ehe die Eier gelegt werden, aber andere nehmen die Dunen nicht eher weg, als bis die Jungen ausgebrütet sind, und mit der Mutter das Nest verlassen haben, welches sie alsdann ziemlich rein zurücklassen. Es ist natürlich, daß diejenigen, die, nach dem Beispiele der Isländer, die Daunen dreimal aus dem Neste nehmen, mehr Dunen sammeln können, denn wenn man sie im Neste läßt, so rupfen sich die Vögel nicht mehr aus, als sie nöthig haben; wenn sie ihnen aber weggenommen werden, so sind sie gezwungen alle auszurupfen, die sie nur entbehren können, und die ihnen hernach doch ausfallen, die sie also unnütz verlieren würden. Und wenn es wahr ist, daß das Männchen sich zugleich mitrupfet, wenn das Weibchen nicht mehr Dunen genug hat, so würde die Isländische Art am vortheilhaftesten seyn.

Die Isländer, die sich um diese Vögel die meiste Mühe geben, haben auch ein Mittel erfunden, sie auf eingerichtete kleine Inseln zu verpflanzen; ja sie wissen es dahin zu bringen, daß die Gänse ihre Nester dicht an die Häuser bauen. Die Menschen können alsdann mitten unter ihnen herumgehen, ohne daß sie vom Neste fliegen. Durch ein solches Verfahren müssen sie freilich eine ansehnliche Menge Dunen einsammeln können.

Die Norweger bereiten ihnen ihre Nester, worinn sie Junge brüten, und nehmen dagegen die Dunen weg,

welche die Mutter zur Erwärmung der Eier und Jungen sich selbst ausrupft. Diese reinigen sie von den daran hängenden Unreinigkeiten, und verkaufen das Pfund für etwa 2 Thaler. Es macht für die Bewohner der äußersten Scheren und Klippen einen ziemlich wichtigen Nahrungszweig aus, da sie zuweilen 50 bis 100 Pfund im Jahre zu sammeln im Stande sind. In den Scheeren und Buchten hingegen legen sie sich weniger darauf, weil die Nester oft von Fremden weggeholt werden.

Die Dunen, welche todten Vögel ausgerupft sind, sollen nicht so gut seyn, als diejenigen, welche man aus den Nestern nimmt, welches wohl daher kömmt, weil nicht alle Federn an dem Vogel zu gleicher Zeit reif sind. Die alten Dunen reifen zu der Zeit, wenn er brüten will, denn alsdann rupft er sie sich zu seinem Neste aus. An deren Stelle wachsen neue, die wieder ein ganzes Jahr nöthig haben, ehe sie ihre völlige Reife erhalten, da sie sich dann nach und nach von dem Felle ablösen. Nur allein diese rupft sich der Vogel aus, den todten aber wird alles abgerupft, es mag nun reif oder unreif seyn; dadurch mischen sich eine große Menge fettige Dunen unter die guten, welches dann die Dunen verdirbt.

Aus Island kommen jährlich nach Dänemark an reinen Eiderdaunen ungefähr 300 Pfund; das Pfund zu 5 bis 6 Mark (Lübisch), und an unreinen ungefähr 1500 bis 2000, das Pfund zu 12 bis 16 Schillinge (Lübisch); aus Finnmarken an unreinen ungefähr 40 bis 50 Pfund. Rechnet man hierzu, was in Norwegen gesammelt wird, was von den Färoer Inseln kommt, hiernach was aus Island nach Glückstadt geführt, und daselbst nach Deutschland und andern Ländern verkauft wird, und endlich alles, was das Schiffsvolk auf seine eigene Rechnung aus allen genannten Gegenden führet, so ergiebt sich eine weit größere Summe. Im Jahre 1750 verkaufte die

Is-

Isländische Compagnie, außerdem, was nach Glückstadt ging, an Eiderdaunen für 3747 Thaler. — Man kann hieraus sehen, wie wichtig dieser Handlungsartikel sei. Es pflegt in dem Handel mit den Eiderdunen auch viel Betrug vorzugehen, indem sie öfters mit Gänse- und andern Dunen vermengt, auch wohl ganz andere Dunen für Eiderdunen ausgegeben werden.

## Die zahme Ente. (A. Boschas domestica.)

Man trifft diesen Hausvogel in Europa, Asien und Amerika an. Er bringt dem Landwirth, der ihn auf Sümpfe, Teiche, Seen, Schwemmen, Bäche u. dergl. laufen lassen kann, wo er ihm fast gar keine Fütterung abfordert, keinen geringen Vortheil, und verlangt überdies unter allem Federvieh den geringsten Aufwand von Geld und Mühe. Das Männchen heißt Entrich, Anter, Enter, Erpel, Entvogel, Drake, Wyk, Wärte, und unterscheidet sich von dem Weibchen, das schlechtweg Ente heißt, dadurch, daß es größer, der Kopf etwas dicker, der Hals länger, die Farbe fast immer schöner ist, daß auf dem Schwanze 2 bis 4 in die Höhe gekräuselte Federn stehen, und die Stimme einfacher, tiefer, schwächer und heiserer klingt, so daß man ihr Draak! gar nicht hört, wenn man nicht nahe bei ihnen ist. Das Weibchen hingegen hat eine hellere Stimme, und ruft in hohen und niedrigen Tönen ihr Dräak und Draak! aus.

Die Länge der Hausente beträgt gewöhnlich 2 Fuß, und die Breite der ausgespannten Flügel 3 Fuß 4 Zoll; doch wirket gute und schlechte Wartung gar sehr auf ihre Größe und Kleinheit, und man findet daher größere, aber auch kleinere. Der Schnabel ist 2¼ Zoll lang, bei den dunkelfarbigen schwärzlich oder olivengrün, bei den hellfarbigen aber gelb oder grünlichgelb; der Augenstern bald

heller, bald dunkler braun; die Schwimmfüße aber immer roth, die Beine 2 Zoll hoch.

Farbe und Zeichnung sind schön, aber, wie bei allen Hausvögeln, gar sehr verschieden. Alle aber haben, die weißen etwa ausgenommen, den mehr oder weniger blauen, grün schillernden und schwarz eingefaßten Spiegel, den die mittlern Schwungfedern machen, auf den Flügeln. Die schönsten und dauerhaftesten sind diejenigen, welche die oben beschriebene Farben des wilden Enterichs und der wilden Ente haben. Er hat nemlich einen grünglänzenden Kopf und Oberhals, einen weißen Ring um den Hals, einen rothbraunen Unterhals, dergleichen Brust und Tragfedern, einen aschgrauen Rücken, schwarze obere Deckfedern des Schwanzes, einen weißen Bauch, die erste Ordnung der Schwungfedern weiß, die zweite mit blauem Spiegel, die letztern aschgrau, braun, und weiß gerändert, die Seitenschwanzfedern an der Spitze weiß, an der Wurzel schwarz, die vier mittlern gekräuselten Ruderfedern schwarz. Sonst giebt es noch röthliche, gelbliche, braune, schwärzliche, aschfarbene, rauchfahle, und mit allen diesen Farben gefleckte und geschäckte Hausenten, und einige haben einen kleinen oder großen, runden, dunenartigen dicken und dichten Federbusch (Holle) auf dem Kopfe, andere aber sind plattköpfig. Die grauen und dunkelfarbigen sind für den Oekonomen immer besser, als die weißen und hellfarbigen, weil jene nicht so leicht von den Raubvögeln entdeckt werden. In ihrem Betragen haben sie nichts empfehlendes, denn ihr Gang ist wackelnd und langsam, sie stellen die Füße beständig einwärts, machen fast gar keine Bewegung, als ein stetes Rütteln mit dem Schwanze, ein unaufhörliches Gähnen, und zuweilen ein Ausrecken und Ausdehnen, wobei sie die Flügel einigemal auseinander, und wieder zusammenschlagen, und ihren dicken fleischigen Körper herum schütteln. Zuweilen treten ei-

nige, wie die Schweine, zusammen, bücken den Kopf seitwärts unaufhörlich zur Erde, und schnattern ein sehr unangenehmes Lied her. In alle Pfützen, Moräste und schmutzige Orten fallen sie, und durchsuchen sie mit ihrem festen, spatenförmigen Schnabel, sind daher da, wo sie sich nicht beständig baden können, unreinliche und schmutzige Vögel, und haben in dieser, so wie in andern Rücksichten vieles mit dem Schweine gemein. Nur selten fällt es ihnen ein, zu spielen; sie tauchen alsdann mit größter Schnelligkeit unter, suchen sich unter dem Wasser zu haschen, kommen mit gestrecktem Halse wieder zum Vorschein, und tauchen geschwind wieder unter, wenn sie sich einander erblicken. Sie schlafen, wie die Gänse, mit dem ganzen Körper auf der Erde liegend, und den Kopf unter die Flügel versteckt, selten aber, wie jene, auf einem Beine stehend.

Die Entenzucht ist nur da vortheilhaft, wo Gewässer und Moräste, oder auch starke Brauereien sind, denn wo dies nicht ist, kostet ihre Fütterung wegen ihrer ausserordentlichen Gefräßigkeit mehr, als ihr Ertrag abwirft. In waldigen Gegenden kommen sie auch besser fort, als die Gänse, weil sie von härterer Natur sind, und können daher an solchen Orten, statt dieser, gehalten werden. — Um sie vor den Raubthieren zu sichern, treibt man sie alle Abend in einen Stall, der nicht, wie für anderes Federvieh, einer besondern Einrichtung bedarf, indem sie Kälte, Wärme, Nässe, Trockenheit, Wind und Wetter gleich gut aushalten können. Doch setzt man ihnen gern Entenhäuschen auf solche Teiche, welche mit großen Fischen besetzt sind, oder auf die Dämme. Auf den Dämmen versieht man sie, der Raubthiere halber, gegen das Wasser zu mit einer Fallthüre von Gitterwerk, die die Enten leicht aufstoßen, aber von innen nicht öffnen können. Gegen Abend streut man ihnen ihr Futter in dieses Haus, worauf sie von selbst hinein laufen, und nicht

wieder heraus können. Von außen bringt man noch eine bretterne Thür an, die man des Nachts verschließt.

Den Sommer hindurch bedürfen sie fast gar keine Fütterung, wo sie Flüsse, Teiche, Bäche, Mistſtätten, morastige Oerter, Anger, Wiesen, Felder, Dünger u. dergl. haben. Sie durchwühlen mit ihrem Schnabel jede Pfütze, fressen allen Koth und Unflath, Würmer, Insekten, verfaulte Fische, Frösche, Kröten, Fisch- und Froschlaich, Wassersalamander, junge Fische, auch alte, wenn sie nicht zu groß sind, als: Schmerlen, Gründlinge, Weißfische, Elritzen u. dergl., auch die Neunaugen. Da, wo sie aufs freie Feld kommen können, gehen sie im Sommer alle Morgen mit Anbruch des Tages auf die Regenwürmer-, und im Herbst auf die Schneckenjagd, ehe sich diese Würmer wieder verbergen, und werden davon sehr fett. In dieser Jahreszeit hat man also weiter nichts nöthig, als daß man ihnen, um sie immer gleich vollkommen zu erhalten, alle Morgen und Abend ein kleines Futter reicht, und wenn man mit dem Abendfutter eine gewisse Zeit beobachtet, so lernen sie pünktlich nach Hause gehen, da man sie sonst weit herum suchen muß. Man füttert sie gewöhnlich mit Hafer, Gerste, Hirsen, Brot, angemachter Kleie, Meerlinsen, die sie nebst den Wegewarten, Klee u. dergl. Kräutern, auch von selbst aufsuchen; mit Eichelmehl, Erdäpfeln, Rüben, und was in der Küche von den Gedärmen der Fische, Vögel u. dergl. abgeht. Ueberhaupt fressen sie, wie die Schweine, fast alles, was in der Küche unbrauchbar wird, und in Brauereien bekommen ihnen die Trebern vom Bier und Branntwein sehr wohl. Im Winter erhalten sie Ueberkahr (Kaff), allerhand beim Dreschen gesammeltes schlechtes Gesäme, Brot, u. dergl., oder man schrotet ihnen etliche Säcke Leinknoten auf einer Mühle klar, und vermischt sie mit etwas Kleie und saurer Milch oder auch mit bloßem Wasser, bei welcher Kost sie sehr gut gedei-

hen. Wenn sie auf die Stoppelfelder gehen können, so mästen sie sich, und werden in kurzer Zeit sehr fett. Zu Hause mästet man sie, wie die Gänse, mit Hafer, Wicken, Biertrebern, und besonders mit Gerste und Kleienbrei sehr leicht, nur dürfen sie nicht eingesteckt werden, oder Mangel an Wasser leiden, welches man ihnen, wenn man sie in einem weiten Stalle hat, in einem flachen Gefäße zum Baden und Saufen hinsetzet, weil sie sonst mehr ab- als zunehmen.

Zucker ist ihnen tödtlich, und man hat sie an 5 Quentchen sterben sehen.

Im März fangen die Enten an sich zu paaren, (zu reifen) und legen auch schon im März und April. Zur Befruchtung von 10 bis 12 Enten ist ein Entrich, wenn er gut ist, hinlänglich. Er ist aber nur 4 bis 6 Jahre brauchbar. Die Enten haben die böse Gewohnheit, die Eier bald da, bald dorthin zu legen, daher es nöthig ist, daß man sie zur Legezeit alle Morgen befühlt, und nicht eher aus dem Stalle läßt, bis sie ihr Ei gelegt haben. Bei gutem Futter legen sie, ehe sie brüten wollen, 20 bis 30 Eier, die schöner und größer sind, als die Hühnereier. Der Brutente legt man 13 bis 15 Eier unter, die sie bedecken kann. Man macht ihr entweder im Freien, wenn es ohne Gefahr geschehen kann, unter einem Busch, oder Holzhaufen, oder auch in einem Stalle ihr Nest aus Stroh zurecht, setzt sie darauf, und sie bleibt gewöhnlich ohne Weigerung sitzen. Da sie aber beständig Wasser bedarf, und daher oft auf- und in's Bad steigt, so geschieht es nicht selten, daß sie kalt und naß sich wieder über die Eier setzt, und dieselben verdirbt. Man thut daher besser, wenn man die Ausbrütung einer Haushenne oder Truthenne anvertraut. Ersterer legt man eben so viel, als der Ente, und letzterer 20 bis 24 Eier unter. Sie brüten sie beide gern aus, und sitzen, wie die Ente, 4 Wochen, auch, wenn die Witterung

kühler ist, 30 und 31 Tage. Diese Pflegemütter können nun freilich nicht mit den Jungen in's Wasser gehen, verlassen sie daher auch bald, sind aber auch nicht lange nothwendig, da diese nichts, als alle Nacht eine trockne Schlafstätte auf Heu, Werg oder Stroh bedürfen, wo sie sich zusammen setzen, und einander erwärmen können.

Die erfinderischen Chineser erziehen die Enten an den Ufern der Flüsse in besonders dazu erbauten Hütten, und lassen sie in den Reißpflanzungen herumlaufen, wo sie das Unkraut und die schädlichen Thiere vertilgen. Die Art, die Jungen zu erziehen, ist fast die nemliche, wie bei den Hühnern in Aegypten. Verschiedene Einwohner von Canton leben bloß vom Entenhandel. Einige kaufen die Eier, und verkaufen sie wieder; andere lassen sie in den Oefen ausbrüten, und noch andere legen sich bloß darauf, die Jungen aufzuziehen. Die Oefen, die zum Brüten bestimmt sind, werden außerordentlich einfach angelegt. Man legt eine eiserne Platte auf einen gemauerten Feuerheerd, setzt auf diese Platte einen Kasten, der einen halben Fuß hoch, und mit Sand angefüllt ist, in welchem die Eier nach der Ordnung hingelegt werden, und bedeckt sie mit einem Siebe, unter welches man eine Strohmatte legt, welche die Wärme zusammenhält. Sie bedienen sich dabei der Kohlen, von einem Holze, welches langsam brennt, und eine gleiche Wärme unterhält. Anfänglich giebt man ihnen nur einen geringen Grad der Wärme, der nach und nach so vermehrt wird, daß er der Brutwärme gleich kömmt. Wenn man die Hitze zuweilen zu stark macht, so kommen die Jungen zu früh aus. Man verkauft die jungen Enten aldann an diejenigen, die sich besonders mit Erziehung derselben abgeben, und diese sehen auf folgende Art, ob sie wohl zu früh ausgekommen seyn möchten. Sie nehmen die Entchen beim Schnabel, und lassen ih-

ren Körper herunter hängen; wenn sie sich dann mit Flügeln und Füßen gegen diese Stellung vertheidigen, so ist es ein Zeichen, daß sie gehörig und gut ausgebrütet sind, haben sie aber zu viel Wärme erhalten, so bleiben sie ruhig, so lange man sie auch am Schnabel festhält.

### Die wilde Ente. (A. Boschas fera.)

Die wilde Ente bewohnt Europa, Asien und Amerika, besonders die nördlichen und nördlichsten Theile derselben. Sie ist 2 Fuß 3 Zoll lang, der Schwanz $4\frac{1}{4}$ Zoll, die Flügel sind 3 Fuß 4 Zoll breit, sie wiegt $2\frac{1}{2}$ Pfund. Der Schnabel ist $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, vorn flach mit einem weißlichen Nagel, hinten etwas erhaben, mit 2 kleinen eirunden Naselöchern, gelblichgrün; Kopf und Hals sind dunkelglänzend grün, und sehen von weitem schwarz aus (entenhalsig); der Oberthell des Rückens rostbraun, der Untertheil desselben grau, mit schwarz punktirten Queerlinien, die obern Deckfedern des Schwanzes schwarz mit einem grünen seidenartigen Glanze, auf der vordern Seite am untern Theil des Halses steht ein weißer Halbzirkel; die Brust ist purpurröthlich; der Bauch grau mit schwarzpunktirten Queerlinien. Das Weibchen ist kleiner, sieht in der Farbe dem Männchen, außer dem blaugrünglänzenden Spiegel im Flügel, gar nicht ähnlich, ist braun, mit schwarzen Sprenkeln, am Bauche schmutzigweiß, und über den Augen mit einem weißen, und durch dieselben mit einem schwärzlichen Strich bezeichnet.

Die wilde Enten sind scheue, furchtsame Vögel, und lassen niemanden, wenn er sie nicht, dem Wind entgegen, hinterschleichen kann, an sich kommen. Ob sie gleich schwer sind, so fliegen sie doch sehr schnell, erheben sich, wenn sie vom Wasser aufsteigen, gerade in die Höhe, steigen alsdann in schiefer Linie hoch in die Luft, schießen auch eben so schief wieder herunter, und fallen, we-

gen ihrer Schwere, sehr stark nieder. Ihre spitzigen und geschwind bewegten Flügel verursachen ein unaufhörliches Pfeifen in der Luft, welches man besonders des Nachts sehr deutlich hören kann. Ihre Stimme ist die der zahmen Enten. Der Entrich, (Endträch, Andtracht, Rätsch, Wahrte, Entvogel), schreit einen einzigen heisern Ton, die Ente aber ruft laut, nicht nur in einem weg, sondern auch hoch, ihr Draak, Draak, Draak! und die Jungen schreien im Herbste unaufhörlich, bei Tag und bei Nacht. Nicht nur die Jungen, sondern auch die Alten, lassen sich zähmen, und wenn man ihnen die Flügel zerknickt, im Sommer auf Teichen halten, und im Winter in Entenhäuschen treiben und füttern, oder auch auf den Hof, wie anderes Meiergeflügel, aus- und eintreiben, wenn nur keine Flüsse und Wälder in der Nähe sind. Sie mausern sich, wie die zahmen, im Frühjahr, im April, das Männchen, wenn das Weibchen brütet, und dieses, wenn die Jungen Federn bekommen, und müssen sehr alt werden, da man in sichern Gegenden ein Pärchen viele Jahre hinter einander antrifft.

Seen, einsame Flüsse, Sümpfe, und besonders Teiche in Gegenden, die nahe an Waldungen liegen, oder doch mit dichten Gebüschen umgeben sind, wählen sie im Sommer, wo sie paarweise leben, und immer etliche Gewässer, die oft eine Stunde weit von einander entfernt liegen, befliegen, zu ihrem Aufenthalte, im Oktober schlagen sich mehrere Familien zusammen, fliegen erstlich von einem Teiche zum andern, im November aber bilden sie große Schaaren, und fliegen, besonders des Nachts, von einem Teich, Fluß und See zum andern. Sie sind bloße Strichvögel, denn wenn der Winter gelinde ist, trifft man sie immer auf unsern Teichen an, wenn diese aber zufrieren, so ziehen sie nach den offenen Flüssen und Quellen. Sie streichen mehrentheils des Nachts, und zwar oft bei der größten Finsterniß, und man hört bei einem

Zuge immer einen Entrich oder eine Ente ihr Draak schreien, vermuthlich um diejenigen, die sich etwa verfliegen möchten, zurecht zu weisen. Eben dieser Anführer läßt sich alsdann auf dem Teiche oder See, wo sie sich niederlassen, immer hören, und giebt durch einen etwas stärkern und höhern Ton das Zeichen zum Aufbruch. Sie fliegen auch, obgleich nicht immer, wie die wilden Gänse, in einem Dreiecke.

Ihre Nahrung besteht in Fischen, Fröschen, Fisch- und Froschlaich, Eidechsen, Ringelnattern, Bruchschlangen, allerhand Wasserinsekten, Regenwürmern, Schnecken, verschiedenen Wasserkräutern und Getreide, als: Gerste und Hafer. In der Saatzeit suchen sie früh, wenn die Felder noch leer von Menschen sind, die Gersten- und Haferkörner auf, und in der Erntezeit setzen sie sich auf die Schwaden. Im Sommer lesen sie nach dem Regen oder Thau auf den Angern die Regenwürmer, und auf den Aeckern die Schnecken auf. Sie durchwühlen mit ihrem Schnabel die Moräste und Sümpfe, und allen Unrath, finden genau, was ihnen zur Nahrung dient, heraus, und lassen das übrige durch die Zahnöffnungen an den Seiten des Schnabels wieder fallen. Die gröbern Speisen, die nur die Schlundöffnung fassen kann, verschlucken sie ganz, und bringen sie durch Hin- und Herschütteln in den Kropf.

Auf eine lustige Art kann man sie, vermittelst eines ausgehöhlten großen Kürbisses fangen, in welchen man den Kopf steckt, und, wo die Augen sind, 2 Löcher anbringt. Man geht damit in's Wasser bis an den Kopf. Die Enten, die diese Erscheinung für nichts, als einen schwimmenden Kürbiß halten, nähern sich demselben, und wollen davon fressen, und damit spielen. Der Entenfänger ergreift sie unter dem Wasser bei den Beinen mit leichter Mühe, zieht eine nach der andern geschwind herab, und steckt sie in einen um den Leib gebundenen

Sack, oder hängt sie an Schleifen, die am Gürtel befestigt sind. Ja, dieser Fang ist so sicher und gewiß, daß man die Enten, ohne sie wild zu machen, unter dem Wasser am Bauche befühlen, und die fettesten auslesen kann. In Ostindien ist diese Jagd so ergiebig, daß man das Paar wilde Enten um ungefähr 22 Pfennige nach unserm Gelde kaufen kann. Auch in Westindien, China und Aegypten ist diese Jagdmethode sehr gemein. Statt des ausgehöhlten Kürbisses belegen sich die Indianer, so wie die Araber, den Kopf mit Rasen und Seegras. —

### Die Löffel-Ente, Spatel-Ente, der Breitschnabel. (Clypeata.)

Diese schön gezeichnete Ente ist 22 bis 23 Zoll lang, und von einer Flügelspitze zur andern fast 3 Fuß breit. Sie hat den Namen von ihrem löffelförmigen Schnabel erhalten, welcher bei recht alten Männchen glänzendschwarz, etwas über 3 Zoll lang, vorn mit einem krummen Nagel versehen ist; in der Mitte ist er viel schmäler, als vorn, und der Unterkiefer ist so sehr gebogen, daß der Schnabel mitten offen bleibt, wenn vorn beide Kinnladen zusammenschließen. Die obere Kinnlade hat einen stabförmigen Rand, und ragt mit dem Löffel weit über die untere Kinnlade; erstere ist mit feinen, langen, biegsamen und kammartigen Zähnen besetzt.

Der Kopf und der größte Theil des Hinterhalses, sind schön grün-glänzend-schwarz; der Untertheil des Halses nebst dem Kropfe ist weiß, die Brust und der ganze Unterleib bis zum After sind glänzend kastanienbraun.

Auch unter den Löffel-Enten giebt es Varietäten, und im Herbst bemerkt man, daß bei vielen Männchen der Hals und Kropf unrein oder gelblich angeflogen, und bei manchen mit halbmondförmigen, dunklen Flecken bestreut ist.

Die Löffel-Ente ist ein Zugvogel, welcher in kleinen Truppen im Frühlinge ankömmt, auf großen schilfreichen Teichen und Brüchen nistet, im August zu ziehen anfängt, und einzeln oft noch im späten Herbste auf großen Gewässern bemerkt wird. Ihr Nest baut sie auf Schilfkuffen oder Grashügel, füttert es während der Brutzeit mit ihren eigenen Dunen aus, legt grünliche Eier, und bebrütet solche 4 Wochen lang.

Die Löffel-Enten ernähren sich meist von Wasserkräutern und Wasser-Insekten, welche auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, sie tauchen daher ihrer Nahrung wegen nie unter. Sie haben einen leichten rauschenden Flug, und das Männchen eine meckernde Stimme; sie sind scheue Vögel, deren Wildpret eine sehr wohlschmeckende Speise ist.

## Die Sammt-Ente.

Die Sammt-Ente, auf dem nördlichen Ocean wohnend, und auf großen Seen und Flüssen, und an den Küsten des östlichen und nördlichen Sibiriens, ist über 22 Zoll lang, und hat meist ein schönes sammtschwarzes Gefieder. Die Tunguſen fangen diese Enten in der See mit Manschicken oder geschnitzten hölzernen Sammt-Enten, welche sie schwarz färben, und ihnen, statt des Schwanzes, einige Federn, und statt der Augen Glaskorallen einsetzen. Diese nehmen sie mit sich auf einen Kahn in die See. Der Tunguſe verbirgt sich hinter einer Wand von Birkenrinde, welche queer über dem Kahn aufgerichtet wird, und dazu dient, daß die Enten den Kahn für einen in der See herumtreibenden Klotz ansehen. Wenn er ungefähr noch 30 Fuß von den Enten entfernt ist, setzt er diese Ente auf einen 30 Fuß langen dürren Stock, und schiebt sie langsam unter die Schaar der Enten. Diese fangen sogleich an, die hölzerne zu treten, welche aber untertaucht, entwischt, und an einem

andern Orte wieder zum Vorschein kommt, wodurch die Enten immer brünstiger und unachtsamer werden. Alsdann wirft der Tunguse mit einem Spieß, der mit einem Wiederhaken versehen ist, und womit er genau zielet, eine Ente nach der andern, und zieht sie langsam auf dem Wasser zu sich hin. Diese Jagd ist so sehr beliebt, daß die Manschicken oder Jagdenten, weil nicht alle gleich gut gerathen, unter den Tungusen ein Erbschaftsstück ausmachen, und theuer verkauft werden. Wenn die Sammt-Enten sich mausern, so treiben die Tungusen, welche am Flusse Ochcta wohnen, die Schaaren derselben mit Kähnen in die Mündung des Flusses, an einem Orte, wo sie bei abfallendem Wasser trocken zu stehen kommen. Alsdann läuft alles zu, und erschlägt die Enten mit Prügeln. Andere fangen sie, ziehen ihnen mit einer eisernen Nadel eine lange Schnur durch die Augen, und reihen sie lebendig, 50, ja hundertweise an. Andere schneiden dann oft zum Zeitvertreib den Knoten, welcher die Enten zusammenhält, los, so daß sie von dem andern Ende wieder fortgehen. Denn diese Enten haben ein so zähes Leben, daß sie noch 2 bis 3 Tage leben, nachdem man ihnen den Kopf mit einem Nagel durchbohrt hat.

### Die Spieß-Ente. (A. acuta.)

Unter den wilden Enten, die nicht zum gemeinen Troß gehören, trifft der Jäger diese, wenn sie auch nicht in seiner Gegend brütet, doch auf dem Zuge am häufigsten an. Einzeln findet man sie nemlich in mehrern Gegenden Deutschlands auf schilfreichen Seen und Teichen, so wie auch auf den Flüssen, in großer Menge, sie muß aber im Norden nisten, und zwar in den Norden unserer ganzen Erdkugel. Denn zu Ende Oktobers und im November sieht man auf den deutschen Seen und großen Teichen fast täglich neue kleine Flüge dieser geflügelten Wanderer ankommen, und ihren Weg weiter nach Süden

fortsetzen. Am häufigsten begegnen sie dem Jäger im Februar und März, auf ihrer Heimreise nach den nordischen Küsten und Seen, und zwar sieht er sie dann mehrentheils schon gepaart, traulich an den Ufern sich sonnen, oder nahe am Ufer schwimmen, und nach ihrer Nahrung untertauchen. Diese besteht in Wassergräsern und ihrem Gesäme, in Insekten, Froschlaich, seltener in kleinen Fischen. Wo sie im Sommer in Deutschland hausen, was manchmal geschieht, fliegen sie auch im Herbst auf die Haferäcker, und mit diesem Getreide, oder mit Brot kann man auch Alte und Junge, bei abgeschnittenen Schwungfedern, auf dem Hofe ernähren.

Ihr Nest findet man an den Ufern, oder auf den Inseln der Seen und Teiche, auf Grasplätzen, Binsenhorsten und Schilfkufen mit Federn ausgefüttert, und mit 8 bis 12 blaugrünen Eiern belegt.

Die Jungen beiderlei Geschlechts sehen bis zum ersten Mausern dem Weibchen ähnlich, also Lerchengrau aus, und die männlichen werden bloß durch den schönen grünlichen Spiegel kenntlich.

Ueberhaupt ist diese Entenart, wegen ihres langen Halses und langen Schwanzes, nicht leicht mit andern zu verwechseln. Sie gehört unter die großen, oder die sogenannten ganzen Enten; denn sie ist so groß, als die gemeine wilde Ente, ja der lange Hals und Schwanz macht sie vielmehr noch größer, aber auch weit schlanker. Das Männchen ist 2 Fuß lang, das Weibchen aber 4 Zoll kürzer. Beide haben einen schmahlen Schnabel, der, so wie die Füße, aschgrau gefärbt ist, und einen langen Hals und langen Schwanz, die aber beide am Männchen länger sind, als am Weibchen. Unterscheidend von andern Enten, ist an jenem — dem Männchen, der kaffebraune Kopf und Kehle, woran ersterer hinter den Ohren herab einen glänzend grünen Fleck zeigt, hinten an jeder Seite des Halses herab, eine weiße,

ſich mit der weißen Gurgel vereinigende Linie, und einen kupferfarbigen und grünglänzender Spiegel, der oben mit einem fuchsrothen und unten mit einem ſchwarzem und weißen Band eingefaßt iſt. — Außerdem hat das Männchen noch andere ſchöne Farben aufzuweiſen. Der braune Kopf iſt ſchwärzlich beſprützt, am Rücken, auf den obern Schulterfedern, an den Seiten des Halſes, der Bruſt, des Bauches und an den Schenkeln iſt die Grundfarbe weiß und ſilberfarben, mit ſchönen zackig geſchlängelten Queerlinien durchzogen. Die großen Schulternfedern krümmen ſich ſichelförmig über die Flügel, ſind ſammtſchwarz, mit breiten weißen Säumen, und nehmen ſich prächtig aus. Der Steiß iſt ſchwarz, mit weißgrauen Federkanten, der After kohlſchwarz, an den Seiten mit einer weißen Einfaſſung; Gurgel, Bruſt und Bauch ſind weiß, brandgelb überlaufen.

Dieſe Ente gehört demnach zu den ſchönſten ihrer Gattung. Eben ſo iſt ſie auch eine der nutzbarſten. Sie hat an den Hinterzehen keine Schwimmlappen, und dies zeigt ſchon, wie bei allen Enten, an, daß ſie keinen thranigen Fiſchgeſchmack haben wird. Im Herbſt iſt ſie ſehr fett, wenn man ſie aber im Frühjahre auf dem Heimwege bekömmt, ſo iſt ſie allezeit mager. Wie bei allem Federwild, ſind die Jungen wohlſchmeckender als die Alten.

Wenn man dieſe Spieß-Enten ſchießen will, ſo muß man ſich verſteckt an ſie ſchleichen, denn ſie ſind ſehr ſcheu. Man kann ſie im Sitzen und Schwimmen ſchon von weitem von den andern Entenarten unterſcheiden, denn ſie biegen den Hals ſo zuſammen, daß ſie einen ſchmalen weit vorſtehenden Kropf zu haben ſcheinen. Wenn ſie aufſteigen, ſo läßt das Männchen einen hellkreiſchenden Ton, wie ein Kindertrompetchen hören, und das Weibchen ſchreit wie das Haus-Enten-Weibchen, hell, draak, draak! In die Enten-Netze und Entenfänge

gehen sie nicht gern. Ueberhaupt halten sie sich auf ihren Wanderungen nicht gern zu Gesellschaften, und sondern sich immer, wenn es der Ort erlaubt, ab.

## Die Tauch-Ente. (Mergus.)

Der kurze Federbusch liegt nach der Länge des Kopfs, der Kopf ist entenhalsig; der Bauch blaßgelb. Die Tauch-Ente bewohnt vorzüglich die nördlichen Gegenden von Europa, Asien und Amerika, und kömmt in die südlichen mittlern Gegenden von Deutschland nur im späten Herbst und Winter. Sie hat ungefähr die Größe einer Haus-Ente, doch ist ihr Körper schmäler und länger.

Ihr Aufenthalt sind die Seeküsten, Moräste, Flüsse, Seen und großen Teiche. Es sind Zugvögel, welche gegen den Herbst mit ihren Jungen in's Meer, und wenn der rauhe Winter eintritt, aus den kältern in wärmere Gegenden ziehen. Alsdann trifft man sie allenthalben in Deutschland, wo offene Flüsse und Moräste sind, an, doch nicht in so großen Schaaren, als die wilden Enten. Bemerkenswerth ist es, daß immer nach der Brut und auf den Wanderungen die alten Männchen zusammen halten, und die Weibchen mit den jungen Männchen auch eine eigene Schaar ausmachen.

Sie nähren sich meistentheils von Fischen, doch fressen sie auch Wassergräser, und gehen auf die Aecker, um ausgesäete oder ausgefallene Erbsen aufzusuchen. Im Herbst ziehen sie in großen Gesellschaften im Meere auf den Fischfang aus.

Sie legen auf Baumstrünke, zwischen die Bäume und auf die bloße Erde, in ein aus Genist und ihren Federn unkünstlich gebautes Nest 12 bis 14 weißliche Eier, und brüten sie in 4 Wochen aus.

Marder und Wiesel verderben oft ihre Brut, und in ihren Eingeweiden nagen Bandwürmer und Riemenwürmer.

Wegen ihrer Scheuheit und Schnelligkeit im Untertauchen kommen sie nicht leicht zum Schuß. Besser lassen sie sich in dem Enten-Netze oder bloß am Tage fangen.

Das Fleisch, das im Herbst fett, im Winter aber mager ist, hat einen thranigen Fischgeschmack, doch kann man ihm denselben durch mancherlei Zubereitungen benehmen. In Schweden und andern nördlichen Gegenden werden sie häufig gefangen, eingesalzen, und wie andere Gänse geräuchert. Das ausgeschmolzene Fett brauchen die Farber in ihren Lampen. Die Federn dienen in den Haushaltungen, wie die Gänsefedern, und geben den Eiderdunen an Güte nichts nach.

Den größten Nutzen bringen sie, so wie die Meerrochen oder langschnabeligen Taucher den Fischern, indem sie die Fische aus der Tiefe des Meeres an den Strand oder in die Meerbusen jagen. Die Fischer bauen sich daher Hütten auf dem Wasser, und fangen die ihnen aufgetriebenen Fische in aufgestellten Reusen. Mit diesem Fange geht es so zu: Im Herbste begeben sich diese Vögel in großer Menge auf das Meer, vertheilen sich gehörig; ein Theil taucht unter und treibt mit den Schnäbeln die Fische vorwärts, ein andrer schwimmt im halben Monde, der sich allmählich verkürzt, und bringt mit dem Schlagen seiner Flügel das Wasser so in Bewegung, und die Fische so in Schrecken, daß letztere eilends vor ihnen hin an den Strand oder in einen Meerbusen fliehen, wo sie theils von ihnen mit Bequemlichkeit verschlungen, theils von den Fischern gefangen werden. Solche Fischjagden treiben sie den ganzen Herbst hindurch, besonders in schneeigen und wolkigen Tagen, bis alles mit Eis belegt ist. So lange die Vögel in der Nähe der Hütte sind, darf der Fischer die Reusen nicht heben, sonst würde sein Fang auf einmal vereitelt seyn; denn sie sind scheu, und geben auf alles Acht. —

Der

## Der Papagey-Taucher. (Alca.)

Der Schnabel ist ungezähnt, kurz, von der Seite stark zusammengedrückt, und oft queergefurcht; die untere Kinnlade mit einer Erhabenheit versehen. Die Naselöcher liegen hinter dem Schnabel. An den Schwimmfüßen sind nur 3 Zehen. Der Rücken, der Obertheil des Kopfs und der Schwanz sind schwarz, der Untertheil weiß, die Füße sind pomeranzenfarben. Sie leben meist auf dem Wasser, wenn sie aber auf dem Lande sind, so gehen sie, weil ihre Füße am Ende des Körpers liegen, aufrecht. Sie übernachten am Strande in Hölen, die sie sich selbst mit den Schnäbeln aushacken, oder in Felsritzen und Löchern. Bei jeder Brut legen sie nur ein Ei, welches aber groß und unförmlich ist, wodurch sie sich von allen Wasservögeln unterscheiden. Da sie alle äußerst dumm und wenig scheu sind, so können sie leicht gefangen und geschossen werden.

## Der Alk. (Alca arctica.)

Der Schnabel hat vier Furchen, von dem Schnabel geht bis an die Augen ein weißer Strich. Der Alk bewohnt den Norden von Europa, Asien und Amerika, und es geschieht selten, daß er sich bis in's Baltische Meer hinab begiebt, und von da, und im Deutschen Meere zuweilen Deutsche Küsten und Flüsse erreicht. An Größe übertrifft er einen Raben; seine Länge ist 20¼ Zoll, und die Breite 2 Fuß 6¼ Zoll. Die länglichen Naselöcher liegen unter den Halfterfedern verborgen. Die dreizehigen Füße sind, sammt den krummen Nägeln, schwarz. — Der Alk schwimmt so hurtig, daß er darin die meisten Schwimmvögel übertrifft. Dagegen ist auch sein Gang wackelnd, langsam — und da die Füße, außer dem Gleichgewicht, nahe am Steiß, stehen, aufgerichtet. Er taucht oft hundert und mehrere Fuß tief unter.

Bei dem nördlichen Strande, als bei Island, Grön-

land, Schweden, Norwegen und den Farder-Inseln zieht er in großer Menge herum, verläßt den Norden im Winter, wo er das offene Meer besucht, selten, und verliert sich nur zuweilen weiter herunter an die Küsten und Flüsse von Frankreich, Holland und Deutschland.

Seine Nahrung besteht in kleinen Fischen, besonders Häringen, und er wird daher im Norden für den größten Häringsfischer gehalten. Er taucht sehr tief darnach unter. Er nistet in den Hölen der steilsten und unzugänglichen Felsen, ohne ein besonderes Nest zusammen zu tragen. Man trifft oft Klüfte an, wo über hundert Vögel gemeinschaftlich brüten, indem jeder ein großes weißes schwarzgeflecktes Ei auf den bloßen Felsen hingelegt hat. Die Weibchen wechseln im Brüten mit einander ab, und Eins hat immer die Wache vor der Höle. Man sagt, daß, um die Eier auf den nackten Klippen im Gleichgewicht zu erhalten, ohne daß sie herabrollten, jedes derselben beim Legen eine kalkartige Feuchtigkeit ausschwitze, die sogleich verhärte, und dasselbe fest an dem Steine anleime.

In Norwegen wird er geschossen, und bisweilen, wenn er sich unter dem Wasser befindet, aus Versehen mit der Fischangel gefangen. Die Farder fangen jährlich wohl 10,000 Stück dieser Vögel, woraus man auf die große Menge derselben schließen kann, besonders wenn man bedenkt, daß sie jedesmal nur ein Ei legen.

Auf der Elbe werden sie zuweilen im Dezember und Januar gefangen, wenn sie sich in den Fischnetzen verwickeln. Die Farder, und andere Nordländer essen das Fleisch derselben. Die Norweger, und andere Küstenbewohner suchen mit der größten Lebensgefahr, vermöge langer Seile und Stangen, ihre Nester zu erreichen, sammeln die wohlschmeckenden Eier auf, und ziehen auch die brütenden Vögel in Schlingen hinauf. Seiner guten Federn wegen, die den Eiderdunen nahe kommen, wird

der Alk noch besonders nützlich. Er heißt noch: Scheerschnabel; Wasserschnabel; Allika; Scheermesserschnäbler; Klubalk; Tordalk.

### Der Elsteralk. (Alca Pica.) Fig. 28.

Der Schnabel ist glatt, gedrückt, der Unterleib und die Spitzen der hintern Schwungfedern sind weiß, die Füße roth. Dieses Vogels eigentliche Heimath sind die nördlichsten Gewässer von Europa und Asien; doch kömmt er auch bis in's Baltische Meer, an die Küsten von Deutschland, und sogar bis in's Mittelländische Meer herab. Seine Länge beträgt 1 Fuß 5 Zoll, und die Breite 2 Fuß $4\frac{1}{4}$ Zoll. Der Schwanz ist $2\frac{1}{2}$ Zoll lang. Das Gewicht ist 18 Unzen. Der Schnabel ist länger, als an den übrigen Arten, (daher der Name Elsteralk), $2\frac{1}{4}$ Zoll lang, und 8 Linien dick an der Wurzel; an den Seiten sehr platt gedrückt Der Körper ist oben schwarz, unten vom Kinn an weiß; die Schwungfedern sind oben schwarz; unten aschgrau; die kleinern an den Spitzen weiß; die 12 Schwanenfedern schwarz.

In Grönland kommt keiner eher in die Bayen, als bis die strenge Kälte einfällt, sondern sie bleiben auf der See, und gehen zur Brütezeit heerdenweise nach den Klippen, wo jeder seinen Wohnort kennt.

Sie nähren sich vom Cancer pedatus, und andern Meer-Insekten, und werden davon sehr fett. Im Winter gehen sie in die Bayen nach Futter, kehren des Nachts aber in die See zurück.

Man wirft sie in der See mit Pfeilen, oder jagt sie mit Kähnen an das Ufer, wo sie schon von andern erwartet und getödtet werden, oder man fängt sie in Netzen aus Fischbein. Sie streiten in Ansehung des Vortheils, den der Grönländer von ihnen zieht, mit der Eidergans.

Die Häute braucht man zur Bekleidung; das rothe

Fett wird ausgelassen; das halb faule Fleisch sehr gern gegessen, und der ganze Vogel, mit seinen Eingeweiden zugerichtet, wird für einen großen Leckerbissen gehalten. Sie sind die vorzüglichste Speise der Eingebornen im Februar und März. — Er heißt noch Schwarzschnabel.

### Die Fettgans, Pinguin. (Aptenodytes.) Fig. 29.

Die Pinguine, deren ganzes Geschlecht sich bloß auf der südlichen Halbkugel findet, bringen, ihrem Körperbau gemäß, den bei weitem größten Theil ihres Lebens auf der offnen See zu, wo sie sich in kleinen Horden, zu 12 bis 16, aber selbst in der Entfernung von mehr als 500 Deutschen Meilen sehen lassen. Zur Brütezeit aber kommen sie in so unsäglicher Menge an's Land, daß z. B. van Noort im Jahre 1599 auf der Penguins-Insel im Patagonischen Meer in kurzer Zeit 50,000 Stück tödten, und Wood im Jahre 1669 eben daselbst 100,000 von ihren Eiern sammeln ließ.

Am Lande müssen sie, wegen der ganzen besonderen Stellung ihrer kurzen Ruderfüße, den Leib aufrecht halten. Am meisten fällt die abweichende Bildung ihrer flossenartigen, mit schuppenartigen Federchen dicht besetzten Fittige auf, die fast gar nichts mit Flügeln gemein habe. Fliegen können sie daher gar nicht, doch können sie beträchtliche Sätze über das Wasser machen, besonders eine Art, (Chrysciome), welche sich bei den Falklands-Inseln und an den Küsten von van Diemens-Land findet, fast 2 Fuß hoch wird, und auf dem Rücken hechtblau und schwarz melirt, am Bauche aber grau ist. Das Gefieder ist glatt und glänzend, der Gang gerade, und fast aufrecht. Am Kap ist sehr häufig Aptenodytes demersa. Der Schwanz ist überaus kurz und stumpf, und die Federn sind fettig und öhlicht, damit sie dem Wasser desto besser widerstehen können.

Eine

Eine der größeren Arten hat einen schönen gelben Halskragen, der sich vom Kopfe bis zum Unterleib hinzieht, einen langen Hals, und einen schlankeren Leib. Sie heißt der Riesenpinguin, lebt meistens einsam, und wird leicht zahm.

Auf dem Lande sind sie wegen ihrer Unbehülflichkeit leicht zu tödten, auf dem Wasser aber sehr schwer, da sie schnell fortschießen, und sehr gut untertauchen. Das Fleisch der Jungen soll wohlschmeckend seyn.

Ende des ersten Bandes.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

# Register.


| | Seite |
|---|---|
| **A.** | |
| Ackerdrossel | 769 |
| Adler | 680 |
| — der weiße | 685 |
| — der gemeine | 686 |
| — See- | 689 |
| — Fisch- | 691 |
| — der weißköpfige | 697 |
| Aeneas, der Surinam'sche | 237 |
| Affengeschlecht | 133 |
| Affe | 135 |
| — der große | 142 |
| — der gemeine | 144 |
| — der schwarze | 148 |
| — mit einem Haarbüschel | 152 |
| — der Chinesische | 153 |
| — der furchtsame | 157 |
| — der Ceylonesische | 158 |
| Albatros | 921 |
| Alk | 961 |
| — Elster- | 963 |
| Alpengrasmücke | 823 |
| Alpenhase | 213 |
| Alpenlerche | 766 |
| Alpenmaus | 190 |
| Ameisenfresser, der große | 379 |
| Ammer | 775 |
| — der graue | 777 |
| — Schnepf- Gold- Rohr- Garten-Ammer | — |
| Amsel | 769 |
| Anhinga | 920 |
| Ani | 723 |
| Anta | 495 |
| Antilope | 439 |
| Aras | 714 |
| Argusfasan | 857 |
| Armadill | 381 |
| Auerhuhn | 849 |
| Austerfischer | 905 |
| **B.** | |
| Bachstelze | 821 |
| — die weiße | — |
| — die graue | — |
| Bär | 258 |
| — der weiße | 266 |

| | Seite |
|---|---|
| Bären-Pavian | 149 |
| Bartgeyer | 676 |
| Bartvogel | 754 |
| Baumeule, die große | 708 |
| Baumfalke | 705 |
| Baumläufer | 718 |
| Baumlerche | 766 |
| Baummarder | 244 |
| Bergfalke | 702 |
| Bergfink | 782 |
| Berglerche | 766 |
| Bergmaus | 204 |
| Beutelmeise | 827 |
| Beutelratte | 234 |
| Beutelthier | 233 |
| Blaumeise | 826 |
| Blindmaus | 205 |
| Biber | 534 |
| Biberratze | 540 |
| Bienenfresser | 702. 720 |
| Biggel | 444 |
| Bilch | 206 |
| Bisamochse | 459 |
| Bisamthier | 481 |
| Bison | 459 |
| Blaurake | |
| Blauspecht | 719 |
| Blumenspecht | 721 |
| Bluthänfling | 790 |
| Bock | 433 |
| Brachvogel | 899 |
| Brandmaus | 182 |
| Braunelle | 821 |
| Braunfisch | 579 |
| Brüllaffe, der schwarze | 155 |
| Buchfink | 779 |
| Buckelochs | 467 |
| Büffel | 445 |
| Buschratte | 235 |
| Buschschwanzaffe | 157 |
| Bussard | 701 |
| Butzkopf | 579 |

C.

| | |
|---|---|
| Cacadu (s. K.) | |
| Calao | 714 |
| Canarienvogel | 793 |
| Caschelot | 136 |
| Casuar | 874 |
| Citrinchen | 791 |
| Coaita | 156 |
| Colibri | 721 |
| — Topas- Juwelen- | 722 |
| Condor | 672 |
| Certhia Coccinea | 718 |
| Cuntur | 672 |
| Curucu (s. Kuruku) | 753 |

D.

| | |
|---|---|
| Dachs | 272 |
| — Honig- | 277 |
| Dachshund | 309 |
| Damhirsch | 475 |
| Delphin | 579 |
| Dohle | 740 |
| — Stein- | 744 |
| Dompfaff | 772 |
| Drehhals (s. Wendehals) | 719 |
| Dromedar | 402 |
| Dronte | 874 |
| Drossel | 767 |
| — Wachholder- Wein- Schwarz- Sing- Miſtel- Rohr- | 769 — 70 |
| Dſiggetai | 394 |

E.

| | |
|---|---|
| Eber | 482 |

| | Seite |
|---|---|
| Edelhirsch | 466 |
| Edelfalke | 698 |
| Eidervogel | 939 |
| Eichhörnchen | 166 |
| — das gemeine | 166 |
| — das fliegende | 170 |
| Eisbär | 266 |
| Eisvogel | 720 |
| Elenthier | 462 |
| Elephant | 497 |
| Elster | 748 |
| Emgalo | 492 |
| Ente | 929 |
| — zahme | 945 |
| — wilde | 951 |
| — Löffel- | 954 |
| — Sammet- | 955 |
| — Spieß- | 956 |
| — Tauch- | 959 |
| Erdhase | 217 |
| Erdwolf | 184 |
| Erlenfink | 787 |
| Esel | 394 |
| Eule | 705 |
| — die gemeine | 708 |
| — die Ohr- | — |
| — die weiße | 709 |
| — die Stein- Schleier- | — |

## F.

| | |
|---|---|
| Falke | 680 |
| — Edel- | 698 |
| — der rauhbeinige | 693 |
| — Wespen- | 702 |
| Fasan, der gemeine | 858 |
| Faulthiergeschlecht | 375 |
| Faulthier, das dreizehige | 376 |
| Federbuschlerche | 766 |
| Feigenfresser | 819 |
| Feldsperling | 787 |
| Feldmaus, die große | 181 |
| — die kleine | 189 |
| Fensterschwalbe | 830 |
| Fettammer | 775 |
| Fettgans | 964 |
| Feuerschwalbe | 830 |
| Fichtenhacker | 771 |
| Fink | 778 |
| — Flachs- | 791 |
| Finnfisch | 576 |
| Fischaar | 694 |
| Fischadler | — |
| Fischotter | 552 |
| Flamingo | 875 |
| Fledermaus | 162 |
| — die langöhrige | 164 |
| Fliegenfänger | 799 |
| — Vogel | 722 |
| — der gefleckte | 800 |
| — mit dem Halsbande | 801 |
| — der schwarzrückige | 802 |
| — schwarzgraue | 803 |
| Flußpferd | 533 |
| — amerikanisches | 495 |
| Fregatte | 828 |
| Frett | 249 |
| Fuchs | 321 |
| — weißer oder arktischer | 331 |

## G.

| | |
|---|---|
| Gabelweihe | 703 |
| Gais | 477 |
| Gans | 935 |
| Gartenammer | 775 |
| Gartenfink | 779 |
| Gazelle | 439 |
| Geiskopf | 899 |
| Gemse | 440 |

| | Seite |
|---|---|
| Geyer, der gemeine | 675 |
| — Hasen- | 678 |
| — Giraffe | 461 |
| Gnou | 444 |
| Goldadler | 681 |
| Goldammer | 776 |
| Goldamsel | 754 |
| Golddrossel | — |
| Goldfasan | 863 |
| Goldhähnchen | 822 |
| Grabthier | 337 |
| Grasmücke, die gemeine | 816 |
| — die schwarzköpfige | 812 |
| — graue | 814 |
| — geschwätzige | 820 |
| Grauspecht (s. Baumläufer) | |
| Großohr (s. Ichneumon) | |
| Grünfink | 774 |
| Grünitz | 770 |
| Grünling | 774 |
| Guevei | 446 |
| Guanaco oder Lama | 413 |
| Gürtelthier | 380 |

## H.

| | |
|---|---|
| Habicht | 702 |
| — blauer | 704 |
| Hahn | 852 |
| Halbkaninchen | 224 |
| Hänfling, der gemeine | 790 |
| Halbweihe | 704 |
| Hamster | 197 |
| Hase, der gemeine | 209 |
| Haselhuhn | 850 |
| Haselmaus, kleine | 172. 207 |
| Hasengeyer | 678 |
| Haubenfinke, der Indianische | 774 |
| Haubenlerche | 766 |
| Haubenmeise | 827 |
| Haubentaucher | 912 |
| Hausmarder | 240 |
| Hausmaus | 179 |
| — die große | 170 |
| Hausratte | — |
| Hausschwalbe | 830 |
| Haussperling | 783 |
| Heerschnepfe (s. Schnepfe) | |
| Heher, Holz- | 745 |
| — Tannen- | 747 |
| Heidelerche | 766 |
| Hermelin (s. Wiesel) | |
| Hille | 477 |
| Hirsch | 466 |
| Hirscheber | 494 |
| Honigdachs | 277 |
| — Kukuk | 765 |
| — Sauger | 721 |
| Hühnerfalke | 704 |
| — Geyer | 703 |
| — Hund | 298 |
| Huhn | 851 |
| Hund | 278 |
| Hundskopf | 142 |
| Hyäne | 337 |
| — die gefleckte | 341 |

## J.

| | |
|---|---|
| Jagdhund | 295 |
| Jaguar | 361 |
| Jaguarundi | 362 |
| Jakal | 343 |
| — der Barbarei | 344 |
| Ibis | 893 |
| — der scharlachrothe | — |
| — mit schwarzem Gesicht | 894 |
| — der Cayennische | 895 |
| — der sichelschnäblige | 896 |
| Ichneumon | 239 |

| | Seite |
|---|---|
| Jerboa | 217 |
| Igel | 226 |
| Iltis | 246 |
| Immenwolf | 720 |
| Juwelen-Colibri | 722 |

K.

| | |
|---|---|
| Kakadu | 713 |
| Kameel, das Arabische | 402 |
| Kameelpardel | 461 |
| Kameelziege | 413 |
| Kampfhahn | 902 |
| Kanarienvogel | 793 |
| Känguruh | 235 |
| Kaninchen | 221 |
| Kapaun | 855 |
| Kaschelot | 577 |
| Katzengeschlecht | 346 |
| Katze | 362 |
| — die zahme | 364 |
| — die wilde | 365 |
| Kauz, der große | 709 |
| Käuzchen | 710 |
| Kernbeißer, der gemeine | 771 |
| — der rothschnäbliche | 773 |
| Kernfresser | 771 |
| Keuler | 452 |
| Kiebitz | 901 |
| Kircheule | 709 |
| Kirschfink | 771 |
| Kirschvogel | 754 |
| Kohlmeise | 825 |
| — kleine | 826 |
| Kormoran | 927 |
| Kornferkel | 171 |
| Kothhahn | 721 |
| Krammetsvogel | 767 |
| Kranich | 880 |
| Kreuzschnabel | 770 |

| | Seite |
|---|---|
| Kibitz | 770 |
| Kronvogel | 834 |
| Kropfgans | 922 |
| Kropfgazelle | 444 |
| Krünitz | 770 |
| Kuh | 449 |
| Kukuk, der gemeine | 757 |
| — der rothbraune | 764 |
| Kuruku, der grüne | 752 |
| — mit dem Streif | 753 |

L.

| | |
|---|---|
| Lachtaube | 838 |
| Lämmergeyer | 676 |
| Landbär | 258 |
| Landvögel | 672 |
| Leichenhuhn | 710 |
| Lemming | 204 |
| Leopard | 359 |
| Lerche | 765 |
| — Tartarische | 767 |
| Lerchenfalke | 705 |
| Llama | 413 |
| Löffelente | 954 |
| Löffelgans | 879 |
| Löffelreiher | — |
| Löwe | 346 |
| Luchs | 370 |

M.

| | |
|---|---|
| Madenfresser | 723 |
| — afrikanischer | — |
| Maisdieb | 752 |
| Maki | 160 |
| — der träge | 161 |
| — der fliegende | — |
| Mako | 160 161 |
| Manakie | 824 |

| | Seite |
|---|---|
| Manati von Kamtschatka | 567 |
| — der rundschwänzige | 569 |
| Mandelkrähe | 751 |
| Marder | 240 |
| Marsupial | 234 |
| Mauerschwalbe | 831 |
| Mauerspecht | 718 |
| Mauleſel | 399 |
| Maulwurf | 230 |
| Maus | 170 |
| — Haus= | 179 |
| — Hasel= | 172 |
| — Spitz= | 175 |
| — Waſſerſpitz= | 177 |
| Mäuſehabicht | 702 |
| Meerkatze | 134 |
| Meerotter | 558 |
| Meerſchwein | 579 |
| Meerſchweinchen | 224 |
| Meerſchwalbe | 910 |
| Meiſe | 825 |
| Mehlſchwalbe | 830 |
| Menſch | 92 |
| Merle | 778 |
| Milane | 704 |
| Miſteldroſſel | 768 |
| Mönch | 812 |
| Mongus | 161 |
| Mooswelhe (ſ. Fiſchaar) | 694 |
| Moſchusochſe | 459 |
| Moſchusthier | 481 |
| Motacilla Calliope | 823 |
| Möwe | 915 |
| — Isländiſche | — |
| — Winter= | 916 |
| — Härings= | 918 |
| Muffelthier | 429 |
| Müllerchen | 820 |
| Murmelthier | 190 91 |
| Muſethier | 463 |

N.

| | Seite |
|---|---|
| Nachteule | 708 |
| Nachtigall | 804 |
| Nachtſchwalbe, die Europäiſche | 832 |
| Narwal | 578 |
| Nashorn, einhörniges oder Aſiatiſches | 523 |
| — zweihörniges oder Afrikaniſches | 527 |
| Nashornvogel | 714 |
| Nebelkrähe | 735 51 |
| Neuntödter | 711 |
| Nil-ghau | 444 |
| Nilpferd | 533 |
| Nordkaper | 576 |
| Nörz | 557 |
| Nußheher | 747 |

O.

| | Seite |
|---|---|
| Ochſe | 445 |
| Ohreule | 706 |
| — die mittlere und die kleinſte | 708 |
| Opoſſum | 234 |
| Orangutang | 137 |
| Orignal | 463 |
| Ortolan | 775 |
| Otter | 551 |

P.

| | Seite |
|---|---|
| Paco | 416 |
| Panther | 359 |
| Panzerthier | 382 |
| Papagey | 712 |
| Papageytaucher | 961 |
| Paradiesvogel | 752 |

| | Seite |
|---|---|
| Paradiesvogel, der gemeine | 752 |
| Paradiesmerle | 778 |
| Parder | 369 |
| Pavian | 146 |
| — der große | — |
| — der graue | 149 |
| Pelikan | 922 |
| Pendulinmeise | 827 |
| Perleule | 709 |
| Perlhuhn | 850 |
| Pfau | 868 |
| Pfefferfraß | 714 |
| Pfeffervogel | 715 |
| Pferd | 383 |
| Pflaumenstiel | 827 |
| Phatagin | 382 |
| Pinguin | 964 |
| Pimpelmeise | 826 |
| Piplerche | 766 |
| Pirol | 754 |
| — der gemeine | 754 |
| Pitheke | 144 |
| Polarfuchs | 331 |
| Pottfisch (s. Caschelot) | 136 |
| Puter | 867 |

Q.

| | |
|---|---|
| Quagga | 399 |
| Quato | 156 |

R.

| | |
|---|---|
| Rabe | 723 |
| — Indianischer | 714 |
| — gemeiner | 724 |
| Rabenkrähe | 731 |
| Rackun | 277 |
| Rattel | — |
| Ratze | 170 |
| Rauchschwalbe | 830 |
| Rebhuhn | 847 |
| Regenpfeifer | 905 |
| Regenschnepfe | 898 |
| Reh | 477 |
| Reiher | 889 |
| Rellmaus | 170 |
| Renthier | 464 |
| Rieke | 478 |
| Rind, das grunzende | 460 |
| Ringeltaube | 838 |
| Robbe | 540 |
| Rohrammer | 777 |
| — Dommel | 890 |
| — Drossel | 769 |
| Rollmaus | 206 |
| Roloway | 150 |
| Rosemack | 267 |
| Rothbart | 817 |
| Rothfink | 776 |
| Rotgans | 935 |
| Rothkehlchen | 817 |
| Rüsselmaus | 184 |

S.

| | |
|---|---|
| Saatkrähe | 737 |
| Sädelschnäbler | |
| Sägedelphin | 580 |
| Saigaantilope | 444 |
| Salangane | 831 |
| Sänger | 804 |
| Schaf | 418 |
| — das Spanische | 429 |
| — das Englische | — |
| Schafkameel | 415 |
| Schakal | 343 |
| Scharbe | 927 |

| | Seite |
|---|---|
| Schiffsvogel | 921 |
| Schildamsel | 769 |
| Schlangenvogel | 920 |
| Schleiereule | 709 |
| Schnabelthier | 561 |
| Schnarre | 768 |
| Schneeammer | 776 |
| — Eule | 709 |
| — Fink | 789 |
| — Lerche | 766 |
| Schneidervogel | 824 |
| — der rothbrüstige | — |
| Schnepfe | 897 |
| — Doppel- | 898 |
| Schopfmeise | 827 |
| Schreier | 692 |
| Schubut | 706 |
| Schukuhuh | 710 |
| Schuppenthier | 381 |
| Schwalbe | 828 |
| — die eßbare | 831 |
| Schwan | 929 |
| — Sing- | 934 |
| — der schwarze | — |
| Schwanzmeise | 827 |
| Schwarzdrossel | 769 |
| Schwarzohr | 360 |
| Schwein, das wilde | 481 |
| — das zahme | 484 |
| — Amerikanische | 491 |
| — Aethiopische | 492 |
| — Afrikanische | 494 |
| Schweinehirsch | — |
| Schwertdelphin | 580 |
| Secretär | 679 |
| Seeadler | 689 |
| — Affe | 571 |
| — Bär | 548 |
| — Hund (Kalb) | 540 |
| Seekalb | 540 |
| — Kuh | 569 |
| — Löwe | 550 |
| — Otter | 558 |
| Seidenschwanz | 770 |
| — der gemeine | — |
| Siebenschläfer, kleine | 172 |
| Silberfasan | 866 |
| Singdrossel | 768 |
| Spanferkel | 488 |
| Spatz | 783 |
| Specht | 715 |
| — der gelbe | 717 |
| — Blumen- | 721 |
| Spechtmeise | 719 |
| Sperling | 783 |
| Spitzmaus | 174 |
| — die gemeine | 175 |
| Sprehe | 767 |
| Springhase | 217 |
| Staar | 767 |
| — der Indische | 752 |
| Stachelschwalbe | 830 |
| — Thiere | 225 |
| — Schwein | — |
| Steinadler | 685 |
| — Amsel | 769 |
| — Bock | 430 |
| — Dohle | 744 |
| — Dreher | 903 |
| — Eule | 700 |
| — Marder | 240 |
| — Schwalbe | 831 |
| Steppenlerche, schwarze | 767 |
| Stieglitz | 780 |
| Stier | 449 |
| Stinkthier | 238 |
| Storch | 884 |
| — der weiße | — |

| | Seite |
|---|---|
| Storch, der schwarze | 888 |
| Stoßfalke | 705 |
| Strauß | 871 |
| Struntjäger | 919 |
| Sturmvögel | 922 |
| Suhai | 444 |
| Sürmülot | 219 |
| Syohgush | 359 |

T.

| | |
|---|---|
| Tageule | 709 |
| Tajassu | 491 |
| Tannenheher | 747 |
| — Meise | 826 |
| Tapir | 495 |
| Taube | 835 |
| Taubenfalke | 702 |
| Taucher | 911 |
| — der dumme | 913 |
| Teufelsbolzen | 827 |
| Thos | 343 |
| Thurmfalke | 704 |
| — Schwalbe | 831 |
| Tiger | 357 |
| — Amerikanischer | 361 |
| Trampelthier | 402 |
| Todtenvogel | 710 |
| Tölpel | 929 |
| Topascolibri | 722 |
| Trappe | 870 |
| Trompetenvogel | 908 |
| Tropikvögel | 919 |
| Truthahn | 867 |
| Tukan | 714 |
| Tümmler | 834 |
| Turteltaube | 837 |

U.

| | |
|---|---|
| Uhu | 705 |
| Uistiti | 154 |
| Uferschwalbe | 830 |
| Unze | 359 |

V.

| | |
|---|---|
| Verkehrtschnabel | 918 |
| Vielfraß | 267 |

W.

| | |
|---|---|
| Wachholderdrossel, die kleinere | 768 |
| Wachtel | 848 |
| — König | 907 |
| — Sänger | 816 |
| Waldlerche | 166 |
| — Maus, rothe | 172 |
| — Pelikan | 896 |
| Wallfisch | 572 |
| — Roß, das Arktische | 561 |
| Wanderfalke | 702 |
| — Ratte | 219 |
| Waschbär | 277 |
| Wasserhuhn | 905 |
| — Ratte | 184 |
| — Schwein | 495 |
| — Spitzmaus | 177 |
| — Staar | 767 |
| — Vögel | 909 |
| Weihe | 703 |
| — kleine | 704 |
| Weindrossel, die kleinere | 769 |
| Weißzahn | 179 |
| Wendehals, der gemeine | 719 |
| Wespenfalke | 702 |

| | Seite |
|---|---|
| Wiedehopf | 721 |
| Wiesel, der große | 251 |
| — der kleine | 252 |
| Wiesenlerche | 766 |
| Windhund | 301 |
| Wittwe | 777 |
| Wolf | 315 |
| Wolfsbär | 270 |
| Wolverene | — |
| Wurzelmaus | 207 |
| Würger | 711 |
| — der tyrannische | 712 |
| — der graue | — |

Z.

| | |
|---|---|
| Zaunkönig | 822 |
| Zebra | 399 |
| Zebu | 461 |
| Zeisig | 781 |
| Zibethkatze | 237 |
| Ziege | 433 |
| — die Angorische | 437 |
| Ziegenmelker | 832 |
| Ziemer | 768 |
| Zipdrossel | — |
| Zobel | 255 |
| Zugtaube | 842 |
| Zwergantilope | 445 |
| Zwergeule | 710 |
| Zwergmoschusthier | 481 |


Gedruckt bei Carl Friedrich Amelang.

# Auswahl vorzüglicher Werke,

welche im Verlage

der

## C. F. Amelangschen Buchhandlung in Berlin,

(Brüderstraße Nr. 11.)

erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, Oestreichs, Rußlands, Dänemarks und der Niederlande, zu haben sind:

---

Buchholz, Fr., Kleine Schriften, historischen und politischen Inhalts. Neue wohlfeile Ausgabe. 2 Bde. brosch. 2 Thlr.

Auch unter dem Titel:

— — Gemälde. 2 Bände.

Dreist, S. F., (Prediger zu Barzewitz bei Rügenwalde.) Morgen- und Abendandachten, zum Gebrauch in Schulen beim Anfange und Schluß des Unterrichts. 8. 4 Gr.

— — Der Catechismus Lutheri ausführlich erklärt in Fragen und Antworten wie auch mit Sprüchen und Liederversen versehen. Ein Handbuch beim Catechisiren für Schullehrer auf dem Lande. 8. (zehn Bogen) 8 Gr.

Ehrenberg, (Königl. Hofpred. zu Berlin), Blätter, dem Genius der Weiblichkeit geweiht. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

— — — — Seelengemälde. 2 Thle. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Hartung's, Albrecht, Arithmetische Aufgaben zum praktischen Unterrichte für Schulen u. zu häuslichen Uebungen. Erstes Bändchen, enthält: die vier Species ꝛc. u. die einfache gerade Regel Detri. 8. (12 Bogen.) 12 Gr.

Desselben 2tes Bändchen, enthält: die einfache und zusammengesetzte Regel Detri in geraden und ungeraden Verhältnissen. 8. (12 Bogen.) 12 Gr.

— — Auflösungen des ersten und zweiten Bändchens arithmetischer Aufgaben zum praktischen Unterrichte für Schulen u. zu häuslichen Uebungen. 8. (8 Bogen.) 8 Gr.

Hermbstädt, Sig. Fr., (Königl. Preuſs. Geheimer Rath u. Ritter etc.) Bulletin des Neuesten u. Wissenswürdigsten aus der Naturwissenschaft, so wie den Künsten, Manufacturen, technischen Gewerben, der Landwirthschaft, u. der bürgerlichen Haushaltung; für gebildete Leser u. Leserinnen aus allen Ständen. 15 Bände. gr. 8. Engl. Druckpapier, mit 40 Kupf. u. vielen Holzschnitten. 1809 — 13.
à 2 Rthlr. 16 Gr.
complet 40 Rthlr.

Der Verleger hat sich entschlossen, noch für einige Zeit dieses Werk um die Hälfte des bisherigen Preises oder zu 20 Rthlr. baar abzulassen.

— — — Muſeum des Neueſten und Wiſſenswürdigſten aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft, der Künſte, der Fabriken, der Manufakturen, der techniſchen Gewerbe, der Landwirthſchaft, der Produkten-, Waaren und Handelskunde, und der bürgerlichen Haushaltung; für gebildete Leſer und Leſerinnen aus allen Ständen. gr. 8. Mit Kupfern und Holzſchnitten. 1814 — 1815. 15 Bände. à Band 2 Thlr. 12 Gr. compl. ſonſt 37 Thlr. 12 Gr. Jetzt zum herabgeſetzten Preiſe für: 18 Thlr. 18 Gr.

— — — Chemiſche Grundſätze der Kunſt Bier zu brauen, oder Anleitung zur theoretiſch-praktiſchen Kenntniß und Beurtheilung der neueſten und wichtigſten Entdeckungen und Verbeſſerungen in der Bierbrauerei; nebſt einer Anweiſung zur praktiſchen Darſtellung der wichtigſten engländiſchen und deutſchen Biere, ſo wie einiger ganz neuen Arten derſelben. Zweite durchaus verbeſſerte und vermehrte Auflage. gr. 8. Mit 3 Kupfern. 2 Thlr.

— — — Chemiſche Grundſätze der Kunſt Branntwein zu brennen, theoretiſch und praktiſch dargeſtellt. Nebſt einer Anweiſung zur Fabrikation der wichtigſten Liquöre. Als Anhang die zweite verbeſſerte Auflage des Herrn A. S. Düportal's Anleitung zur Kenntniß des gegenwärtigen Zuſtandes der Branntweinbrennerei in Frankreich. gr. 8. 556 Seiten. Mit 12 Kupfertafeln. 4 Thlr.

— — — Chemiſche Grundſätze der Deſtillirkunſt und Liquörfabrikation; oder theoretiſch-praktiſche Anleitung zur rationellen Kenntniß und Fabrikation der einfachen und doppelten Branntweine, der Crême's, der Oele, der Elixire, der Ratafia's und der übrigen feinen Liquöre. 8. Mit 4 Kupfertafeln. 2 Thlr. 16 Gr.

Hermbstädt, S. F., Anweisung zum Gebrauche des Lac Lake und Lac Dyes, als Stellvertretern der Cochenille in der Scharlachfärberei. Nach dem Engl. des Herrn Dr. Bancroft in London. gr. 8. 4 Gr.

— — — Anleitung zu der Kunst wollene, seidene, baumwollene und leinene Zeuge ächt und dauerhaft selbst zu färben; desgleichen Leinwand und baumwollene Zeuge zu bleichen, und gedruckte Kattune so zu waschen, daß die Farben nicht zerstört werden. Zum wirthschaftlichen Gebrauch für städtische und ländliche Haushaltungen. gr. 8. 12 Gr.

— — — Gemeinnütziger Rathgeber für den Bürger und Landmann; oder Sammlung auf Erfahrung gegründeter Vorschriften zur Darstellung mehrerer der wichtigsten Bedürfnisse der Haushaltung, so wie der städtischen und ländlichen Gewerbe. gr. 8. 4 Bände. Von den ersten beiden erschien bereits die Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 1 Kupfertafel. Sauber geh. à 18 Gr. 3 Thlr.

Jones, J., (Obersilieutenant im Brittischen Ingenieur-Corps.) Tagebuch der in den Jahren 1811 und 1812 von den Verbündeten in Spanien unternommenen Belagerungen, nebst einem Anhange. Aus dem Englischen übersetzt von F. v. G. — Mit neun ausgeführten Plänen. gr. 8. Sauber geheftet. 3 Thlr. 12 Gr.

Klatte, C., Der Hausyferdearzt. Ein Handbuch für Pferdebesitzer. 8. brosch. 16 Gr.

Lehmann, G. A., 51 Ansichten von Berlin. Nach der Natur gezeichnet und gest. Im Etui 1 Thlr. 12 Gr.

Netto, Fr., Dr., Vollständiges Handbuch der gesammten höhern und niedern Vermessungskunde. 2 Theile in kl. 8. Mit 6 Kupfert. in Queer-Folio. geb.

Neumann, W., Das Schulexamen über die Realien. Ein Lehr- und Volksbuch in katechetischer Form. 1stes Heft. 8. Mit 1 Kupfert. geh. 9 Gr.

— — — 2tes Heft enthält: Vaterländische Geschichte. 8. geh. 16 Gr.

Nieraese, J. S. F., (Prof. am Friedrichsgymnas.) Kurzer Abriss des lateinischen Styls für obere Gymnasiumsklassen. 8. 6 Gr.

Orfila, M. P., (Doctor der Arzneiwissenschaft a. d. medic. Facultät zu Paris, Prof. der Chemie und Physik etc.) Allgemeine Toxicologie oder Giftkunde, worin die Gifte des Mineral-, Thier- und Pflanzenreichs, aus dem physiologi-

schen u. medizinisch-gerichtlichen Gesichtspunkte untersucht werden. Aus dem Franz. übersetzt, mit eigenen Erfahrungen und Bemerkungen vermehrt v. Dr. Sigism. Fr. Hermbstädt. 4 Theile. gr. 8. Mit 1 Kupfert. Compl. 7 Thlr. 16 Gr.

Plotho, C. v., (Königl. Preuß. Oberst-Lieutenant und Ritter ꝛc.) Der Krieg in Deutschland u. Frankreich in den Jahren 1813 und 1814. 3 Theile. 1ster Theil mit 26 Beilagen. gr. 8. geh. 2 Thlr. 12 Gr.

— — 2ter Theil m. 29 Beil. gr. 8. geh. 3 Thlr. 16 Gr.

— — 3ter Theil m. 29 Beil. und einem Plane von Wittenberg. gr. 8. geh. 3 Thlr. 20 Gr.

— — Der Krieg des verbündeten Europas gegen Frankreich, im Jahre 1815. Als 4ter und letzter Theil des Werks: Der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren $\frac{1}{1}\frac{3}{5}$. gr. 8. Mit 48 Beil. geh. 3 Thlr. 12 Gr. (compl. 13 Thlr. 12 Gr.)

Ponge, Salomon, Manuel de la langue française à l'usage des écoles. II Tom. I. Tom. contenant: les élémente de la langue française. 8vo. 15 Bog. compress 12 Gr.

— — — II. Tom. contenant: Recueil de pièces dramatiques. 8vo. 12 Gr.

Preuß, J. D. E., Herzenserhebungen in Morgen- und Abend-Andachten der vorzüglichsten deutschen Dichter. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. Zweite vermehrte und verbesserte Aufl. Eleg. brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

— — — Alemannia oder Sammlung der schönsten und erhabensten Stellen aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands, zur Bildung und Erhaltung edler Gefühle. Ein Handbuch auf alle Tage des Jahres für Gebildete. Mit einem allegor. Titelkupfer. 8. Zweite vermehrte u. verbesserte Aufl. broschirt. 18 Gr.

— — — Zweiter Theil. 8. Mit einem schönen Titelk. elegant geheftet 1 Thlr.

Schöne, C., Gustav Adolfs Tod. Trauerspiel in 5 Akten. Kl. 8. Mit 1 allegor. Titelkupfer, gezeichnet und gestochen v. L. Wolff. Eleg. geh. 20 Gr.

— — — Die Macht der Leidenschaft. Trauerspiel in 4 Akten. Kl. 8. Mit 1 allegor. Titelk. gezeichnet und gestochen von L. Wolff. Eleg. geh. 18 Gr.

Scheibler, S. W., Allgemeines deutsches Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen oder gründliche Anweisung wie

man ohne Vorkenntniſſe alle Arten Speiſen und Backwerk auf die wohlfeilſte und ſchmackhafteſte Art zubereiten kann. Ein unentbehrliches Handbuch für angehende Hausmütter, Haushälterinnen und Köchinnen. 8. Vierte durchaus verbeſſerte und vermehrte Auflage. Mit einem neuen ſchönen Titelkupfer. 1 Thlr.

Singſtock, G. E., (vormals Küchenmeiſter des Hochſel. Prinzen Heinrich von Preußen Königl. Hoheit.) Neueſtes vollſtändigſtes Handbuch der feinen Kochkunſt, oder faßliche Anleitung zur ſchmackhafteſten Zubereitung aller Arten von Speiſen nach deutſchem, franzöſiſchem und engliſchem Geſchmacke, ſo wie der Faſtenſpeiſen und Backwerke, nebſt einer Anweiſung zum Einmachen und Aufbewahren der Früchte, zur Anfertigung des Gefrornen, der Gelees, der Syrupe, der Getränke und der Eſſige; verbunden mit einigen Regeln zum Trocknen und Einböckeln des Fleiſches, ſo wie zum Mäſten des Geflügels, auch den zur Anordnung der Tafel. Auf 30jährige eigene Erfahrung gegründet, und mit 2391 Vorſchriften belegt. Mit einer Vorrede begleitet vom Geheimen Rath Hermbſtädt. Zweite durchgeſehene, verbeſſerte und vermehrte Aufl. Drei Theile. gr. 8. Mit 2 Kupfertafeln. 2 Thlr.

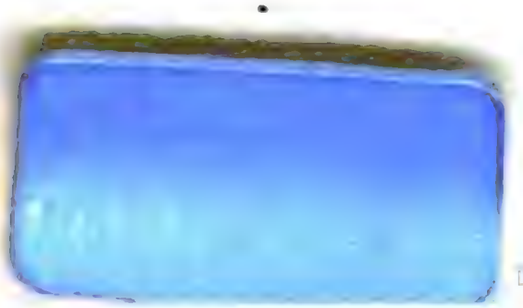
Spieker, W. Dr., Geſchichte Dr. Martin Luthers und der durch ihn bewirkten Reformation der Kirche in Deutſchland. 1ſter Theil. gr. 8. Mit 1 Titelkupf. gez. von L. Wolff u. geſt. von Meno Haas. 3 Thlr. 12 Gr.

— — — Andachtsbuch für gebildete Chriſten. II. Theile. Dritte vermehrte u. verbeſſerte Aufl. 8. Mit 2 allegoriſchen Titelkupfern u. Vignetten. geheftet 2 Thlr.

— — — Des Herrn Abendmahl. Ein Communionbuch für gebildete Chriſten. 8. Mit einem ſchönen Titelkupfer und Vignette von Meno Haas. 1 Thlr.

Vollbeding's, Joh. Chr., praktiſches Lehrbuch zur naturgemäßen Unterrichtskunſt und zur Geſammtbildung des Geiſtes und Herzens der Jugend in Volksſchulen. 8. 16 Gr.

— — — Gemeinnütziges Wörterbuch zur richtigen Verdeutſchung und verſtändlichen Erklärung der in unſerer Sprache vorkommenden fremden Ausdrücke. Für deutſche Geſchäftsmänner, gebildete Frauenzimmer und Jünglinge. gr. 8. 2te durchaus verb. und verm. Aufl. geh. 1 Thlr. 16 Gr.


Digitized by Google